07

Stadt-Bibliothek Elbing

07

Stadt-
bücherei
Erding

N. 24.

Märchen

aus

„Tausend und eine Nacht."



Stadt-
bücherei
Elbing



Ali Baba und die vierzig Räuber.

Märchen

aus

„Tausend und eine Nacht."

Mit drei Bildern.



Halle a. d. S.
Verlag von Otto Hendel.

1917 : 348

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
19040
Stadt-
bücherei
Elbing
BIBLIOTEKA
ELBLĄSKA

Vorbemerkung.

Die unter dem Titel „Tausend und eine Nacht" bekannten Märchen sind uralt. Ähnlich wie die deutschen Volksmärchen zum Teil auf die Sagen zurückzuführen sind, welche mit der Götterlehre der alten Germanen Zusammenhang haben, so möchte auch der Ursprung dieser Märchen in der alten hindostanischen Mythologie zu suchen sein. Die Vorstellungen der alten Völker über die Einwirkung höherer Mächte auf die Erde und ihre Bewohner führten stets zur Annahme menschenähnlicher, mit übermenschlichen Kräften und Vorzügen ausgestatteter Wesen, an die sich, wie leicht erklärlich und wie wir es bei allen Völkern auch finden, allerlei Sagen knüpften, die im Laufe der Zeiten zahlreichen Umgestaltungen unterlagen und schließlich zu dem wurden, was wir heute unseren Märchenschatz nennen, in dem nur vereinzelt noch die Spuren verfolgt werden können, welche auf den Götterglauben der Urvölker zurückleiten. Daß diese Märchen je nach dem Volke, welchem sie ihr Entstehen verdanken, dem Erdstrich, in welchem dieses lebte, und den Einwirkungen des Klimas ꝛc. andere Gestaltung, andere Färbung erhalten mußten, liegt auf der Hand.

Diese Märchen sind also uralt und waren in dem größeren Teil von Asien, in Arabien, Persien, Hindostan bis China, auch im nördlichen Teile von Afrika bekannt, sie lebten im Munde des Volkes und pflanzten sich unter Veränderungen und Zusätzen fort von Geschlecht zu Geschlecht. Sie wurden erzählt am Lagerfeuer der Karawane in der einsamen Wüste, in den Kriegslagern, den Harems, und heute noch tragen in orientalischen Kaffeehäusern umherziehende Gaukler Wundergeschichten vor, deren Grundlage diese Märchen bilden. In ihrer Ursprünglichkeit bergen alle diese Märchen neben ihrem buntfarbigen, orientalischen Gewande einen tiefen Sinn, reich an Poesie waren sie eine nahezu unerschöpfliche Fundgrube an Gegenüberstellungen von Tugend und Laster, Klugheit, List und Einfalt, Hochherzigkeit, Mut und Verzagtheit, Armut und Reichtum — mit einem Wort, alle menschlichen Tugenden und alle menschlichen Schwächen zeigen sie uns in orientalischer Überschwenglichkeit

verbrämt mit Feerie und Zauberei, in ihrer Gesamtheit aber bilden sie ein großes dramatisches Gemälde von unschätzbarem Werte.

Die Welt ist alt, ich glaub's, nicht desto minder
Will Unterhaltung sie noch immer wie die Kinder.

Die Frage nach dem Sammler und Aufzeichner dieser Märchen wird für immer ungelöst bleiben, auch kann diese Arbeit unmöglich das Werk eines einzelnen gewesen sein, im Gegenteil kann sie nur die Arbeit mehrerer sein und muß sich über einen langen Zeitraum erstreckt haben. Fest steht nur, daß es arabische Schriftkundige waren, welche sie sammelten, und eine solche Sammlung war es, welche in den Besitz des Franzosen Galland gelangte, der sie übersetzte und seine Übersetzung bildete nicht nur die Grundlage für die Übertragungen in alle abendländischen Sprachen, sondern auch für die zahlreichen deutschen Bearbeitungen.

Unsere Sammlung, die auf einen größeren Leserkreis berechnet ist, mußte mit Rücksicht darauf zusammengestellt und aus ihr alles ausgeschieden werden, was abendländischer Sitte und Geschmack anstößig sein konnte.

Zum Schluß fügen wir noch einzelne Stellen aus der Vorrede bei, welche Galland seiner Übersetzung vorausgeschickt hat.

„Es ist unnötig, den Leser auf den Wert und die Schönheiten der in diesem Werke enthaltenen Erzählungen aufmerksam zu machen. Sie tragen ihre Empfehlung in sich. — In der That, was ist sinnreicher als diese Vereinigung einer so überschwenglichen Menge von Erzählungen, deren Mannigfaltigkeit so erstaunlich, und deren Verknüpfung so bewundernswürdig ist, daß sie eigens dafür gemacht zu sein scheinen, um die große Sammlung zu bilden, welcher diese hier entnommen sind? Ich sage, große Sammlung; denn die arabische Urschrift, welche den Titel: „Tausend und eine Nacht" führt, hat sechsunddreißig Teile; und es ist nur die Übersetzung des ersten, welche hier vorliegt. (Erst später erschien die vollständige Sammlung.) Der Name des Verfassers eines so großen Werkes ist unbekannt; aber wahrscheinlich ist es nicht ganz von einer Hand; denn wie ist es denkbar, daß die Einbildungskraft eines einzigen Menschen so fruchtbar gewesen, um für so viele Dichtungen auszureichen.

Wenn Erzählungen dieser Art durch das darin vorherrschende Wunderbare angenehm und unterhaltend sind, so müssen diese hier

über alle anderen den Preis davontragen. Sie sind überdies anziehend durch die Sitten und Gewohnheiten der Morgenländer, durch ihre Religionsbräuche, sowohl der heidnischen als der mohammedanischen. Alle Morgenländer, Perser, Tataren, Indier lassen sich darin unterscheiden, und erscheinen so, wie sie sind, von den Fürsten bis zu Personen des niedrigsten Standes. Also, ohne die Mühe, diese Völker in ihren Ländern aufzusuchen, kann der Leser sie hier handeln sehen und sprechen hören. Es ist Sorge dafür getragen, ihre Eigentümlichkeiten zu erhalten, und nichts von ihren Ausdrücken und ihren Gedanken zu verwischen; nur dann ist von der Urschrift abgewichen, wenn die heutigen Begriffe von Wohlanständigkeit es nicht erlaubten, ihr zu folgen.

Ja, wenn die Leser dieser Erzählungen nur irgend geneigt sind, die Beispiele von Tugenden und Lastern, die sie darin finden werden, zu beherzigen, so können sie daraus viel Belehrung schöpfen und Anleitung zum Guten, wie sie die Lesung mancher anderer Erzählungen nicht gewährt, und die gar oft geeignet sind, die Sitten mehr zu verderben, als sie zu verbessern."

Inhalt.

	Seite
Der Kaufmann und der Geist	1
Geschichte des Fischers mit dem Geiste	18
Geschichte Sindbads des Seefahrers	57
Geschichte des Prinzen Seyn Alasnam und des Königs der Geister	113
Geschichte des erwachten Schläfers	132
Geschichte von Aladdin, oder die Wunderlampe	218
Die Abenteuer des Kalifen Harun al Raschid	339
Geschichte des Ali Kodjah, Kaufmanns zu Bagdad	388
Das Zauberpferd	403
Geschichte des Ali Baba und der vierzig Räuber	443
Geschichte Asems und der Geisterkönigin	483
Geschichte des Ali Dschohary	513

Die Bilder gehören zu den Märchen:
Geschichte des Fischers mit dem Geiste,
Geschichte von Aladin, oder die Wunderlampe,
Geschichte des Ali Baba und der vierzig Räuber.

Erzählungen
aus
„Tausend und eine Nacht."

Der Kaufmann und der Geist.

Es war einmal ein Kaufmann, der große Reichtümer besaß, sowohl an liegenden Gründen als an Waren und barem Gelde. Er hatte viele Handelsdiener, Faktoren und Sklaven. Indem er von Zeit zu Zeit Reisen machen mußte, um sich mit seinen Handelsfreunden zu besprechen, so rief eines Tages eine wichtige Angelegenheit ihn ziemlich weit weg von seinem Wohnorte. Er bestieg ein Pferd und ritt dahin, mit einem Felleisen hinter sich, in welchem er einen kleinen Vorrat Zwieback und Datteln hatte, weil er durch ein wüstes Land reisen mußte, wo er nichts zu leben gefunden hätte. Er kam ohne Unfall an, und nachdem er das Geschäft beendigt, welches ihn dahin gerufen hatte, stieg er wieder zu Pferde um heimzukehren.

Am vierten Tage seiner Reise fühlte er sich dergestalt von der Sonnenglut und dem durch ihre Strahlen erhitzten Boden angegriffen, daß er von seinem Wege ablenkte, um sich unter einigen Bäumen zu erfrischen, welche er auf dem Felde bemerkte. Hier fand er am Fuße eines großen Nußbaumes einen Springquell von sehr klarem Wasser. Er stieg ab, band sein Pferd an einen Baumast, und setzte sich an der Quelle nieder, nachdem er aus seinem Felleisen einige Datteln und Zwieback genommen hatte. Indem er nun die Datteln aß, warf er die Schalen zur Rechten und zur Linken hin. Nachdem er sein einfaches Mahl verzehrt hatte, wusch er, als guter Muselmann, sich die Hände, das Gesicht und die Füße und sprach sein Gebet.

Er hatte dieses noch nicht vollendet, und lag noch auf den Knien, da erschien ihm ein Geist, ganz weiß, von hohem Alter, und von ungeheurer Größe, welcher mit einem Säbel in der Hand auf ihn losging, und mit schrecklicher Stimme sprach: „Steh auf, damit ich dich mit diesem Säbel töte, wie du meinen Sohn getötet hast." Er begleitete diese Worte mit einem entsetzlichen Geschrei.

Der Kaufmann, ebenso erschrocken über die scheußliche Gestalt des Ungeheuers als über die Worte, welche er zu ihm sprach, antwortete ihm zitternd: „O weh! mein lieber Herr, welches Verbrechens kann ich mich gegen Euch schuldig gemacht haben, um den Tod von Euch zu verdienen?" — „Ich will dich töten," wiederholte der Geist, „wie du meinen Sohn getötet hast." — „Ach, guter Gott," erwiderte der Kaufmann, „wie könnte ich Euren Sohn getötet haben? ich kenne ihn ja nicht und habe ihn nimmer gesehen." — „Hast du dich nicht niedergesetzt, als du hierher kamst?" antwortete der Geist; „hast du nicht Datteln aus deinem Felleisen genommen, und indem du sie aßest, hast du nicht die Schalen zur Rechten und zur Linken hingeworfen?" — „Ich habe das alles gethan, was du sagst," antwortete der Kaufmann, „ich kann es nicht leugnen." — „Wenn das ist," fuhr der Geist fort, „so sage ich dir noch einmal, daß du meinen Sohn getötet hast; und merke, auf welche Weise: indem du die Schalen wegwarfst, ging mein Sohn gerade vorbei, und ihn traf eine ins Auge, daß er daran gestorben ist." — „Ach, lieber Herr, Gnade!" rief der Kaufmann aus. — „Keine Gnade, kein Erbarmen," antwortete der Geist. „Ist es nicht gerecht, den zu töten, der getötet hat?" — „Ich gebe es zu," sagte der Kaufmann; „aber ich habe sicherlich nicht Euren Sohn getötet; wäre es aber, so habe ich es ganz unschuldig gethan: drum also flehe ich Euch an, mir zu verzeihen und mir das Leben zu lassen." — „Nein, nein," rief der Geist, auf seinem Entschlusse beharrend, „ich muß dich ebenso töten wie du meinen Sohn getötet hast."

Mit diesen Worten ergriff er den Kaufmann beim Arme, warf ihn mit dem Gesicht gegen die Erde und schwang den Säbel, ihm den Kopf abzuhauen.

Der Kaufmann zerfloß unterdessen in Thränen, beteuerte seine Unschuld, bejammerte seine Frau und seine Kinder, und sagte die rührendsten Sachen von der Welt. Der Geist, stets mit geschwungenem Schwerte, hatte die Geduld, zu warten,

bis der Unglückliche seine Wehklage geendigt hatte, aber er ward keineswegs dadurch erweicht. „Alle diese Klagen sind überflüssig," rief er aus; „und wenn du auch blutige Thränen weintest, so würden sie mich doch nicht abhalten, dich zu töten wie du meinen Sohn getötet hast." — „Wie!" entgegnete der Kaufmann, „kann nichts Euch rühren? Wollt Ihr durchaus einem armen Unschuldigen das Leben nehmen?" Und zugleich begann der Kaufmann folgende Verse herzusagen:

„Das menschliche Leben besteht aus zwei Tagen, von welchen der eine Sicherheit bietet, der andere aber Vorsicht erheischt; und die Dauer desselben hat zwei Hälften, von welchen die eine hell, die andere trübe ist.

Siehest du nicht den Wind, wenn seine Stürme toben? Er greift am stärksten nur die höchsten Bäume an.

Wie viel giebt's nicht auf Erden schöner und schlechter Bäume? Aber nur die werden von den Leuten mit Steinen geworfen, auf denen Früchte prangen.

Am Himmel stehen Sterne sonder Zahl: aber nur die größten unter ihnen, die Sonne und der Mond, sind den Finsternissen ausgesetzt.

Dein Gemüt ist fröhlich, wenn die Tage heiter sind, und du fürchtest nicht die Zukunft, mit welcher das Geschick dir entgegeneilt.

Das Glück hat dich unbesorgt gemacht und hat dich irre geleitet: aber während der Nacht entsteht oft plötzlich das stärkste Ungewitter."

Nachdem der Kaufmann nochmals seine Bitten und Klagen wiederholt hatte, so beharrte der Geist nichtsdestoweniger auf dem Vorsatze ihn zu töten.

Als der Kaufmann sah, daß der Geist ihm durchaus den Kopf abhauen wollte, that er einen lauten Schrei, und rief aus: „Haltet ein, nur noch ein Wort, ich bitte Euch; seid so gnädig und bewilligt mir eine Frist: laßt mir Zeit, hinzugehen, um meiner Frau und meinen Kindern lebewohl zu sagen, und durch ein Testament, das ich noch nicht gemacht habe, mein Vermögen unter sie zu teilen, damit sie nach meinem Tode in keinen Prozeß verwickelt werden. Ist dieses geschehen, so werde ich alsbald wieder hierher kommen und mich allem unterwerfen, was Euch beliebt über mich zu verhängen." — „Ich fürchte aber," sagte der Geist, „wenn ich dir die erbetene Frist bewillige, daß du nicht wiederkommst."

— „Wenn Ihr meinem Eide trauen wollt," antwortete der Kaufmann, „so schwöre ich bei dem Gotte des Himmels und der Erden, daß ich unfehlbar hierher zu Euch zurückkommen will." — „Wie lang wünschest du, daß diese Frist sein soll?" fragte der Geist. „Ich bitte Euch um ein Jahr," antwortete der Kaufmann; „in kürzerer Zeit vermag ich nicht meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mich vorzubereiten, um ohne Kümmernis der Lust des Lebens zu entsagen. Ich verspreche Euch also, daß ich morgen über ein Jahr mich unfehlbar unter diesen Bäumen einstellen und mich Euren Händen überliefern will." — „Rufst du Gott zum Zeugen des Versprechens an, welches du mir thust?" fragte der Geist. „Ja," antwortete der Kaufmann, „ich rufe ihn nochmals zum Zeugen an, und Ihr könnt auf meinen Schwur bauen." Bei diesen Worten ließ der Geist ihn bei der Quelle, und verschwand.

Als der Kaufmann sich von seinem Schreck erholt hatte, bestieg er wieder sein Pferd, und setzte seinen Weg fort. Wenn er aber auf der einen Seite froh war, sich aus einer so großen Gefahr gezogen zu haben, so war er auf der anderen in einer tödlichen Traurigkeit, wenn er an den verhängnisvollen Eid dachte, welchen er gethan hatte.

Als er heim kam, empfingen seine Frau und seine Kinder ihn mit allen Äußerungen der vollkommensten Freude; er aber, anstatt sie auf dieselbe Weise zu umarmen, fing bitterlich an zu weinen, sodaß sie wohl erkannten, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet wäre. Seine Frau fragte ihn nach der Ursache seiner Thränen und des heftigen Schmerzes, welchen er ausbrechen ließ. „Wir alle," sagte sie, „freuen uns über deine Heimkehr, du hingegen beunruhigst uns durch den Zustand, in welchem wir dich sehen. Erkläre uns, ich bitte dich, die Ursache deiner Traurigkeit." — „Ach," antwortete der Mann, „wie könnte ich in einer anderen Stimmung sein? ich habe nur noch ein Jahr zu leben." Hierauf erzählte er ihnen, was sich zwischen ihm und dem Geiste zugetragen hatte, und sagte, daß er ihm sein Wort gegeben, nach Ablauf eines Jahres zurückzukehren und den Tod aus seinen Händen zu empfangen.

Als sie diese traurige Nachricht hörten, wurden alle trostlos. Die Frau brach in Jammergeschrei aus, zerschlug sich das Gesicht und riß sich die Haare aus; die Kinder zerflossen in Thränen und ließen das Haus von ihren Wehklagen wieder-

hallen; und der Vater, der Gewalt des Blutes weichend, vermischte seine Thränen mit den Klagen. Mit einem Worte, es war das rührendste Schauspiel von der Welt.

Gleich am folgenden Morgen war der Kaufmann bedacht, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und besorgt, vor allen Dingen seine Schulden zu bezahlen. Er gab seinen Freunden Geschenke, und reichte Almosen den Armen, schenkte seinen Sklaven des einen wie des anderen Geschlechts die Freiheit, teilte sein Vermögen unter seine Kinder, ernannte Vormünder für die noch nicht Volljährigen, und nachdem er seiner Frau herausgegeben, was ihr nach dem Ehevertrage zukam, vermachte er ihr noch alles, was er ihr, den Gesetzen gemäß, geben konnte.

Endlich lief das Jahr ab, und er mußte scheiden. Er packte sein Felleisen und legte das Tuch hinein, in welches [illegible] Leiche verhüllt werden sollte; als er aber seiner Frau und seinen Kindern lebewohl sagen wollte, da hatte man nimmer einen lebhafteren Schmerz gesehen. Sie konnten es nicht ertragen, ihn zu verlieren: alle wollten ihn begleiten und mit ihm sterben. Dennoch mußte er sich Gewalt anthun und so teure Gegenstände verlassen. „Meine lieben Kinder," sagte er zu ihnen, „ich gehorche dem Befehle Gottes, indem ich von euch scheide Folget meinem Beispiel: unterwerft euch mutig dieser Notwendigkeit und bedenket, daß die Bestimmung des Menschen der Tod ist."

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, entriß er sich den Armen und dem Jammergeschrei seiner Familie. Er ritt hinweg und kam an den Ort, wo ihm der Geist erschienen war, an demselben Tage, da er versprochen hatte, sich dort einzustellen. Er stieg sogleich ab und setzte sich an den Rand der Quelle, wo er den Geist in aller Betrübnis erwartete, die man sich vorstellen kann.

Während er in einer so qualvollen Erwartung hinstarrte, erschien ein freundlicher Geist, welcher eine Hinde am Bande führte, und näherte sich ihm. Sie begrüßten sich gegenseitig, worauf der Greis zu ihm sagte: „Mein Bruder, darf man wissen, weshalb du an diesen wüsten Ort gekommen bist, wo sich nur böse Geister aufhalten und wo man nicht sicher ist? Wenn man diese schönen Bäume ansieht, so sollte man ihn für bewohnt halten; aber es ist eine wahrhafte Einöde, wo es gefährlich ist lange zu weilen."

Der Kaufmann befriedigte die Neugier des Greises und

erzählte ihm das Abenteuer, welches ihn verpflichtete, sich dort einzufinden.

Der Greis hörte ihm mit Erstaunen zu und rief endlich aus: „Das ist in der That die seltsamste Begebenheit von der Welt, und du hast dich durch den unverletzlichsten Eid gebunden. Ich will," fügte er hinzu, „Zeuge deiner Zusammenkunft mit dem Geiste sein."

Indem er dies sagte, setzte er sich neben dem Kaufmann nieder.

Während der Kaufmann und der Greis, welcher die Hinde führte, sich unterhielten, kam noch ein Greis dorthin, dem zwei schwarze Hunde folgten. Er näherte sich ihnen, grüßte sie und fragte sie, was sie an diesem Orte machten. Der Greis mit der Hinde erzählte ihm das Abenteuer des Kaufmanns mit dem Geiste, was zwischen beiden vorgegangen, und den Schwur des Kaufmanns. Er fügte hinzu, daß dieses der Tag des gegebenen Versprechens wäre, und daß er gesonnen wäre, dort zu bleiben, um zu sehen, was daraus würde.

Der andere Greis fand die Sache ebenfalls seiner Neugier wert, und faßte denselben Entschluß Er setzte sich zu ihnen, und kaum hatte er sich in ihr Gespräch gemischt, als noch ein dritter Greis mit einem Maultiere ankam, welcher die beiden anderen anredete und sie fragte, warum der Kaufmann neben ihnen so traurig wäre. Man sagte ihm die Ursache davon, welche auch ihm so außerordentlich deuchte, daß er ebenfalls Zeuge zu sein wünschte von dem, was sich zwischen dem Geist und dem Kaufmann zutragen würde. Er setzte sich deshalb zu den anderen.

Bald danach erblickten sie auf dem Felde einen dicken Dunst, wie wenn der Wind Staubwirbel emportriebe. Dieser Dunst nahte sich ihnen, verschwand plötzlich, und der Geist erschien, welcher, ohne sie zu grüßen, mit dem Säbel in der Hand auf den Kaufmann losging, ihn beim Arme ergriff und zu ihm sagte: „Stehe auf, damit ich dich tödte, wie du meinen Sohn getötet hast."

Der Kaufmann und die drei Greise erschraken und fingen an zu weinen und die Luft mit ihrem Geschrei zu erfüllen.

Als der Greis mit der Hinde sah, daß der Geist den Kaufmann ergriff und ihn unbarmherzig töten wollte, warf er sich dem Ungeheuer zu Füßen, küßte sie und sprach zu ihm: „Fürst der Geister, ich flehe Euch demütigst an, haltet ein mit

Eurem Zorn und habt die Gnade, mich anzuhören. Ich will Euch meine Geschichte mit dieser Hinde erzählen, welche Ihr hier sehet, und wenn ihr sie wunderbarer und überraschender findet als das Abenteuer dieses Kaufmanns, dem Ihr das Leben nehmen wollt, darf ich alsdann wohl hoffen, daß Ihr diesem armen Unglücklichen ein Drittel seines Verbrechens erlassen wollt?"

Der Geist besann sich einige Zeit, endlich antwortete er: „Wohlan, laß hören, ich willige drein."

Geschichte des ersten Greises und der Hinde.

„Ich will also," fuhr der Greis fort, „meine Erzählung beginnen; höret mir, ich bitte Euch, mit Aufmerksamkeit zu. Diese Hinde, die Ihr hier sehet, ist meine Nichte, noch mehr, sie ist meine Frau. Sie war nur zwölf Jahre alt, als ich sie heiratete, ich kann also wohl sagen, daß sie mich nicht weniger als ihren Vater denn als ihren Oheim und Gatten anzusehen hatte.

Wir haben dreißig Jahre zusammen gelebt, ohne Kinder zu bekommen; aber ihre Unfruchtbarkeit hat mich nicht verhindert, große Gefälligkeit und Freundschaft für sie zu haben. Nur das Verlangen, Kinder zu haben, bestimmte mich, eine Sklavin zu kaufen, von welcher ich einen Sohn hatte, der die glücklichsten Anlagen zeigte. Meine Frau ward darüber eifersüchtig und verabscheute die Mutter und das Kind, verbarg aber ihre Gesinnung so gut, daß ich sie nur zu spät erfuhr.

Unterdessen wuchs mein Sohn auf, und er war schon zehn Jahre alt, als ich genötigt wurde, eine Reise zu machen. Vor meiner Abreise empfahl ich meiner Frau, der ich keineswegs mißtraute, die Sklavin und das Kind, und bat sie, während meiner Abwesenheit Sorge für sie zu tragen. Ich blieb ein ganzes Jahr aus, und diese Zeit benutzte sie, ihren Haß zu befriedigen. Sie legte sich auf die Zauberei, und als sie genug von dieser teuflischen Kunst wußte, um ihr schreckliches Vorhaben ins Werk zu setzen, führte die Verworfene meinen Sohn an einen abgelegenen Ort, dort verwandelte sie ihn durch ihre Beschwörungen in ein Kalb und übergab es meinem Pächter, mit dem Befehl, ihn zu füttern wie ein Kalb, welches sie, wie sie sagte, gekauft hätte. Ihre Wut begnügte sich aber nicht mit dieser verabscheuungswürdigen Handlung: sie verwandelte auch die Sklavin in eine Kuh und übergab sie meinem Pächter.

Bei meiner Heimkehr fragte ich nach der Mutter und dem Kinde. „Deine Sklavin ist tot, antwortete sie, „und deinen Sohn habe ich seit zwei Monaten nicht gesehen und weiß nicht, was aus ihm geworden ist.“ Ich war betrübt über den Tod der Sklavin, aber da mein Sohn nur verschwunden war, so schmeichelte ich mir, ihn wohl noch wiederzusehen. Dennoch vergingen acht Monate, ohne daß er zurückkam, und ich hatte noch keine Kunde von ihm, als das große Beiramsfest herannahte.

Um dieses zu feiern, gebot ich meinem Pächter, mir eine der fettesten Kühe zu bringen, welche ich opfern wollte. Er gehorchte, und die Kuh, welche er mir brachte, war die verwandelte Sklavin, die unglückliche Mutter meines Sohnes. Ich band sie; als ich mich aber anschickte sie zu opfern, stieß sie ein klägliches Gebrüll aus, und ich gewahrte, daß Thränenströme aus ihren Augen stürzten. Dieses schien mir sehr seltsam, und von einem unwillkürlichen Gefühl des Mitleids ergriffen, konnte ich mich nicht entschließen, sie zu schlachten. Ich befahl meinem Pächter, mir eine andere zu holen.

Meine Frau, welche gegenwärtig war, ergrimmte über mein Mitleid; sie widersetzte sich meinem Befehl, welche ihre Bosheit zu schanden machte, und rief aus: „Was machst du, mein Freund? Opfere doch diese Kuh. Dein Pächter hat keine schönere, noch eine, die mehr sich zu dem Feste eignete, das wir begehen wollen.“

Aus Gefälligkeit gegen meine Frau näherte ich mich der Kuh, und das Mitleid bekämpfend, welches das Opfer verzögerte, war ich im Begriff, den tödlichen Streich zu thun, als das Opfertier sein Weinen und Gebrüll verdoppelte und mich zum zweitenmal entwaffnete. Da gab ich dem Pächter den Schlägel in die Hand und sagte zu ihm: „Nimm und opfere sie selber; ihr Gebrüll und ihre Thränen zerreißen mir das Herz.“

Der Pächter, weniger mitleidig als ich, opferte sie; aber beim Abziehen der Haut fand sich, daß nichts als Knochen daran war, obgleich sie uns sehr fett geschienen hatte. Ich war recht verdrießlich darüber. „Nimm sie für dich,“ sagte ich zu dem Pächter, „ich überlasse sie dir; gieb Geschenke und Almosen davon, wem du willst; und wenn du ein recht fettes Kalb hast, so bringe es mir an ihrer Stelle.“

Ich bekümmerte mich nicht darum, was er mit der Kuh machte; aber bald darauf, nachdem er sie mir hatte aus den

Augen tragen lassen, sah ich ihn mit einem sehr fetten Kalbe daher kommen. Obschon ich nicht wußte, daß dieses Kalb mein Sohn wäre, so fühlte ich nichtsdestoweniger bei seinem Anblicke mein Inneres sich regen. Er seinerseits, sobald er mich erblickte, strengte sich so gewaltig an, zu mir zu kommen, daß er seinen Strick zerriß. Er warf sich zu meinen Füßen und neigte den Kopf zur Erde, als wenn er mein Mitleid erregen und mich beschwören wollte, nicht so grausam zu sein und ihm das Leben zu rauben.

Ich war über diesen Vorgang noch mehr überrascht und gerührt, als ich es über die Thränen der Kuh gewesen war. Ich fühlte ein zärtliches Mitleid, welches mir Teilnahme für ihn einflößte; oder vielmehr das Blut in mir that seine Schuldigkeit. „Geh," sagte ich zu dem Pächter, „und führe dieses Kalb zurück, pflege dasselbe wohl, und an seiner Stelle bringe mir ungesäumt ein anderes her."

Sobald meine Frau mich also reden hörte, ermangelte sie nicht, noch einmal auszurufen: „Was thust du, lieber Mann? Folge mir und opfere kein anderes Kalb als dieses da." — „Frau," antwortete ich ihr, „ich werde dieses hier nicht opfern, ich will ihm das Leben schenken, und ich bitte dich, dich dem nicht zu widersetzen." Sie hütete sich wohl, das boshafte Weib, meiner Bitte nachzugeben; sie haßte meinen Sohn zu sehr, um darein zu willigen, daß ich ihn rettete. Sie verlangte seine Opferung mit solcher Hartnäckigkeit von mir, daß ich genötigt wurde, sie ihr zu gewähren. Ich band das Kalb an und ergriff das unselige Messer. . . .

Ich nahm also das Messer und war im Begriff, meinem Sohne die Kehle abzuschneiden, als er seine von Thränen gebadeten Augen flehend zu mir drehte und mich dermaßen erweichte, daß ich nicht die Kraft hatte, ihn zu opfern. Ich ließ das Messer fallen und sagte zu meiner Frau, daß ich durchaus ein anderes Kalb als dieses da schlachten wollte. Sie bot alles auf, um mich in diesem Entschlusse wankend zu machen; aber was sie mir auch vorstellen mochte, ich blieb standhaft und versprach ihr, bloß um sie zu beruhigen, daß ich dieses Kalb am Bairamsfeste des nächsten Jahres opfern wollte.

Am folgenden Morgen verlangte mein Pächter mich insgeheim zu sprechen. „Ich komme," sagte er zu mir, „Euch eine Neuigkeit zu melden, deren Ihr, wie ich hoffe, mir guten Dank wissen werdet. Ich habe eine Tochter, welche sich etwas

auf die Zauberei versteht. Gestern, als ich das Kalb zurückführte, welches Ihr nicht opfern wolltet, bemerkte ich, daß sie lachte, als sie es sah, und einen Augenblick darauf fing sie an zu weinen. Ich fragte sie, warum sie zu gleicher Zeit zwei so entgegengesetzte Dinge thäte. „Mein Vater," antwortete sie mir, „dieses Kalb, das du zurückführst, ist der Sohn unseres Herrn. Ich lachte vor Freuden, ihn noch am Leben zu sehen, und ich weinte, indem ich an das Opfer gedachte, das man gestern von seiner Mutter brachte, welche in die Kuh verwandelt war. Diese beiden Verwandlungen sind durch die Beschwörung der Frau unseres Herrn bewirkt worden, welche die Mutter und das Kind haßte." — „Das ist es, was meine Tochter mir sagte," fuhr der Pächter fort, „und ich komme, dir diese Neuigkeit zu bringen."

Ich überlasse es dir, o Geist," fuhr der Greis fort, „zu ermessen, wie groß mein Erstaunen bei diesen Worten war. Ich ging auf der Stelle zu meinem Pächter, um selber mit seiner Tochter zu sprechen. Sobald ich hinkam, ging ich in den Stall, worin mein Sohn war. Er konnte meine Umarmung nicht erwidern, er empfing sie aber auf eine Weise, welche mich völlig überzeugte, daß er mein Sohn wäre.

Die Tochter des Pächters kam nun. „Mein gutes Mädchen," fragte ich sie, „kannst du meinem Sohne seine erste Gestalt wiedergeben?" — „Ja, ich kann es," antwortete sie. — „Ach, wenn du das zustande bringst," fuhr ich fort, „so mache ich dich zur Herrin aller meiner Güter." Darauf erwiderte sie mir lächelnd: „Ihr seid unser Herr, und ich weiß wohl, was ich Euch schuldig bin; aber ich sage Euch im voraus, daß ich Eurem Sohne nur unter zwei Bedingungen seine erste Gestalt wiedergeben kann: die erste ist, daß Ihr ihn mir zum Manne gebet; und die zweite, daß mir erlaubt sei, diejenige zu bestrafen, welche ihn in ein Kalb verwandelt hat." — „Was die erste Bedingung betrifft," antwortete ich ihr, „so nehme ich sie von ganzem Herzen an; ich sage mehr, ich verspreche dir noch ein ansehnliches Vermögen für dich allein, unabhängig von dem, was ich meinem Sohne bestimmte. Kurz, du sollst sehen, wie ich den großen Dienst anerkennen werde, welchen ich von dir erwarte. Auch die andere Bedingung, welche meine Frau betrifft, will ich gern annehmen. Ein Weib, welches fähig gewesen ist, eine solche Frevelthat zu begehen, verdient wohl, dafür gestraft zu werden; ich gebe sie dir hin, thue mit ihr, was dir beliebt: ich bitte dich nur, ihr nicht das Leben

zu nehmen." — „Ich will also," fuhr sie fort, „sie auf dieselbe Weise behandeln, wie sie deinen Sohn behandelt hat." — „Ich willige drein," antwortete ich ihr; „aber zuvor gieb mir meinen Sohn wieder."

Hierauf nahm das Mädchen ein Gefäß voll Wasser, murmelte darüber einige Worte, welche ich nicht verstand, wandte sich dann zu dem Kalbe, und sprach: „O, Kalb, wenn du von dem allmächtigen und unumschränkten Beherrscher der Welt so geschaffen bist, wie du gegenwärtig erscheinst, so bleibe in dieser Gestalt; wenn du aber ein Mensch, und nur durch Verzauberung in ein Kalb verwandelt bist, so nimm mit Erlaubnis des allmächtigen Schöpfers deine ursprüngliche Gestalt wieder an!" Indem sie diese Worte sprach, besprengte sie ihn mit Wasser, und im Augenblick stand er in seiner vorigen Gestalt da.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn!" rief ich sogleich aus, ihn mit einem Entzücken umarmend, das sich meiner völlig bemeisterte. „Es ist Gott selber, der uns dieses junge Mädchen gesandt hat, um die schreckliche Verzauberung, die dich umgab, zu vernichten, und das Böse zu rächen, welches dir und deiner Mutter angethan ist. Ich zweifle nicht, daß du sie aus Erkenntlichkeit gern zu deiner Gattin annehmen wirst, wie ich es hier gelobt habe."

Er willigte mit Freuden ein; aber bevor sie sich verheirateten, verwandelte das junge Mädchen meine Frau in eine Hinde, und sie ist es, welche Ihr hier sehet. Ich wünschte, daß sie lieber diese Gestalt erhielte, als eine weniger angenehme, damit wir sie ohne Widerwillen in unserem Hause sehen möchten.

Nach dieser Zeit ist mein Sohn Witwer geworden und auf Reisen gegangen. Da nun mehrere Jahre verflossen sind, daß ich keine Nachricht von ihm erhalten habe, so habe ich mich auf den Weg gemacht, um etwas von ihm zu vernehmen; und weil ich die Sorge für meine Frau niemand anvertrauen wollte, während ich diese Nachforschungen anstellte, so hielt ich es fürs beste, sie überall mit mir zu führen. Da habt Ihr meine Geschichte und die dieser Hinde. Ist sie nicht eine der seltsamsten und wunderlichsten?"

„Ich gebe es zu," sagte der Geist, „und um deswillen gewähre ich dir ein Dritteil der Begnadigung dieses Kaufmanns."

Als nun der erste Greis seine Geschichte beendig-

hatte, redete der zweite mit den beiden schwarzen Hunden den Geist an, und sprach zu ihm: „Ich will Euch auch erzählen, was mir begegnet ist und diesen schwarzen Hunden, die Ihr hier sehet; und ich bin sicher, daß Ihr meine Geschichte noch erstaunlicher finden werdet, als die, welche Ihr soeben gehört habt. Wenn ich sie Euch aber erzählt habe, wollt Ihr mir dann auch das zweite Dritteil der Begnadigung des Kaufmanns bewilligen?" — „Ja!" antwortete der Geist, „vorausgesetzt, daß deine Geschichte die von der Hinde noch übertrifft."

Nach dieser Bewilligung begann der zweite Greis folgendermaßen:

Geschichte des zweiten Greises und der beiden schwarzen Hunde.

„Mächtiger Fürst der Geister, du mußt wissen, daß wir drei Brüder sind, diese beiden schwarzen Hunde, die du hier siehst, und ich bin der dritte. Unser Vater hatte bei seinem Ableben jedem tausend Zechinen hinterlassen. Mit dieser Summe fingen wir alle drei dasselbe Gewerbe an: wir wurden Kaufleute. Kurze Zeit, nachdem wir unsere Läden eröffnet hatten, beschloß mein älterer Bruder, der eine dieser beiden Hunde, zu reisen und in fremden Ländern Geschäfte zu machen. In dieser Absicht verkaufte er all sein Gut, und kaufte dafür Waren, welche dem Handel, den er treiben wollte, angemessen waren.

Er reiste fort, und war ein ganzes Jahr lang abwesend. Nach Verlauf dieser Zeit trat ein Armer, der mich um Almosen anzusprechen schien, in meinen Laden. Ich sagte zu ihm: „Gott sei mit dir!" — „Gott sei auch mit dir!" antwortete er, „ist es möglich, daß du mich nicht erkennest?" Darauf betrachtete ich ihn aufmerksam und erkannte ihn. „Ah! mein Bruder," rief ich aus, indem ich ihn umarmte, „wie hätte ich dich in diesem Zustande erkennen sollen?" Ich führte ihn in mein Haus und erkundigte mich nach seiner Gesundheit und nach dem Erfolge seiner Reise. „Frage mich nicht danach," antwortete er mir, „indem du mich ansiehst, siehst du alles. Es würde meinen Schmerz erneuen, wenn ich dir alle Unglücksfälle umständlich erzählen sollte, welche mir seit einem Jahre zugestoßen sind, die mich in den Zustand gebracht, in welchem ich mich befinde."

Ich ließ sogleich meinen Laden zuschließen; und alles

andere hintansetzend, führte ich ihn ins Bad und gab ihm die schönsten Kleider aus meinem Vorrate. Ich untersuchte meine Rechnungsbücher, und da ich fand, daß sich mein Vermögen verdoppelt hatte, das heißt, daß ich zweitausend Zechinen reich war, so gab ich ihm davon die Hälfte. „Damit, mein Bruder," sagte ich zu ihm, „wirst du den Verlust, den du erlitten hast, verschmerzen können." Er nahm die tausend Zechinen mit Freuden an, richtete sein Geschäft wieder ein, und wir lebten miteinander, wie wir zuvor gelebt hatten.

Einige Zeit darauf wollte mein zweiter Bruder, welches der andere dieser beiden Hunde ist, auch sein Gut verkaufen. Wir anderen Brüder thaten alles, was wir vermochten, um ihn davon abzubringen, aber es half nichts. Er kaufte Waren, welche dem auswärtigen Handel, welchen er unternehmen wollte, angemessen waren. Er schloß sich einer Karawane an, und reiste fort.

Nach Verlauf eines Jahres kam er in demselben Zustande heim wie sein älterer Bruder. Ich ließ ihn kleiden, und da ich abermals tausend Zechinen über mein Kapital gewonnen hatte, so gab ich sie ihm. Er öffnete wieder einen Laden und trieb sein voriges Gewerbe.

Eines Tages kamen meine beiden Brüder zu mir, und schlugen mir vor, mit ihnen eine Reise zu machen und gemeinsam Handel zu treiben. Ich verwarf anfangs ihren Antrag. „Ihr habt nun gereist," sagte ich zu ihnen, „und was habt ihr dabei gewonnen?" Wer versichert mich, daß ich glücklicher sein werde als ihr?" Vergebens stellten sie mir alles vor, was ihrer Meinung nach mich blenden und reizen müßte, mein Glück zu versuchen; ich schlug es ab, in ihr Unternehmen einzugehen. Sie kamen jedoch so oft auf denselben Gegenstand zurück, daß ich, nachdem ich fünf Jahre lang standhaft ihrem Andringen widerstanden hatte, mich endlich doch ergab. Aber als nun die Vorbereitungen zu der Reise getroffen werden sollten, und die Rede war von den Waren, deren wir dazu bedurften, da fand es sich, daß beide alles aufgezehrt hatten und gar nichts von den tausend Zechinen übrig war, die ich jedem von ihnen gegeben hatte. Ich machte ihnen nicht den geringsten Vorwurf darüber: im Gegenteil, da mein Vermögen sich auf sechstausend Zechinen belief, so teilte ich die Hälfte mit ihnen, indem ich sagte: „Meine Brüder, wir wollen diese tausend Zechinen daran wagen, und

die andere Hälfte an irgend einem sicheren Orte verbergen, damit, wenn unsere Reise nicht glücklicher ausfällt als die, welche ihr schon gemacht habt, wir noch etwas haben, uns darüber zu trösten, und unser altes Gewerbe wieder aufnehmen können."

Ich gab also jedem tausend Zechinen, behielt ebensoviel für mich, und begrub die anderen dreitausend in einem Winkel meines Hauses. Wir kauften nun Waren, und nachdem wir uns zusammen ein Schiff gemietet und uns eingeschifft hatten, gingen wir mit einem günstigen Winde unter Segel.

„Endlich," fuhr er fort, „nach einer Schiffahrt von zwei Monaten, gelangten wir glücklich in einen Seehafen, wo wir uns ausschifften, und einen starken Absatz unserer Waren machten. Vor allen ich, ich verkaufte die meinen so gut, daß ich Zehn für Eins gewann. Wir kauften dagegen Waren des Landes, um sie nach dem unsrigen zu verschiffen und dort zu verkaufen.

Als wir schon bereit waren, uns zur Heimfahrt einzuschiffen, begegnete ich am Ufer des Meeres einer Frau, die recht wohlgebildet, aber sehr armselig gekleidet war. Sie kam auf mich zu, küßte mir die Hand, und bat mit den dringendsten Worten, sie zur Frau zu nehmen und mit mir einzuschiffen. Ich machte Schwierigkeiten, ihr diese Bitte zu gewähren; aber sie sagte mir so viel vor, um mich zu überreden, ich möchte nicht auf ihre Armut sehen, und ich würde Ursache haben, mit ihrer Aufführung zufrieden zu sein, daß ich endlich besiegt wurde. Ich ließ ihr anständige Kleider machen; und nachdem ich sie durch einen Ehevertrag in aller Form geheiratet hatte, schiffte sie sich mit mir ein, und wir gingen unter Segel.

Während unserer Seefahrt entdeckte ich bei meiner Neuvermählten so viele schöne Eigenschaften, daß ich sie täglich mehr und mehr liebte. Meine Brüder indessen, welche nicht so gute Geschäfte gemacht hatten als ich, und neidisch über mein Glück waren, trugen mir Haß. Ihre Wut ging sogar so weit, einen Anschlag gegen mein Leben zu machen. In einer Nacht, während ich mit meiner Frau ruhig schlief, nahmen sie uns und warfen uns ins Meer.

Meine Frau war eine Fee, und folglich aus dem Geistergeschlechte; ihr könnt also wohl denken, daß sie nicht ertrank. Was mich betrifft, so wäre ich ohne ihre Hilfe gewiß um-

gekommen; ich war aber kaum ins Wasser gefallen, als sie mich aufhob und auf eine Insel brachte.

Als es Tag ward, sagte die Fee zu mir: „Du siehst, mein lieber Mann, daß ich, indem ich dir das Leben gerettet, dir die Güte, welche du mir bewiesen hast, nicht übel vergolten habe. Du sollst wissen, daß ich Fee bin, und daß, als ich dich am Ufer des Meeres bei deiner Einschiffung sah, ich eine starke Neigung für dich fühlte. Ich wollte die Güte deines Herzens prüfen und stellte mich dir so verkleidet dar, wie du mich gesehen hast. Du hast dich großmütig gegen mich betragen; und ich bin erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dir meine Erkenntlichkeit dafür zu beweisen. Aber ich bin erzürnt auf deine Brüder, und ich werde nicht zufrieden sein, als bis ich sie am Leben gestraft habe."

Mit Verwunderung hörte ich diese Rede der Fee an; ich dankte ihr von ganzem Herzen für die große Wohlthat, welche sie mir erwiesen hatte: „Aber Herrin," sagte ich zu ihr, „was meine Brüder betrifft, so bitte ich Euch, ihnen zu verzeihen. Wie sehr ich auch Ursache habe, mich über sie zu beklagen, so bin ich doch nicht grausam genug, um ihr Verderben zu wollen." Ich erzählte ihr darauf, was ich für den einen wie für den anderen gethan hatte; und mein Bericht vermehrte noch ihren Unwillen gegen sie. „Ich muß," rief sie aus, „auf der Stelle diesen undankbaren Verrätern nachfliegen, und schleunige Rache an ihnen nehmen. Ich will ihr Schiff versenken und sie in den Grund des Meeres stürzen." — „Nein, Herrin," erwiderte ich, „im Namen Gottes, thut das nicht, sondern mäßigt Euren Zorn; bedenkt, daß es meine Brüder sind, und daß man Böses mit Gutem vergelten soll."

Ich besänftigte die Fee durch diese Worte, und nachdem ich also gesprochen hatte, versetzte sie mich in einem Augenblick von der Insel, wo wir waren, auf das flache Dach meines Hauses, und gleich darauf verschwand sie. Ich stieg hinunter, öffnete die Thüren, und grub die dreitausend Zechinen aus, welche ich vergraben hatte. Darauf ging ich nach dem Orte, wo mein Laden stand; ich öffnete ihn, und empfing von den Kaufleuten, meinen Nachbarn, die Glückwünsche über meine Heimkehr.

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich diese beiden schwarzen Hunde, welche mir demütig entgegenkamen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und war sehr ver-

wundert darüber; aber die Fee, welche alsbald erschien, erklärte es mir. „Mein Gemahl," sagte sie zu mir, „verwundere dich nicht, diese zwei Hunde bei dir zu sehen; es sind deine beiden Brüder." Ich entsetzte mich bei diesen Worten, und fragte sie, durch wessen Macht sie sich in diesem Zustande befänden. „Ich bin es," antwortete sie mir, „die sie darein versetzt hat; oder wenigstens ist es eine von meinen Schwestern, der ich den Auftrag dazu gegeben habe, und welche zu gleicher Zeit ihr Schiff auf den Grund gestürzt hat. Du verlierst dabei die Waren, welche du darauf hattest, aber ich will dich hinlänglich dafür entschädigen. Was deine Brüder angeht, so habe ich sie verdammt, zehn Jahre lang in dieser Gestalt zu bleiben, ihre Treulosigkeit macht sie dieser Strafe nur zu würdig." Endlich, nachdem sie mich unterrichtet hatte, wo ich ferner von ihr vernehmen könnte, verschwand sie.

Gegenwärtig, da die zehn Jahre voll sind, bin ich auf dem Wege sie zu suchen, und da ich im Vorbeigehen diesen Kaufmann und den guten Greis mit der Hinde hier antraf, verweilte ich bei ihnen. Da hast du nun meine Geschichte, o Fürst der Geister; scheint sie dir nicht eine der außerordentlichsten?"

„Ich gebe es zu," antwortete der Geist, „und ich erlasse deshalb auch das zweite Dritteil des Verbrechens, dessen der Kaufmann sich gegen mich schuldig gemacht hat."

Sobald der zweite Greis seine Geschichte beendigt hatte, nahm der dritte das Wort, und that dem Geiste dieselbe Bitte, wie die beiden vorigen, das heißt, dem Kaufmann auch das dritte Dritteil seiner Schuld zu erlassen, vorausgesetzt, daß die Geschichte, welche er ihm erzählen wollte, an seltsamen Begebenheiten die beiden noch überträfe, welche er soeben gehört hatte. Der Geist gab ihm dasselbe Versprechen wie den beiden anderen.

Geschichte des dritten Greises mit dem Maultiere.

„Wisse, o Geist," sprach darauf der Greis, „daß dieses Maultier meine Gattin war. Eines Tages verreiste ich und blieb ein ganzes Jahr von ihr abwesend. Bei meiner Heimkehr kam ich bei Nacht in meiner Wohnung an, und fand meine Frau mit einem schwarzen Sklaven in den zärtlichsten Umarmungen liegen.

Sobald sie mich erblickte, sprang sie schnell auf, trat mir mit einem Becher voll Wasser entgegen, über welchem sie

einige Worte murmelte, bespritzte mich damit, und sprach: „Verlaß deine Gestalt, und verwandle dich in die eines Hundes!" Ich ward auf der Stelle zu einem Hunde und sie jagte mich aus dem Hause.

Als ich vor die Thür kam, lief ich fort bis an den Laden eines Fleischers, wo ich verweilte und an den Knochen nagte. Der Fleischer aber, dem ich gefiel, nahm mich auf in sein Haus.

Als mich aber hier seine Tochter erblickte verschleierte sie sich sogleich vor mir und sprach zu ihrem Vater: „Wie kannst du denn einen fremden Mann bei uns einführen, und ihn sogar in unser Zimmer bringen?" — „Und wo ist denn der Mann?" fragte der Vater. — „Dieser Hund hier ist es, den seine Frau soeben verzaubert hat. Indessen vermag ich ihn zu befreien." Als der Vater diese Worte hörte, sprach er zu seiner Tochter: „Bei Gott, ich beschwöre dich, befreie ihn, aus Dankbarkeit für deine Genesung."

Hierauf stand die Tochter des Fleischers auf, nahm einen Becher voll Wasser, sprach darüber einige Formeln aus, und spritzte davon ein wenig auf mich, indem sie sagte: „Gehe aus dieser Gestalt in deine erste Gestalt zurück, mit der Erlaubnis des erhabenen Gottes!" Und auf der Stelle war ich wieder in meine vorige Gestalt umgewandelt.

Ich nahte mich nunmehr der Jungfrau, küßte ihr die Hände und sprach: „Bei Gott, ich bitte dich, verzaubere mein Weib, wie sie mich verzaubert hat." Da gab sie mir von dem Wasser und sagte: „Wenn du sie schlafend findest, so sprenge dieses Wasser über sie, und sage dabei, worein du wünschest, daß sie verwandelt werde, so wird es auf der Stelle geschehen."

Ich nahm das Wasser, und begab mich zu meiner Frau; und da ich sie im tiefen Schlafe fand, besprengte ich sie damit, indem ich ausrief: „Verlaß diese Gestalt und verwandle dich in die eines Maultieres!" Sogleich ward sie das, was ich gewünscht hatte, und sie ist es, die du hier mit deinen eigenen Augen siehst, o du Beherrscher und Oberhaupt der Könige und Geister!"

Zugleich wandte sich der Greis zu dem Maultiere, und fragte: „Ist dieses nicht die Wahrheit?" Worauf das Maultier mit dem Kopfe nickte, und durch dieses Zeichen es bejahte.

„Dieses ist also meine Geschichte," schloß der dritte Greis.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Der Geist war ganz erstaunt darüber, und sprach: „Ich schenke dir das letzte Dritteil der Begnadigung für den Kaufmann; er hat wohl Ursache euch zu danken, daß ihr ihn durch eure Geschichtchen aus dieser Verlegenheit gezogen habt, ohne euch wäre er nicht mehr auf der Welt.“ Indem er also sprach, verschwand er, zur großen Zufriedenheit der ganzen Gesellschaft.

Der Kaufmann ermangelte nicht, seinen drei Befreiern allen Dank zu sagen, den er ihnen schuldig war. Sie freuten sich mit ihm, ihn außer Gefahr zu sehen; worauf sie Abschied voneinander nahmen, und jeder seinen Weg verfolgte. Der Kaufmann kehrte heim zu seiner Frau und seinen Kindern, und verlebte ruhig mit ihnen seine übrigen Tage.

Geschichte des Fischers mit dem Geiste.

Es war einmal ein alter und so armer Fischer, daß er kaum so viel erwerben konnte, um seine Frau und drei Kinder zu ernähren, welche seine Familie ausmachten. Er ging alle Tage sehr früh auf den Fischfang, hatte es sich aber zum Gesetze gemacht, nur viermal jeden Tag seine Netze auszuwerfen.

Er ging eines Morgens beim Mondschein hinaus an das Ufer des Meeres. Er entkleidete sich, und warf sein Netz aus. Als er es ans Ufer zog, fühlte er bald Widerstand; er glaubte einen guten Fang gethan zu haben, und freute sich schon innerlich darüber. Als er aber bald darauf bemerkte, daß anstatt der Fische in seinem Netze nur das Gerippe eines Esels war, welches sogar sein Netz zerrissen hatte, so war er sehr verdrießlich darüber und sprach folgende Verse aus:

„O du, der du dich während der Dunkelheit der Nacht in Gefahren begiebst, laß nach in deinen Bemühungen; denn der Lebensunterhalt wird dir trotz deiner Anstrengungen doch nicht zu teil!

Betrachte den Fischer auf dem Meere, wie er in der sternenlosen Nacht seines Erwerbes wegen sich Gefahren aussetzt!

Bis an die Brust watet er im Wasser, die Wellen peitschen ihn von allen Seiten; doch hört sein Auge nicht auf, jede Bewegung des Netzes zu beobachten.

Endlich beschließt er noch freudig seine Nacht, wenn nur ein Fisch an seiner Angel sich verwundet hat.

Derjenige kauft ihm denselben ab, welcher seine Nacht in Ruhe, und ohne sich der Kälte auszusetzen, in den Segnungen des Glückes zugebracht hat.

Gepriesen sei der Herr, der diesem giebt und jenem vorenthält! Jener verzehrt die Fische in Ruhe, die dieser mit Mühe gefangen hat."

Als der Fischer, verdrießlich über einen so schnöden Fang, sein Netz wieder ausgebessert, welches das Eselsgerippe an mehreren Stellen zerrissen hatte, so warf er es zum zweitenmal aus. Indem er es herauszog, spürte er abermals starken Widerstand, weshalb er glaubte, daß es voll Fische wäre; aber er fand darin nichts als einen großen Korb voll Sand und Schlamm.

Er geriet darüber in große Betrübnis. „O Schicksal," rief er mit kläglicher Stimme aus, „höre auf, gegen mich zu zürnen, und verfolge nicht einen Unglücklichen, welcher dich bittet, seiner zu schonen! Ich bin von Hause gegangen, um hier meinen Unterhalt zu suchen, und du drohest mir den Tod. Ich habe kein anderes Gewerbe als dieses, um mich zu ernähren, und trotz aller Sorgfalt, welche ich darauf verwende, kann ich meiner Familie kaum die dringendsten Bedürfnisse verschaffen. Aber ich habe unrecht, mich über dich zu beklagen: du findest Vergnügen daran, die ehrlichen Leute zu mißhandeln und die großen Männer in der Dunkelheit zu lassen, während du die Bösen begünstigst und diejenigen erhebst, die sich durch keine Tugend empfehlen."

Indem er in diese Klage ausbrach, schleuderte er ungestüm den Korb weg; und nachdem er sein Netz wieder rein gewaschen von dem Kote, welcher es verunreinigt hatte, warf er es zum drittenmal aus. Aber er zog nichts als Steine, Muscheln und Unrat heraus.

Es ist nicht auszusprechen, wie groß seine Verzweiflung war, es fehlte nicht viel, daß er im Übermaße seines Unglücks den Verstand verlor. Hierauf seiner Frau und seiner Kinder gedenkend, sprach er folgende Verse aus:

„Dein Unterhalt hängt weder von deiner Nachlässigkeit, noch von deinem Eifer ab; und es ist weder deine Geschicklichkeit, noch sind es deine schönen Schriftzüge, welche dich glücklich machen.

Das glückliche Los und der Unterhalt sind nur Gaben des

Schicksals, und du mußt damit zufrieden sein, es sei dir günstig oder widrig.

Es erniedriget die Höchsten und Trefflichsten, und erhöhet oft die Niedrigsten und Bösesten, welche das schlechteste Los verdient hätten.

Komm also, o Tod! Denn das Leben ist mir verächtlich geworden, weil in demselben Menschen mit Adlertugenden erniedrigt, und Leute mit Entenfähigkeiten erhöhet werden.

Denn es ist kein Wunder mehr, zu sehen, daß die Tugend mit Armut kämpft, und das Laster mit dem ihm zugefallenen Glücke sich brüstet.

Unser Los ist vorherbestimmt, und mit unseren dort oben vorgezeichneten Schicksalen gleichen wir Vögeln, welche hier und da etwas aufzupicken finden: der eine fliegt von Osten nach Westen, und findet nichts; während der andere die beste Nahrung findet, ohne sich zu entfernen."

Unterdessen brach der Tag an, und der Fischer vergaß nicht als guter Muselmann, sein Gebet zu verrichten; darauf fügte er folgendes hinzu: „Herr, du weißt, daß ich nur viermal jeden Tag mein Netz auswerfe. Ich habe es nun schon dreimal ausgeworfen, ohne die geringste Frucht meiner Arbeit gewonnen zu haben. Es ist mir nur noch ein Zug übrig, und ich flehe dich an, mir das Meer günstig zu machen, wie du es dem Moses gethan hast!"

Nachdem er dieses Gebet beendet hatte, warf er sein Netz zum viertenmal aus. Als er glaubte, daß Fische darin sein müßten, zog er es abermals mit großer Mühe heraus. Es waren gleichwohl keine darin; aber er fand darin ein Gefäß von Messing, welches seiner Schwere nach ihm etwas zu enthalten schien. Er bemerkte, daß es mit Blei verschlossen und versiegelt war, und sah den Abdruck eines Petschafts darauf. Dies erfreute ihn. „Ich will es an den Gelbgießer verkaufen," sagte er, „und für das Geld, das ich daraus löse, ein Maß Getreide kaufen."

Er untersuchte das Gefäß von allen Seiten, schüttelte es, um zu hören, ob das, was darin wäre, kein Geräusch machte. Er hörte nichts; und dieser Umstand samt dem Siegel auf dem Deckel von Blei brachten ihn auf den Gedanken, daß es mit etwas Kostbarem angefüllt sein müßte. Um sich darüber aufzuklären, nahm er sein Messer, und mit einiger Mühe öffnete er es. Er kehrte sogleich die Öffnung

gegen den Boden, aber es kam nichts heraus; was ihn äußerst verwunderte.

Er setzte das Gefäß vor sich hin; und während er es aufmerksam betrachtete, stieg ein dichter Rauch daraus empor, welcher ihn nötigte zwei oder drei Schritte zurückzutreten. Dieser Rauch erhob sich bis in die Wolken, breitete sich über das Meer und die Gestade aus, und bildete einen dicken Nebel, welches Schauspiel, wie man sich vorstellen kann, bei dem Fischer ein außerordentliches Erstaunen erregte. Als aller Rauch aus dem Gefäße war, vereinigte er sich wieder und verdichtete sich zu einem festen Körper, und daraus bildete sich ein Geist, der noch einmal so groß war als der größte aller Riesen. Bei dem Anblick eines Ungetüms von so ungeheurer Größe wollte der Fischer die Flucht ergreifen; aber er war so erschüttert und erschrocken, daß er keinen Fuß rühren konnte.

„Salomon," rief alsbald der Geist aus, „Salomon, großer Prophet Gottes, Gnade, Gnade! Nimmer will ich mich deinem Willen widersetzen. Ich will allen deinen Befehlen gehorchen."

Der Fischer hatte nicht sobald die Worte des Geistes vernommen, als er sich wieder erholte, und zu ihm sagte: „Stolzer Geist, was sprichst du da? Es sind mehr als achtzehnhundert Jahre, daß Salomon, der Prophet Gottes, tot ist, und wir sind gegenwärtig am Ende der Tage. Erzähle mir deine Geschichte, und weshalb du in diesem Gefäße verschlossen wareſt."

Auf diese Anrede blickte der Geist den Fischer mit stolzer Gebärde an, und antwortete ihm: „Rede höflicher mir mir; du bist sehr dreist, mich einen stolzen Geist zu nennen." — „Wohlan," erwiderte der Fischer, „ist es höflicher geredet, wenn ich dich den Uhu des Schicksals nenne?" — „Ich rate dir," erwiderte der Geist, „höflicher zu mir zu reden, bevor ich dich töte." — „He," versetzte der Fischer, „warum wolltest du mich töten? Ich habe dich soeben in Freiheit gesetzt: hast du es schon vergessen?" — „Nein, ich erinnere mich dessen wohl," erwiderte der Geist, „aber das soll mich nicht abhalten, dich zu töten, und ich habe nur eine einzige Gnade dir zu gewähren." — „Und welche Gnade ist das?" fragte der Fischer. — „Sie ist," antwortete der Geist, „daß ich dir die Wahl lasse, auf welche Weise ich dich töten soll." — „Und wodurch," versetzte der Fischer, „habe ich dich beleidigt? Willst du mich also für die Wohlthat belohnen, die ich dir

erwiesen habe?" — „Ich kann dich nicht anders behandeln," sagte der Geist; „und damit du selber dich davon überzeugst, so höre meine Geschichte:

Ich bin einer der abtrünnigen Geister, welche sich dem Willen Gottes widersetzten. Alle anderen Geister erkannten den großen Salomon, den Propheten Gottes, und unterwarfen sich ihm. Wir, Sakar und ich, waren die einzigen, welche sich nicht so erniedrigen wollten. Um sich dafür zu rächen, gebot dieser mächtige König seinem ersten Minister Assaf, Barachias Sohn, mich gefangen zu nehmen. Das geschah. Assaf kam, sich meiner zu bemächtigen, und führte mich mit Gewalt vor den Thron des Königs, seines Herrn.

Salomon, Davids Sohn, befahl mir, mein bisheriges Leben aufzugeben, seine Macht anzuerkennen und mich seinen Befehlen zu unterwerfen. Ich versagte trotzig, ihm zu gehorchen; und ich wollte mich lieber seinem ganzen Zorne aussetzen, als ihm den Eid der Treue und Unterthänigkeit leisten, welchen er von mir forderte. Zur Strafe schloß er mich in dieses kupferne Gefäß ein, um sich meiner zu versichern; und damit ich mein Gefängnis nicht sprengen könnte, so drückte er selber auf den bleiernen Deckel sein Siegel, in welches der hohe Name Gottes eingegraben war. Als das geschehen war, übergab er das Gefäß einem der Geister, welche ihm gehorchten, mit dem Befehle mich ins Meer zu werfen; was auch zu meinem großen Verdrusse geschah.

Während des ersten Jahrhunderts meiner Gefangenschaft schwur ich, wenn jemand mich vor Ablauf dieser hundert Jahre daraus befreite, ihn reich zu machen, selbst nach seinem Tode. Aber das Jahrhundert verlief, und niemand leistete mir diesen guten Dienst. Während des zweiten Jahrhunderts schwur ich, jedem, der mich in Freiheit setzte, alle Schätze der Erde zu eröffnen; aber ich war nicht glücklicher. In dem dritten gelobte ich, meinen Befreier zu einem mächtigen König zu machen, stets als Geist bei ihm zu sein, und ihm jeden Tag drei Bitten zu gewähren, von welcher Art dieselben auch immer sein möchten; aber auch dieses Jahrhundert verging, wie die beiden vorigen, und ich blieb stets in demselben Zustande. Endlich, verzweifelnd, oder vielmehr erbost, mich so lange gefangen zu sehen, schwur ich, wenn in der Folge jemand mich befreite, ihn erbarmungslos zu töten, und ihm keine andere Gnade zu gewähren, als die, daß ich ihm die Wahl ließe, auf welche Weise ich ihn töten sollte. Deshalb also, da du heute

hierher gekommen bist, und mich befreiet hast, wähle, wie du von mir getötet sein willst."

Die Rede betrübte den Fischer gar sehr. „Ich Unglückseliger," rief er aus, „daß ich an diesen Ort gekommen bin, um einem Undankbaren einen so großen Dienst zu leisten! Ich bitte dich, bedenke deine große Ungerechtigkeit, und widerrufe deinen so unvernünftigen Eid. Verzeihe mir, damit Gott auch dir verzeihe. Wenn du mir großmütig das Leben schenkst, so wird er dich gegen Nachstellungen schützen, welche etwa dein Leben bedrohen." — „Nein, dein Tod ist gewiß," sagte der Geist; „wähle nur, auf welche Weise ich dich töten soll."

Als der Fischer seinen beharrlichen Entschluß sah, ihn zu töten, war er in großer Angst, nicht sowohl aus Liebe zu sich selber, als wegen seiner drei Kinder, und beklagte ihr Elend, in welches sein Tod sie versetzen würde. Er versuchte nochmals den Geist zu besänftigen: „Weh mir!" rief er aus, „hab' Erbarmen mit mir, in Rücksicht dessen, was ich für dich gethan habe." — „Ich habe es dir schon gesagt," erwiderte der Geist, „daß dieses gerade die Ursache ist, daß ich dich töten muß." — „Das ist doch seltsam," entgegnete der Fischer, „daß du durchaus Gutes mit Bösem vergelten willst. Zwar ist jener Spruch aller Welt bekannt:

‚Gutes haben wir erwiesen, man hat uns mit Bösem belohnt: — so handelt, bei meinem Leben, nur der Gottlose!

Doch es ist gewiß: wer den Unwürdigen Gutes erweiset, hat kein anderes Schicksal zu erwarten, als der einer Hyäne Zuflucht giebt.'

Ich glaubte bisher immer, daß dieses falsch wäre: und in der That, verstößt nichts so sehr gegen die Vernunft und gegen die Rechte der Gesellschaft: nichtsdestoweniger erfahre ich nun grausamerweise, daß es nur zu wahr ist." — „Laß uns nicht die Zeit verlieren," unterbrach ihn der Geist, „alle deine Vernünfteleien können mich von meinem Vorhaben nicht abwendig machen. Mach fort, und sage, wie du wünschest, daß ich dich töte."

Die Not macht erfinderisch. Der Fischer besann sich auf eine List. „Da ich den Tod nicht vermeiden kann," sagte er zu dem Geiste, „so unterwerfe ich mich denn dem Willen Gottes. Bevor ich aber eine Todesart wähle, so beschwöre ich dich bei dem hohen Namen Gottes, welcher auf dem Siegel

des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, eingegraben ist, mir die Wahrheit zu sagen auf eine Frage, die ich dir thun will."

Als der Geist auf eine Weise beschworen wurde, welche ihn zwang, bestimmt zu antworten, zitterte er innerlich, und sagte zu dem Fischer: „Frage mich, was du willst, und eile dich . . ."

Als der Geist versprochen hatte, die Wahrheit zu sagen, sprach der Fischer zu ihm: „Ich möchte wohl wissen, ob du wirklich in diesem Gefäße warest: getraust du dir wohl, es bei dem hohen Namen Gottes zu beschwören?" — „Ja," antwortete der Geist, „ich schwöre bei diesem hohen Namen, daß ich darin war; und das ist gewißlich wahr." — „Bei meiner Treue," erwiderte der Fischer, „ich kann's nicht glauben. Dieses Gefäß vermöchte ja nicht einmal einen deiner Füße in sich zu fassen: wie wäre es möglich, daß du ganz und gar darin eingeschlossen gewesen wärest?" — „Ich schwöre es dir gleichwohl," sagte der Geist, „daß ich darin war, so wie du mich hierin siehest. Glaubst du mir noch nicht nach dem großen Eide, den ich dir geschworen habe?" — „Wahrhaftig, nein," antwortete der Fischer; „und ich werde dir nicht glauben, wenn du mich nicht durch den Augenschein überzeugst."

Hierauf verflüchtigte sich der Leib des Geistes wieder und verwandelte sich in Rauch, welcher sich, wie zuvor, über das Meer und Gestade ausbreitete, dann sich wieder sammelte und in das Gefäß hineinzog, und in gleichmäßiger und langsamer Bewegung so fortfuhr, bis gar nichts mehr davon draußen war. Alsbald kam eine Stimme daraus hervor, welche zu dem Fischer sagte: „Wohlan, ungläubiger Fischer, da bin ich wieder in dem Gefäße; glaubst du mir nun?"

Der Fischer aber, anstatt dem Geiste zu antworten, nahm den bleiernen Deckel, verschloß eilig das Gefäß damit und rief ihm zu: „Geist, jetzt ist die Reihe an dir, um Gnade zu bitten, und wähle nun, welchen Tod ich dich soll sterben lassen! Aber nein, es ist besser, daß ich dich wieder ins Meer werfe, an derselben Stelle, wo ich dich herausgezogen habe. Dann will ich mir auf diesem Gestade ein Haus bauen und hier wohnen, um alle Fischer, welche hierher kommen und ihre Netze auswerfen, zu warnen, daß sie sich wohl hüten, einen so boshaften Geist wieder herauszufischen, welcher ge-



Der Fischer und der Geist.

Stadt-
bücherei
Elbing

schworen hat, jeden zu töten, der ihn etwa in Freiheit setzt."

Bei diesen spöttischen Worten strengte der erzürnte Geist alle seine Kräfte an, um wieder aus dem Gefäße zu kommen; aber es war ihm unmöglich, denn das aufgedrückte Siegel des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, verhinderte ihn daran. Als er nun sah, daß der Fischer ihn in seiner Gewalt hatte, unterdrückte er seinen Zorn, und sagte zu ihm mit besänftigter Stimme: „Fischer, hüte dich wohl, das zu thun, was du sagst. Was ich hier gesagt habe, ist nur aus Scherz geschehen, und du mußt die Sache nicht so ernsthaft nehmen." — „O Geist," antwortete der Fischer, „du, der du vor einem Augenblicke der größte aller Geister warst, und gegenwärtig der kleinste bist, wisse, daß alle deine listigen Reden dir nichts helfen. Du mußt wieder ins Meer zurück. Wenn du so lange Zeit darin gewesen bist, wie du mir gesagt hast, so kannst du auch wohl bis zum Tage des jüngsten Gerichts dort bleiben. Ich habe dich im Namen Gottes gebeten, mir nicht das Leben zu rauben, und du hast meine Bitte verworfen; jetzt will ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten."

Der Geist sparte nichts, den Fischer zu rühren: „Öffne das Gefäß," sagte er zu ihm, „und gieb mir die Freiheit, ich flehe dich darum, und verspreche dir, daß du zufrieden mit mir sein sollst." — „Du bist und bleibst ein Verräter," erwiderte der Fischer. „Ich verdiente das Leben zu verlieren, wenn ich die Unklugheit hätte, dir zu trauen. Du würdest nicht ermangeln, mich auf dieselbe Weise zu behandeln, wie ein gewisser griechischer König seinen Arzt Duban behandelte. Das ist eine Geschichte, die ich dir erzählen will; höre zu:

Geschichte des griechischen Königs und des Arztes Duban.

In dem Lande Suman, in Persien, herrschte einst ein König, dessen Unterthanen ursprünglich Griechen waren. Dieser König war vom Aussatze befallen, und seine Ärzte, nachdem sie vergeblich alle Mittel angewandt hatten, ihn zu heilen, wußten nicht mehr, was sie ihm verordnen sollten; da kam ein sehr geschickter Arzt, genannt Duban, an seinem Hofe an.

Dieser Arzt hatte seine Wissenschaft aus griechischen, persischen, türkischen, arabischen, lateinischen, syrischen und

hebräischen Büchern geschöpft; überdies war er vollendet in der Weltweisheit und kannte vollkommen die guten und bösen Eigenschaften aller Arten von Kräutern und Säften.

Sobald er von der Krankheit des Königs unterrichtet war, und vernommen hatte, daß seine Ärzte ihn schon aufgegeben hatten, kleidete er sich so zierlich als er nur konnte, und fand Mittel und Wege, sich dem Könige vorstellen zu lassen. „Herr," sprach er zu ihm, „ich weiß, daß alle Ärzte, welche Euer Majestät bedienen, Euch nicht von dem Aussatze heilen konnten: wenn Ihr mir aber die Ehre erzeigen und meine Dienste annehmen wollt, so verpflichte ich mich, Euch zu heilen, ohne Tränke und Umschläge."

Der König hörte auf diesen Antrag und antwortete ihm: „Wenn du ein so geschickter Mann bist, das zu thun, was du sagst, so verspreche ich, dich reich zu machen, dich und deine Nachkommenschaft; und außer den reichen Geschenken, welche ich dir machen will, sollst du mein liebster Günstling sein. Du verheißest mir also, mich von dem Aussatze zu befreien, ohne mich einen Trank einnehmen zu lassen und ohne mir ein äußeres Mittel aufzulegen?" — „Ja, Herr," antwortete der Arzt, „ich schmeichle mir, es wird mir gelingen, mit Gottes Hilfe; und gleich morgen will ich den Anfang machen."

Hierauf begab sich der Arzt Duban wieder in seine Wohnung und machte eine Kolbe zum Kugelspiel, deren Handgriff er aushöhlte und den Saft darein that, dessen er sich bedienen wollte. Als dies gethan war, machte er auch eine Kugel auf die Weise, wie er wollte, und damit ging er am folgenden Morgen hin und stellte sich dem Könige vor; er warf sich zu seinen Füßen und küßte die Erde.

Dann stand er wieder auf, und nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, sagte er zu dem König, er fände es heilsam, daß Seine Majestät zu Pferde stiege und sich nach dem Platze zum Kugelspiel begäbe.

Der König that, was ihm gesagt wurde, und als er auf der Bahn des Kugelspiels zu Pferde war, kam der Arzt mit der von ihm zubereiteten Kolbe, überreichte sie ihm und sprach: „Herr, spielet mit dieser Kolbe, und treibt damit die Kugel auf die Bahn, bis daß ihr Eure Hand und Euren Leib in Schweiße fühlt. Wenn das Heilmittel, welches ich dem Handgriff dieser Kolbe eingeschlossen habe, durch Eure Hand erwärmt wird, so durchdringt es Euren ganzen Leib; und sobald

Ihr schwitzet, habt Ihr nichts zu thun als mit Spielen aufzuhören; denn das Mittel hat alsdann seine Wirkung gethan. Und wenn Ihr in den Palast zurückkommt, so gehet ins Bad und laßt Euch tüchtig waschen und reiben; darauf leget Euch zu Bett, und wenn Ihr morgen aufstehet, so werdet Ihr geheilt sein."

Der König nahm die Kolbe und trieb sein Pferd der Kugel nach, welche er ausgeworfen hatte; er schlug sie und sie wurde ihm von den Hofleuten, die mit ihm spielten, zurückgeschlagen; er schlug sie abermals, und kurz das Spiel dauerte so lange, bis seine Hand wie sein Leib davon schwitzte: da that das in den Handgriff eingeschlossene Mittel die Wirkung, welche der Arzt beabsichtigt hatte. Sogleich hörte der König auf zu spielen, kehrte in seinen Palast zurück und ging ins Bad, kurz, er beobachtete ganz genau alles, was ihm vorgeschrieben war.

Er befand sich sehr wohl danach; denn am folgenden Morgen beim Aufstehen bemerkte er mit so viel Erstaunen als Freude, daß sein Aussatz geheilt und sein Leib so rein war, als wenn er niemals von dieser Krankheit befallen gewesen wäre.

Sobald er angekleidet war, trat er in den Reichssaal, bestieg seinen Thron und ließ sich allen seinen Hofleuten sehen, welche die Begierde, den Erfolg des neuen Heilmittels zu erfahren, schon frühe dort versammelt hatte. Als sie den König völlig geheilt sahen, bezeigten alle die größte Freude darüber.

Der Arzt Duban trat in den Saal, warf sich vor dem Throne nieder, berührte mit dem Gesicht die Erde und sprach hierauf folgende Verse aus:

„Die Tugenden gewinnen an Wert, weil du Vater derselben genannt wirst: und welcher Fürst verdiente jemals diesen Namen so wie du, der du sie besitzest?

Du, dessen Antlitz mit einem Glanze strahlet, fähig, die dunkelste Nacht zu erleuchten!

Möge es nie aufhören zu glänzen, so ernst auch das Antlitz die Zeiten blicken möge!

Deine Freigebigkeit hat uns mit Wohlthaten überhäuft: du warst mir, was eine reiche Regenwolke ausgetrockneten Hügeln ist.

Du hast deine Reichtümer verschwendet, und dein Ziel, den höchsten Ruhm, erreicht!"

Hierauf rief ihn der König, ließ ihn an seiner Seite sitzen, zeigte ihn der Versammlung und gab ihm öffentlich alle die Lobeserhebungen, welche er verdiente. Damit ließ dieser Fürst es noch nicht bewenden, sondern da er an diesem Tage den ganzen Hof bewirtete, so ließ er den Arzt an seinem Tische mit ihm allein speisen. ...

Doch nicht genug damit, gegen Ende des Tages, als er die Versammlung entlassen wollte, ließ er ihn noch mit einem langen, sehr reichen Rocke bekleiden, gleich denen, welche seine Hofleute gewöhnlich in seiner Gegenwart trugen; überdies ließ er ihm zweitausend Zechinen geben. Auch den nächsten Morgen und die folgenden Tage hörte er nicht auf, ihm sein Wohlwollen zu bezeigen. Kurz, dieser Fürst glaubte, die Verpflichtungen, welche er diesem geschickten Arzte gegenüber hatte, nicht genugsam anerkennen zu können, und überhäufte ihn täglich mit neuen Wohlthaten.

Nun hatte dieser König einen Groß-Vezier, der war geizig und neidisch und von Natur fähig zu Verbrechen aller Art. Nicht ohne Ärger hatte er die Geschenke ansehen können, welche dem Arzte gemacht wurden, dessen Verdienste ihn überdies in den Schatten zu stellen anfingen; er beschloß also, ihn in der Gunst des Königs zu stürzen.

In dieser Absicht ging er zu diesem Fürsten und sagte ihm insgeheim, daß er ihm eine Entdeckung von der äußersten Wichtigkeit mitzuteilen hätte. Auf die Frage des Königs, worin diese bestände, antwortete er: „Herr, es ist sehr gefährlich für einen König, sein Vertrauen einem Manne zu schenken, dessen Treue er noch nicht geprüft hat. Ew. Majestät überhäuft den Arzt Duban mit Wohlthaten und verschwendet alle Liebkosungen an ihn, und weiß nicht, daß er ein Verräter ist, welcher sich an Euren Hof eingeschlichen hat, um Euch zu ermorden."

„Von wem hast du, was du mir zu sagen wagst?" fragte der König. „Bedenke wohl, daß du zu deinem Herrn sprichst und hier eine Sache vorbringst, welche ich nicht so leichthin glauben werde." — „Herr," erwiderte der Vezier, „ich bin vollkommen unterrichtet von dem, was ich die Ehre habe Euch vorzutragen. Überlasset Euch nicht einem gefährlichen Zutrauen. Wenn Euere Majestät schläft, so möge sie erwachen; denn kurz, ich wiederhole es, der Arzt Duban ist tief aus Griechenland, seinem Vaterlande, nur deshalb an Euern Hof gekommen, um sein schreckliches Vorhaben zu vollbringen, wovon ich Euch gesagt habe."

„Nein, nein, Vezier," unterbrach ihn der König, „ich bin sicher, daß dieser Mann, den du einen Treulosen und Verräter schiltst, der tugendhafteste und beste aller Menschen ist; es giebt keinen Menschen auf der Welt, den ich so sehr liebe als ihn. Du weißt, durch welches Mittel oder vielmehr durch welches Wunder er mich von dem Aussatze geheilt hat: wenn er mir nach dem Leben trachtet, warum hat er es denn gerettet? Er durfte mich ja nur meinem Übel überlassen; ich konnte ihm nicht entgehen; mein Leben war schon halb verzehrt. Höre also auf, mir ungerechten Argwohn einflößen zu wollen; anstatt darauf zu achten, kündige ich dir an, daß ich von heute an diesem großen Manne für sein ganzes Leben einen Gehalt von tausend Zechinen monatlich gebe. Wenn ich alle meine Reichtümer, ja selbst mein Reich mit ihm teilte, so würde ich ihn noch nicht genug belohnen für das, was er an mir gethan hat. Ich sehe wohl, daß seine Tugend deinen Neid erregt; aber glaube nicht, daß ich mich ungerechterweise wider ihn einnehmen lasse."

„Herr," fuhr der Vezier fort, „das Vertrauen, das Ihr zu ihm habt, wird Euch verderblich sein; ich weiß von guter Hand, daß Eure Feinde einen Kundschafter ausgeschickt haben, um Euer Majestät nach dem Leben zu trachten. Er hat Euch geheilt, sagt Ihr: aber wer kann Euch das verbürgen? Er hat Euch vielleicht nur scheinbar geheilt und nicht gründlich. Wer weiß, ob dieses Mittel mit der Zeit nicht eine schädliche Wirkung thut?"

Der griechische König, welcher wenig Mutterwitz hatte, war nicht scharfsinnig genug, um die boshafte Absicht seines Veziers zu durchschauen, noch war er standhaft genug, um in seiner ersten Gesinnung zu beharren. Diese Rede machte ihn wankend. „Vezier," sagte er, „du hast recht: er kann ausdrücklich deshalb hergekommen sein, mir das Leben zu nehmen, was er sehr wohl durch den bloßen Geruch eines seiner Säfte bewirken könnte. Wir müssen überlegen, was unter diesen Umständen zu thun ist."

Als der Vezier den König in der Stimmung sah, in welcher er ihn haben wollte, sagte er zu ihm: „Das sicherste und das schleunigste Mittel, Euch von dieser Furcht zu befreien und Euer Leben in Sicherheit zu setzen, ist, auf der Stelle den Arzt Duban holen zu lassen und ihm, sobald er kommt, das Haupt abschlagen zu lassen."

Der König rief sogleich einen seiner Beamten und befahl

ihm, zu dem Arzte zu gehen, welcher auch, ohne zu wissen, was der König wollte, eilig in den Palast kam.

„Weißt du wohl," sprach der König, als er ihn sah, „weshalb ich dich hierher gefordert habe?" — „Nein, Herr," antwortete er, „und ich erwarte, daß Euer Majestät geruhe, mich davon zu unterrichten." — „Ich habe dich kommen lassen," fuhr der König fort, „um mich von dir zu befreien, indem ich dir das Leben nehme."

Es ist nicht möglich, das Erstaunen des Arztes auszudrücken, als er sein Todesurteil aussprechen hörte. „Herr," sagte er, „welche Ursache kann Euer Majestät haben, mich töten zu lassen?" — „Ich weiß von guter Hand," erwiderte der König, „du bist ein Kundschafter, und nur deshalb an meinen Hof gekommen, um mir nach dem Leben zu trachten; aber um dir zuvorzukommen, will ich dir das deine rauben. — Hau zu," sprach er zum gegenwärtigen Scharfrichter, „und befreie mich von einem Verräter, der sich bloß hier eingeschlichen hat, um mich zu ermorden."

Aus diesem grausamen Befehl erkannte der Arzt wohl, daß die Ehren und Wohlthaten, welche er vom König empfangen hatte, ihm Feinde erweckt hatten, und daß der schwache König sich von ihren Vorspiegelungen hatte einnehmen lassen. Es gereute ihn, daß er ihn vom Aussatze geheilt hatte; aber diese Reue kam jetzt zu spät.

„Auf solche Weise also," sprach er zu ihm, „belohnt Ihr mich für die Wohlthat, welche ich Euch erzeigt habe?"

Der König hörte nicht auf ihn, und befahl dem Scharfrichter zum zweitenmal, den Todesstreich zu thun.

Der Arzt legte sich nun aufs Bitten. „Ach, Herr," rief er aus, „laßt mir noch länger das Leben, damit Gott das Eure verlängere; laßt mich nicht töten, aus Furcht, daß Gott Euch nicht dasselbe widerfahren lasse!"

Der griechische König erwiderte ihm hartherzig: „Nein, nein, es ist durchaus notwendig, daß ich dich umbringen lasse. Du könntest mir noch geschickter das Leben nehmen, als du mich geheilt hast."

Der Arzt zerfloß in Thränen, beklagte sich bitterlich und bereitete sich vor, den Todesstreich zu empfangen, indem er zum Könige sprach: „Das also ist mein Lohn für den Dienst, welchen ich dir erzeigt habe, und du willst mir deine Erkenntlichkeit auf dieselbe Art beweisen wie einst das Krokodil that."

„Erzähle mir," unterbrach ihn der König, „die Geschichte dieses Krokodils." — „In diesem Augenblicke," erwiderte der Arzt, „kann ich sie dir nicht erzählen; aber laß mir das Leben, und Gott wird es dir vergelten und das deine verlängern."

„Nein," rief der König aus, „du mußt sterben."

Der Scharfrichter verband ihm die Augen, fesselte ihm die Hände und zog sein Schwert.

Da wurden die anwesenden Hofleute von Mitleid bewegt und flehten den König um Gnade für ihn an; sie versicherten, daß er unschuldig wäre, und verbürgten sich für seine Unschuld.

Der Arzt, auf den Knien, mit verbundenen Augen, und bereit, den Streich zu empfangen, der seinem Leben ein Ende machen sollte, wandte sich noch einmal an den König und sprach zu ihm: „Herr, weil Euer Majestät mein Todesurteil nicht widerrufen will, so flehe ich Euch an, mir wenigstens die Erlaubnis zu geben, nach Hause zu gehen, um mein Begräbnis anzuordnen, den Meinigen das letzte Lebewohl zu sagen, Almosen auszuteilen und meine Bücher an Personen zu vermachen, welche fähig sind, davon Gebrauch zu machen. Ich habe unter anderen ein Buch, womit ich Euer Majestät ein Geschenk machen will: es ist ein kostbares Werk und wohl würdig, in Eurem Schatze sorgfältig bewahrt zu werden."

„Und wodurch ist dieses Werk so kostbar, wie du sagst?" fragte der König.

„Herr," erwiderte der Arzt, „weil es unzählige wunderbare Dinge enthält; und um Euch einen Begriff davon zu geben, so sage ich Euch: wenn mein Kopf abgehauen ist und Eure Majestät sich die Mühe geben und das Buch bis zum sechsten Blatt öffnen und die dritte Linie auf der linken Seite lesen will, so wird mein Kopf auf alle Fragen antworten, welche Ihr ihm thut."

Der König, neugierig, eine so wunderbare Sache zu sehen, verschob seinen Tod bis zum nächsten Tage, und entließ ihn, unter strengster Bewachung, nach Hause.

Der Arzt ordnete während dieser Frist seine Angelegenheiten; und da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß nach seiner Hinrichtung ein unerhörtes Wunder vorgehen sollte, so begaben sich am folgenden Tage die Veziere, die Emire, die Offiziere der Leibwache, kurz der ganze Hof in den Thronsaal, um Zeugen davon zu sein.

Bald erschien der Arzt Duban, welcher sich mit einem großen Buche in der Hand dem Fuße des königlichen Thrones nahte. Hier ließ er sich ein Becken bringen, über welches er die Decke ausbreitete, womit das Buch verhüllt war; und indem er dem Könige das Buch darbot, sprach er zu ihm:

„Herr, nehmet, wenn es Euch gefällt, dieses Buch; und sobald mein Haupt abgehauen ist, so befehlet, daß man es in dieses Becken auf die Hülle des Buches setze; wenn es dort steht, wird das Blut aufhören zu fließen: dann öffnet das Buch, und mein Kopf wird auf alle Eure Fragen antworten. — Aber, Herr," fügte er hinzu, „erlaubet mir nochmals die Gnade Euer Majestät anzuflehen; im Namen Gottes lasset Euch erweichen; ich beteure Euch, daß ich unschuldig bin."

„Deine Bitten," antwortete der König, „sind unnütz; und wenn es bloß wäre, um deinen Kopf reden zu hören, so will ich deinen Tod."

Indem er dieses sagte, nahm er das Buch aus den Händen des Arztes und befahl dem Scharfrichter, seine Schuldigkeit zu thun.

Der Kopf wurde so geschickt abgehauen, daß er in das Becken fiel; und kaum war er auf die Decke gesetzt, so stand das Blut still. Darauf öffnete er, zum großen Erstaunen des Königs und aller Zuschauer, die Augen und sprach folgende Worte:

„Herr, möge Eure Majestät jetzo das Buch öffnen."

Der König öffnete es, und da er fand, daß das erste Blatt wie festgeleimt an dem zweiten klebte, so brachte er, um es leichter umzuwenden, seinen Finger an den Mund und benetzte ihn mit Speichel. Er wiederholte dasselbe bis zum sechsten Blatte; und als er auf der bezeichneten Seite keine Schrift sah, sprach er zu dem Kopfe: „Arzt, hier steht nichts geschrieben." — „Wendet noch einige Blätter um," antwortete der Kopf.

Der König fuhr fort zu blättern, indem er immer den Finger mit dem Munde netzte, bis das Gift, womit jedes Blatt getränkt war, seine Wirkung that: da fühlte der König sich plötzlich von einem außerordentlichen Schauder ergriffen; es schwindelte ihm vor den Augen und er stürzte unter heftigen Zuckungen vom Throne. . . .

Als der Arzt Duban, oder richtiger gesagt, sein Kopf sah, daß das Gift seine Wirkung that, und daß der

König nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte, rief er ihm zu:

„Ha, Tyrann, nun siehst du, wie es den Fürsten ergeht, welche, ihre Gewalt mißbrauchend, Unschuldige umbringen lassen. Gott straft früher oder später ihre Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten."

Kaum hatte der Kopf diese Worte vollendet, als der König tot niederfiel, und zu gleicher Zeit verlor der Kopf selber noch das wenige Leben, das ihm geblieben war.

Sobald der Fischer die Geschichte des griechischen Königs und des Arztes Duban vollendet hatte, machte er dem Geiste, welchen er noch immer in dem Gefäße versperrt hielt, die Nutzanwendung davon.

„Hätte der griechische König," sagte er zu ihm, „den Arzt Duban leben lassen, so würde Gott ihn selber am Leben gelassen haben; aber er stieß die demütigsten Bitten zurück, und Gott strafte ihn dafür. Ebenso verhält es sich mit dir, o Geist: hätte ich dich erweichen und die Gnade von dir erlangen können, um welche ich dich bat, so würde ich jetzt Mitleid haben mit dem Zustande, in welchem du dich befindest; weil du aber, trotz deiner großen Verpflichtung gegen mich, dich befreit zu haben, auf deinem Willen bestandest, mich zu töten, so muß ich meinerseits auch unerbittlich sein. Ich will dich in diesem Gefäße lassen und ins Meer zurückwerfen, und dir so den Gebrauch des Lebens benehmen, bis zum Ende der Tage: das ist die Rache, welche ich an dir nehmen will."

„Fischer, mein Freund," antwortete der Geist, „ich beschwöre dich noch einmal, nicht eine so grausame Handlung zu begehen. Bedenke, daß es nicht wohlgethan ist, sich zu rächen, daß es im Gegenteil löblich ist, Böses mit Gutem zu vergelten. Behandle mich nicht, wie Imma einst Ateka behandelte."

„Und was that Imma an Ateka?" fragte der Fischer.

„O, wenn du es zu wissen wünschest," antwortete der Geist, „so öffne mir dieses Gefäß; meinst du, daß ich aufgelegt sei, in einem so engen Raume Märchen zu erzählen? Ich will dir ihrer so viel erzählen als du willst, wenn du mich hieraus befreit hast." — „Nein," sagte der Fischer, „ich werde dich nicht frei lassen; es ist schon des Redens zu viel; ich werde dich in den Grund des Meeres schleudern." — „Noch ein Wort, Fischer," rief der Geist aus; „ich verspreche

dir kein Böses zu thun: im Gegenteil, ich will dich ein Mittel lehren, mächtig reich zu werden."

Die Hoffnung, sich aus der Armut zu ziehen, entwaffnete den Fischer. „Ich könnte dich wohl anhören," sagte er, „wenn irgend auf dein Wort zu bauen wäre. Schwöre mir bei dem Namen Gottes, daß du aufrichtig thun willst, was du verheißest, und ich will dein Gefäß öffnen; ich halte dich nicht für so gottlos, einen solchen Eid zu brechen."

Der Geist schwur, und der Fischer öffnete nun den Deckel des Gefäßes. Sogleich stieg der Rauch wieder daraus empor; und nachdem der Geist seine Gestalt auf dieselbe Weise wie zuvor wieder angenommen hatte, war das erste, was er that, daß er das Gefäß mit einem Fußtritte in das Meer schleuderte.

Diese Handlung erschreckte den Fischer: „Geist," sagte er, „was soll das bedeuten? Willst du den Eid brechen, den du mir soeben geschworen hast? Und soll ich zu dir sagen, was der Arzt Duban zu dem griechischen Könige sagte: ‚Laß mich leben, und Gott wird deine Tage verlängern?'"

Die Furcht des Fischers brachte den Geist zum Lachen und er antwortete ihm: „Nein, Fischer, sei ruhig; ich habe das Gefäß ins Meer geworfen, nur um mich zu ergötzen, und zu sehen, ob du dadurch beunruhigt sein würdest; und um dich zu überzeugen, daß ich mein Wort halte, so nimm dein Netz und folge mir."

Indem er diese Worte sprach, setzte er sich in Bewegung und ging vor dem Fischer her, welcher, mit seinem Netze beladen, ihm noch mit einem gewissen Mißtrauen folgte. Sie gingen an der Stadt vorbei, stiegen hoch auf einen Berg und über denselben hinab in eine weite Ebene, auf welcher sie zu einem Teiche gelangten, der von vier Hügeln umgeben war.

Als sie am Ufer des Teiches standen, sagte der Geist zu dem Fischer: „Wirf dein Netz aus und fange Fische." Der Fischer zweifelte nicht, daß er welche fangen würde, denn er sah deren eine große Menge in dem Teiche: er war aber äußerst verwundert, als er bemerkte, daß sie von vier verschiedenen Farben waren, nämlich weiße, rote, blaue und gelbe. Er warf sein Netz aus und fing vier Fische, von jeder dieser Farbe einen. Da er zuvor nie dergleichen gesehen hatte, so konnte er nicht müde werden, sie zu bewundern; und da er eine ansehnliche Summe daraus zu lösen gedachte, so hatte er große Freude darüber.

„Trage diese Fische hin," sagte der Geist zu ihm, „und bringe sie deinem Sultan; er wird dir mehr Geld dafür geben, als du in deinem ganzen Leben in Händen gehabt hast. Du kannst alle Tage in diesem Teiche fischen kommen; aber ich warne dich, dein Netz öfter als einmal auszuwerfen, sonst würde dir ein Unglück begegnen; nimm dich also in acht. Dies ist die Weisung, welche ich dir gebe; wenn du sie genau befolgst, so wirst du dich wohl dabei befinden."

Indem er dieses sprach, stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, welche sich aufthat, und wieder zuschloß, nachdem sie ihn verschlungen hatte.

Der Fischer, gesonnen, Stück für Stück die Weisung des Geistes zu befolgen, hütete sich wohl, sein Netz zum zweitenmal auszuwerfen. Er begab sich auf den Weg nach der Stadt zurück, sehr zufrieden mit seinem Fischzuge, und stellte tausend Betrachtungen über sein Abenteuer an. Er ging geradeswegs nach dem Palaste des Sultans. . . .

Ich überlasse es den Lesern, zu ermessen, wie groß das Erstaunen des Sultans war, als er die vier Fische sah, welche der Fischer ihm überreichte. Er nahm sie, einen nach dem andern, um sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten; und nachdem er sie lange bewundert hatte, sagte er zu seinem ersten Vezier: „Nimm diese Fische und trage sie zu der geschickten Köchin, welche der griechische Kaiser mir geschickt hat: ich bilde mir ein, daß sie nicht minder schmackhaft als schön sein werden."

Der Vezier trug sie selber zu der Köchin, und indem er sie ihren Händen übergab, sagte er zu ihr: „Da sind vier Fische, welche man soeben dem Sultan gebracht hat; er befiehlt dir, sie ihm zuzurichten."

Nachdem er sich dieses Auftrages entledigt hatte, kehrte er zu dem Könige, seinem Herrn, zurück, welcher ihm befahl, dem Fischer vierhundert Goldstücke zu geben, was er auch getreulich erfüllte.

Der Fischer, welcher niemals eine so große Summe auf einmal besessen hatte, konnte kaum sein Glück fassen, und es kam ihm vor wie ein Traum. Aber er erkannte in der Folge wohl, daß es Wirklichkeit war, durch den guten Gebrauch, welchen er davon machte, indem er es auf die Bedürfnisse seiner Familie verwandte.

Sobald die Köchin des Sultans die Fische gereinigt hatte, welche der Vezier ihr übergeben, setzte sie sie in einem Tiegel

mit Öl aufs Feuer, um sie zu braten. Als sie dieselben auf der einen Seite genugsam gebraten glaubte, kehrte sie sie um. Aber, o unerhörtes Wunder! kaum waren sie umgedreht, als die Wand der Küche sich aufthat: daraus trat ein Fräulein hervor, von bewundernswürdiger Schönheit und herrlichem Wuchse; sie trug ein Kleid von ägyptischem geblümten Atlas, Ohrgehänge und ein Halsband von großen Perlen, goldene, mit Rubinen geschmückte Armbänder, und hielt ein Rute von Myrten in der Hand.

Sie nahte sich dem Tiegel, zum großen Erstaunen der Köchin, welche bei diesem Anblick unbeweglich dastand, und indem sie einen der Fische mit der Rute berührte, sagte sie zu ihm: „Fisch, thust du deine Pflicht?" Als der Fisch nicht antwortete, wiederholte sie dieselben Worte, und nun erhoben die vier Fische zugleich ihre Köpfe und antworteten sehr deutlich: „Ja, ja, wenn Ihr rechnet, so rechnen wir auch; wenn ihr Eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen; wenn Ihr fliehet, so siegen wir und sind wir zufrieden."

Sobald sie diese Worte ausgesprochen hatten, stieß das Fräulein den Tiegel um, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich sogleich wieder zuschloß und in demselben Zustand erschien wie zuvor.

Als die Köchin, welche alle diese Wunder entsetzt hatten, von ihrem Schreck wieder zu sich gekommen war, ging sie hin, die Fische wieder aufzuheben, welche in die Glut gefallen waren; aber sie waren alle so schwarz wie die Kohlen und gar nicht im Zustande, dem Sultan vorgesetzt zu werden. Sie war darüber sehr bekümmert und fing an zu weinen: „Wehe mir," rief sie aus, „was soll aus mir werden! Wenn ich dem Sultan erzähle, was ich gesehen habe, so wird er mir sicher nicht glauben; in welchen Zorn wird er nicht gegen mich geraten!"

Während sie sich so betrübte, trat der Großvezier herein und fragte sie, ob die Fische bereit wären. Sie erzählte ihm alles, was ihr begegnet war; und dieser Bericht, wie man sich denken kann, erstaunte ihn höchlich. Aber ohne dem Sultan etwas davon zu sagen, ersann er eine Entschuldigung, welche diesem genügte.

Indessen schickte er auf der Stelle hin und ließ den Fischer rufen; und als dieser gekommen war, sagte er zu ihm: „Fischer, bringe mir vier andere Fische, welche denen, die du

schon gebracht hast, ähnlich sind; denn es ist ein eigenes Unglück damit begegnet, welches verhindert hat, sie dem Sultan vorzusetzen."

Der Fischer sagte ihm nicht, was der Geist ihm empfohlen hatte, sondern um sich davon loszumachen, diesen Tag noch die verlangten Fische zu liefern, entschuldigte er sich durch die Länge des Weges, und versprach sie am folgenden Morgen zu bringen.

In der That machte sich der Fischer während der Nacht auf und begab sich nach dem Teiche. Er warf darin sein Netz aus, und als er es herauszog, fand er darin vier Fische ganz wie die vorigen, jeden von einer anderen Farbe. Er kehrte alsbald zurück und brachte sie dem Großvezier zu der Zeit, da er sie ihm versprochen hatte.

Dieser Minister nahm sie und trug sie selber abermals in die Küche, wo er sich allein mit der Köchin einschloß, welche sie in seiner Gegenwart zurichtete und auf das Feuer setzte, wie sie mit den vier anderen den vorigen Tag gethan hatte. Als sie auf einer Seite gebraten waren und sie sie auf die andere Seite gedreht hatte, öffnete sich die Wand der Küche abermals, und dieselbe Frau erschien mit ihrer Rute in der Hand; sie nahte sich dem Tiegel, schlug auf einen der Fische, sprach dieselben Worte zu ihm, und sie gaben ihr alle mit aufgehobenen Köpfen dieselbe Antwort.

Nachdem die vier Fische geantwortet hatten, warf sie den Tiegel mit einem Rutenschlage um und verschwand an derselben Stelle in der Wand, wo sie herausgetreten war.

Der Großvezier, welcher Zeuge von allem gewesen, was vorgegangen war, sagte: „Das ist zu erstaunlich und zu außerordentlich, um dem Sultan ein Geheimnis davon zu machen; ich gehe, ihn von diesem Wunder zu unterrichten." In der That ging er sogleich zu ihm und machte ihm einen treuen Bericht davon.

Der Sultan war sehr erstaunt, und bezeigte großes Verlangen, dieses Wunder zu sehen; in dieser Absicht sandte er hin und ließ den Fischer holen. „Mein Freund," sprach er zu ihm, „könntest du mir nicht noch vier Fische von verschiedenen Farben bringen." Der Fischer antwortete dem Sultan: wenn Seine Majestät ihm zur Erfüllung ihres Wunsches drei Tage Zeit geben wollte, so verspräche er, ihr zu genügen.

Als ihm dies bewilligt war, ging er zum drittenmal

nach dem Teiche, und er war nicht minder glücklich als die beiden vorigen Male; denn auf den ersten Zug fing er vier Fische von verschiedenen Farben. Er säumte nicht, sie sogleich dem Könige zu bringen, dessen Freude darüber um so größer war, als er sie so bald nicht erwartet hatte, und der ihm abermals vierhundert Goldstücke geben ließ.

Sobald der Sultan die Fische hatte, ließ er sie in sein Zimmer bringen, samt allem, was zu ihrer Bereitung nötig war. Hier schloß er sich mit seinem Großvezier ein, und dieser richtete die Fische zu, setzte sie in einem Tiegel auf das Feuer, und als sie auf der einen Seite gebraten waren, kehrte er sie auf die andere. Da öffnete sich die Wand des Zimmers, aber anstatt des Fräuleins trat ein Schwarzer daraus hervor.

Dieser Schwarze trug die Kleidung eines Sklaven; er war von riesenhafter Dicke und Größe, und hielt einen dicken grünen Stock in der Hand. Er nahte sich dem Tiegel, berührte mit seinem Stock einen der Fische, und sprach zu ihm mit furchtbarer Stimme: „Fisch, Fisch, thust du deine Pflicht?“

Auf diese Worte huben die Fische ihre Köpfe empor, und antworteten: „Ja, ja, wir thun unsere Pflicht; wenn Ihr rechnet, so rechnen wir auch; wenn Ihr Eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen; wenn Ihr fliehet, so siegen wir und sind wir zufrieden.“

Kaum hatten die Fische diese Worte ausgesprochen, als der Schwarze den Tiegel mitten im Zimmer umstieß und die Fische in Kohlen verwandelte. Als dies geschehen war, entfernte er sich stolz und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich wieder schloß und in demselben Zustande erschien wie zuvor.

„Nach dem, was ich soeben gesehen habe,“ sprach der Sultan zu seinem Großvezier, „ist es mir unmöglich ruhig zu sein. Diese Fische bedeuten ohne Zweifel etwas Außerordentliches, worüber ich Aufklärung haben will.“

Er sandte abermals nach dem Fischer; man brachte ihn, und er sagte zu ihm: „Fischer, die Fische, welche du uns gebracht hast, verursachen mir große Unruhe. An welchem Orte hast du sie gefangen?“ — „Herr,“ antwortete er, „ich habe sie in einem Teiche gefangen, welcher zwischen vier Hügeln liegt, jenseits des Berges, den man von hier sieht.“

„Kennst du diesen Teich?“ fragte der Sultan den Vezier.

— „Nein, Herr," antwortete der Vezier, „ich habe nie davon reden gehört; es sind gleichwohl schon sechzig Jahre, daß ich in der Umgegend und jenseits dieses Berges jage."

Der Sultan fragte nun den Fischer, wie weit der Teich von seinem Palaste entfernt wäre; und der Fischer versicherte, daß es nicht mehr als drei Stunden Weges wäre.

Auf diese Versicherung, und weil es noch hoch genug am Tage war, um vor der Nacht dorthin zu gelangen, befahl der Sultan seinem ganzen Hofe, zu Pferde zu steigen; und der Fischer diente ihm als Führer.

Sie ritten den Berg hinauf, und beim Hinabsteigen sahen sie mit großer Verwunderung eine weite Ebene, welche niemand bisher bemerkt hatte. Endlich gelangten sie an den Teich, welchen sie wirklich zwischen vier Hügeln liegen fanden, wie der Fischer berichtet hatte. Das Wasser darin war so durchsichtig, daß sie bemerkten, wie alle Fische dort denen ähnlich waren, welche der Fischer nach dem Palaste gebracht hatte.

Der Sultan hielt am Ufer des Teiches still; und nachdem er die Fische darin einige Zeit mit Verwunderung betrachtet hatte, fragte er seine Emire und alle seine Hofleute, wie es möglich wäre, daß sie diesen so nahe bei der Stadt gelegenen Teich noch nicht gesehen hätten. Sie antworteten ihm, daß sie niemals auch nur davon reden gehört hätten.

„Weil ihr denn alle einstimmig seid," sagte er darauf zu ihnen, „daß ihr nicht einmal davon reden gehört habt, und da ich nicht minder als ihr über diese neue Erscheinung erstaunt bin, so habe ich mich entschlossen, nicht eher in meinen Palast zurückzukehren, als bis ich weiß, wie dieser Teich hierher kommt, und warum es nur Fische von viererlei Farben darin giebt."

Nachdem er dieses gesagt hatte, befahl er, sich zu lagern; und alsbald wurde sein Gezelt und die Zelte für seinen Hof am Ufer des Teiches aufgeschlagen.

Bei Anbruch der Nacht begab der Sultan sich in sein Gezelt, besprach sich insgeheim mit seinem Großvezier, und sagte zu ihm: „Vezier, ich fühle in mir eine große Unruhe; dieser an diesen Ort versetzte Teich, dieser Schwarze, der uns in meinem Zimmer erschienen ist, diese Fische, welche wir reden gehört haben: alles dies erregt meine Neugier dermaßen, daß ich der Ungeduld nicht widerstehen kann, sie zu befriedigen. Zu diesem Zwecke habe ich diesen Plan erdacht,

welchen ich durchaus ausführen muß. Ich werde mich allein aus dem Lager entfernen, und befehle dir, meine Abwesenheit geheim zu halten: bleib unter meinem Gezelte; und morgen früh, wenn meine Emire und Hofleute sich vorzustellen kommen, weise sie ab, mit dem Vorgeben, daß ich von einer leichten Unpäßlichkeit befallen bin und allein sein will. Die folgenden Tage wiederhole ihnen dasselbe, bis ich wieder zurückkomme."

Der Großvezier machte dem Sultan mehrere Vorstellungen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; er erinnerte ihn an die große Gefahr, der er sich aussetzte, und daß er sich vielleicht eine vergebliche Mühe gäbe. Aber wie er auch seine Beredsamkeit erschöpfte, der Sultan ließ nicht ab von seinem Entschlusse, sondern bereitete sich ihn auszuführen.

Er zog sich ein zum Wandern bequemes Kleid an, versah sich mit einem Säbel; und sobald er sah, daß alles still war in seinem Lager, machte er sich ohne irgend eine Begleitung auf den Weg.

Er richtete seine Schritte gegen einen der vier Hügel und bestieg ihn gemächlich. Noch leichter stieg er jenseits hinab; und als er in der Ebene war, wanderte er bis Sonnenaufgang darauf fort.

Da erblickte er in der Ferne vor ihm ein großes Gebäude, und freute sich in der Hoffnung, dort etwas von dem zu erfahren, was er zu wissen wünschte. Als er nahe daran war, bemerkte er, daß es ein prächtiger Palast war, oder vielmehr ein sehr festes Schloß, von schönem schwarzen geschliffenen Marmor, mit einem Dache von feinem Stahl, so glatt wie ein Spiegelglas. Erfreut, daß er nicht lange gehen durfte, ohne wenigstens etwas Merkwürdiges anzutreffen, blieb er an der Vorderseite des Schlosses stehen und betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit.

Er näherte sich hierauf der Pforte, welche zwei Flügelthüren hatte, deren eine offen stand. Obgleich er geradezu hineintreten konnte, so glaubte er doch anklopfen zu müssen. Er klopfte also einmal ziemlich leise und wartete einige Zeit; da er niemand kommen sah, wähnte er, man hätte ihn nicht gehört; deshalb klopfte er zum zweitenmal etwas stärker, und als er niemand sah noch hörte, noch stärker; aber immer noch erschien niemand. Das wunderte ihn höchlich; denn er konnte sich nicht denken, daß ein so wohl unterhaltenes Schloß unbewohnt wäre. „Wenn niemand darin ist," sagte

er sich selber, „so habe ich nichts zu fürchten; und ist jemand drinnen, so habe ich etwas, mich zu verteidigen."

Kurz, der Sultan trat hinein; er ging weiter in den Vorhof und rief laut: „Ist niemand hier, einen Wanderer aufzunehmen, der einer Erquickung bedarf?" Er wiederholte dieselbe Frage zwei- oder dreimal; aber so laut er auch sprach, niemand antwortete ihm.

Dieses Stillschweigen vermehrte sein Erstaunen. Er ging weiter in einen sehr geräumigen Hof und blickte sich nach allen Seiten um, ob er niemand entdecken könnte; er erblickte aber nicht das geringste lebende Wesen . . .

Als der Sultan in dem Hofe worin er sich befand, niemand erblickte, so trat er in große Säle, deren Fußteppiche von Seide waren, der Estrich und die Sofas bedeckt mit Stoffen von Mekka, und die Thürvorhänge von den reichsten indischen Stoffen, reich mit Gold und Silber gestickt.

Er kam weiter in einen wundervollen Saal, in dessen Mitte ein großes Becken stand mit einem Löwen aus gediegenem Golde auf jeder Ecke. Die vier Löwen spien Wasser aus ihrem Rachen, welches in Diamanten und Perlen niederfiel, und harmonisch einen Wasserstrahl begleitete, welcher aus der Mitte des Beckens emporspringend, fast die Decke der Kuppel berührte, deren Wände bemalt waren.

Das Schloß war von drei Seiten von einem Garten umgeben, welchen Blumenstücke, Teiche, Lustwäldchen und tausend andere Annehmlichkeiten um die Wette verzierten, und was diesen Ort vollends wonnevoll machte, war eine zahllose Menge von Vögeln, welche die Luft mit ihrem wohllautenden Gesange erfüllten, und stets dort blieben, weil die über die Bäume und den Palast gespannten Netze sie verhinderten, wegzufliegen.

Der Sultan wandelte lange von Zimmer zu Zimmer, wo alles groß und prächtig erschien. Als er müde war, weiter zu gehen, setzte er sich in einem offenen Gemache, welches die Aussicht über den Garten hatte; und hier erfüllt von allem, was er schon gesehen hatte und noch sah, stellte er allerlei Betrachtungen an über alle diese verschiedenen Gegenstände, als auf einmal eine klagende Stimme sein Ohr traf und er vernehmlich die traurigen Worte hörte:

„O Schicksal, laß nicht länger mich leben und schone mein nicht mehr! denn mein Dasein schwebt zwischen Unglück und Gefahr.

Hast du nicht Mitleid, o Gattin, mit einem Manne von hoher Abkunft, der unter der Herrschaft der Liebe

erniedrigt wurde; nicht mit einem der Reichsten, der verarmte?

Ja, ich gestehe es; ich beneide die Luft, die dich umwehte, aber ich bedachte nicht, daß, beim Willen des Schicksals, auch der hellste Blick nichts siehet.

Welche Kunst könnte auch den Bogenschützen noch retten, wenn ihm, im Begriff loszudrücken, die Sehne zerreißt?

Wenn feindliche Haufen sich dann auf ihn stürzen, wohin kann er da fliehen vor dem Geschick! Wohin kann er da fliehen!"

Der Sultan, gerührt von diesen Klagen, stand auf und ging nach der Seite, woher sie ertönten. Er kam an die Thür eines großen Saales, öffnete den Vorhang, und erblickte einen wohlgebildeten und sehr reich gekleideten Mann, welcher auf einem etwas über dem Boden erhabenen Throne saß. Die Traurigkeit malte sich in seinem Antlitz, welches übrigens von einer vollkommenen Schönheit, und durch ein kleines schwarzes Mal auf der Wange bezeichnet war. Der Dichter beschreibt auf folgende Weise die Schönheit eines solchen jungen Mannes:

Sein Wuchs war schlank; sein schwarzes Haar, wenn man es anblickte, versetzte alles um ihn her in Dunkelheit, so wie die blendende Weiße seiner Stirn alles wieder in das Licht setzte.

Aber das schwarze Mal auf der Wange, dieses tadelt nur ja nicht! Ist euch nicht bekannt, daß das Blatt der schönen Anemone auch mit einem schwarzen Punkte geschmückt ist? —

Der Sultan näherte sich ihm und grüßte ihn. Der junge Mann erwiderte seinen Gruß, indem er ihm mit dem Kopfe eine sehr tiefe Verbeugung machte, ohne jedoch aufzustehen. Deshalb sagte er zu dem Sultan: „Mein Herr, ich erkenne wohl, daß Ihr es verdient, daß ich aufstehe, um Euch zu empfangen und alle mögliche Ehre zu erzeigen; aber eine so schwere Ursache verhindert mich daran, daß Ihr es mir nicht übel deuten müßt." — „Mein Herr," antwortete der Sultan, „ich bin Euch sehr verbunden für die gute Meinung, welche Ihr von mir heget. In betreff der Ursache, welche Euch verhindert aufzustehen, nehme ich von Herzen gern jede beliebige Entschuldigung von Euch an. Angezogen von Euren Klagen, durchdrungen von Eurem Leiden, komme ich, Euch meine Hilfe darzubieten. Wollte Gott, daß es von mir abhinge, Euren Leiden Erleichterung zu verschaffen, ich würde

all mein Vermögen dazu anwenden. Ich schmeichle mir, daß Ihr mir wohl die Geschichte Eurer Unfälle erzählen wollt: aber ich bitte Euch, belehrt mich zuvor, was dieser Teich hier in der Nähe bedeutet, in welchem man Fische von vier verschiedenen Farben sieht; was dieses für ein Schloß ist; weshalb Ihr Euch darin befindet, und woher es kommt, daß Ihr so allein darin seid?"

Anstatt auf diese Fragen zu antworten, fing der junge Mann bitterlich an zu weinen: „Wie unbeständig ist das Glück!" rief er aus, „es gefällt sich darin, diejenigen zu stürzen, welche es erhoben hat. Wo sind diejenigen, welche ruhig die von ihm gewährte Glückseligkeit genießen, und deren Tage immer hell und heiter sind?"

Der Sultan, von Mitleid bewegt, bat ihn sehr inständig, ihm die Ursache eines so großen Schmerzes zu sagen. „Ach! mein Herr," antwortete ihm der junge Mann, „wie sollte ich nicht betrübt sein; und warum sollten meine Augen nicht zwei unversiegliche Thränenquellen sein?"

Bei diesen Worten hob er sein Kleid auf und ließ den Sultan sehen, daß er nur vom Kopf bis zum Gürtel ein Mensch, die andere Hälfte seines Leibes aber von schwarzem Marmor war.

Man kann sich wohl denken, daß der Sultan höchst erstaunt war, als er den beweinenswürdigen Zustand des jungen Mannes erblickte. „Was Ihr mir da zeiget," sagte er zu ihm, „erfüllt mich mit Entsetzen und erregt zugleich meine Neugier; ich brenne vor Verlangen, Eure Geschichte zu hören, welche ohne Zweifel höchst seltsam ist; und ich bin überzeugt, daß der Teich und die Fische damit in irgend einem Zusammenhange stehen, also beschwöre ich Euch, sie mir zu erzählen, Ihr werdet eine Art von Trost darin finden, indem es gewiß ist, daß die Unglücklichen eine gewisse Erleichterung darin finden, ihr Unglück zu erzählen."

„Ich will Euch diese Genugthuung nicht versagen," erwiderte der junge Mann, „obwohl ich sie Euch nicht geben kann, ohne meinen lebhaften Schmerz zu erneuern, aber ich rate Euch zum voraus, Eure Ohren, Euern Geist, und selbst Eure Augen auf Dinge vorzubereiten, welche alles übertreffen, was die Einbildungskraft Außerordentliches ersinnen kann."

Geschichte des jungen Königs der Schwarzen Inseln.

„So wisset denn, mein Herr," fuhr er fort, „daß mein Vater, der Mahmud hieß, König dieses Staates war. Das ist das Königreich der Schwarzen Inseln, welches seinen Namen von den vier kleinen Bergen hier in der Nähe hat; denn diese Berge waren vormals Inseln; und die Hauptstadt, in welcher mein Vater seinen Hof hielt, stand an der Stelle, wo gegenwärtig dieser Teich ist, welchen Ihr gesehen habt. Die Folge meiner Geschichte wird Euch alle diese Verwandlungen erklären.

Der König, mein Vater, starb in einem Alter von siebzig Jahren. Sobald ich seine Stelle eingenommen hatte, vermählte ich mich; und diejenige, die ich dazu erwählte, den Thron mit mir zu teilen, war meine Nichte. Ich hatte alle Ursache, mit den Zeichen der Liebe zufrieden zu sein, welche sie mir gab; und ich meinerseits empfand für sie eine solche Zärtlichkeit, daß nichts unserer Vereinigung zu vergleichen war. Aber nach Verlauf von fünf Jahren bemerkte ich, daß sie keinen Geschmack mehr an mir fand.

Eines Tages, als sie nach Tische im Bade war, empfand ich eine große Lust zu schlafen, und ich warf mich auf ein Sofa. Zwei ihrer Frauen, welche sich in meinem Zimmer befanden, setzten sich hierauf, die eine zu meinen Häupten, die andere zu meinen Füßen, je mit einem Fächer in der Hand, sowohl um mir Kühlung zuzuwehen als um mir die Fliegen abzuwehren, welche meinen Schlummer hätten stören können. Sie wähnten, daß ich eingeschlafen wäre, und unterhielten sich ganz leise; aber ich hatte nur die Augen geschlossen und verlor kein Wort von ihrem Gespräche.

Eine dieser Frauen sagte zu der anderen: „Hat die Königin nicht sehr unrecht, einen so liebenswürdigen Fürsten, wie der unsere ist, nicht zu lieben?" — „Sicherlich," antwortete die andere. „Was mich betrifft, so begreife ich es nicht, und ich weiß nicht, warum sie alle Nächte aufsteht und ihn allein läßt, bemerkt er es denn nicht?" — „Ei, wie soll er es denn bemerken?" fuhr die erste fort. „Sie mischt jeden Abend einen gewissen Kräutersaft in seine Getränke, wodurch er die ganze Nacht in so tiefem Schlafe liegt, daß sie Zeit hat zu gehen, wohin sie will; und mit Anbruch des Tages kommt sie zurück und legt sich wieder zu ihm; alsdann erweckt

sie ihn durch einen gewissen Geruch, den sie ihm unter die Nase hält."

Denket Euch, Herr, mein Erstaunen bei dieser Unterredung, und die Empfindungen, welche es in mir erregte. Gleichwohl, welche Aufwallung sie mir auch verursachte, hatte ich Herrschaft genug über mich, mich zu verstellen, ich that, als erwache ich, und hätte nichts davon gehört.

Die Königin kam wieder aus dem Bade, wir speisten zusammen zu Abend, und ehe wir uns niederlegten, reichte sie selber mir eine Schale voll Wasser, welche ich zu trinken pflegte, aber anstatt sie an meinen Mund zu setzen, näherte ich mich einem offenstehenden Fenster, und verschüttete das Wasser so geschickt, daß sie es nicht bemerkte. Ich gab ihr darauf die Schale wieder in die Hand, damit sie nicht zweifelte, daß ich getrunken hätte.

Hierauf legten wir uns nieder; aber bald darauf stand sie wieder auf, mit so wenig Vorsicht, daß sie ziemlich laut sagte: „Schlaf, und möchtest du nie wieder erwachen!" Sie kleidete sich eilig an und verließ das Gemach . . .

Sobald die Königin, meine Gemahlin, hinausgegangen war," fuhr der König der Schwarzen Inseln fort, „stand ich auf und zog mich hastig an; ich nahm meinen Säbel und ging ihr so eilig nach, daß ich sie bald vor mir gehen hörte. Nun folgte ich ihr Schritt für Schritt, trat aber leise auf, um nicht gehört zu werden.

Sie ging durch mehrere Thüren, welche sich, durch die Kraft gewisser Zauberworte, die sie aussprach, von selber öffneten; und die letzte, welche sich so öffnete, war die des Gartens, in welchen sie nun heraustrat.

Ich blieb in dieser Thür stehen, damit sie mich nicht erblicken möchte, während sie durch ein Blumenstück ging; ich verfolgte sie mit den Augen, so weit als die Dunkelheit es mir erlaubte, und bemerkte, daß sie in ein kleines Gehölz trat, dessen Baumgänge von einer dichten Hecke umgeben waren. Ich begab mich auf einem anderen Wege ebendahin, und indem ich hinter die Hecke eines ziemlich langen Baumganges schlüpfte, sah ich sie darin mit einem Manne lustwandeln.

Ich ermangelte nicht, ihrem Gespräch ein aufmerksames Ohr zu leihen, und folgendes war es, was ich vernahm:

„Ich verdiene nicht," sagte die Königin zu ihrem Geliebten, „die Vorwürfe, welche du mir machst, daß ich nicht eiliger bin;

du weißt sehr wohl die Ursache, welche mich daran verhindert. Aber wenn alle die Zeichen der Liebe, welche ich bisher dir gegeben habe, nicht hinreichen, dich von meiner Innigkeit zu überzeugen, so bin ich bereit, dir noch auffallendere Beweise davon zu geben, du darfst nur gebieten; du kennst meine Macht. Ich will, wenn du es wünschest, noch vor Sonnenaufgang diese große Stadt und diesen schönen Palast in grauenvolle Trümmer verwandeln, die nur von Wölfen, Uhus und Raben bewohnt sind. Soll ich alle Steine dieser so starken Mauern jenseits des Berges Kaukasus, außerhalb der Grenzen der bewohnten Welt, versetzen? Du darfst nur ein Wort sagen, und dieser ganze Ort ist verwandelt."

Als die Königin diese Worte aussprach, war sie mit ihrem Buhlen ans Ende des Baumganges gekommen und wandte sich mit ihm in einen anderen, und beide gingen so vor mir her. Ich hatte schon meinen Säbel gezogen; und da der Buhle auf meiner Seite ging, hieb ich ihn in den Hals und stürzte ihn zu Boden. Ich glaubte ihn getötet zu haben; und in diesem Wahne entfernte ich mich hurtig, ohne mich der Königin zu erkennen zu geben, deren ich schonen wollte, weil sie meine Verwandte war. —

Indessen war der Schlag, den ich ihrem Buhlen gegeben hatte, allerdings tödlich; aber sie erhielt ihm durch die Kraft ihrer Zauberei das Leben, auf eine solche Weise zwar, daß man von ihm sagen kann, er ist weder tot noch lebend.

Als ich durch den Garten nach dem Palaste zurückging, hörte ich die Königin lautes Geschrei ausstoßen; ich erkannte daraus ihren Schmerz, und ich war zufrieden mit mir, daß ich ihr das Leben gelassen hatte.

Nachdem ich in mein Zimmer zurückgekommen war, legte ich mich wieder nieder; und zufrieden, den Verwegenen bestraft zu haben, welcher mich beleidigt hatte, schlief ich ein.

Beim Erwachen, am folgenden Morgen, fand ich die Königin neben mir.

Ich kann Euch nicht sagen ob sie schlief oder nicht, ich stand aber leise auf, ging in mein Gemach und kleidete mich vollends an. Hierauf ging ich in meine Ratsversammlung.

Bei meiner Rückkehr erschien die Königin vor mir in Trauerkleidern, mit zerstreuten und zum Teil zerrauften Haaren. „Herr," sprach sie zu mir, „ich komme Euer Majestät zu bitten, sich nicht über den Zustand zu wundern, in welchem

ich mich befinde. Drei traurige Nachrichten, welche ich eben zu gleicher Zeit empfangen habe, sind die gerechte Ursache des tiefen Schmerzes, von welchem Ihr nur die schwachen Zeichen sehet." — „Und was sind das für Nachrichten, Herrin?" fragte ich sie. — „Der Tod der Königin, meiner Mutter," antwortete sie, „zugleich mit dem Tode des Königs, meines Vaters, der in einer Schlacht gefallen ist, und eines meiner Brüder, der in einen Abgrund gestürzt ist."

Es war mir nicht unlieb, daß sie diesen Vorwand ergriff, um den wahren Grund ihrer Betrübnis zu verbergen, und ich erkannte daraus, daß sie mich nicht in Verdacht hatte, ihren Geliebten getötet zu haben.

„Herrin," sagte ich zu ihr, „weit entfernt, Euern Schmerz zu tadeln, versichere ich Euch, daß ich allen Teil daran nehme, den ich daran nehmen muß. Ich würde höchst verwundert sein, wenn Ihr unempfindlich bliebet bei dem Verluste, welchen Ihr erlitten habt. Weinet, Eure Thränen sind untrügliche Kennzeichen Eures trefflichen Gemüts. Ich hoffe gleichwohl, daß die Zeit und die Vernunft Euren Schmerz mäßigen werden."

Sie zog sich in ihr Gemach zurück, wo sie sich ohne Rückhalt ihrem Schmerze hingab, und ein ganzes Jahr zubrachte mit Weinen und mit Klagen.

Nach Verlauf dieser Zeit bat sie mich um Erlaubnis, in der Umgebung des Palastes ihr Grabmal erbauen zu lassen, wo sie, wie sie sagte, bis an das Ende ihrer Tage wohnen wollte. Ich erlaubte es ihr, und sie ließ einen prächtigen Palast bauen, mit einer Kuppel, welche man von hier sehen kann, sie benannte ihn den Thränenpalast.

Als er vollendet war, ließ sie ihren Geliebten hineinbringen, welchen sie in derselben Nacht, da ich ihn verwundete, nach einem ihr gelegenen Orte versetzt hatte. Sie hatte bisher seinen Tod durch Tränke verhindert, welche sie ihn einnehmen ließ; und sie fuhr fort, ihm dergleichen zu geben und sie ihm selber alle Tage zu bringen, seitdem er in dem Thränen-Palaste war.

Indessen, mit allen ihren Zaubereien konnte sie diesen Unglücklichen nicht heilen. Er war nicht nur außer stande, zu gehen und sich aufrecht zu halten, sondern er hatte auch den Gebrauch der Zunge verloren, und gab kein anderes Lebenszeichen als durch seine Blicke. Obwohl also die Königin nur den Trost hatte, ihn zu sehen und ihm alles zu sagen

was ihre thörichte Liebe ihr irgend Zärtliches und Leidenschaftliches eingeben mochte, so unterließ sie jedoch nicht, ihm täglich zwei ziemlich lange Besuche zu machen. Ich war von all diesem wohl unterrichtet; aber ich stellte mich, als wüßte ich nichts davon.

Eines Tages ging ich zu dem Thränenpalast, aus Neugier, zu wissen, was dort eigentlich die Beschäftigung der Königin wäre; und an einem Orte, wo ich nicht gesehen werden konnte, hörte ich sie folgendermaßen zu ihrem Geliebten reden: „Ich bin in Verzweiflung, dich in dem Zustande zu sehen, worin du dich befindest; ich fühle nicht minder die brennenden Schmerzen, welche du leidest . . .; aber, geliebte Seele, ich rede immer zu dir, und du antwortest mir nie. Wie lange willst du in diesem Stillschweigen beharren! Ach! die süßesten Augenblicke meines Lebens sind die, welche ich hier zubringe, deine Leiden zu teilen. Ich kann nicht leben ohne dich, und das Vergnügen, dich unaufhörlich zu sehen, würde ich der Herrschaft des Weltalls vorziehen."

Sie beschloß diese lange Rede mit folgenden Versen:

„Der Tag des Heils ist derjenige, an welchem ich deiner Nähe genieße; der Tag des Verderbens und des Todes ist derjenige, wo du dich von mir abwendest.

Bringe ich die Nacht ferne von dir zu, so ist es, als ob alle Schreckniſſe mir drohten; deine Nähe aber ist für mich süßer als Sicherheit!"

Endlich fügte sie noch folgende Verse hinzu:

„Wäre ich von aller Glückseligkeit umgeben, besäße ich die ganze Welt und das Reich der Chosroen:

So würde es für mich nicht so viel wert sein, als die Flügel einer Mücke, wenn mein Auge dich nicht sähe!"

Über diese Klagen, welche mehr als einmal von ihren Seufzern und Schluchzen unterbrochen wurden, verlor ich endlich die Geduld. Ich trat hervor, näherte mich ihr und sprach: „Frau, Ihr habt nun genug geweint; es ist Zeit, diesem Schmerz ein Ziel zu setzen, der uns beide entehrt; es ist zu viel, zu vergessen, was Ihr mir und was Ihr Euch selber schuldig seid."

„Herr," antwortete sie mir, „wenn Ihr noch einige Achtung, oder vielmehr, einige Gefälligkeit für mich hegt, so flehe ich Euch, mir keinen Zwang anzuthun. Lasset mich meinem tödlichem Schmerze mich hingeben; es ist unmöglich, daß die Zeit ihn verringere."

Als ich sah, daß meine Worte, anstatt sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, nur dazu dienten, ihre Wut zu reizen, sagte ich nichts mehr zu ihr, und zog mich zurück.

Sie fuhr fort, täglich ihren Geliebten zu besuchen, und zwei volle Jahre hindurch war sie in steter Verzweiflung.

Ich ging noch einmal in den Thränenpalast, als sie darin war; ich verbarg mich wieder, und ich hörte sie folgendes zu ihrem Geliebten sagen:

„Es sind nun drei Jahre, daß du nicht ein einziges Wort zu mir gesprochen hast, und daß du nichts antwortest auf die Zeichen der Liebe, welche ich durch meine Rede und meine Seufzer dir gebe, ist das Unempfindlichkeit oder Verachtung? O Grabmal, solltest du dies Übermaß der Zärtlichkeit, welche er für mich hegte, zerstört haben? Solltest du diese Augen geschlossen haben, die mir so viel Liebe verkündigten, und die alle meine Freude ausmachten? Nein, nein, ich kann es nicht glauben. Sage mir vielmehr, durch welches Wunder du der Bewahrer des köstlichsten Kleinods geworden bist, welches es jemals gab!"

Ich gestehe Euch, Herr, daß ich über diese Worte ganz entrüstet wurde; denn am Ende war dieser teure Geliebte, dieser angebetete Sterbliche, nicht ein solcher, wie Ihr Euch wohl einbilden könntet, sondern es war ein schwarzer Indier, aus diesem Lande gebürtig. Ich wurde, sage ich, über diese Rede dermaßen entrüstet, daß ich ungestüm hervortrat, und ebenso das Grabmal anredend, ausrief: „O Grabmal, warum verschlingst du nicht dieses Ungeheuer, vor welchem sich die Natur entsetzt; oder vielmehr, warum verzehrst du nicht den Buhlen und die Buhlin!"

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als die Königin, welche neben dem Schwarzen saß, wie eine Rasende aufsprang: „Ha, Grausamer," schrie sie mir zu, „du bist es, der meinen Schmerz verursacht! Wähne nicht, daß ich es nicht wisse; ich habe mich nur zu lange verstellt. Es ist deine mörderische Hand, die den Gegenstand meiner Liebe in diesen jammervollen Zustand versetzt hat, und du hast noch die Grausamkeit, hierher zu kommen, und eine Liebende in ihrer Verzweiflung zu verhöhnen."

„Ja, ich bin es," unterbrach ich sie außer mir vor Zorn, „ich bin es, der dieses Ungeheuer bestraft hat, wie er es verdient; ich sollte dich ebenso behandeln, und es gereut mich,

es nicht gethan zu haben: schon allzulange mißbrauchst du meine Güte."

Indem ich so sprach, zog ich meinen Säbel und hob den Arm, um sie zu bestrafen. Sie aber betrachtete ruhig meine Gebärde und sprach zu mir mit einem höhnischen Lächeln: „Mäßige deinen Zorn!" Zu gleicher Zeit sprach sie einige Worte aus, die ich nicht verstand, und fügte darauf hinzu: „Kraft meiner Beschwörungen befehle ich dir, auf der Stelle halb von Marmor zu werden und halb Mensch zu bleiben."

Sogleich ward ich, wie Ihr mich hier sehet, Herr, schon tot unter den Lebenden und lebend unter den Todten. . . .

Nachdem die grausame Zauberin, unwürdig des Namens einer Königin, mich also verwandelt und durch eine andere Beschwörung in dieses Zimmer versetzt hatte, zerstörte sie meine Hauptstadt, die sehr blühend und stark bevölkert war; sie vertilgte die Häuser, die öffentlichen Plätze und Märkte, und ließ an ihrer Stelle den Teich und das wüste Feld erscheinen, welches Ihr wohl gesehen habt. Die Fische von viererlei Farben, welche in dem Teiche sind, sind die vier Arten von Einwohnern, nach den verschiedenen Religionen, die darin waren: die weißen sind die Muselmänner; die roten die Perser, Feueranbeter; die blauen die Christen; die gelben die Juden. Die vier Hügel umher waren die vier Inseln, welche diesem Königreiche seinem Namen gaben. Ich vernahm alles dies von der Zauberin, welche, zum Übermaß meiner Leiden, mir die Wirkungen ihrer Wut selber ankündigte. Das ist noch nicht alles, ihre Wut begnügt sich nicht mit der Zerstörung meines Reiches und mit meiner Verwandlung: sie kommt noch jeden Tag, mir auf die nackten Schultern hundert Streiche mit dem Ochsenziemer zu geben, welche mich in Blut baden. Wenn diese Züchtigung vollstreckt ist, bedeckt sie mich mit einem dicken Zeuge von Ziegenhaaren und legt darüber diesen Rock von Brokat, den Ihr hier sehet, nicht um mir Ehre anzuthun, sondern um mich zu verhöhnen."

Bei dieser Stelle seiner Erzählung konnte der junge König der Schwarzen Inseln seine Thränen nicht zurückhalten, und der Sultan war so von Mitleid durchdrungen, daß er nicht ein Wort zu seinem Troste hervorbringen konnte.

Bald darauf hob der junge König die Augen gen Himmel und rief aus: „Allmächtiger Schöpfer aller Dinge, ich unterwerfe mich deinem Gerichte und den Beschlüssen deiner Vorsehung! Ich ertrage geduldig alle meine Leiden, weil es dein

Wille ist; aber ich hoffe, daß deine unendliche Güte mich dafür belohnen wird."

Der Sultan, ganz erweicht durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte und beseelt von dem Verlangen, diesen unglücklichen Fürsten zu rächen, sprach zu ihm: „Saget mir, wo diese treulose Prinzessin sich aufhält und wo ihr unwürdiger Geliebter sein mag, der vor seinem Tode schon begraben ist."

„Herr," antwortete ihm der Fürst, „ihr Geliebter ist, wie ich Euch schon gesagt habe, in dem Thränenpalast, in einem Grabmale mit einer Kuppel; und dieser Palast steht mit diesem Schlosse an der Vorderseite in Verbindung. Was die Zauberin betrifft, so kann ich Euch nicht sagen, wo sie sich aufhält; aber alle Morgen mit Sonnenaufgang kommt sie, ihren Geliebten zu besuchen, nachdem sie an mir die blutige Züchtigung vollzogen hat, wovon ich Euch gesagt habe; und Ihr sehet wohl, daß ich eine so grausame Behandlung nicht abzuwehren vermag. Sie bringt ihm dann den Trank, das einzige Mittel, welches sein Leben bis daher erhalten hat, und sie hört nicht auf, sich über das Stillschweigen zu beklagen, welches er stets beobachtet, seitdem ich ihn verwundet habe."

„Nicht genug zu beklagender Fürst," erwiderte der Sultan, „man kann nicht lebhafter von Eurem Unglück gerührt sein als ich es bin. Niemals ist jemand so etwas Außerordentliches begegnet, es fehlt nur noch eins dazu: nämlich die Euch gebührende Rache; aber ich werde nichts unversucht lassen, um sie Euch zu verschaffen."

In der That, während der Sultan sich mit dem jungen Fürsten über diesen Gegenstand unterhielt, — nachdem er ihm gesagt hatte, wer er wäre, und weshalb er in dieses Schloß gekommen — ersann er ein Mittel, ihn zu rächen, und teilte es ihm mit. Sie kamen in Ansehung der Maßregeln überein, welche zu nehmen wären, damit dieses Vorhaben gelänge, dessen Ausführung auf den folgenden Tag verschoben wurde.

Unterdessen, da es schon tief in der Nacht war, legte sich der Sultan etwas zur Ruhe. Der junge König aber brachte sie auf seine gewöhnliche Weise hin, in steter Schlaflosigkeit: denn seit seiner Verzauberung konnte er nicht schlafen; jedoch diesmal mit einiger Hoffnung, bald von seinen Leiden befreit zu werden.

Am folgenden Morgen, sobald es Tag wurde, stand der Sultan auf, und um sogleich sein Vorhaben auszuführen, legte

er sein Oberkleid, das ihn gehindert hätte, an einen verborgenen Ort, und ging hin zum Thränenpalast.

Er fand ihn durch eine Unzahl von weißen Wachsfackeln erleuchtet, und ein köstlicher Geruch verbreitete sich aus vielen Rauchfässern von feinem Golde und bewundernswürdiger Arbeit, welche alle in der schönsten Ordnung aufgestellt waren.

Sobald er das Bett erblickte, auf welchem der Schwarze lag, zog er seinen Säbel und nahm ohne Widerstand diesem Elenden das Leben, dessen Leichnam er in den Schloßhof schleifte, wo er ihn in einen Brunnen stürzte. Nach dieser That ging er hin und legte sich auf das Bett des Schwarzen, legte seinen Säbel neben sich unter die Decke und blieb dort, um sein Werk zu vollenden.

Die Zauberin erschien bald darauf. Ihr erstes Geschäft war, in das Zimmer zu gehen, wo der König der Schwarzen Inseln, ihr Gemahl, sich befand. Sie entkleidete ihn und gab ihm die hundert Streiche mit dem Ochsenziemer auf die Schultern, mit einer Grausamkeit, die ohne Beispiel ist. Der arme Fürst mochte immerhin den Palast mit seinem Geschrei erfüllen und sie auf die rührendste Weise von der Welt beschwören, Mitleid mit ihm zu haben; die Grausame hörte nicht auf zu schlagen, als bis sie ihm die hundert Streiche gegeben hatte. „Du hast kein Mitleid mit meinem Geliebten gehabt," erwiderte sie ihm, „du darfst auch keins von mir erwarten. ..." Und nachdem die Zauberin dem Könige, ihrem Gemahl, die hundert Streiche mit dem Ochsenziemer gegeben hatte, bekleidete sie ihn wieder mit dem groben Gewande von Ziegenhaaren und mit dem brokatnen Rocke darüber.

Sie ging hierauf zu dem Thränenpalast, und indem sie hineintrat, erneute sie ihr Weinen, Schreien und Wehklagen; dann nahte sie sich dem Bette, wo sie ihren Geliebten noch liegen wähnte, und rief aus: „Welche Grausamkeit, auf solche Weise das Glück einer so zärtlichen und leidenschaftlichen Geliebten, als ich, gestört zu haben! O du, der mir vorwirft, daß ich zu unmenschlich bin, wenn ich dich die Wirkungen meines Zornes empfinden lasse, grausamer Fürst, übertrifft deine Unmenschlichkeit nicht die meiner Rache? Verräter! indem du demjenigen, den ich anbete, nach dem Leben trachtetest, hast du mir da nicht das meine geraubt? — Ach!" fügte sie hinzu, indem sie ihre Worte an den Sultan richtete, zu dem Schwarzen zu sprechen wähnend, „meine Sonne, mein Leben, willst du immerdar dieses Stillschweigen beobachten?

Bist du gesonnen, mich sterben zu lassen, ohne den Trost, mir noch einmal zu sagen, daß du mich liebst? Meine Seele, sage mir wenigstens nur ein Wort, ich beschwöre dich darum."

Da stellte sich der Sultan, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwache, und indem er die Sprache des Schwarzen nachahmte, antwortete er der Königin mit ernster Stimme: „Es giebt keine andere Kraft und Gewalt als in Gott allein, welcher der Allmächtige ist."

Bei diesen Worten, deren sie sich nicht versah, that die Zauberin einen lauten Schrei im Übermaß ihrer Freude: „Mein teurer Herr," rief sie aus, „täusche ich mich nicht? Ist es denn wahr, daß ich dich höre, und daß du zu mir redest?" — „Unglückliche," fuhr der Sultan fort, „bist du wohl würdig, daß ich auf deine Reden antworte?" — „Und warum," erwiderte die Königin, „machst du mir diesen Vorwurf?" — „Das Geschrei," versetzte er, „die Thränen und Seufzer deines Mannes, welchen du täglich so unwürdig und grausam behandelst, verhindern mich Tag und Nacht am Schlafe. Ich würde längst schon geheilt sein und den Gebrauch der Sprache wiedererlangt haben, wenn du ihn entzaubert hättest: dies ist die Ursache des Stillschweigens, das ich beobachte und worüber du dich beklagst." — „Wohlan," sagte die Zauberin, „um dich zu beruhigen, will ich thun, was du gebietest; willst du, daß ich ihm seine vorige Gestalt wiedergebe?" — „Ja," antwortete der Sultan, „und beeile dich, ihn in Freiheit zu setzen, damit ich nicht mehr durch sein Geschrei belästigt werde."

Die Zauberin ging sogleich aus dem Thränenpalast. Sie nahm eine Schale voll Wasser, sprach darüber einige Worte aus, welche es sieden machten, als wenn es auf dem Feuer gewesen wäre. Sie ging darauf in den Saal, in welchem der junge König, ihr Gemahl, sich befand, bespritzte ihn mit diesem Wasser und sprach dazu:

„Wenn der Schöpfer aller Dinge dich so gebildet hat, wie du gegenwärtig bist, oder wenn er auf dich zürnt, so verwandle dich nicht; wenn du aber nur durch die Kraft meiner Bezauberung in diesem Zustande bist, so nimm deine ursprüngliche Gestalt wieder an, und werde wieder derjenige, der du zuvor warst."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Fürst, in seinen vorigen Zustand hergestellt, frei aufstand, mit aller

Freude, die man sich vorstellen kann, und Gott dafür dankte. Die Zauberin nahm wieder das Wort und sprach zu ihm: „Geh, entferne dich aus diesem Schlosse und komme nie wieder hierher, oder es kostet dich das Leben."

Der junge König, der Notwendigkeit weichend, entfernte sich von der Zauberin, ohne zu antworten, und begab sich an einen abgelegenen Ort, wo er geduldig den Erfolg des Unternehmens erwartete, dessen Ausführung der Sultan schon so glücklich begonnen hatte.

Unterdessen kehrte die Zauberin zurück in den Thränenpalast, und beim Eintreten sagte sie, immer noch im Wahne, zu dem Schwarzen zu sprechen: „Teurer Geliebter, ich habe gethan, was du mir geboten hast: nichts hindert dich nunmehr, aufzustehen und mir so eine Genugthuung zu geben, deren ich schon so lange beraubt bin."

Der Sultan fuhr fort, die Sprache des Schwarzen nachzuahmen, und antwortete ihr mit unwilligem Tone: „Was du jetzt gethan hast, ist nicht hinreichend mich zu heilen; du hast nur einen Teil des Übels weggeschafft, es muß bis auf die Wurzel vertilgt werden." — „Mein liebenswürdiger Schwarzer," fuhr sie fort, „was verstehst du unter der Wurzel?" — „Unglückliche," erwiderte der Sultan, „verstehst du nicht, daß ich diese Stadt mit ihren Einwohnern und die vier schwarzen Inseln meine, welche du durch deine Verzauberungen zerstört hast? Alltäglich um Mitternacht heben die Fische ihre Köpfe aus dem Teiche empor und schreien um Rache gegen mich und dich. Das ist der wahre Grund der Verspätung meiner Genesung. Geh eilends, alle diese Dinge in ihren vorigen Zustand herzustellen, und bei deiner Rückkehr werde ich dir die Hand geben, und du wirst mir helfen aufzustehen."

Die Zauberin, erfüllt von der Hoffnung, welche diese Worte ihr erregten, und entzückt vor Freude rief aus: „Mein Herz, meine Seele, du sollst alsbald deine Gesundheit wiederhaben, denn ich will thun, was du mir gebietest."

In der That ging sie augenblicklich hinaus, und als sie an das Ufer des Teiches gekommen war, schöpfte sie ein wenig Wasser in ihre Hand und sprengte es darüber aus. . . .

Die Zauberin hatte nicht sobald einige Worte über die Fische und den Teich ausgesprochen, als die Stadt auf der Stelle wieder erschien. Die Fische wurden zu Männern, Weibern und Kindern, Muhamedanern, Christen, Persern und Juden, Freien und Sklaven: kurz, jeder nahm seine natürliche

Gestalt wieder an. Die Häuser und Läden füllten sich alsbald wieder mit ihren Einwohnern, welche darin alle Sachen in derselben Lage und Ordnung fanden, worin sie vor der Verzauberung waren.

Das zahlreiche Gefolge des Sultans, welches sich mitten auf dem großen Platze gelagert fand, war nicht wenig erstaunt, sich in einem Augenblicke mitten in eine schöne, weite und volkreiche Stadt versetzt zu sehen.

Als die Zauberin diese wunderbare Verwandlung vollbracht hatte, begab sie sich eilends wieder nach dem Thränenpalast, um die Früchte davon einzuernten. „Mein geliebter Herr," rief sie beim Eintreten aus, „ich komme, mich mit dir über die Wiederkehr deiner Gesundheit zu freuen; ich habe alles gethan, was du von mir gefordert hast: stehe also auf und reiche mir die Hand." — „Komm her," sagte der Sultan zu ihr, immerfort die Sprache des Schwarzen nachahmend. Sie näherte sich. „Es ist noch nicht genug," fuhr er fort, „komm noch näher." Sie folgte. Da erhob er sich und ergriff sie so ungestüm bei dem Arme, daß sie nicht Zeit hatte, sich zu besinnen; und mit einem Streiche seines Säbels hieb er ihren Leib in zwei Stücke.

Als dies vollbracht war, ließ er den Leichnam dort liegen, trat aus dem Thränenpalast und eilte zu dem jungen Fürsten der Schwarzen Inseln, der ihn mit Ungeduld erwartete. „Fürst," sprach er zu ihm, indem er ihn umarmte, „Ihr habt nichts mehr zu fürchten: Eure grausame Feindin ist nicht mehr."

Der junge Fürst dankte dem Sultan auf eine Weise, welche zeigte, daß sein Herz von Erkenntlichkeit erfüllt war, und zum Lohne für den so wichtigen Dienst, welche er ihm geleistet hatte, wünschte er ihm ein langes Leben in aller Glückseligkeit.

„Ihr könnt fortan," sagte der Sultan zu ihm, „ruhig in Eurer Hauptstadt wohnen, wenn Ihr nicht etwa in die meine kommen wollt, welche ihr so nahe liegt; ich werde Euch mit Vergnügen darin empfangen, und Ihr sollt darin nicht minder geachtet und geehrt werden als in der Euren."

„Mächtiger Sultan," antwortete der König, „Ihr glaubt also sehr nahe bei Eurer Hauptstadt zu sein?" — „Ja," erwiderte der Sultan, „ich glaube, es sind nicht mehr als vier oder fünf Stunden Weges." — „Es ist eine Reise von einem ganzen Jahre," fuhr der König fort. „Ich will wohl glauben,

daß Ihr von Eurer Hauptstadt in so kurzer Zeit hierher gekommen seid, wie Ihr sagt, weil die meine verzaubert war; aber seitdem sie es nicht mehr ist, so haben sich die Dinge sehr geändert. Das soll mich aber nicht hindern, Euch zu folgen, und wäre es bis an die äußersten Enden der Erde. Ihr seid mein Befreier; und um Euch mein lebenlang meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, so will ich Euch begleiten und ohne Bedauern mein Königreich verlassen."

Der Sultan war außerordentlich überrascht, zu vernehmen, daß er so fern von seinen Staaten wäre, und er begriff nicht, wie das zugehen konnte. Aber der junge König der Schwarzen Inseln überzeugte ihn so gut von dieser Möglichkeit, daß er nicht mehr daran zweifelte. „Es verschlägt nichts," sagte darauf der Sultan, „die Mühe der Heimkehr in meine Staaten ist hinlänglich belohnt durch die Genugthuung, Euch gedient und mir in Euch einen Sohn erworben zu haben; denn weil Ihr mir die Ehre anthun wollt, mich zu begleiten, und ich keine Kinder habe, so betrachte ich Euch als solchen; und ich ernenne Euch von heute an zu meinem Erben und Nachfolger."

Die Unterhaltung des Sultans und des Königs der Schwarzen Inseln endigte mit den zärtlichsten Umarmungen, worauf der junge König nur auf die Vorbereitungen zu seiner Abreise bedacht war. Diese waren binnen drei Wochen vollendet, zum großen Leidwesen seines ganzen Hofes und seiner Unterthanen, welche von seiner Hand einen seiner nahen Verwandten zum König empfingen.

Kurz, der Sultan und der junge Prinz begaben sich auf den Weg, mit hundert Kamelen, welche mit unschätzbaren Reichtümern aus den Kammern des jungen Königs beladen waren; und diesen begleiteten fünfzig trefflich berittene und ausgerüstete Ritter. Ihre Reise war glücklich, und als der Sultan, welcher Eilboten vorausgesandt hatte, um Nachricht zu geben von seiner Entfernung und dem Abenteuer, das davon die Ursache war, in der Nähe seiner Hauptstadt anlangte, kamen die vornehmsten Beamten, welche er dort zurückgelassen hatte, ihm zum Empfange entgegen, und versicherten ihn, daß seine lange Abwesenheit keine Veränderung in seinem Reiche herbeigeführt hätte. Die Einwohner kamen auch haufenweise heraus, empfingen ihn mit lautem Jubel, und stellten Freudenfeste an, welche mehrere Tage währten.

Am folgenden Morgen nach seiner Heimkunft machte der Sultan allen seinen versammelten Hofleuten einen sehr umständlichen Bericht von den Begebenheiten, welche wider seine Erwartung seine Abwesenheit so verlängert hatten. Er erklärte ihnen demnächst, daß er den König der vier Schwarzen Inseln an Kindesstatt angenommen, welcher gern ein großes Königreich verlassen hätte, um ihn zu begleiten, und bei ihm zu bleiben. Endlich, um ihre Treue zu belohnen, die sie ihm alle bewahrt hatten, gab er ihnen reiche Geschenke, im Verhältnis des Ranges, welchen jeder an seinem Hofe einnahm.

Was den Fischer betrifft, welcher der erste Anlaß der Befreiung des jungen Königs war, so überhäufte ihn der Sultan mit Gütern, und machte ihn nebst seiner Familie sehr glücklich für ihre übrige Lebenszeit.

Geschichte Sindbads des Seefahrers.

Unter der Regierung des Kalifen Harun al Raschid lebte in Bagdad ein armer Lastträger Namens Hindbad. An einem ganz vorzüglich heißen Tage trug er eine sehr schwere Bürde von einem Ende der Stadt zum anderen. Er war von dem bereits zurückgelegten Wege sehr ermüdet und hatte noch eine tüchtige Strecke zu gehen, als er in eine Straße kam, auf welcher ein sanfter Zephyr wehte, und deren Pflaster mit Rosenwasser besprengt war. Da er keinen günstigeren Wind erwarten konnte, um sich auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln, so legte er in der Nähe eines großen Hauses seine Bürde auf die Erde und setzte sich darauf.

Plötzlich wurden seine Geruchsnerven von einem ausgesuchten Wohlgeruch gereizt, der, von Aloe und Räucherwerk herstammend, aus den Fenstern eines Hauses kam und, vermischt mit dem des Rosenwassers, die Luft erfüllte. Überdem hörte er im Innern ein Konzert von verschiedenen Instrumenten, begleitet von dem harmonischen Gesang der Nachtigallen und anderer Vögel. Dieser anmutige Gesang und der Dampf mehrerer Fleischspeisen, den er roch, ließen ihn dort irgend ein Fest vermuten, bei welchem man sich ergötzte. Er wollte wissen, wer in diesem Hause wohnte, das ihm nicht recht bekannt war, weil er keine Veranlassung gehabt hatte, oft auf diese Straße zu kommen. Um seine Neugier zu be-

friedigen, näherte er sich einigen prächtig gekleideten Dienern, die er an der Thür sah, und fragte einen unter ihnen, wie der Hausherr hieße. „Wie," erwiderte der Diener, „Ihr wohnt in Bagdad und wißt nicht, daß dies die Wohnung des Herrn Sindbad, des Seefahrers, ist, dieses berühmten Reisenden, der alle Meere durchschifft hat, welche die Sonne beleuchtet?" Der Träger, welcher von Sindbads Reichtümern wohl hatte reden hören, konnte sich nicht enthalten, einen Mann zu beneiden, dessen Zustand ihm ebenso glücklich vorkam als er den seinigen beklagenswert fand. Da sein Geist durch diese Betrachtungen erbittert ward, erhob er seine Augen gen Himmel und sagte laut genug, um gehört zu werden: „Mächtiger Schöpfer aller Dinge, erwäge den Unterschied zwischen mir und Sindbad; ich erleide täglich tausend Beschwerden und habe große Mühe, mich und meine Familie von schlechtem Gerstenbrot zu ernähren, während der glückliche Sindbad mit Verschwendung unermeßliche Reichtümer vergeudet und ein Leben voll Lust und Freude führt! Was hat er gethan, um von dir ein so angenehmes Los zu erhalten? Was hab' ich gethan, um ein so hartes zu verdienen?" Bei diesen Worten stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, wie ein Mensch, der sich seinem Schmerz und seiner Verzweiflung gänzlich überläßt.

Er war noch mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als er aus dem Hause einen Diener auf sich zukommen sah, der ihn heftig beim Arme ergriff und zu ihm sagte: „Kommt, folgt mir, Herr Sindbad, mein Gebieter, will Euch sprechen."

Man kann sich leicht vorstellen, daß Hindbad nicht wenig über die Worte des Dieners erstaunte. Nach dem, was dieser gesprochen hatte, durfte er fürchten, daß Sindbad ihn holen ließ, um ihm irgend eine üble Behandlung widerfahren zu lassen, und er wollte sich damit entschuldigen, daß er seine Bürde nicht mitten auf der Straße liegen lassen könnte; aber der Diener Sindbads gab ihm die Versicherung, daß man darauf acht haben würde, und drang so in ihn, daß der Lastträger sich genötigt sah, seinen Bitten nachzugeben.

Der Diener führte ihn in einen großen Saal, in welchem eine große Anzahl von Personen um eine mit allen Arten von Speisen besetzte Tafel saß. Auf dem Ehrenplatze erblickte er eine ansehnliche, wohlgestaltete, und durch einen langen, weißen Bart ehrwürdige Person, hinter welcher eine Menge

Hausbediente aller Art standen, die sehr eifrig waren, sie zu bedienen. Die Person war Sindbad. Der Lastträger, dessen Bestürzung sich bei dem Anblick so vieler Leute und eines so prächtigen Festes vermehrte, grüßte zitternd die Gesellschaft. Sindbad sagte ihm, er möge näher kommen, und nachdem er ihn zu seiner Rechten hatte niedersitzen lassen, legte er ihm selbst Speise vor und ließ ihm einen trefflichen Wein reichen, mit welchem der Schenktisch im Überfluß besetzt war.

Als Sindbad gegen Ende der Mahlzeit bemerkte, daß seine Gäste nicht mehr aßen, nahm er das Wort, wendete sich zu Hindbad und sagte: „Wie ist dein Name, mein Bruder?" — „Herr," erwiderte jener, „ich nenne mich Hindbad, den Lastträger." — „Ich bin sehr erfreut, dich zu sehen," versetzte Sindbad, „und ich stehe dir dafür, daß auch die Gesellschaft dich mit Vergnügen sieht; aber ich wünschte von dir selbst zu hören, was du vorhin auf der Straße gesagt hast." Sindbad hatte nämlich, ehe er sich zu Tische setzte, durchs Fenster die ganze Rede des Lastträgers gehört, und war dadurch veranlaßt worden, ihn rufen zu lassen.

Bei diesem Begehren senkte Hindbad voll Verwirrung sein Haupt und entgegnete: „Herr, ich gestehe Euch, daß meine Müdigkeit mich übellaunig gemacht hatte, und da sind mir denn einige unbedachte Worte entwischt, die ich Euch mir zu verzeihen bitte." — „O, glaube nicht," versetzte Sindbad, „daß ich ungerecht genug sei, um deshalb Unwillen zu hegen. Ich versetze mich in deine Lage, und statt dir dein Murren vorzuwerfen, beklage ich dich; aber ich muß dir einen Irrtum benehmen, in welchem du dich, in betreff meiner, zu befinden scheinst. Du bildest dir ohne Zweifel ein, daß ich ohne Mühe und Arbeit alle die Bequemlichkeiten und die Ruhe erlangt habe, deren du mich genießen siehst; enttäusche dich; ich bin zu einem so glücklichen Zustand erst gekommen, nachdem ich jahrelang alle Mühseligkeiten des Leibes und der Seele erlitten habe, welche sich die Einbildungskraft nur vorstellen kann.

Ja, ihr Herren," fügte er hinzu, indem er sich an die Gesellschaft wandte, „ich kann euch versichern, diese Mühseligkeiten sind so außerordentlich, daß sie fähig wären, den habsüchtigsten Menschen die Lust zu nehmen, die Meere zu durchschiffen, um Reichtümer zu erwerben. Ihr habt vielleicht nur verworren von meinen seltsamen Abenteuern und von den Gefahren, die ich auf meinen sieben Reisen erlitten

habe, reden hören; ich will euch darüber einen treuen Bericht abstatten, und ich glaube, daß es euch nicht unlieb sein wird, ihn zu vernehmen."

Da Sindbad seine Geschichte hauptsächlich des Lastträgers wegen erzählen wollte, so befahl er, ehe er anfing, man solle die Bürde, die jener auf der Straße hatte liegen lassen, an den Ort tragen, wohin Hindbad es verlangte. Hierauf begann er folgendermaßen:

Erste Reise Sindbads des Seefahrers nach Sumatra.

„Ich hatte von meiner Familie ein beträchtliches Vermögen ererbt, dessen größten Teil ich in den Ausschweifungen meiner Jugend verschwendete; aber in mich selbst zurückkehrend, kam ich von meiner Verblendung zurück und erkannte, daß die Reichtümer vergänglich wären und ihr Ende bald abzusehen sei, wenn man sie so schlecht als ich zu Rate hielte. Ich bedachte überdem, daß ich in einem regellosen Leben unglücklicherweise die Zeit verschwendete, die doch das köstlichste Ding auf der Welt ist. Auch erwog ich noch, daß Armut im Alter das bedauernswerteste Elend sei. Ich erinnerte mich jener Worte des großen Salomo, die ich einst von meinem Vater hatte anführen hören: ‚Es ist minder traurig, begraben, als arm zu sein.'

Durch alle diese Betrachtungen veranlaßt, raffte ich die Trümmer meines Erbes zusammen. Ich versteigerte auf offenem Markt, was ich an beweglichem Eigentum besaß. Sodann verband ich mich mit einigen Kaufleuten, die über Meer handelten. Ich beriet mich mit denen, die mir geeignet schienen, mir guten Rat zu erteilen. Endlich beschloß ich, das wenige mir übrig gebliebene Geld zu benutzen, und sobald ich diesen Entschluß gefaßt hatte, zögerte ich nicht, ihn auszuführen. Ich begab mich nach Balsora, woselbst ich mich mit mehreren Kaufleuten auf einem Fahrzeug einschiffte, welches wir auf gemeinschaftliche Kosten ausgerüstet hatten.

Wir gingen unter Segel und nahmen unseren Weg nach Ostindien durch den persischen Meerbusen, welcher rechts durch die arabischen und links durch die persischen Küsten gebildet wird und dessen größte Breite, nach der gewöhnlichen Meinung, siebzig Meilen beträgt. Außerhalb diesem Meerbusen ist das Ostmeer, welches auch das indische heißt, sehr ausgedehnt; es ist von der einen Seite durch die Küsten Abessy-

niens begrenzt und bis zu den Inseln Vakvak fünfundvierzighundert Meilen lang. Ich wurde anfangs von der sogenannten Seekrankheit befallen, aber meine Gesundheit stellte sich bald wieder her, und seit der Zeit bin ich immer von dieser Krankheit verschont geblieben.

Im Verlauf unserer Seereise landeten wir an mehreren Inseln, woselbst wir unsere Waren verkauften oder vertauschten. Als wir eines Tages unter Segel waren, überfiel uns eine Windstille, ganz in der Nähe einer kleinen, mit dem Wasser fast horizontalen Insel, die wegen ihrer Grüne einer Wiese glich. Der Schiffshauptmann ließ die Segel einziehen und erlaubte denjenigen Personen der Mannschaft, welche Lust dazu hatten, an das Land zu steigen. Ich gehörte zu diesen. Aber während wir uns mit Essen und Trinken vergnügten und uns von den Beschwerlichkeiten des Meeres ausruhten, erzitterte plötzlich die Insel und gab uns einen heftigen Stoß.

Man bemerkte die Erschütterung der Insel auf dem Schiff, von welchem man uns zurief, daß wir uns schnell wieder einschiffen möchten, da wir sonst alle umkommen würden, weil das, was wir für eine Insel gehalten hatten, der Rücken eines Walfisches sei. Die Gewandtesten retteten sich in das Boot, andere warfen sich ins Meer, um zu schwimmen. Was mich betraf, so war ich noch auf der Insel, oder vielmehr auf dem Walfisch, als dieser sich in das Meer tauchte, und mir blieb nur so viel Zeit, als ich bedurfte, um mich an ein Stück Holz zu halten, welches, um Feuer zu machen, aus dem Schiff mitgenommen worden war. Dazwischen wollte der Schiffshauptmann, nachdem er die Leute im Boot an Bord genommen und einige der Schwimmenden aufgefischt hatte, einen frischen Wind benutzen, der sich eben erhob, ließ die Segel aufziehen und benahm mir dadurch die Hoffnung, das Schiff zu erreichen.

Ich blieb also den Wellen preisgegeben, und hin und her geworfen kämpfte ich mit ihnen den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht. Am anderen Morgen hatte ich keine Kräfte mehr, und ich verzweifelte daran, dem Tode zu entgehen, als eine Woge mich glücklicherweise an eine Insel warf. Das Ufer war hoch und steil, und ich würde viele Mühe gehabt haben, es zu erklimmen, hätten mir nicht einige Baumwurzeln geholfen, welche das Schicksal zu meinem Heil dort aufbewahrt hatte. Ich streckte mich auf die Erde, wo

ich halbtot liegen blieb, bis es heller Tag wurde und die Sonne aufging.

Obgleich ich nun durch die Meeresarbeit sehr geschwächt war, weil ich seit dem vorigen Tage keine Nahrung zu mir genommen hatte, so schleppte ich mich doch fort, um einige eßbare Kräuter zu suchen. Ich fand welche und war so glücklich, auch eine Quelle trefflichen Wassers zu finden, die zu meiner Erfrischung nicht wenig beitrug. Als ich nun wieder zu Kräften gekommen war, ging ich weiter landeinwärts, ohne jedoch einen bestimmten Weg zu verfolgen.

Ich kam auf eine schöne Ebene, auf welcher ich ein weidendes Pferd erblickte. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, wendete ich meine Schritte nach dieser Seite; denn ich wußte nicht, ob ich nicht viel eher meinem Verderben als einer Gelegenheit, mein Leben zu sichern, entgegenging. Als ich näher kam, sah ich, daß das Pferd eine an einen Pfahl gebundene Stute war. Ihre Schönheit zog meine Aufmerksamkeit auf sich; aber während ich sie betrachtete, hörte ich die Stimme eines unter der Erde sprechenden Mannes. Einen Augenblick nachher kam dieser Mann zum Vorschein und auf mich zu, und fragte mich, wer ich wäre. Ich erzählte ihm mein Abenteuer, worauf er mich bei der Hand nahm und mich in eine Höhle führte, in welcher sich mehrere Personen befanden, die nicht weniger erstaunt waren, mich zu sehen, als ich es war, sie dort zu finden.

Ich aß von einigen Speisen, die sie mir vorsetzten, und als ich sie hierauf gefragt hatte, was sie an einem Orte machten, der mir so wüst vorkam, erwiderten sie, daß sie Stallleute des Königs Maharadjah, des Beherrschers dieser Insel, wären, daß sie jedes Jahr, zu jeder Jahreszeit des Königs Stuten dorthin zu führen pflegten, um sie von einem aus dem Meere kommenden Seepferde bespringen zu lassen; daß das Seepferd, nachdem es die Stuten besprungen hätte, sich anschickte, sie zu verschlingen, daß sie es aber durch ihr Geschrei verhinderten und ins Meer zurückzukehren nötigten; daß, wenn die Stuten trächtig wären, sie dieselben zurückführten; daß die dann von ihnen geworfenen Pferde für den König bestimmt wären und Seepferde genannt würden. Sie fügten hinzu, daß der folgende Tag zu ihrer Abreise bestimmt wäre, und daß ich, einen Tag später angekommen, unfehlbar hätte umkommen müssen, weil ich zu den sehr entfernten Wohnungen ohne Führer nicht hätte gelangen können.

Während sie mich so unterhielten, stieg das Seepferd aus dem Meer, wie sie es mir erzählt hatten, warf sich auf die Stute, belegte sie und wollte sie nachher verschlingen; aber bei dem großen Lärm, den die Stallleute machten, ließ es seine Beute fahren und tauchte sich wieder ins Meer.

Am anderen Tage machten sie sich mit den Stuten auf den Weg zur Hauptstadt und ich begleitete sie. Bei unserer Ankunft fragte mich der König Maharadjah, dem ich vorgestellt wurde, wer ich wäre und welches Abenteuer mich in seine Staaten gebracht hätte. Als ich seine Neugier vollständig befriedigt hatte, versicherte er mich, daß er sehr viel Teil an meinem Unglück nähme; zugleich befahl er, daß man Sorge für mich tragen und mich mit allem Nötigen versehen sollte. Seine Befehle wurden auf solche Weise befolgt, daß ich alle Ursache hatte, mit seiner Großmut und der Pünktlichkeit seiner Beamten zufrieden zu sein.

Da ich Kaufmann war, so besuchte ich meine Standesgenossen. Vorzüglich suchte ich die Fremden auf, um von ihnen Nachrichten aus Bagdad zu erhalten und einen zu finden, mit dem ich dorthin zurückreisen könnte. Die Hauptstadt des Königs Maharadjah liegt am Meeresufer und hat einen schönen Hafen, in welchem täglich Schiffe aus verschiedenen Weltgegenden landen. Ich suchte auch die Gesellschaft der indischen Weisen und erfreute mich daran, sie reden zu hören; doch verhinderte mich das nicht, dem König regelmäßig meine Aufwartung zu machen, noch mich mit den Befehlshabern und den kleinen ihm tributpflichtigen Königen zu unterhalten, die um seine Person waren. Sie legten mir tausend Fragen über mein Vaterland vor, und da ich mich meinerseits von den Sitten und Gesetzen ihrer Staaten unterrichten wollte, so befragte ich sie auch um alles, was mir meiner Neugier wert schien.

Es befindet sich unter der Herrschaft des Königs Maharadjah eine Insel, Namens Cassel. Man hatte mich versichert, daß man daselbst allnächtlich einen Paukenton höre, was bei den Matrosen die Meinung veranlaßt hat, Degal habe dort seinen Aufenthalt. Ich bekam Lust, Zeuge dieses Wunders zu sein, und auf meiner Reise sah ich Fische von hundert bis zweihundert Ellen Länge, die mehr Furcht einjagen als Gefahr bringen. Sie sind so schüchtern, daß sie die Flucht ergreifen, wenn man auf Stücke Holz schlägt. Ich sah auch noch andere, nur eine Elle lange Fische, deren Kopf dem der Nachteulen glich.

Als ich nach meiner Rückkehr eines Tages im Hafen war, landete eben ein Schiff. Sobald es geankert hatte, fing man an, die Waren auszuladen, und die Kaufleute, denen sie gehörten, ließen sie in die Vorratshäuser bringen. Indem ich meine Augen auf einige Ballen und die darauf befindliche, den Namen des Eigentümers bezeichnende Schrift warf, sah ich den meinigen darauf. Nachdem ich sie aufmerksam betrachtet hatte, zweifelte ich nicht mehr, daß es dieselben wären, die ich auf das Schiff hatte laden lassen, auf welchem ich von Balsora abgefahren war. Ich erkannte auch den Schiffshauptmann; da ich aber überzeugt war, daß er mich für tot hielt, so fragte ich ihn, wem die Ballen gehörten, die ich sähe. „Ich hatte auf meinem Schiff," erwiderte er mir, „einen Kaufmann aus Bagdad, der sich Sindbad nannte.

Eines Tages, als wir, wie es uns vorkam, in der Nähe einer Insel waren, landete er mit mehreren Reisenden auf dieser vermeintlichen Insel, die nichts anders als ein auf der Oberfläche des Wassers schlafender Walfisch von ungeheurer Größe war. Kaum fühlte dieser sich von dem auf seinem Rücken angezündeten Feuer erwärmt, als er anfing sich zu bewegen und ins Meer zu tauchen. Der größte Teil der auf ihm befindlichen Personen ertrank, und der unglückliche Sindbad war unter dieser Zahl. Diese Ballen gehörten ihm, und ich habe beschlossen, sie zu verhandeln und sobald ich jemand von seiner Familie treffe, diesem den aus dem Kapital gezogenen Gewinn einzuhändigen."

„Hauptmann," sagte ich hierauf zu ihm, „ich bin dieser Sindbad, den Ihr für tot haltet und der es nicht ist. Diese Ballen sind mein Gut und meine Waare."

Als mich der Schiffshauptmann so reden hörte, rief er aus: „Wem soll man heutzutage noch trauen? Treu' und Glauben sind nicht mehr unter den Menschen zu finden. Ich habe mit meinen eigenen Augen Sindbad umkommen sehen, die Reisenden, die ich an Bord hatte, sahen es gleich mir, und doch wagt Ihr zu sagen, daß Ihr dieser Sindbad seid! Welche Kühnheit! Eurem Aussehen nach sollte man Euch für einen rechtschaffenen Mann halten, und doch sagt Ihr eine abscheuliche Unwahrheit, um Euch eines Gutes zu bemächtigen, welches Euch nicht gehört." — „Geduldet Euch," entgegnete ich dem Hauptmann, „und habt die Güte anzuhören, was ich Euch zu sagen habe." — „Nun wohlan," versetzte er, „was habt Ihr zu sagen? Redet; ich höre." Hierauf erzählte ich

ihm, auf welche Art ich mich gerettet und durch welches Abenteuer ich die Stallleute des Königs Maharadjah getroffen hätte, und von ihnen an dessen Hof geführt worden wäre.

Er fühlte sich durch meine Worte erschüttert, und war bald überzeugt, daß ich kein Betrüger wäre; denn es kamen Leute, die mich erkannten, mich lebhaft begrüßten und mir ihre Freude, mich wiederzusehen, bezeigten. Endlich erkannte auch er mich und sagte zu mir, indem er sich an meinen Hals warf: „Gott sei dafür gelobt, daß Ihr einer so großen Gefahr glücklich entgangen seid; ich kann Euch die Freude, die ich darüber empfinde, nicht genugsam ausdrücken. Hier ist Euer Gut, nehmt es, es gehört Euch; macht damit, was Euch beliebt." Ich dankte ihm, lobte seine Rechtlichkeit, und um sie zu belohnen, bat ich ihn, einige Waren anzunehmen, die ich ihm anbot; aber er schlug sie aus.

Ich wählte das Kostbarste aus meinen Ballen und machte dem König Maharadjah ein Geschenk damit. Da dieser Fürst von meinem Unfall unterrichtet war; so fragte er mich, wo ich so seltene Dinge her hätte. Ich erzählte ihm, durch welchen Zufall ich wieder in ihren Besitz gekommen wäre; er hatte die Güte, mir darüber seine Freude zu bezeigen; er nahm die Geschenke an und machte mir weit beträchtlichere. Hierauf nahm ich Abschied von ihm und schiffte mich auf demselben Fahrzeug wieder ein; aber vor meiner Einschiffung vertauschte ich die mir übrig gebliebenen Waren gegen andere Landeserzeugnisse. Ich nahm Aloe- und Sandelholz mit mir, Kampfer, Muskatnüsse, Gewürznägelein, Pfeffer und Ingwer. Wir schifften bei mehreren Inseln vorbei, und landeten endlich in Balsora, von wo ich in diese Stadt mit dem Wert von ungefähr tausend Zechinen heimkehrte und meine Familie mit allen Entzückungen einer wahren und aufrichtigen Freundschaft wiedersah. Ich kaufte Sklaven von beiden Geschlechtern, schöne Landgüter, und machte ein ansehnliches Haus. Auf solche Weise richtete ich mich ein, entschlossen, die erlittenen Übel zu vergessen und die Freuden des Lebens zu genießen."

Nachdem Sindbad hier innegehalten hatte, befahl er den Tonkünstlern, ihr durch seine Erzählung unterbrochenes Konzert wieder anzufangen. Man fuhr mit Essen und Trinken bis zum Abend fort, und als es Zeit war auseinander zu gehen, ließ sich Sindbad eine Börse von hundert Zechinen bringen und sagte, indem er sie dem Lastträger gab, zu diesem:

„Nimm, Hindbad, geh' nach Hause und komme morgen wieder, um die Folge meiner Abenteuer zu hören." Der Lastträger entfernte sich, sehr bestürzt über die Ehre und das Geschenk, die ihm zu teil geworden waren. Der Bericht, den er davon zu Hause abstattete, war seiner Frau und seinen Kindern sehr angenehm, und sie unterließen nicht, Gott für das Gute zu danken, was seine Fürsorge ihnen durch Sindbad hatte zukommen lassen.

Hindbad kleidete sich am folgenden Tage netter als am vorhergegangenen und kehrte zu dem freigebigen Reisenden zurück, der ihn mit freundlichem Gesicht und tausend Liebkosungen aufnahm. Sobald alle Gäste beisammen waren, wurde aufgetragen und lange Zeit getafelt. Nach beendigtem Mahle nahm Sindbad das Wort und sagte, indem er sich an die Gesellschaft wandte: „Ihr Herren, ich bitte euch, mir Gehör zu gönnen und die Abenteuer meiner zweiten Reise anzuhören; sie sind eurer Aufmerksamkeit werter als die der ersten." Alle schwiegen, und Sindbad ließ sich folgendermaßen vernehmen:

Zweite Reise Sindbads des Seefahrers nach Ceylon.

Nach meiner ersten Reise hatte ich, wie ich die Ehre hatte, euch gestern zu sagen, den Entschluß gefaßt, den Überrest meiner Tage ruhig in Bagdad zuzubringen. Aber es währte nicht lange, so langweilte mich das müßige Leben; ich bekam wieder Lust, aufs neue übers Meer zu reisen und zu handeln; ich kaufte Waren ein, die sich zu dem beabsichtigten Handel eigneten, und reiste zum zweitenmal mit Kaufleuten ab, deren Rechtlichkeit mir bekannt war. Wir schifften uns auf einem guten Fahrzeug ein, und nachdem wir uns Gott befohlen hatten, begannen wir unsere Seefahrt.

Wir schifften von Insel zu Insel und machten sehr vorteilhafte Tauschgeschäfte. Eines Tages landeten wir an einer dieser Inseln, die mit verschiedenen Gattungen von Fruchtbäumen bedeckt, übrigens aber so öde war, daß wir auf ihr weder Häuser noch Einwohner entdeckten. Wir gingen und schöpften Luft auf den Wiesen und längs der Bäche, welche sie bewässerten.

Während einige sich damit vergnügten, Blumen, andere, Früchte zu pflücken, nahm ich mir von dem mitgenommenen Mundvorrat und Wein und setzte mich an ein fließendes

Wasser unter den schönen Schatten hoher Bäume. Ich hielt von dem, was ich hatte, eine ziemlich gute Mahlzeit, nach welcher der Schlaf sich meiner bemächtigte. Ich kann euch nicht sagen, wie lange ich schlief; aber als ich erwachte, sah ich das Schiff nicht mehr vor Anker.

Ich war sehr erstaunt, das Schiff nicht mehr vor Anker zu sehen; ich stand auf, sah mich überall um und gewahrte keinen einzigen von den Kaufleuten, die mit mir ans Land gestiegen waren. Ich sah nur das Schiff in so weiter Ferne segeln, daß ich es bald nachher aus dem Gesicht verlor.

Ihr mögt euch die Betrachtungen denken, die ich in einem so traurigen Zustande anstellte. Ich meinte vor Schmerz zu vergehen, ich stieß ein schreckliches Geschrei aus, ich schlug mich vor die Brust und den Kopf und warf mich auf die Erde, wo ich lange Zeit in einer tödlichen Verwirrung trauriger Gedanken liegen blieb. Hundertmal warf ich mir vor, mich nicht mit meiner ersten Reise begnügt zu haben, die mir doch auf immer die Reiselust benommen haben sollte. Aber all mein Bedauern war unnütz und alle meine Reue unzeitig.

Endlich ergab ich mich in den Willen Gottes, und ohne zu wissen, was aus mir werden würde, stieg ich auf einen hohen Baum, von welchem ich mich nach allen Seiten umsah, ob nichts zu entdecken wäre, was mir einige Hoffnung geben könnte. Indem ich die Augen auf das Meer warf, sah ich nur Wasser und Himmel; da ich aber auf der Landseite etwas Weißes erblickte, stieg ich vom Baume herab und ging mit dem, was ich an Lebensmitteln übrig hatte, auf jenen Gegenstand zu, der so entfernt war, daß ich ihn nicht erkennen konnte.

Als ich nun in die gehörige Nähe kam, bemerkte ich, daß es eine weiße Kugel von wundersamem Umfang war. So wie ich ihr ganz nahe kam, berührte ich sie und fand sie sehr sanft. Ich ging rund um sie herum, um zu sehen, ob sie keine Öffnung habe. Ich konnte keine entdecken und sie war so glatt, daß es mir unmöglich schien, hinauf zu steigen. Sie konnte wohl 50 Schritt im Umkreis haben.

Die Sonne war eben im Begriff unterzugehen, da verfinsterte sich plötzlich der Himmel, als wenn er von einer dicken Wolke bedeckt würde. Wenn ich aber über diese Dunkelheit erstaunte, so erstaunte ich noch mehr, als ich sah, daß das, was sie verursachte, ein Vogel von außerordentlicher Größe war, der nach meiner Seite flog. Ich erinnerte mich

eines Vogels, Roch genannt, von welchem ich die Matrosen oft hatte reden hören, und ich dachte mir, daß die große Kugel, die ich so bewundert hatte, ein Ei dieses Vogels sein müsse. In der That ließ er sich nieder und setzte sich darauf, um es auszubrüten. Als ich ihn kommen sah, drückte ich mich ganz nahe an das Ei, sodaß ich einen der Füße des Vogels vor mir hatte, der so groß wie ein dicker Baumstamm war. Ich band mich daran fest mit der Leinwand, mit welcher mein Turban umwickelt war, in der Hoffnung, daß der Roch, wenn er den folgenden Tag davon flöge, mich aus dieser wüsten Insel forttrüge. In der That flog, nachdem ich die Nacht in diesem Zustande zugebracht hatte, mit Tagesanbruch der Vogel davon, entführte mich so hoch, daß ich die Erde nicht mehr sah, und stürzte sich hierauf plötzlich mit solcher Schnelle herab, daß ich die Besinnung verlor. Als der Roch sich niedergelassen hatte und ich mich auf der Erde sah, knüpfte ich schnell den Knoten auf, der mich an seinen Fuß befestigte. Kaum hatte ich mich losgemacht, so hieb er mit dem Schnabel nach einer Schlange von unerhörter Länge. Er packte sie und flog sogleich davon.

Der Ort, an welchem er mich ließ, war ein sehr tiefes Thal, von allen Seiten mit so hohen und steilen Bergen umgeben, daß sie sich in die Wolken verloren und es keinen Pfad gab, sie zu besteigen. Das war eine neue Verlegenheit für mich, und wenn ich diesen Ort mit der wüsten Insel verglich, die ich eben verlassen hatte, so fand ich bei dem Tausche keinen Gewinn.

In diesem Thal umhergehend, bemerkte ich, daß es mit Diamanten von erstaunlicher Größe besäet war. Ich ergötzte mich sehr, sie zu betrachten; aber bald sah ich in der Ferne Gegenstände, welche dieses Ergötzen sehr verringerten, und die ich nicht ohne Schrecken sehen konnte. Es war eine große Anzahl Schlangen von solcher Dicke und Länge, daß sich keine unter ihnen befand, die nicht einen Elephanten verschluckt hätte. Sie zogen sich den Tag über in ihre Höhlen zurück, wo sie sich vor dem Roch, ihrem Feinde, verbargen, und kamen nur des Nachts zum Vorschein.

Ich brachte den Tag damit zu, im Thal umherzugehen und mich von Zeit zu Zeit an den bequemsten Stellen auszuruhen. Inzwischen ging die Sonne unter und bei Anbruch der Nacht ging ich in eine Höhle, in der ich sicher zu sein glaubte. Ich versperrte ihren engen und niedrigen Eingang

mit einem Stein, der groß genug war, um mich vor den Schlangen zu sichern, der aber doch nicht so dicht schloß, um nicht einiges Licht einzulassen. Ich aß zum Abendbrot einen Teil meines Mundvorrats, bei dem Geräusch der Schlangen, welche nun zu erscheinen begannen. Ihr schreckliches Gezisch jagte mir eine ungeheure Furcht ein, und erlaubte mir nicht — wie ihr's euch wohl denken könnt — die Nacht sehr ruhig zuzubringen. Bei Anbruch des Tages entfernten sich die Schlangen; ich trat nun zitternd aus meiner Höhle, und ich kann sagen, daß ich eine lange Zeit auf Diamanten ging, ohne die mindeste Lust zu ihnen zu verspüren. Endlich setzte ich mich nieder, und trotz der Unruhe, die mich bewegte, da ich die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, entschlief ich, nach nochmals von meinem Vorrat eingenommener Mahlzeit. Aber kaum war ich entschlummert, als etwas in meiner Nähe mit großem Geräusch niederfiel und mich erweckte. Es war ein großes Stück frisches Fleisch, und in demselben Augenblick sah ich mehrere andere an verschiedenen Orten von den Felsen herabrollen.

Ich hatte immer für ein zur Lust ersonnenes Märchen gehalten, was ich von Matrosen und anderen Personen von dem Thale der Diamanten und von der Geschicklichkeit erzählen hörte, deren sich mehrere Kaufleute bedienten, um diese kostbaren Steine dort zu bekommen; nun sah ich wohl, daß sie mir die Wahrheit gesagt hatten. In der That begeben sich diese Kaufleute in die Nähe dieses Thals, zu der Zeit, wenn die Adler Junge haben. Sie zerschneiden Fleisch in große Stücke, die sie dann in das Thal werfen und woran die Diamanten, auf deren Spitze die Stücke fallen, nun festkleben. Die Adler, welche in diesem Lande stärker sind als anderswo, stürzen sich auf die Stücke Fleisch und tragen sie durch die Luft auf die Höhe der Felsen in ihre dort befindlichen Nester, zum Futter für ihre Jungen. Hierauf nötigen die Kaufleute, die zu den Nestern laufen, durch ihr Geschrei die Adler, sich zu entfernen, und nehmen die am Fleisch klebenden Diamanten. Sie bedienen sich dieser List, weil es kein anderes Mittel giebt, die Diamanten aus diesem Thal zu bekommen, da es ein Abgrund ist, in den man nicht hinabsteigen kann.

Ich hatte bis dahin geglaubt, daß es mir nicht möglich sein würde, aus diesem Abgrund herauszukommen, den ich wie ein Grab ansah: nun aber änderte ich meine Meinung,

und was ich eben gesehen hatte, gab mir Veranlassung, das Mittel zur Erhaltung meines Lebens zu ersinnen.

Ich fing nun an, die größten dieser Diamanten, die sich meinen Augen darboten, aufzusammeln, und ich füllte, damit den ledernen Sack, der mir zur Aufbewahrung meines Mundvorrats gedient hatte. Ich nahm hierauf dasjenige Stück Fleisch, welches mir das längste schien, band es mit der Leinwand meines Turbans fest um meinen Leib, und legte mich nun in diesem Zustand auf den Bauch, nachdem ich den ledernen Beutel so fest an meinen Gürtel gebunden hatte, daß er nicht herabfallen konnte.

Kaum war ich in dieser Lage, als die Adler kamen und jeder sich eines Stückes Fleisch bemächtigte, das er davontrug. Einer der stärksten, der mich ebenso mit dem Stück Fleisch, welches ich mir angebunden hatte, emporhob, trug mich auf die Höhe des Berges bis in sein Nest. Die Kaufleute schrien nun, um die Adler zu verscheuchen, und nachdem sie sie genötigt hatten, ihre Beute zu lassen, näherte sich mir einer, wurde aber von Furcht befallen, als er mich sah. Er faßte sich jedoch, und statt sich zu erkundigen, durch welches Abenteuer ich mich dort befand, fing er an, mit mir zu zanken, indem er mich fragte, warum ich ihn seines Gutes beraube. „Wenn Ihr mich besser kennen gelernt habt," sagte ich zu ihm, „so werdet Ihr menschlicher mit mir sprechen. Tröstet Euch," fügte ich hinzu, „ich habe Diamanten für Euch und mich, mehr, als alle die anderen Kaufleute zusammen haben können. Wenn sie welche haben, so haben sie sie nur durch Zufall; ich aber habe im Thalgrunde selbst diejenigen ausgewählt, die ich hier in diesem Beutel mitbringe." Indem ich dieses sagte, zeigte ich ihm denselben. Ich hatte noch nicht aufgehört zu reden, als die anderen Kaufleute sich um mich her versammelten, sehr erstaunt, mich zu sehen. Ich vermehrte ihr Erstaunen durch die Erzählung meiner Geschichte. Sie bewunderten weit weniger die Erfindung meiner List, als die Dreistigkeit sie auszuführen.

Sie führten mich in ihre gemeinschaftliche Wohnung, und als ich dort meinen Beutel in ihrer Gegenwart öffnete, überraschte sie die Größe meiner Diamanten, und sie gestanden mir, daß sie an allen Höfen, wo sie gewesen wären, nicht einen einzigen ähnlichen gesehen hätten. Ich bat den Kaufmann, dem das Nest gehörte, in welches mich der Adler getragen hatte (denn jeder Kaufmann hatte das seinige), ich bat

ihn, sag' ich, sich so viel Diamanten auszuwählen, als ihm beliebte. Er begnügte sich damit, einen einzigen, und noch dazu einen von den minder großen zu nehmen, und da ich in ihn drang, er möge mir doch vergönnen, ihm noch mehrere zu geben und nicht befürchten, mir dadurch unrecht zu thun, erwiderte er mir: „Nein, ich bin mit diesem einen vollkommen zufrieden, denn er ist kostbar genug, um mir von nun an die Mühe zu ersparen, andere Reisen zur Begründung meines kleinen Glücksstandes zu machen."

Ich brachte die Nacht mit den Kaufleuten zu, denen ich meine Geschichte zum zweitenmal erzählte, um denjenigen Genüge zu leisten, die sie noch nicht gehört hatten. Ich konnte meine Freude nicht mäßigen, wenn ich bedachte, daß ich den Gefahren, wovon ich euch erzählt habe, entgangen wäre. Der Zustand, in welchem ich mich befand, schien mir ein Traum zu sein, und ich konnte gar nicht glauben, daß ich nichts mehr zu befürchten hätte.

Die Kaufleute hatten nun schon mehrere Tage lang Fleisch in das Thal geworfen, und da jeder mit den ihm zugefallenen Diamanten zufrieden war, reisten wir am anderen Tage alle miteinander ab und gingen über hohe Berge, auf welchen es Schlangen von wundersamer Größe gab, denen wir glücklich entkamen. Wir erreichten den ersten Hafen, von wo wir nach der Insel Riha schifften, auf welcher der Baum wächst, woraus man den Kampfer erhält, und der so dick und belaubt ist, daß sich in seinem Schatten hundert Menschen mit Bequemlichkeit aufhalten können. Der Saft, aus welchem sich der Kampfer bildet, fließt aus einer oben am Baume gemachten Öffnung und wird in einem Gefäß aufgefangen, in welchem er gerinnt und zu dem wird, was man Kampfer nennt. Wenn ihm der Saft auf diese Weise entzogen ist, so vertrocknet der Baum und stirbt ab.

Auf derselben Insel giebt es Nashörner, Tiere, welche kleiner als der Elefant und größer als der Büffel sind, und auf der Nase ein Horn haben, das ungefähr eine Elle lang ist. Dieses Horn ist dicht und in der Mitte von einem Ende zum anderen durchschnitten. Man sieht auf ihm weiße Züge, welche die Gestalt eines Menschen darstellen. Das Nashorn kämpft mit dem Elefanten, stößt ihm sein Horn in den Bauch, hebt ihn empor und trägt ihn auf seinem Kopfe; da ihm aber das Blut und das Fett über die Augen rinnen und es blind machen, so fällt es auf die Erde; und — was euch in Er-

staunen setzen wird — der Roch kommt, packt beide mit seinen Klauen und fliegt mit ihnen davon, seine Jungen zu füttern.

Ich übergehe mehrere andere Merkwürdigkeiten dieser Insel mit Stillschweigen, weil ich euch zu langweilen befürchte. Ich tauschte daselbst gute Handelswaren gegen einige Diamanten ein. Von dort schifften wir nach anderen Inseln, und nachdem wir endlich mehrere Handelsstädte des festen Landes berührt hatten, landeten wir in Balsora, von wo ich mich nach Bagdad begab. Ich teilte dort bedeutende Almosen unter die Armen aus, und genoß auf eine ehrenvolle Weise den Überrest meiner großen Reichtümer, die ich mit so vielen Beschwerden erworben und heimgebracht hatte."

So erzählte Sindbad seine zweite Reise. Er ließ dem Hindbad wieder hundert Zechinen geben, und lud ihn auf den anderen Tag ein, um den Bericht von seiner dritten Reise zu hören. Die Gäste gingen nach Hause und kamen am folgenden Tage zu derselben Stunde wieder, ebenso wie der Lastträger, der sein vergangenes Elend schon vergessen hatte. Man setzte sich zu Tisch, und als die Mahlzeit zu Ende war, bat Sindbad um Gehör und erzählte auf folgende Art seine dritte Reise.

Dritte Reise Sindbads des Seefahrers nach Selahath.

„Ich hatte bald in den Genüssen des Lebens, das ich führte, die Erinnerung an jene Gefahren verloren, denen ich auf meinen beiden Reisen ausgesetzt gewesen war; aber, noch in der Blüte meiner Jahre, langweilte mich das ruhige Leben, und mich über die neuen Gefahren, denen ich Trotz bieten wollte, betäubend, reiste ich von Bagdad mit reichen Landeswaren ab, die ich nach Balsora bringen ließ. Dort schiffte ich mich wieder mit anderen Kaufleuten ein. Wir fuhren lange umher und landeten in mehreren Häfen, wo wir beträchtliche Handelsgeschäfte machten.

Als wir eines Tages auf offenem Meere waren, wurden wir von einem schrecklichen Sturm hin und her geworfen und verloren unseren Weg. Der Sturm hielt mehrere Tage an, und trieb uns vor den Hafen einer Insel, in welchem der Schiffshauptmann sehr gern *nicht* gelandet wäre; aber wir waren wohl gezwungen, dort vor Anker zu gehen. Als die Segel eingezogen waren, sagte uns der Hauptmann: „Diese Insel und einige andere benachbarte Inseln sind von ganz

behaarten Wilden bewohnt, die uns bestürmen werden. Ob sie nun gleich Zwerge sind; so will doch unser Unglück, daß wir nicht den geringsten Widerstand leisten können; denn sie kommen in größerer Anzahl als die Heuschrecken, und wenn es uns begegnen sollte, einen zu töten, so würden sie sich alle über uns her werfen und uns umbringen.

Diese Rede ihres Hauptmanns, sagte Sindbad, versetzte die ganze Mannschaft des Schiffes in eine große Bestürzung, und wir erkannten bald, daß er nur zu wahr gesprochen hatte. Wir sahen eine zahllose Menge scheußlicher, nur zwei Fuß hoher Wilder erscheinen, deren ganzer Körper mit roten Haaren bedeckt war. Sie warfen sich ins Wasser, schwammen auf uns zu und umgaben in kurzer Zeit unser Schiff. Sie redeten uns an, als sie sich näherten; aber wir verstanden ihre Sprache nicht. Sie hielten sich am Bord und Tauwerk des Schiffes fest und kletterten von allen Seiten mit solcher Leichtigkeit und Schnelle auf das Verdeck, daß man gar nicht sah, ob sie ihre Füße aufsetzten.

Wir sahen diese Kletterei mit dem Schrecken, den ihr euch vorstellen könnt, ohne daß wir wagten, uns in Verteidigungsstand zu setzen, oder ihnen ein einziges Wort zu sagen, um es zu versuchen, sie von ihrem Vorhaben abzuhalten, welches wir für unheilbringend hielten. Sie zogen in der That die Segel auf, machten das Ankertau los, ohne sich die Mühe zu geben, den Anker herauszuziehen, und nachdem sie das Schiff ans Land gebracht hatten, nötigten sie uns, alle auszusteigen. Das Schiff brachten sie nun nach einer anderen Insel, von welcher sie hergekommen waren. Alle Reisende vermeiden sorgfältig die, auf welcher wir uns befanden, und es war sehr gefährlich, dort anzuhalten aus einem Grunde, den ihr erfahren sollt; aber wir mußten unser Übel mit Geduld ertragen.

Wir entfernten uns vom Ufer und gingen landeinwärts. Wir fanden einige Früchte und Kräuter, von welchen wir aßen, um den letzten Augenblick unseres Lebens so lange als möglich zu verschieben; denn wir erwarteten alle einen sicheren Tod. Im Gehen sahen wir ziemlich fern ein großes Gebäude, nach welchem wir unsere Schritte richteten. Es war ein wohlgebauter Palast, welcher eine Thür von Ebenholz mit zwei Flügeln hatte, die wir öffneten, indem wir sie aufstießen. Wir traten in den Hof und sahen in gerader Ansicht ein weitläufiges Wohngebäude mit einer Vorhalle, in

welcher auf der einen Seite ein Haufen Menschenknochen und auf der anderen eine Menge Bratspieße lagen. Wir zitterten bei diesem Anblick, und da wir vom Gehen müde waren, versagten uns unsere Füße den Dienst; wir fielen, von tödlichem Schrecken befallen, auf die Erde und blieben dort eine Zeitlang unbeweglich liegen.

Die Sonne ging unter, und während wir uns in dem kläglichen Zustande befanden, den ich euch beschrieben habe, erbebte die Erde, die Thür des Wohngebäudes öffnete sich mit großem Geräusch und es trat die schreckliche Gestalt eines schwarzen Mannes von der Größe eines Palmbaumes heraus. Er hatte mitten auf der Stirn ein einziges rotes, und gleich einer brennenden Kohle glühendes Auge; sehr lange und spitze Vorderzähne ragten aus seinem Munde hervor, der nicht weniger gespalten war als der eines Kamels, und die Unterlippe hing ihm bis auf die Brust. Seine Ohren glichen denen eines Elefanten und bedeckten seine Schultern. Er hatte Nägel so krumm und lang wie die Klauen der schrecklichsten wilden Tiere. Bei dem Anblick eines so fürchterlichen Riesen verloren wir alle die Besinnung und blieben wie tot.

Endlich kamen wir wieder zu uns und sahen ihn unter der Vorhalle sitzen, und uns mit seinem einen Auge aufmerksam betrachten. Als er uns wohl beschaut hatte, kam er auf uns zu, und als er uns nahe war, streckte er seine Hand nach mir aus, packte mich beim Genick und drehte mich nach allen Seiten um, wie ein Schlächter, der einen Hammel handhabt. Nachdem er mich aufmerksam betrachtet und gesehen hatte, daß ich sehr mager und nur aus Haut und Knochen zusammengesetzt war, ließ er mich wieder los. Er packte die anderen der Reihe nach, prüfte sie auf dieselbe Weise, und da der Schiffshauptmann der fetteste von der ganzen Mannschaft war, so hielt er ihn mit einer Hand, so wie ich einen Sperling gehalten haben würde, steckte ihm einen Spieß durch den Leib und nachdem er hierauf ein großes Feuer angezündet hatte, briet er ihn und aß ihn in seinem Wohngebäude, in welches er zurückging, zum Abendbrot. Nach beendigter Mahlzeit kam er wieder in die Vorhalle, in welcher er sich niederlegte und einschlief; worauf er mit einem Geräusch, stärker als das des Donners, schnarchte. Sein Schlaf währte bis zum anderen Morgen. Was uns betraf, so war es uns nicht möglich, irgend einer Ruhe zu genießen, und wir brachten die Nacht in möglichst grausamer Unruhe zu. Als der Tag angebrochen

war, erwachte der Riese, stand auf, ging hinaus und ließ uns im Palast.

Als wir ihn fern glaubten, brachen wir das traurige Stillschweigen, welches wir die ganze Nacht hindurch beobachtet hatten und ließen, uns einander um die Wette betrübend, den Palast von Klagen und Seufzern wiederhallen. Obgleich wir zahlreich genug waren und nur einen einzigen Feind hatten, so kam uns doch nicht sogleich der Gedanke ein, uns von ihm durch den Tod zu befreien. Dieses Unternehmen, obschon schwer auszuführen, mußte uns doch natürlicherweise in den Sinn kommen.

Wir beratschlagten noch über mehrere andere Pläne, bestimmten uns jedoch für keinen, und indem wir uns dem unterwarfen, was Gott gefallen würde, über uns zu verhängen, brachten wir den Tag damit zu, die Insel zu durchstreifen, indem wir uns, wie am vergangenen, von Früchten und Kräutern nährten. Gegen Abend suchten wir irgend einen Schutzort, fanden aber keinen und waren genötigt, wider Willen in den Palast zurückzukehren.

Der Riese unterließ nicht, heimzukommen und wieder einen unserer Gefährten zum Abendbrot zu verzehren; worauf er einschlief und bis Tagesanbruch schnarchte. Er ging hierauf fort und verließ uns wie am vorigen Tage. Unsere Lage schien uns so gräßlich, daß mehrere unserer Gefährten auf dem Punkt waren, sich lieber ins Meer zu stürzen, als einen so grauenhaften Tod zu erwarten, und diese regten die anderen auf, ihrem Rate zu folgen. Aber einer unter uns, der das Wort nahm, sagte: „Es ist uns verboten, uns selbst den Tod zu geben, und wäre es auch erlaubt, ist es nicht vernünftiger, auf Mittel zu denken, uns von dem Barbaren zu erlösen, der uns einen so traurigen Tod bereitet?“

Da mir ein Anschlag eingefallen war, teilte ich ihn meinen Genossen mit, die ihn billigten. „Meine Brüder,“ sagte ich zu ihnen, „ihr wißt, daß längs des Meeres viel Waldung ist; wenn ihr mir glaubt, so laßt uns mehrere Flöße bauen, die uns tragen können, und wenn sie fertig sind, wollen wir sie an der Küste lassen, bis wir es für die rechte Zeit halten, uns ihrer zu bedienen. Inzwischen werden wir ausführen, was ich euch vorgeschlagen habe, um uns vom Riesen loszumachen; gelingt unser Vorhaben, so können wir hier geduldig abwarten, bis irgend ein Schiff vorüberfährt, das uns von dieser bösen Insel fortschafft; mißlingt aber dieser unser Streich, so

machen wir uns schnell auf unsere Flöße und fahren ab. Ich gestehe, daß wir Gefahr laufen, das Leben zu verlieren, wenn wir uns auf so gebrechlichen Fahrzeugen der Wut der Wellen aussetzen; aber sollten wir auch umkommen, ist es nicht doch noch angenehmer, uns im Meer begraben zu lassen, als in den Eingeweiden dieses Ungeheuers, das schon zwei von unseren Gefährten verzehrt hat?" Mein Rat fand allgemeinen Beifall und wir bauten Flöße zu drei Personen.

Gegen Ende des Tages kehrten wir in den Palast zurück und bald nach uns kam auch der Riese hinein. Wir mußten uns entschließen, noch einen unserer Gefährten braten zu sehen. Doch wir rächten uns an der Grausamkeit des Riesen auf folgende Weise. Als er sein abscheuliches Abendessen verzehrt hatte, legte er sich auf den Rücken und schlief ein. Sobald wir ihn nach seiner Gewohnheit schnarchen hörten, nahmen neun der kühnsten von uns und ich jeder einen Spieß, hielten die Spitze ins Feuer, um sie glühend zu machen, und stießen ihm dann zu gleicher Zeit die Spieße ins Auge, welches wir ihm ausstachen.

Der Schmerz, welchen der Riese empfand, ließ ihn ein schreckliches Geschrei ausstoßen. Ungestüm erhob er sich und streckte die Hände nach allen Seiten aus, um einen von uns zu erfassen und seiner Wut zu opfern; aber wir hatten Zeit genug, uns von ihm zu entfernen und uns an Stellen auf die Erde zu werfen, wo er uns nicht unter seinen Füßen finden konnte. Nachdem er uns vergebens gesucht hatte, fand er tappend die Thür und ging mit furchtbarem Geheul hinaus.

Wir verließen den Palast gleich dem Riesen, und begaben uns ans Meeresufer, an den Ort, wo unsere Flöße waren. Wir brachten sie sogleich ins Wasser und warteten, bis es Tag war, um uns auf sie zu werfen, falls wir den Riesen mit einigen Begleitern seiner Art kommen sähen; doch schmeichelten wir uns, daß, wenn er nicht bald nach Sonnenuntergang erscheinen und wir sein Geheul, das immerfort zu unseren Ohren drang, nicht mehr hören würden, dies für einen Beweis gelten könnte, daß er sein Leben verloren hätte, und in diesem Fall nahmen wir uns vor, auf der Insel zu bleiben und uns nicht auf unsere Flöße zu wagen. Aber kaum war es Tag, so erblickten wir unseren grausamen Feind, von zwei ihn führenden gleich großen Riesen begleitet und von sehr vielen anderen, die mit schnellen Schritten vor ihm her gingen.

Bei diesem Anblick zögerten wir nicht, uns auf unsere Flöße zu werfen und uns durch starkes Rudern vom Ufer zu entfernen. Die Riesen, welche das bemerkten, versahen sich mit großen Steinen, liefen ans Ufer, gingen selbst bis an den Leib ins Wasser und warfen so geschickt nach uns, daß mit Ausnahme des Floßes, auf welchem ich mich befand, alle anderen davon zertrümmert wurden. Die darauf befindlichen Menschen ertranken; ich und meine beiden Gefährten aber, da wir aus Leibeskräften ruderten, waren am fernsten und außerhalb der Wurfweite.

Als wir auf das offene Meer kamen, wurden wir das Spielwerk des Windes und der Wellen, die uns von einer Seite zur anderen warfen, und wir brachten diesen Tag und die folgende Nacht in einer grausamen Ungewißheit über unser Schicksal zu; aber am folgenden Tage hatten wir das Glück, an eine Insel getrieben zu werden, auf welche wir uns mit vieler Freude retteten. Wir fanden daselbst treffliche Früchte, die uns zur Wiedererlangung unserer verlorenen Kräfte gute Dienste leisteten.

Gegen Abend schliefen wir am Meeresufer ein; wir wurden aber von dem Geräusche aufgeweckt, welches eine Schlange, lang wie ein Palmbaum, im Kriechen mit ihren Schuppen machte. Sie war uns so nahe, daß sie einen meiner Gefährten, trotz seines Geschreis und seiner Anstrengung, sich loszumachen, verschlang, nachdem sie ihn vorher wiederholentlich geschüttelt und gegen die Erde geschmettert hatte. Mein anderer Gefährte und ich ergriffen sogleich die Flucht, und obgleich wir ziemlich fern waren, so hörten wir doch einige Zeit nachher ein Geräusch, welches uns vermuten ließ, daß die Schlange die Knochen des von ihr überfallenen Unglücklichen wieder von sich gäbe. „O Gott," rief ich da aus, „was für Dingen sind wir ausgesetzt! Gestern freuten wir uns darüber, unser Leben der Grausamkeit des Riesen und der Wut der Wellen entzogen zu haben, und nun sind wir in eine nicht minder schreckliche Gefahr geraten!"

Im Umhergehen bemerkten wir einen dicken und hohen Baum, auf welchem wir, unserer Sicherheit wegen die folgende Nacht zuzubringen beschlossen. Wir aßen wieder Früchte wie am vorigen Tage, und gegen Abend kletterten wir auf den Baum. Bald hörten wir nun die Schlange, die zischend bis an den Fuß des Baumes kam. Sie erhob sich am Stamm, und da sie meinen unter mir sitzenden Gefährten erreichte, so

verschlang sie ihn auf einmal und entfernte sich sodann eiligst wieder.

Ich blieb bis Tagesanbruch auf dem Baume, und stieg sodann mehr tot als lebendig herab. Ich konnte in der That kein anderes Schicksal als das meiner beiden Gefährten erwarten, und da mir dieser Gedanke Schaudern erregte, so machte ich einige Schritt, um mich ins Meer zu stürzen. Da es aber doch angenehm ist, so lange als möglich zu leben, so widerstand ich diesem Anfall von Verzweiflung und unterwarf mich dem Willen Gottes, der nach seinem Gutdünken über unser Leben schaltet.

Ich unterließ jedoch nicht, eine große Menge kleines Holz und trocknes Gestrüpp und Dorngebüsch zu sammeln. Ich machte daraus mehrere Bündel, aus welchen ich einen großen Kreis um den Baum bildete und einige überquer oben drüber band, um meinen Kopf zu decken. Hierauf sperrte ich mich beim Anbruch der Nacht in diesen Kreis, mit dem traurigen Trost, nichts zur Vermeidung des mich bedrohenden Schicksals vernachlässigt zu haben. Die Schlange unterließ nicht, wieder zu kommen und den Baum zu umkreisen, indem sie mich zu verschlingen suchte; was ihr jedoch wegen des von mir aufgebauten Walles nicht gelingen konnte, und sie gebärdete sich vergebens bis an den Morgen gleich einer Katze, welche eine Maus belagert, die sich in einem unüberwindlichen Zufluchtsorte befindet. Endlich bei Tagesanbruch entfernte sie sich; aber ich wagte mich vor Sonnenaufgang nicht aus meiner Festung.

Ich war von der Arbeit, zu welcher mich die Schlange genötigt hatte, so ermüdet, und ich hatte von ihrem verpesteten Atem so gelitten, daß es mir schien, der Tod sei diesem Schrecknis vorzuziehen, und ohne mich meiner Ergebung am vorhergegangenen Tage zu erinnern, lief ich ans Meer, um mich kopfüber hinein zu stürzen.

Gott ward von meiner Verzweiflung gerührt: in dem Augenblick, in welchem ich mich ins Meer stürzen wollte, erblickte ich in ziemlicher Entfernung vom Ufer ein Schiff. Ich schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen und ließ die Leinwand meines Turbans wehen, damit man mich bemerken sollte. Das war nicht unnütz, die ganze Mannschaft gewahrte mich und der Schiffshauptmann schickte mir ein Boot. Als ich an Bord war, fragte mich der Hauptmann und die Matrosen mit vielem Eifer, welches Abenteuer mich auf diese wüste Insel geführt hätte, und als ich ihnen erzählt

hatte, was mir begegnet war, sagten mir die ältesten, daß sie mehrmals hätten von Riesen erzählen hören, welche diese Inseln bewohnten, und daß man sie versichert hätte, es wären Menschenfresser und sie verzehrten die Menschen sowohl roh als gebraten. In betreff der Schlangen, setzten sie hinzu, daß sie im Überfluß auf dieser Insel wären, daß sie sich bei Tage verbärgen und nur des Nachts zum Vorschein kämen. Nachdem sie mir zu erkennen gegeben hatten, wie sehr sie sich freuten, mich so vielen Gefahren entgangen zu sehen, so beeilten sie sich, da sie nicht zweifelten, daß mich hungerte, mich mit dem Besten, was vorrätig war, zu bewirten; und der Hauptmann, da er sah, daß meine Kleidungsstücke ganz zerlumpt waren, hatte die Großmut, mir einen von seinen Anzügen geben zu lassen.

Wir durchschifften einige Zeit das Meer, berührten mehrere Inseln und landeten endlich auf der Insel Selahath, von woher man das Sandelholz bezieht. Wir fuhren in den Hafen und ankerten daselbst. Die Kaufleute fingen an, ihre Waren auszuladen, um sie zu verkaufen oder zu vertauschen. Während dies geschah, rief der Schiffshauptmann mich zu sich und sagte: „Bruder, ich habe in meiner Verwahrung Waren, welche einem Kaufmann gehören, der einige Zeit auf meinem Schiffe gereist ist. Da dieser Kaufmann nicht mehr lebt, so verhandle ich sie, um seinen Erben Rechnung abzulegen, wenn ich einen von diesen treffe." Die Ballen, die er meinte, waren schon auf dem Verdeck. Er zeigte sie mir und sagte: „Dies hier sind die bewußten Waren, ich hoffe, daß Ihr so gut sein und die Last übernehmen werdet, sie zu verhandeln; ihr sollt dann für Eure Bemühung den gebührenden Lohn empfangen." Ich willigte darein und dankte ihm dafür, daß er mir Gelegenheit verschaffte, nicht unthätig zu bleiben.

Der Schiffsschreiber verzeichnete alle Ballen nebst den Namen der Kaufleute, welchen sie gehörten. Da er den Hauptmann fragte, wie er denn diejenigen, mit welchen er mich eben beauftragt hatte, eintragen sollte, erwiderte ihm jener: „Tragt sie unter dem Namen Sindbads des Seefahrers ein." Ich konnte mich nicht ohne Bewegung nennen hören, und als ich den Hauptmann näher ins Gesicht faßte, erkannte ich ihn für den, der mich während meiner zweiten Reise auf der wüsten Insel, als ich am Ufer des Baches eingeschlafen war, verlassen hatte und wieder unter Segel gegangen war, ohne mich zu erwarten oder suchen zu lassen. Ich hatte ihn nicht

sogleich erkannt, weil seine Person sich seit unserer Trennung sehr verändert hatte.

Daß er, der mich für tot hielt, mich nicht erkannte, ist nicht zu verwundern. „Hauptmann," sagte ich zu ihm, „nannte sich der Kaufmann, dem die Ballen gehörten, Sindbad?" — „Ja", entgegnete er, „so nannte er sich, er war aus Bagdad und hatte sich in Balsora auf meinem Fahrzeug eingeschifft. Als wir eines Tages an einer Insel ans Land stiegen, um Wasser zu schöpfen und einige Erfrischungen einzunehmen, ging ich — ich weiß selbst nicht mehr, aus welchem Irrtum — wieder unter Segel, ohne darauf zu achten, daß er sich nicht mit den anderen eingeschifft hatte. Wir hatten guten und so frischen Wind, daß es uns unmöglich war, das Schiff umzuwenden, um ihn abzuholen." — „Ihr haltet ihn also für tot?" fragte ich. „Ganz gewiß," versetzte er. „Wohlan, Hauptmann," entgegnete ich, „öffnet die Augen und erkennt jenen Sindbad, den Ihr auf der wüsten Insel gelassen habt. Ich schlief am Ufer eines Baches ein, und als ich erwachte, sah ich von der Mannschaft niemand mehr." Bei diesen Worten betrachtete er mich genau.

Nach einem Weilchen erkannte mich der Hauptmann endlich. Gott sei gelobt," rief er, mich umarmend, aus; „ich bin höchlichst erfreut, daß Euer glückliches Geschick mein Unrecht gut gemacht hat. Hier sind Eure Waren, die ich immer sorgfältig aufbewahrt und zum Teil in den Häfen, wo wir gelandet sind, verhandelt habe. Ich übergebe sie Euch, nebst dem dafür Gelösten." Ich nahm sie in Empfang und bezeigte dem Hauptmann die ihm gebührende Erkenntlichkeit.

Von der Insel Selahath steuerten wir nach einer anderen Insel, woselbst ich mich mit Gewürznägelein, Zimmet und anderen Spezereien versah. Als wir von dort weiter segelten, sahen wir eine 20 Ellen lange und 20 Ellen breite Schildkröte, auch bemerkte ich einen kalbartigen Fisch, der Milch gab, und dessen Haut so hart ist, daß man Schilder daraus zu machen pflegt. Ich sah einen anderen, welcher die Gestalt und die Farbe eines Kamels hatte. Endlich, nach langer Schiffahrt, kam ich in Balsora an und kehrte von dort nach Bagdad mit so vielen Reichtümern zurück, daß ich ihre Anzahl gar nicht wußte. Ich gab wieder den Armen einen beträchtlichen Teil davon und kaufte noch mehrere große Landgüter zu den erworbenen.

So beendigte Sindbad die Geschichte seiner dritten Reise.

Er ließ hierauf dem Hindbad wieder hundert Zechinen geben, und lud ihn auf den folgenden Tag zur Erzählung seiner vierten Reise ein. Hindbad und die übrige Gesellschaft begaben sich nach Hause, und am folgenden Tage setzte, nach beendetem Mittagsmahl, Sindbad die Erzählung seiner Abenteuer fort.

Vierte Reise Sindbads des Seefahrers nach den Sundischen Inseln.

„Die Reize," sagte er, „der Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, denen ich mich nach meiner dritten Reise ergab, waren nicht mächtig genug, um mich von fernen Reisen zurückzuhalten. Ich ließ mich aufs neue von der Leidenschaft, Handel zu treiben und neue Dinge zu sehen, hinreißen, brachte meine Geschäfte in Ordnung, und nachdem ich einen Vorrat von Waren beisammen hatte, der sich zum Absatz für die Orte eignete, welche ich zu besuchen beabsichtigte, reiste ich ab. Ich nahm den Weg nach Persien, durchstreifte mehrere Provinzen dieses Landes und gelangte in einen Seehafen, wo ich mich einschiffte. Wir gingen unter Segel, und hatten bereits mehrere Häfen des festen Landes und östlicher Inseln berührt, als wir eines Tages bei einer bedeutenden Überfahrt von einem Windstoß überrascht wurden, welcher den Schiffshauptmann zwang, die Segel zu streichen, und alle nötigen Befehle zur Vermeidung der uns drohenden Gefahr zu geben. Aber alle unsere Vorsichtsmaßregeln waren erfolglos, die Schiffswendung mißlang, die Segel zerrissen in tausend Fetzen und das Schiff, welches nicht mehr zu regieren war, geriet auf eine Reihe verborgener Felsen und scheiterte dermaßen, daß eine große Anzahl von Kaufleuten und Matrosen ertrank und die Ladung unterging.

Ich war gleich mehreren anderen Kaufleuten und Matrosen so glücklich, ein Brett zu ergreifen. Wir alle wurden durch einen Meerstrom auf eine vor uns liegende Insel getrieben. Dort fanden wir Früchte und Quellwasser, wodurch unsere Kräfte wiederhergestellt wurden. Wir hielten selbst unsere Nachtruhe an der Stelle, an welche uns das Meer geworfen hatte, ohne über das, was wir ferner thun sollten, einen Entschluß zu fassen. Daran verhinderte uns die Niedergeschlagenheit, in welche unser Unglück uns versetzt hatte.

Sobald am folgenden Tage die Sonne aufgegangen war, entfernten wir uns vom Ufer und erblickten, landeinwärts

gehend, Wohnungen, zu welchen wir uns hinbegaben. Bei unserer Ankunft kam eine große Menge Schwarzer auf uns zu; sie umgaben uns, bemächtigten sich unserer Personen, teilten sich gewissermaßen in uns, und führten uns sodann in ihre Häuser.

Ich wurde nebst fünf meiner Gefährten an denselben Ort gebracht. Man nötigte uns alsbald zum Sitzen, setzte uns ein gewisses Kraut vor, und forderten uns durch Zeichen auf, davon zu essen. Meine Gefährten bedachten nicht, daß diejenigen, welche uns das Kraut vorsetzten, nicht davon aßen; sie zogen nur ihren heftigen Hunger zu Rate und warfen sich mit Begierde über diese Speise her. Ich, der ich eine Hinterlist ahnte, wollte nicht einmal davon kosten, und befand mich wohl dabei; denn bald nachher wurde ich gewahr, daß meine Gefährten den Verstand verloren und nicht wußten, was sie sprachen.

Man trug mir hierauf mit Kokusöl bereiteten Reis auf, und meine Gefährten, die nun völlig verrückt waren, aßen davon übermenschlich. Auch ich aß davon, aber sehr wenig. Die Schwarzen hatten uns das Kraut vorgesetzt, um uns den Verstand zu verwirren und uns dadurch den Kummer zu benehmen, den uns das traurige Bewußtsein unserer Lage verursachen mußte, und sie gaben uns den Reis, um uns zu mästen. Da sie Menschenfresser waren, so war es ihre Absicht, uns, wenn wir fett sein würden, zu verzehren. Das widerfuhr meinen Gefährten, die ihr Schicksal nicht ahnten, weil sie ihren gesunden Verstand verloren hatten. Da ich des meinigen noch mächtig war, so könnt ihr euch wohl denken, ihr Herren, daß ich, statt gleich den anderen fett zu werden, noch magerer wurde, als ich schon war. Die Todesfurcht, die mich nicht verließ, verwandelte alle Nahrungsmittel, die ich zu mir nahm, in Gift. Ich verfiel in eine Entkräftung, die mir sehr heilsam war; denn nachdem die Schwarzen meine Gefährten getötet und verzehrt hatten, so ließen sie es dabei bewenden, und da sie sahen, wie vertrocknet, abgemagert und krank ich war, so verschoben sie meinen Tod auf eine andere Zeit.

Ich hatte jedoch viel Freiheit, und man gab auf mein Thun und Lassen fast gar nicht mehr acht. Das gab mir Gelegenheit, mich eines Tages von den Wohnungen der Schwarzen zu entfernen und mich zu retten. Ein Greis, der mich sah und der mein Vorhaben merkte, rief mir aus Leibes-

kräften zu, ich möchte zurückkommen; aber statt ihm zu gehorchen, verdoppelte ich meine Schritte und war ihm bald aus dem Gesicht. Es war niemand in den Wohnungen als dieser Greis, alle anderen Schwarzen waren abwesend und sollten gegen Abend wieder heimkehren, was ziemlich oft der Fall war; da ich also nun sicher war, daß sie nicht mehr Zeit haben würden, mir nachzulaufen, wenn sie meine Flucht erführen, so ging ich, bis es Nacht wurde. Erst dann hielt ich im Gehen inne, um einige mitgenommene Lebensmittel zu genießen. Aber ich machte mich bald wieder auf den Weg und ging, die bewohnten Orte vermeidend, sieben Tage in einem fort. Ich lebte von Kokosnüssen, die mir zugleich Speise und Trank gewährten.

Am achten Tage gelangte ich in die Nähe des Meeres, und sah nun auf einmal Menschen, weiß wie ich, die damit beschäftigt waren, Pfeffer einzusammeln, den es dort in großer Menge gab. Ihre Beschäftigung war mir von guter Vorbedeutung, und ich stand nicht an, mich ihnen zu nähern.

Die Leute, welche den Pfeffer einsammelten, kamen mir entgegen. Sobald sie mich sahen, fragten sie mich auf arabisch, wer ich wäre und woher ich käme. Höchlich erfreut' sie meine Sprache reden zu hören, befriedigte ich ihre Neugier, indem ich ihnen erzählte, auf welche Art ich Schiffbruch gelitten hätte, auf die Insel gekommen und in die Hände der Schwarzen gefallen wäre.

„Aber diese Schwarzen," sagten sie zu mir, „sind Menschenfresser; durch welches Wunder seid Ihr ihrer Grausamkeit entgangen?" Ich erzählte ihnen, was ich euch soeben erzählt habe, und sie waren nicht wenig darüber verwundert.

Ich blieb bei ihnen, bis sie die gewünschte Menge Pfeffer zusammengebracht hatten, worauf ich mich mit ihnen auf ihrem Fahrzeuge einschiffte und wir nach der Insel segelten, von woher sie gekommen waren. Sie stellten mich ihrem Könige vor, der ein guter Fürst war. Er hatte die Geduld, die Erzählung meines Abenteuers anzuhören, und sie überraschte ihn. Er ließ mir hierauf Kleider geben und befahl, man solle für mich sorgen.

Die Insel, auf welcher ich mich befand, war sehr bevölkert, hatte Überfluß an allen Arten von Dingen, und in der Stadt, welche der König bewohnte, wurde großer Handel getrieben. Dieser angenehme Zufluchtsort fing an, mich über mein Unglück zu trösten, und die Güte des großmütigen Fürsten für

mich machte meine Zufriedenheit vollkommen. Es stand in der That niemand besser bei ihm, und es gab folglich niemand am Hofe und in der Stadt, der nicht Gelegenheit gesucht hätte, mir Vergnügen zu machen. So wurde ich also bald mehr wie ein Eingeborener der Insel als wie ein Fremder angesehen.

Ich bemerkte etwas mir sehr Auffallendes; alle Leute, der König selbst, ritten ohne Zaum und ohne Steigbügel. Ich nahm mir die Freiheit, ihn eines Tages zu befragen, warum Se. Majestät sich dieser Dinge nicht bediene. Er antwortete mir, daß ich von Dingen spräche, die man in seinen Staaten nicht kenne.

Ich ging sogleich zu einem Handwerker, ließ bei ihm das hölzerne Gestell eines Sattels nach einem von mir gemachten Modell verfertigen, überzog es dann selbst mit Leder, stopfte es mit Haaren aus und zierte es mit einer goldenen Stickerei. Sodann wandte ich mich an einen Schlosser, der mir nach einer vorgezeichneten Form ein Gebiß und auch Steigbügel verfertigte.

Als diese Sachen in gehörigem Zustande waren, brachte ich sie zum Könige und versuchte sie auf einem seiner Pferde. Der Fürst bestieg das Tier und war so zufrieden mit dieser Erfindung, daß er mir seine Freude durch große Geschenke bezeigte. Ich konnte mich nicht erwehren, mehrere Sättel für seine Minister und seine vornehmsten Hausbeamten zu machen, die mich alle so beschenkten, daß ich in kurzer Zeit reich wurde. Ich verfertigte dergleichen auch für die angesehensten Personen der Stadt, was mich in großen Ruf brachte und mir allgemeine Achtung erwarb.

Der König, dem ich sehr pünktlich meinen Hof machte, sagte eines Tages zu mir: „Sindbad, ich liebe dich und weiß, daß alle meine Unterthanen, die dich kennen, dich nach meinem Beispiel lieben. Ich habe eine Bitte an dich, die du mir gewähren mußt." — „Herr," erwiderte ich, „es giebt nichts, was ich nicht bereit wäre zu thun, um Euer Majestät meinen Gehorsam zu bezeigen; Ihr habt ganz und gar über mich zu gebieten." — „Ich will dich verheiraten," sagte der König, „damit diese Heirat dich in meinen Staaten festhalte und du nicht mehr an dein Vaterland denkst." Da ich dem Willen des Fürsten nicht zu widerstreben wagte, so gab er mir zur Frau eine edle, schöne, kluge und reiche Dame seines Hofes. Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten zog ich zu der Dame, mit

welcher ich eine Zeitlang in einer vollkommenen Einigkeit lebte. Desungeachtet war ich mit meinem Zustande unzufrieden, und es war meine Absicht, mich bei der ersten Gelegenheit davon zu machen und nach Bagdad heimzukehren, dessen Andenken meine Lage, so vorteilhaft sie auch war, nicht in mir vertilgen konnte.

Solche Gesinnungen hegte ich, als die Frau eines meiner Nachbarn, mit welchem ich einen sehr engen Freundschaftsbund geschlossen hatte, erkrankte und starb. Ich ging zu ihm, um ihn zu trösten, und fand ihn in die tiefste Betrübnis versunken. „Gott erhalte Euch," so redete ich ihn an, „und schenke Euch ein langes Leben." — „Ach," entgegnete er, „wie wollt Ihr denn, daß mir die Gnade, die Ihr mir wünscht, zu teil wird? Ich habe nur noch eine Stunde zu leben." — „O," erwiderte ich, „setzt Euch doch keinen so traurigen Gedanken in den Kopf, ich hoffe, das wird nicht stattfinden und ich werde noch lange Zeit das Vergnügen haben, Euch zu besitzen." — „Ich wünsche, daß Euer Leben von langer Dauer ist," versetzte er, „was mich betrifft, so ist es aus mit mir und ich benachrichtige Euch, daß man mich heute mit meiner Frau begräbt. So will es der von unseren Voreltern auf dieser Insel eingeführte und unverletzlich beibehaltene Gebrauch; der lebende Mann wird mit der toten Frau, die tote Frau mit dem lebenden Mann begraben. Nichts kann mich retten; alle Verheiratete sind diesem Gesetz unterworfen."

In diesem Augenblick, in welchem er mich von dieser seltsamen Barbarei unterrichtete, deren Bericht mich grausam erschreckte, kamen Verwandte, Freunde und Nachbarn insgesamt, um dem Leichenbegängnis beizuwohnen. Man bekleidete die Frau mit ihren reichsten Kleidern wie an ihrem Hochzeitstage und schmückte sie mit allem ihrem Geschmeide.

Hierauf hob man sie auf eine offene Bahre und der Leichenzug begann. Der Mann folgte an der Spitze der Leidtragenden der Leiche seiner Frau. Man nahm den Weg auf einen hohen Berg, und als man daselbst angelangt war, erhob man einen großen Stein, der die Öffnung eines tiefen Brunnens bedeckte und ließ die Leiche hinab, ohne ihr etwas von ihren Kleidungsstücken oder von ihrem Geschmeide zu nehmen. Hierauf umarmte der Mann seine Verwandten und Freunde und ließ sich ohne Widerstand auf eine Bahre setzen, worauf man einen Krug mit Wasser neben ihn stellte, sieben kleine Brote dazu legte, und ihn sodann auf die nämliche Art wie

seine Frau hinabließ. Der sich weit ausdehnende Berg grenzte ans Meer und der Brunnen war sehr tief. Nach beendigter Feierlichkeit hob man den Stein wieder auf die Öffnung.

Es ist wohl unnötig, euch zu sagen, daß ich ein sehr trauriger Zeuge dieser Leichenfeier war. Alle anderen dabei gegenwärtigen Personen schienen dagegen kaum davon gerührt zu werden, weil sie gewohnt waren, dergleichen oft zu sehen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Könige meine Gedanken darüber zu sagen. „Herr," sagte ich zu ihm, „ich kann mich nicht genugsam über den seltsamen, in Euren Staaten herrschenden Gebrauch verwundern, die Lebendigen mit den Toten zu begraben! Ich bin weit umhergereist, ich habe Menschen aus einer Unzahl von Völkern kennen gelernt und niemals von einem solchen Gesetz reden hören." — „Was willst du, Sindbad," antwortete mir der König, „es ist ein gemeinsames Gesetz, dem ich selbst unterworfen bin, und wenn die Königin, meine Gemahlin, früher stirbt als ich, so werde ich lebendig mit ihr begraben." — „Aber, Herr," entgegnete ich, „dürft' ich Euer Majestät fragen, ob auch die Fremden verpflichtet sind, diesen Gebrauch zu beobachten?" — „Ohne Zweifel," versetzte der König, indem er über den Beweggrund meiner Frage lachte; „sie sind nicht ausgeschlossen, sobald sie auf dieser Insel verheiratet sind."

Ich ging mit dieser Antwort betrübt nach Hause. Die Furcht, daß meine Frau eher als ich sterben und man mich mit ihr lebendig begraben möchte, ließ mich sehr niederschlagende Betrachtungen anstellen. Wie war aber diesem Übelstande abzuhelfen? Ich mußte mich in Geduld fassen und in den Willen Gottes ergeben. Desungeachtet zitterte ich bei der geringsten Unpäßlichkeit meiner Frau; aber ach! ich hatte bald den ganzen Schrecken! Sie wurde wirklich krank und starb in wenigen Tagen.

Stellt euch meinen Schmerz vor! Lebendig begraben zu werden schien mir kein minder beklagenswertes Los als den Menschenfressern zur Speise zu dienen, und doch mußt' ich dran. Der König wollte mit seinem ganzen Hofe den Leichenzug mit seiner Gegenwart beehren, und auch die angesehensten Personen der Stadt erzeigten mir die Ehre, meinem Begräbnis beizuwohnen.

Als alles zu der Feierlichkeit bereit war, legte man den Leichnam meiner Frau auf eine Bahre, angethan mit allem ihrem Geschmeide und ihren prächtigsten Kleidern. Der Zug

begann. Als zweiter Schauspieler dieses kläglichen Trauerspiels folgte ich unmittelbar hinter der Bahre meiner Frau, die Augen in Thänen gebadet und mein unglückliches Geschick beklagend. Ehe wir an den Berg kamen, wollte ich einen Versuch auf den Geist der Zuschauer machen. Ich wandte mich zuerst an den König, hierauf an die, welche in meiner Nähe waren, und mich vor ihnen bis auf die Erde bückend, um den Saum ihres Kleides zu küssen, bat ich sie, Mitleid mit mir zu haben. „Bedenkt," sagte ich, „daß ich ein Fremder bin, der keinem so strengen Gesetz unterworfen sein sollte, und daß ich eine andere Frau und Kinder in meinem Vaterlande habe." Doch auf wie rührende Weise ich auch diese Worte sagte, niemand wurde dadurch bewegt; man beeilte sich im Gegenteil, die Leiche meiner Frau in den Brunnen hinabzulassen, und man ließ mich gleich nachher in einer anderen offenen Bahre mit einem mit Wasser angefüllten Gefäß und sieben Broten hinab. Als nun endlich diese für mich so traurige Feierlichkeit vorbei war, legte man ohne Rücksicht auf das Übermaß meines Schmerzes und auf mein klägliches Geschrei den Stein wieder auf die Öffnung des Brunnens.

Mich dem Grunde nähernd, erkannte ich mit Hilfe des von oben einfallenden geringen Lichtes die Anlage und Beschaffenheit dieses Ortes. Es war eine sehr weite Höhle, die wohl fünfzig Ellen tief sein mochte. Ein unausstehlicher Gestank verbreitete sich von einer zahllosen Menge von Leichen, die ich rechts und links erblickte; es kam mir sogar vor, als hörte ich von einigen der zuletzt lebendig Herabgelassenen die letzten Seufzer. Desungeachtet stieg ich, sobald ich unten war, sogleich von der Bahre und entfernte mich von den Leichen, indem ich mir die Nase zuhielt. Ich warf mich auf die Erde und blieb lange, in Thränen ausbrechend, liegen. Hierauf, mein trauriges Schicksal bedenkend, sagte ich zu mir: „Es ist wahr, daß Gott über uns nach den Ratschlüssen seiner Vorsehung schaltet; aber, armer Sindbad, ist es nicht deine Schuld, daß du dich dahin gebracht siehst, eines so seltsamen Todes zu sterben? Wollte Gott, du wärst in einem der Schiffbrüche umgekommen, denen du entgangen bist, du brauchtest dann nicht eines so langsamen und schrecklichen Todes zu sterben; aber du hast ihn durch deinen verdammten Geiz verdient! Unglücklicher! Solltest du nicht lieber daheim geblieben sein, und die Früchte deiner Anstrengungen in Ruhe genießen?"

Dies waren die fruchtlosen Klagen, von welchen ich die

Höhle wiederhallen ließ, indem ich mich aus Wut und Verzweiflung vor den Kopf und die Brust schlug und mich ganz und gar den traurigsten Gedanken überließ. Desungeachtet, — muß ich's euch gestehen? — statt mir den Tod zu Hilfe zu rufen, regte sich doch, so elend ich auch war, die Liebe zum Leben in mir, und trieb mich an, meine Tage zu verlängern. Tappend und mir die Nase zuhaltend, holte ich das Brot und Wasser aus meiner Bahre, und aß und trank davon.

Obgleich die in der Grotte herrschende Dunkelheit so groß war, daß man Tag und Nacht nicht unterscheiden konnte, so fand ich doch meine Bahre wieder, und es schien mir, als ob die Höhle geräumiger und mit Leichen angefüllter wäre, als ich anfangs geglaubt hatte. Ich lebte einige Tage von meinem Brot und Wasser; da ich aber endlich nichts mehr hatte, so bereitete ich mich zum Tode.....

Ich erwartete schon den Tod, als ich den Stein aufheben hörte. Man ließ eine Leiche und eine lebendige Person herab. Der Tote war ein Mann. Es ist natürlich, in äußersten Fällen äußerste Entschlüsse zu fassen. Während man die Frau herabließ, nahte ich mich dem Orte, an welchen ihre Bahre zu stehen kommen sollte und als ich sah, daß man die Öffnung des Brunnens wieder bedeckte, gab ich der Unglücklichen mit einem großen Knochen, dessen ich mich bemächtigt hatte, zwei oder drei starke Schläge auf den Kopf. Sie wurde davon betäubt; aber ich schlug sie viel mehr, und da ich diese unmenschliche Handlung nur beging, um das auf der Bahre befindliche Brot und Wasser zu benutzen, so hatte ich Vorrat auf einige Tage. Nach Verlauf einiger Zeit ließ man wieder eine tote Frau und einen lebendigen Mann hinab, den ich auf eben diese Weise tötete und so fehlte es mir, durch die wiederholte Anwendung desselben Mittels, niemals an Lebensmitteln.

Eines Tages, als ich eben wieder eine Frau in jene Welt geschickt hatte, hörte ich etwas schnaufen und gehen. Ich ging auf die Seite zu, von welcher es herkam, hörte bei meiner Annäherung stärker schnaufen und es schien mir, als sähe ich etwas, was die Flucht ergriff. Ich folgte dieser Art von Schatten, der auf Augenblicke still stand und im Fliehen immer um so stärker schnaufte, je näher ich kam. Ich folgte so lange und so weit, daß ich endlich ein Licht gleich einem Stern erblickte. Ich fuhr fort, auf das Licht zuzugehen,

verlor es zuweilen durch Hindernisse, die es verbargen, fand es aber immer wieder und entdeckte endlich, daß es durch eine Öffnung des Felsens kam, die groß genug war, um durchzukommen.

Nach dieser Entdeckung blieb ich eine Weile stehen, um mich von meinem hastigen Gange zu erholen, und als ich hierauf bis zu der Öffnung gekommen war, ging ich durch und befand mich nun am Meeresufer. Stellt euch das Übermaß meiner Freude vor; es war so groß, daß ich Mühe hatte, mich zu überzeugen, was ich sähe, sei kein Traum. Als ich mich von der Wirklichkeit der Sache überzeugt hatte, und meine Sinne wieder in ihrem natürlichen Zustand waren, begriff ich wohl, daß das Ding, welches ich hatte schnaufen hören und welchem ich gefolgt war, ein aus dem Meer gekommenes Tier wäre, welches in die Höhle zu kommen pflegte, um sich daselbst von den Leichen zu nähren.

Ich untersuchte den Berg und fand, daß er zwischen der Stadt und dem Meere lag, doch ohne Verbindung durch einen Weg, weil er so steil war, daß ihn die Natur unbesteiglich gemacht hatte. Ich warf mich am Ufer nieder, um Gott für die mir eben erwiesene Gnade zu danken. Hierauf kehrte ich in die Höhle zurück, um mir Brot zu holen, welches ich mit größerem Appetit aß, als ich's je, seit meiner Einsperrung in diesen finsteren Ort, gegessen hatte.

Ich ging nochmals in die Höhle und sammelte tappend alle Diamanten, Rubinen, Perlen, goldene Armbänder, kurz alle reichen Stoffe, die ich unter meinen Händen fand, zusammen, und trug das alles ans Meeresufer. Ich machte mehrere Ballen daraus, die ich säuberlich mit Stricken umband, welche zum Herablassen der Bahren gedient hatten und sich in großer Menge vorfanden. Ich ließ die Ballen in Erwartung einer guten Gelegenheit am Ufer, ohne zu befürchten, daß der Regen sie verderben könnte; denn es war eben nicht Regenzeit.

Nach Verlauf von zwei oder drei Tagen erblickte ich ein Schiff, welches eben aus dem Hafen kam und bei dem Orte, an dem ich mich befand, vorbeisegelte. Ich winkte mit der Leinwand meines Turbans und schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen. Man hörte mich und schickte das Boot ab, um mich zu holen. Auf die Frage des Matrosen, durch welchen Unfall ich mich an diesem Orte befände, erwiderte ich, daß ich mich vor zwei Tagen mit den Waren,

welche sie sähen, aus einem Schiffbruch gerettet hätte. Zum Glück für mich begnügten sich diese Leute, ohne den Ort, wo ich mich befand, zu untersuchen, mit meiner Antwort und nahmen mich nebst meinen Ballen mit sich.

Als wir an Bord gekommen waren, hatte der Schiffshauptmann, der über die mir verursachte Freude vergnügt und mit dem Befehl des Schiffes beschäftigt war, ebenfalls die Güte, sich mit meinem vorgegebenen Schiffbruch abspeisen zu lassen. Ich bot ihm einige meiner Edelsteine an; er wollte sie aber nicht annehmen.

Wir schifften bei mehreren Inseln vorbei, unter anderen bei der Insel Nacous (Schelleninsel), welche bei regelmäßigem Winde zehn Tagereisen von der Insel Serendib und sechs von der Insel Kela entfernt ist, an welcher letzteren wir landeten. Man findet daselbst Bleigruben, indianische Röhre und trefflichen Kampfer.

Der König der Insel Kela ist sehr reich, sehr mächtig und seine Gewalt erstreckt sich über die ganze Schelleninsel, welche zwei Tagereisen im Umfang hat und deren Einwohner noch so barbarisch sind, daß sie Menschenfleisch fressen. Nachdem wir auf dieser Insel große Handelsgeschäfte gemacht hatten, gingen wir wieder unter Segel, und landeten an mehreren anderen Häfen. Endlich langte ich mit unermeßlichen Reichtümern, deren nähere Schilderung unnütz wäre, glücklich in Bagdad an. Um Gott für die mir erwiesenen Gnaden zu danken, verteilte ich große Almosen, sowohl zum Unterhalt mehrerer Moscheen als auch vieler Armen, und widmete mich ganz und gar meinen Verwandten und Freunden, indem ich mit ihnen gut tafelte und mich ergötzte."

Sindbad beendigte hier die Erzählung seiner vierten Reise, welche bei seinen Zuhörern noch mehr Bewunderung erregte, als die drei vorhergegangenen. Er machte dem Hindbad ein neues Geschenk von hundert Zechinen und lud ihn ein, gleich den anderen, am folgenden Tage zu derselben Stunde wieder zum Mittagsmahl zu ihm zu kommen, um den Bericht von seiner fünften Reise zu hören. Hindbad und die anderen Gäste beurlaubten sich und gingen nach Hause.

Als sie am anderen Tage alle beisammen waren, setzten sie sich zu Tische und am Ende des Mahles, welches nicht länger als die früheren dauerte, fing Sindbad auf folgende Weise die Erzählung seiner fünften Reise an:

Fünfte Reise Sindbads des Seefahrers nach den Sundischen Inseln.

„Noch," sagte er, „hatten die Vergnügungen Reize genug für mich, um aus meinem Gedächtnis alle erlittenen Beschwerden und Übel auszulöschen, ohne mir die Lust zu neuen Reisen zu benehmen; ich kaufte demnach Waren ein, ließ sie einpacken und auf Wagen laden, und reiste nach dem nächsten Seehafen. Dort nahm ich mir die Zeit, um nicht von einem Schiffshauptmann abzuhängen und um ein Fahrzeug ganz zu meinem Befehl zu haben, mir eins auf meine Kosten bauen und ausrüsten zu lassen. Sobald es vollendet war, ließ ich es beladen, schiffte mich darauf ein, und da mein Vorrat von Waren zu einer vollständigen Ladung nicht hinreichte, so nahm ich Kaufleute von verschiedenen Völkern mit ihren Waren an Bord.

Wir gingen bei dem ersten guten Winde unter Segel und suchten das Weite. Der erste Ort, woselbst wir nach einer langen Fahrt landeten, war eine wüste Insel, auf welcher wir das Ei eines Rochs, von derselben Größe, wie das bereits erwähnte, fanden. Es enthielt einen kleinen Roch, der eben auskriechen wollte und dessen Schnabel bereits zum Vorschein kam.

Die Kaufleute, die sich mit mir eingeschifft hatten und mit mir ans Land gestiegen waren, zerschlugen das Ei mit starken Axtschlägen und machten eine Öffnung, aus welcher sie den Roch stückweise herausholen und braten ließen. Ich hatte sie ernstlich gewarnt, das Ei anzurühren; aber sie wollten mich nicht hören. Kaum hatten sie ihr Mahl beendet, als in der Luft, ziemlich fern von uns, zwei dicke Wolken erschienen. Der Hauptmann, den ich zur Leitung meines Schiffes in Sold genommen hatte, wußte aus Erfahrung, was die Wolken zu bedeuten hätten, verkündete, daß es die Eltern des kleinen Rochs wären und drang in uns, uns auf das schnellste wieder einzuschiffen, um das Unglück, welches er vorher sah, zu vermeiden. Wir beeiferten uns, seinem Rate zu folgen und gingen eilig unter Segel.

Inzwischen nahten sich die beiden Roche und stießen ein schreckliches Geschrei aus, als sie sahen, daß das Ei zerbrochen und ihr Junges nicht mehr darin war. Sie flogen, in der Absicht sich zu rächen, wieder nach der Seite, von welcher sie hergekommen waren, und verschwanden uns auf einige Zeit,

während wir mit vollen Segeln uns zu entfernen und das, was nicht ausblieb, zu vermeiden strebten.

Sie kamen zurück und wir bemerkten, daß jedes von ihnen in seinen Klauen ein Felsstück von ungeheurer Größe hielt. Als sie gerade über meinem Schiffe waren, hielten sie still, und in der Luft schwebend, ließ eines von ihnen sein Felsstück fallen; aber durch die Geschicklichkeit des Steuermannes, der das Schiff durch eine Wendung des Steuerruders ablenkte, fiel es seitwärts ins Meer, welches sich auf eine Weise öffnete, daß wir fast bis auf seinen Grund sahen; aber der andere Vogel ließ sein Felsstück so genau auf die Mitte des Schiffes fallen, daß es in tausend Stücke zerschmettert wurde. Die Matrosen und die Reisenden wurden alle totgeschlagen oder ins Meer versenkt. Auch ich sank unter; als ich aber wieder übers Wasser kam, hatte ich das Glück, ein Stück des Wrackes zu ergreifen. Indem ich nun bald mit der einen, bald mit der anderen Hand ruderte, ohne das, woran ich mich hielt, loszulassen, gelangte ich endlich, bei günstigem Strom und Wind, an eine Insel mit sehr steilem Ufer. Ich überstieg jedoch diese Schwierigkeit und rettete mich.

Ich setzte mich in das Gras, um mich ein wenig von meiner Ermüdung auszuruhen, stand sodann auf und ging landeinwärts, um das Land zu erkunden. Es kam mir vor, als ob ich in einem köstlichen Garten wäre; überall sah ich Bäume, teils mit reifen, teils mit unreifen Früchten belastet, und Bäche von süßem, klarem Wasser, die sich angenehm schlängelten. Ich aß von den Früchten, die mir trefflich mundeten und trank von dem Wasser, das mich zum Trinken einlud.

Als es Nacht geworden war, legte ich mich an einer ziemlich bequemen Stelle ins Gras; aber ich schlief keine ganze Stunde und mein Schlaf wurde oft durch den Schreck unterbrochen, mich an so einem einsamen Orte allein zu sehen. So brachte ich den größten Teil der Nacht damit zu, mich auf das heftigste zu betrüben und mir die Thorheit vorzuwerfen, nicht lieber daheim geblieben zu sein, als diese letzte Reise unternommen zu haben. Diese Betrachtungen brachten mich so weit, daß ich einen Anschlag gegen mein eigenes Leben machte; aber das Tageslicht zerstreute meine Verzweiflung. Ich stand auf und ging, nicht ohne einige Furcht, unter den Bäumen umher.

Nachdem ich wieder ein Weilchen landeinwärts gegangen

war, gewahrte ich einen Greis, der mir sehr gebrechlich schien. Er saß am Ufer des Baches, und meine erste Vermutung war, daß er, gleich mir, Schiffbruch erlitten hätte. Ich näherte mich ihm und grüßte ihn, worauf er bloß mit dem Kopfe nickte. Ich fragte ihn, was er dort mache; aber anstatt mir zu antworten, machte er mir bloß ein Zeichen, daß ich ihn auf meine Schultern laden und durch den Bach tragen solle, in der Absicht — wie er mir zu verstehen gab — Früchte zu pflücken.

Da ich glaubte, daß er dieser meiner Dienstleistung bedürfte, so lud ich ihn auf meinen Rücken und trug ihn durch den Bach. „Steigt herab," — sagte ich hierauf, indem ich mich bückte, ihm auf die Erde zu helfen. Statt sich aber auf diese niederzulassen (ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke), schlang dieser Greis, den ich für so hinfällig gehalten hatte, seine Beine — deren Haut, wie ich bemerkte, der einer Kuh glich — mit Leichtigkeit um meinen Hals, setzte sich rittlings auf meine Schultern und preßte mir die Gurgel so heftig zusammen, als wollte er mich erdrosseln. In diesem Augenblick ergriff mich ein so heftiger Schreck, daß ich in Ohnmacht fiel . . .

Ungeachtet meiner Ohnmacht blieb der lästige Greis fortwährend fest auf meinem Halse und streckte bloß die Beine ein wenig aus, um mich wieder zu mir selber kommen zu lassen. Als ich mich wieder erholt hatte, stemmte er einen seiner Füße heftig gegen meinen Magen, und mich mit dem anderen stark in die Seite schlagend, zwang er mich wider Willen zum Aufstehen. Als ich nun aufgestanden war, mußte ich unter den Bäumen umhergehen und dann und wann anhalten, damit er Früchte, die wir fanden, brechen und verzehren konnte. Er setzte dies den ganzen Tag über fort und als ich mich in der Nacht ausruhen wollte, streckte er sich, meinen Hals fortwährend umschlossen haltend, mit mir auf die Erde. Jeden Morgen stieß er mich, um mich zu erwecken, und nötigte mich sodann, indem er mich mit seinen Füßen drückte, zum Aufstehen und Gehen. Stellt euch, ihr Herren, die Beschwerlichkeit einer solchen Last vor, von der ich mich nicht loszumachen vermochte.

Eines Tages, als ich auf meinem Wege einige trockene Flaschenkürbisse fand, die von einem Baume, der diese Früchte trug, herabgefallen waren, nahm ich einen ziemlich großen, und nachdem ich ihn wohl gereinigt hatte, drückte ich den

Saft mehrerer Weintrauben hinein, die auf der Insel im Überflusse wuchsen und die wir auf jedem Schritte fanden. Als ich nun den Kürbis damit angefüllt hatte, legte ich ihn an eine Stelle, an welche, durch meine List dahin gebracht, mich der Greis einige Tage nachher leiten mußte. Dort nahm ich den Kürbis, setzte ihn an meinen Mund und trank von einem vortrefflichen Weine, der mich auf einige Zeit den auf mir lastenden tödlichen Verdruß vergessen ließ. Dies gab mir Kraft, und ich wurde dadurch sogar so lustig, daß ich im Gehen zu singen und zu springen begann.

Der Greis, der die Wirkung bemerkte, welche das Getränk auf mich gemacht hatte, und fühlte, daß ich ihn viel leichter als gewöhnlich trug, machte mir ein Zeichen, daß ich ihm zu trinken geben sollte; ich reichte ihm den Flaschenkürbis, er nahm ihn, und da der Saft ihm gut schmeckte, so trank er ihn aus bis auf den letzten Tropfen. Es war genug, um ihn zu berauschen; auch berauschte er sich wirklich, und da ihm der Weindunst schnell in den Kopf stieg, so fing er an, auf seine Weise zu singen und sich auf meinen Schultern hin und her zu bewegen. Die Erschütterungen, die er dadurch veranlaßte, machten, daß er das Genossene wieder von sich gab, und seine Beine erschlafften nach und nach; sodaß ich, bemerkend, daß er mich nicht mehr drücke, ihn auf die Erde warf, wo er bewegungslos liegen blieb. Ich nahm nun einen sehr großen Stein und zerschmetterte ihm den Kopf damit.

Ich empfand eine sehr große Freude darüber, mich auf immer von diesem vermaledeiten Greise befreit zu haben, und ich ging an das Meeresufer, woselbst ich Leute aus einem Schiffe fand, welches dort geankert hatte, um frisches Wasser und einige Erfrischungen einzunehmen. Sie waren sehr erstaunt, mich zu sehen und die näheren Umstände meines Abenteuers zu hören. „Ihr waret," — sagten sie, „dem Alten des Meeres in die Hände gefallen, und Ihr seid der Erste, den er nicht erdrosselt hat; niemals hat er die, deren er sich bemächtigt hatte, eher losgelassen, als bis sie von ihm erstickt worden waren; er hat diese Insel durch die Menge der von ihm getöteten Personen berüchtigt gemacht, und die Matrosen und Kaufleute, welche hier landeten, wagten sich nur in zahlreicher Gesellschaft landeinwärts."

Sie führten mich hierauf in ihr Schiff, dessen Hauptmann sich ein Vergnügen daraus machte, mich aufzunehmen, nach-

dem er erfahren hatte, was mir begegnet war. Er ging unter Segel, und nach einer Fahrt von einigen Tagen landeten wir im Hafen einer großen Stadt.

Einer der auf dem Schiffe befindlichen Kaufleute, der mich lieb gewonnen, nötigte mich, ihn zu begleiten, und führte mich in eine zum Aufenthalt der fremden Kaufleute dienende Wohnung. Er gab mir einen großen Sack, und nachdem er mich einigen, gleich mir mit einem Sacke versehenen Leuten aus der Stadt empfohlen und sie gebeten hatte, mich mitzunehmen, um Kokosnüsse zu sammeln, sagte er zu mir: „Geht, folgt ihnen, macht ihnen nach, was Ihr sie machen seht, und entfernt Euch nicht von ihnen; denn Ihr würdet Euer Leben in Gefahr bringen.“ Er versah mich mit Lebensmitteln für den Tag, und ich ging mit den Leuten.

Wir gelangten in einen Wald, der aus sehr hohen und sehr geraden Bäumen bestand, deren Stämme so glatt waren, daß es unmöglich war, bis zu den Zweigen, an welchen die Früchte hingen, hinaufzuklettern. Alle diese Bäume waren Kokosbäume, deren Früchte wir abschlagen wollten, um damit unsere Säcke anzufüllen. Als wir in den Wald traten, sahen wir eine Menge großer und kleiner Affen, welche bei unserem Anblick die Flucht vor uns ergriffen und mit erstaunlicher Behendigkeit bis in die Gipfel der Bäume kletterten.

Die Kaufleute, mit welchen ich im Walde war, — fuhr Sindbad fort — rafften Steine auf und warfen sie aus Leibeskräften nach den auf den Gipfeln der Bäume befindlichen Affen. Ich folgte ihrem Beispiel und sah, daß die Affen, von unserer Absicht unterrichtet, eifrig Kokosnüsse pflückten und sie uns mit zornigen und erbitterten Gebärden zuwarfen. Wir sammelten die Nüsse, und warfen von Zeit zu Zeit Steine, um die Affen zu reizen. Durch diese List füllten wir unsere Säcke mit jener Frucht, zu der wir auf andere Weise unmöglich gelangen konnten.

Wir kehrten nun mit vollen Säcken in die Stadt zurück, woselbst der Kaufmann, der mich in den Wald geschickt hatte, mir den Wert der in meinem Sack mitgebrachten Kokosnüsse bezahlte.

„Fahret fort,“ sagte er zu mir, „täglich dasselbe zu thun, bis Ihr genug habt, um heimkehren zu können.“ Ich dankte ihm für seinen guten Rat, und brachte unmerklich einen solchen Haufen von Kokosnüssen zusammen, daß die dafür erhaltene Summe sehr beträchtlich war.

Das Schiff, welches mich mitgebracht hatte, war mit den Kaufleuten und den von diesen erkauften Kokosnüssen abgesegelt. Ich wartete, bis ein anderes, zu gleicher Ladung bestimmtes, in dem Hafen der Stadt landete. Ich ließ alle mir gehörigen Kokosnüsse darauf einschiffen, und als alles zur Abreise bereit war, nahm ich Abschied von dem Kaufmann, dem ich so viele Verpflichtungen schuldig war. Er konnte nicht mitreisen, weil er seine Geschäfte noch nicht beendigt hatte.

Wir gingen unter Segel und nahmen unseren Weg nach der Insel, auf welcher der Pfeffer im größten Überflusse wächst. Von dort schifften wir nach der Halbinsel Komari, welche die beste Art von Aloeholz trägt und deren Einwohner sich das unverletzliche Gesetz auferlegt haben, keinen Wein zu trinken, noch irgend eine Art von Ausschweifungen zu dulden. Ich vertauschte auf beiden Inseln meine Kokosnüsse gegen Pfeffer und Aloeholz, und begab mich mit anderen Kaufleuten auf die Perlenfischerei, zu welchem Behuf ich auf meine Kosten Taucher in Sold nahm. Sie fischten eine Menge sehr großer und schöner Perlen. Freudig ging ich wieder in See mit einem Schiffe, welches glücklich in Balsora anlangte. Von dort kehrte ich nach Bagdad zurück, woselbst ich aus den mitgebrachten Waren, dem Aloeholze, dem Pfeffer und den Perlen, sehr große Summen löste. Ich verteilte, wie nach der Heimkehr von meinen anderen Reisen, den zehnten Teil meines Gewinnes als Almosen, und suchte mich in allen Arten von Ergötzlichkeiten von meinen Beschwerden zu erholen.

Nach diesen Worten ließ Sindbad dem Hindbad hundert Zechinen geben, und dieser entfernte sich mit den anderen Gästen. Am folgenden Tage fand sich dieselbe Gesellschaft wieder bei dem reichen Sindbad ein, der, nachdem er sie, wie an den vorhergegangenen Tagen, bewirtet hatte, ihnen seine sechste Reise erzählte.

Sechste Reise Sindbads des Seefahrers nach Ceylon.

„Meine Herren," sagte er, „ihr seid ohne Zweifel begierig, zu wissen, wie ich mich, nach fünf erlittenen Schiffbrüchen und so vielen anderen ausgestandenen Gefahren, nochmals entschließen konnte, das Glück zu versuchen und mich neuen Unfällen auszusetzen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke,

erstaune ich selbst, und es mußte unstreitig mein Gestirn sein, das mich antrieb. Wie dem auch sei, nach Verlauf eines in Ruhe verlebten Jahres bereitete ich mich zu einer sechsten Reise, ungeachtet der Bitten meiner Verwandten und Freunde, die ihr Möglichstes thaten, um mich zurückzuhalten.

Statt meinen Weg durch den persischen Meerbusen zu nehmen, durchstreifte ich nochmals mehrere Provinzen Persiens und Indiens, und gelangte an einen Seehafen, in welchem ich mich auf einem guten Fahrzeuge einschiffte, dessen Hauptmann entschlossen war, eine lange Seereise zu machen. Sie war in der That sehr lang, aber zugleich so unglücklich, daß der Hauptmann und der Steuermann den Weg ganz und gar verloren, und nicht mehr wußten, wo wir waren. Endlich fanden sie sich wieder zurecht, aber wir Reisende hatten gar keine Ursache uns darüber zu freuen, und waren nicht wenig erstaunt, als wir eines Tages den Hauptmann mit großem Geschrei seinen Posten verlassen sahen. Er warf seinen Turban auf die Erde, riß sich den Bart aus und schlug sich vor den Kopf, wie ein Mensch, dem die Verzweiflung den Verstand verwirrt hat. Wir fragten ihn, worüber er sich so betrübte? „Ich verkünde euch," erwiderte er, „daß wir uns an der gefährlichsten Stelle des Meeres befinden. Eine sehr schnelle Strömung reißt das Schiff mit sich fort, und in weniger als einer Viertelstunde werden wir alle umkommen. Bittet Gott, daß er uns aus dieser Gefahr befreie. Wenn er sich unser nicht erbarmt, können wir ihr nicht entrinnen." Nach diesen Worten befahl er, die Segel einzuziehen; aber das Tauwerk zerriß bei dieser Arbeit, und das Fahrzeug wurde, ohne daß es möglich war, dem abzuhelfen, von der Strömung an den Fuß eines unersteiglichen Berges getrieben, wo es scheiterte, jedoch so, daß wir nicht nur unsere Person, sondern auch unsere kostbarsten Waren retteten.

Als dies geschehen war, sagte der Hauptmann: „Gott hat gethan, was ihm gefiel. Wir können uns hier ein jeder sein Grab graben, und uns das letzte Lebewohl sagen; denn wir sind an einem so unheilbringenden Orte, daß niemand von den früher hierher Verschlagenen bis jetzt davongekommen ist." Diese Worte versetzten uns alle in eine tödliche Betrübnis, wir umarmten uns einer den anderen mit thränenden Augen und beweinten unser unglückliches Geschick.

Der Berg, an dessen Fuße wir uns befanden, machte die

Küste einer sehr langen und sehr ausgedehnten Insel aus. Diese Küste war ganz mit den Trümmern gescheiterter Schiffe und mit einer unzähligen Menge von Gebeinen bedeckt, welche man von Ort zu Ort erblickte, die uns Schaudern erregten und uns bezeugten, daß hier viele Menschen umgekommen wären. Ganz unglaublich war auch die Menge von Waren und Reichtümern, die sich auf allen Seiten unseren Augen darboten. Alle diese Dinge dienten nur dazu, unsere Betrübnis zu vermehren. Statt daß anderswo überall die Flüsse aus ihrem Bette ins Meer fließen, strömt hier im Gegenteil ein großer Fluß von süßem Wasser von der Küste landeinwärts durch eine dunkle Grotte, deren Öffnung sehr hoch und breit ist. Es ist sehr bemerkenswert, daß hier alles Gestein des Berges aus Krystall, Rubinen oder anderen Edelsteinen besteht. Man sieht daselbst auch die Quelle einer Art von Pech oder Erdharz, welches ins Meer fließt und von den Fischen verschlungen wird, die es dann als grauen Ambra wieder von sich geben, den die Wellen an das flache und sandige Ufer werfen, das ganz damit bedeckt ist. Es wachsen auch Bäume dort, größtenteils Aloe, die denen von Komari nichts nachgeben.

Um die Beschreibung dieses Ortes zu beenden, den man einen Abgrund nennen kann, weil keine Rückkehr aus ihm stattfindet, so sollt ihr wissen, daß es den Schiffen nicht möglich ist, sich von ihm zu entfernen, sobald sie sich ihm auf einen gewissen Grad genähert haben. Werden sie durch einen Seewind hingetrieben, so bringt der Wind und die Strömung ihnen Verderben, und wenn sie sich beim Wehen eines Landwindes dort befinden, was ihre Entfernung begünstigen könnte, so hält ihn die Höhe des Berges ab und verursacht eine Windstille, welche der Strömung ihre Gewalt läßt, die sie dann gegen die Küste treibt, wo sie gleich dem unsrigen scheitern. Zur Vermehrung des Mißgeschicks ist es nicht möglich, den Gipfel des Berges zu ersteigen und sich irgendwohin zu retten.

Wir blieben am Ufer, wie Leute, die den Verstand verloren haben, und erwarteten den Tod von Tage zu Tage. Unsere Lebensmittel hatten wir zu gleichen Teilen verteilt, und so lebte jeder, nach Maßgabe seiner körperlichen Beschaffenheit und des Gebrauches, den er von seinem Vorrate machte, längere oder kürzere Zeit als die anderen.

Die, welche zuerst starben, wurden von den anderen be-

graben. Was mich betraf, so erwies ich allen meinen Gefährten die letzte Ehre, und darüber dürft ihr euch nicht wundern; denn außer dem, daß ich den mir zugeteilten Vorrat besser zu Rate hielt, als jene, so hatte ich auch einen besonderen für mich allein, und ich hatte mich wohl gehütet, meinen Gefährten etwas davon mitzuteilen. Als ich jedoch den letzten begrub, so blieben mir so wenig Lebensmittel übrig, daß ich wohl sah, es würde bald mit mir zu Ende gehen, sodaß ich mir mein Grab grub, entschlossen, mich hineinzuwerfen, da niemand übrig blieb, um mich zu begraben. Indem ich mich mit dieser Arbeit beschäftigte, konnte ich mich, ich will es euch gestehen, — nicht erwehren, mir vorzustellen, daß ich an meinem Verderben schuld war, und zu bereuen, daß ich diese letzte Reise unternommen hatte. Ich ließ es nicht bei Betrachtungen, ich zerfleischte mir die Hände mit meinen Zähnen, und es fehlte nicht viel, daß ich meinen Tod beschleunigte.

Aber Gott hatte noch Erbarmen mit mir und flößte mir den Gedanken ein, bis zu dem Flusse zu gehen, der sich unter der Höhlenwölbung verlor. Nachdem ich dort den Fluß mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte ich zu mir selbst: Dieser Fluß, der sich auf solche Art unter der Erde verbirgt, muß irgendwo wieder zum Vorschein kommen; wenn ich nun ein Floß baue, und mich sodann auf diesem der Strömung des Flusses überlasse, werde ich in ein bewohntes Land gelangen, oder umkommen; komme ich um, so habe ich nur die Todesart verändert; gelingt es mir im Gegenteil, aus diesem Unglücksorte zu entkommen, so werde ich das traurige Geschick meiner Gefährten vermeiden, ja, vielleicht eine neue Gelegenheit finden, mich zu bereichern. Wer weiß, ob nicht das Glück mich am Ausgange dieser abscheulichen Klippe erwartet, um mich für meinen Schiffbruch mit Wucher zu entschädigen.

Ich zögerte nicht, nach dieser Selbstberatung an dem Flosse zu arbeiten; ich verfertigte es aus tüchtigen Stücken Holz und dicken Ankertauen, an welchen es zur Auswahl nicht fehlte. Ich band das Holz so fest zusammen, daß daraus ein kleines, ganz haltbares Fahrzeug wurde. Als es vollendet war, belud ich es mit einigen Ballen von Rubinen Smaragden, grauem Ambra, Bergkrystall und kostbaren Stoffen. Als ich alle diese Sachen ins Gleichgewicht gestellt und wohl befestigt hatte, begab ich mich auf das Floß, mit

zwei kleinen Rudern, die ich zu verfertigen nicht vergessen hatte, und überließ mich dem Laufe des Flusses und dem Willen Gottes.

Sobald ich unter der Wölbung war, sah ich kein Licht mehr, und der Wasserstrom riß mich fort, ohne daß ich wußte wohin. Ich schwamm einige Tage in dieser Dunkelheit, ohne jemals auch nur den geringsten Lichtstrahl zu erblicken. Ich fand einmal die Wölbung so niedrig, daß sie mir beinahe den Kopf verletzt hätte, was mich für die Vermeidung einer ähnlichen Gefahr sehr aufmerksam machte. Während dieser Fahrt aß ich von den mir übrig gebliebenen Lebensmitteln nur so viel, als zur Fristung meines Lebens unumgänglich nötig war. Aber, wie mäßig ich auch lebte, mein Vorrat wurde doch aufgezehrt. Es bemächtigte sich nun meiner Sinne, ohne daß ich mich dessen erwehren konnte, ein süßer Schlaf. Ich kann euch nicht sagen, ob ich lange schlief; aber als ich erwachte, sah ich mich in einer weiten Landschaft, am Ufer eines Flusses, an welches mein Floß festgebunden war, und mitten unter einer großen Menge Schwarzer. Sobald ich sie erblickte, stand ich auf und grüßte sie. Sie sprachen zu mir, aber ich verstand ihre Sprache nicht.

In diesem Augenblicke war ich vor Freuden so außer mir, daß ich nicht wußte, ob ich mich für wachend halten sollte. Überzeugt, daß ich nicht schlief, sagte ich mir folgende arabische Verse vor:

„Rufe die Allmacht an; sie wird dir zu Hilfe kommen; es ist unnütz, dich um anderes zu kümmern. Schließe das Auge, und während du schläfst, wird Gott dein Geschick vom Bösen zum Guten wenden!“

Da mich einer der Schwarzen, der Arabisch verstand, so sprechen hörte, trat er vor und nahm das Wort: „Mein Bruder,“ sagte er, „seid nicht erstaunt, uns zu sehen; wir bewohnen die Landschaft, die Ihr seht, und wir sind heute hierher gekommen, um mit dem Wasser dieses aus dem benachbarten Berge kommenden Flusses unsere Felder zu bewässern, indem wir es durch kleine Kanäle ableiten. Wir bemerkten, daß auf dem Wasser etwas herbeischwämme; wir liefen schnell hinzu, um zu sehen, was es wäre, und sobald wir erkannten, daß es ein Floß war, warf sich einer von uns in den Fluß, schwamm dem Floß entgegen und holte es herbei. Wir hielten es an, banden es fest, wie Ihr seht, und erwarteten Euer Erwachen. Wir bitten Euch, uns Eure Ge-

schichte zu erzählen, die sehr außerordentlich sein muß. Sagt uns, wie Ihr Euch auf dieses Wasser gewagt habt und woher Ihr kommt." — Ich bat sie vor allem, mir zu essen zu geben, und versprach ihnen, daß ich sodann ihre Neugier befriedigen würde.

Sie setzten mir mancherlei Speisen vor, und als mein Hunger gestillt war, erstattete ich ihnen einen getreuen Bericht von allem, was mir begegnet war, und sie schienen mir mit Bewunderung zuzuhören. Als ich meine Erzählung beendet hatte, sagten sie zu mir durch den Mund des Dolmetschers, der ihnen meinen Bericht übersetzt hatte: „Das ist eine der erstaunlichsten Geschichten. Ihr selbst müßt sie dem Könige erzählen; die Sache ist zu außerordentlich, um ihm von einem anderen als von dem, dem sie selbst begegnet ist, berichtet zu werden." Ich erwiderte ihnen, daß ich bereit wäre, ihren Wunsch zu erfüllen.

Die Schwarzen schickten sogleich nach einem Pferde, welches auch bald gebracht wurde. Sie ließen mich aufsteigen, und während ein Teil von ihnen vor mir herging, um mir den Weg zu zeigen, luden die anderen, stärksten, das Floß mit allen darauf befindlichen Ballen auf ihre Schultern und folgten mir.

Wir begaben uns insgesamt nach der Stadt Serendyb auf der Insel Ceylon; denn auf dieser Insel befand ich mich. Die Schwarzen stellten mich ihrem Könige vor. Ich nahte mich dem Throne, auf welchem er saß, und grüßte ihn, wie man die indischen Könige zu grüßen pflegt, das heißt, ich warf mich zu seinen Füßen und küßte die Erde. Der Fürst gebot mir aufzustehen und hieß mich auf eine sehr verbindliche Weise näher kommen und neben ihm Platz nehmen. Er fragte zuerst nach meinem Namen; ich antwortete ihm, daß ich Sindbad hieße, wegen der vielen Seereisen, die ich gemacht hätte, den Beinamen der Seefahrer führte, und daß ich ein Einwohner der Stadt Bagdad wäre. „Aber," versetzte er, „wie und auf welchem Wege seid Ihr in meine Staaten gekommen?"

Ich verschwieg dem Könige nichts, sondern erzählte ihm alles, was ich euch eben erzählt habe, und er war darüber so erstaunt und erfreut, daß er mein Abenteuer mit goldenen Buchstaben aufzuschreiben und die Schrift in den Archiven seines Königreichs aufzubewahren befahl. Hierauf wurde das Floß herbeigebracht und die Ballen wurden in seiner Gegen-

wart geöffnet. Er bewunderte die Menge des Aloeholzes und des grauen Ambras, aber vorzüglich die Rubinen und Smaragden; denn er hatte in seinem Schatze keine ähnlichen.

Da ich bemerkte, daß er meine Edelsteine mit Vergnügen beschaute, und die seltensten der Reihe nach genau betrachtete, so warf ich mich vor ihm nieder und war so frei, ihm zu sagen: „Herr, nicht nur meine Person ist Euer Majestät zu Diensten, auch die Ladung des Flosses gehört Euch, und ich bitte, darüber wie über Euer Eigentum zu schalten.“ Er antwortete mir lächelnd: „Sindbad, ich werde mich wohl hüten, Lust dazu zu hegen und Euch das Geringste von dem nehmen, was Gott Euch gegeben hat. Weit entfernt, Eure Reichtümer zu vermindern, gedenk' ich sie noch zu vermehren, und ich will nicht, daß Ihr meine Staaten verlaßt, ohne Zeichen meiner Freigebigkeit mit Euch zu nehmen.“ Meine Antwort auf diese Worte beschränkte sich darauf, Wünsche für das Wohl des Fürsten auszusprechen und seine Güte und Großmut zu preisen. Er gab einem seiner Beamten den Auftrag, Sorge für mich zu tragen, und ließ Leute anstellen, die mich auf seine Kosten bedienen mußten. Dieser Beamte erfüllte die Befehle seines Herrn sehr getreulich, und ließ in die Wohnung, in welche er mich führte, alle Ballen bringen, mit welchen das Floß beladen war.

Ich ging täglich zu gewissen Stunden zum Könige, um ihm meinen Hof zu machen, und wendete die übrige Zeit dazu an, die Stadt und was darin meiner Neugier am wertesten war, zu sehen.

Die Insel Serendyb liegt gerade unter dem Äquator, weshalb auf ihr Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch immer die gleiche Länge von zwölf Stunden haben. Sie ist achtzig Parasangen lang und ebenso breit. Die Hauptstadt liegt am äußersten Ende eines schönen Thales, welches von einem Berge gebildet wird, der mitten auf der Insel gelegen und wohl der höchste auf der Erde ist. Man sieht ihn in der That auf dem Meere in einer Entfernung von drei Tagereisen. Man findet daselbst Rubinen, mehrere Gattungen von Mineralien, und alle Felsen bestehen größtentheils aus Schmergel, einem metallischen Stein, dessen man sich zum Schneiden der Edelsteine bedient. Auch giebt es dort alle Arten von seltenen Pflanzen und Bäumen, vorzüglich Cedern und Kokospalmen. Längs des Ufers der Insel und in den Mündungen ihrer Flüsse fischt man Perlen, und einige ihrer Thäler liefern

Diamanten. Ich machte auch eine Wallfahrt auf den Berg, nach dem Orte, wohin Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese verbannt wurde und ich war so neugierig, den Gipfel zu ersteigen.

Als ich in die Stadt zurückgekehrt war, bat ich den König um die Erlaubnis zur Heimkehr, die er mir auch auf eine sehr ehrenvolle und verbindliche Weise gab. Er zwang mich, ein reiches Geschenk aus seinem Schatze anzunehmen, und als ich mich bei ihm beurlaubte, gab er mir noch ein viel ansehnlicheres, und zugleich einen Brief an den Beherrscher der Gläubigen, unsern Kalifen Harun al Raschid, unseren unumschränkten Gebieter, und sagte zu mir: „Ich bitte dich, dieses Geschenk und diesen Brief dem Kalifen Harun al Raschid von meinetwegen zu übergeben und ihn meiner Freundschaft zu versichern.“ Ehe ich mich einschiffte, ließ dieser Fürst den Schiffshauptmann und die Kaufleute, welche sich mit mir einschiffen sollten, zu sich holen und befahl ihnen, für mich alle erdenklichen Rücksichten zu haben.

Dieser Brief des Königs von Ceylon war auf die gelbliche Haut eines wegen seiner Seltenheit sehr kostbaren Tieres geschrieben. Die Schriftzeichen dieses Briefes waren himmelblau, und er enthielt in indischer Sprache folgendes:

„Der König von Indien, vor welchem tausend Elefanten einhergehen, welcher in einem Palast wohnt, dessen Dach von dem Glanze von hunderttausend Rubinen strahlt, und der in seinem Schatze zwanzigtausend Diamantenkronen besitzt, dem Kalifen Harun al Raschid.

Obgleich das Geschenk, welches wir Euch senden, von keinem großen Werte ist, so mögt Ihr es doch als Bruder und Freund annehmen, in Erwägung der Freundschaft, welche wir für Euch in unserem Herzen hegen und von welcher wir Euch mit Vergnügen einen Beweis geben. Wir erbitten uns dasselbe Gefühl in dem Eurigen, inmaßen wir es zu verdienen glauben, da wir mit Euch von gleichem Range sind. Wir beschwören Euch darum als Bruder. Lebt wohl.“

Das Geschenk bestand erstens: in einem Gefäß, aus einem einzigen Rubin verfertigt und zu einem Becher von der Höhe eines halben Fußes und von der Dicke eines Fingers verarbeitet, mit sehr runden, zusammen eine halbe Drachme schweren Perlen besetzt; zweitens: in einer Schlangenhaut, welche Schuppen von der Größe eines gewöhnlichen Goldstückes

hatte und die Eigenschaft besaß, die darauf Liegenden vor Krankheit zu bewahren; drittens: in fünfzigtausend Drachmen des auserlesensten Aloeholzes, mit dreißig Gran Kampfer von der Größe einer Pistazie; und dies alles war endlich von einer entzückend schönen Sklavin begleitet, deren Kleidungsstücke mit Edelsteinen bedeckt waren.

Das Schiff ging unter Segel, und nach einer langen und glücklichen Fahrt kamen wir in Balsora an, von wo ich mich nach Bagdad begab. Das erste, was ich nach meiner Ankunft that, war, daß ich mich des erteilten Auftrages entledigte.

Ich nahm den Brief des Königs von Serendyb und ging, um mich an der Pforte des Beherrschers der Gläubigen zu zeigen, begleitet von der schönen Sklavin und denjenigen Personen meiner Familie, welche die mir anvertrauten Geschenke trugen. Ich sagte, was mich herführte, und wurde sogleich vor den Thron des Kalifen gebracht. Ich warf mich vor ihm nieder, und nach einer sehr gedrängten Anrede übergab ich ihm den Brief und die Geschenke. Als er gelesen hatte, was ihm der König von Serendyb meldete, fragte er mich, ob dieser Fürst wirklich so reich und mächtig wäre, als er es in seinem Briefe behaupte. Ich warf mich zum zweitenmal zur Erde, und nachdem ich mich wieder erhoben hatte, erwiderte ich: „Beherrscher der Gläubigen, ich kann Euer Majestät nach eigenem Zeugnis versichern, daß er seine Reichtümer und seine Größe nicht übertreibt. Nichts ist fähiger, Bewunderung zu erregen, als die Pracht seines Palastes. Wenn dieser Fürst öffentlich erscheinen will, so wird ihm auf einem Elefanten ein Thron bereitet, worauf er sich setzt, und so in der Mitte zweier Reihen einherzieht, die aus seinen Ministern, seinen Günstlingen und anderen Hofleuten bestehen. Vor ihm, auf demselben Elefanten, hält ein Beamter eine goldene Lanze in der Hand, und hinter dem Throne steht ein anderer, der eine goldene Säule trägt, auf deren Spitze ein Smaragd, ungefähr einen halben Fuß lang und einen Zoll dick, angebracht ist. Voran zieht eine Wache von tausend Mann, in Goldstoff und Seide gekleidet und auf reich geschirrten Elefanten reitend. So lange der Zug dauert, ruft der Beamte, der vor dem Könige auf dem Elefanten sitzt, von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme:

Dies ist der große Monarch, der mächtige und furchtbare Herrscher von Indien, dessen Palast mit hundert-

tausend Rubinen bedeckt ist, und welcher zwanzigtausend diamantne Kronen besitzt. Dies ist der gekrönte Monarch, größer, als jemals der große Suliman und der große Maharadjah waren."

Wenn er diese Worte gerufen hat, ruft nun seinerseits der Beamte hinter dem Throne:

„Dieser so große und mächtige Monarch muß sterben, muß sterben, muß sterben!"

Und nun ruft wieder der vordere Beamte:

„Preis und Ehre dem, der da lebt und nicht stirbt."

Übrigens ist der König von Serendyb so gerecht, daß es weder in seiner Hauptstadt, noch anderswo in seinen Staaten, Richter giebt: seine Völker bedürfen keiner; sie kennen und üben selbst die Gerechtigkeit und entfernen sich nie von ihrer Pflicht. Also sind Richterstühle und Gerichtspersonen unnütz bei ihnen."

Der Kalif war mit meiner Rede sehr zufrieden. „Die Weisheit dieses Königs," sagte er, „geht aus seinem Briefe hervor; und nach dem, was du mir eben gesagt hast, muß man gestehen, daß seine Weisheit seiner Völker und seine Völker seiner Weisheit würdig sind." Nach diesen Worten entließ er mich mit einem reichen Geschenke . . ."

Hier hörte Sindbad auf zu erzählen, und seine Zuhörer entfernten sich, nachdem Hindbad vorher hundert Zechinen empfangen hatte. Sie kamen am folgenden Tage wieder zu Sindbad, der ihnen folgendermaßen seine siebente und letzte Reise erzählte:

Siebente und letzte Reise Sindbads des Seefahrers.

Nach der Rückkehr von meiner sechsten Reise ließ ich gänzlich den Gedanken fahren, jemals noch eine zu unternehmen. Nächstdem, daß ich nun ein Alter erreicht hatte, welches nichts als Ruhe bedurfte, hatte ich mir selbst das Wort gegeben, mich nicht mehr den Gefahren auszusetzen, in die ich so oft geraten war. Ich dachte also nur daran, den Überrest meines Lebens vergnüglich hinzubringen.

Als ich nun eines Tages eine Anzahl Freunde bewirtete, kam einer meiner Leute, um mir zu sagen, daß ein Beamter des Kalifen mich zu sprechen verlangte. Ich stand vom Tische auf und ging ihm entgegen „Der Kalif," sagte er zu mir, „hat mich beauftragt, Euch zu sagen, daß er Euch zu sprechen

verlangt." Ich folgte dem Beamten in den Palast, und er führte mich vor den Fürsten, den ich grüßte, indem ich mich zu seinen Füßen warf. „Sindbad," sagte er zu mir, „ich bedarf deiner, du mußt mir einen Dienst leisten und eine Antwort und Geschenke von mir dem Könige von Serendyb bringen; es ist billig, daß ich seine mir erwiesene Höflichkeit erwidere."

Der Befehl des Kalifen war ein Donnerschlag für mich. „Beherrscher der Gläubigen," sagte ich zu ihm, „ich bin bereit, alle Befehle Euer Majestät zu befolgen; aber ich bitte Euch demütigst, zu bedenken, daß ich durch die unglaublichen erlittenen Mühseligkeiten abgeschreckt bin. Ich habe sogar das Gelübde gethan, Bagdad nie mehr zu verlassen." Hierbei nahm ich Gelegenheit, ihm einen langen Bericht über alle meine Abenteuer abzustatten, den er geduldig bis zu Ende hörte. Sobald ich aufgehört hatte, zu erzählen, sagte er: „Das sind in der That sehr außerordentliche Begebenheiten; doch müssen sie dich nicht abhalten, mir zuliebe die Reise zu machen, die ich dir vorschlage. Du sollst ja nur nach der Insel Serendyb reisen und dich meines Auftrages entledigen. Dann steht es bei dir, ohne weiteres heimzukehren. Aber reisen mußt du; denn du fühlst wohl, daß es nicht schicklich und meiner würdig wäre, in der Schuld des Königs jener Insel zu bleiben." Da ich sah, daß der Kalif so auf seinem Willen bestand, so erklärte ich mich bereit, ihm zu gehorchen. Er freute sich sehr darüber, und ließ mir tausend Zechinen zur Bestreitung der Reisekosten geben.

Ich war in wenigen Tagen zur Abreise bereit, und sobald mir die Geschenke des Kalifen, nebst einem von seiner Hand geschriebenen Briefe übergeben worden waren, reiste ich ab, und nahm den Weg nach Balsora, wo ich mich einschiffte. Meine Fahrt war sehr glücklich, und ich langte in Serendyb an. Ich teilte dort meinen Auftrag den höheren Staatsbeamten mit, und bat sie, mir ein baldiges Gehör zu verschaffen. Sie thaten es; man führte mich mit Ehrenbezeigungen in den Palast, und ich begrüßte den König, indem ich mich, dem Gebrauche gemäß, vor ihm niederwarf.

Dieser Fürst erkannte mich sogleich, und bezeigte mir eine ganz besondere Freude, mich wiederzusehen. „Seid willkommen, Sindbad," sagte er zu mir. „Ich kann Euch zuschwören, daß ich seit Eurer Abreise sehr oft an Euch gedacht habe. Ich segne diesen Tag, an dem wir uns nochmals sehen." Ich dankte ihm für seine große Güte, überreichte ihm den

Brief und das Geschenk des Kalifen, und er nahm beides mit Zeichen großer Zufriedenheit in Empfang.

Der Kalif schickte ihm ein vollständiges, auf tausend Zechinen geschätztes Bett von Goldstoff, fünfzig Kleider von sehr reichem Zeuge, hundert andere von der feinsten Leinwand aus Kairo, Alexandria, Suez und Kasa, ein anderes karmosinrotes Bett, und noch ein drittes von anderer Art; ein mehr weites als tiefes Gefäß von Achat, einen Finger dick und mit einer, einen halben Fuß weiten Öffnung, dessen Grund in erhabener Arbeit einen knienden, Pfeil und Bogen in der Hand haltenden Mann darstellte, im Begriff auf einen Löwen zu schießen; und endlich eine große Tafel, die, der Sage nach, vom großen Salomo herstammen sollte. Der Brief des Kalifen war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Gruß im Namen des unumschränkten Führers auf dem rechten Wege, dem mächtigen und glücklichen Sultan von seiten des Abdallah Harun al Raschid, den Gott nach seinen Vorfahren glücklichen Andenkens auf den Ehrenplatz gestellt hat.

„Wir haben Euren Brief mit Freuden empfangen und schicken Euch diesen aus der Ratsversammlung unserer Pforte, dem Garten höherer Geister hervorgegangenen. Wir verhoffen, daß, wenn Ihr die Augen darauf werft, Ihr unsere gute Willensmeinung genehm halten werdet. Lebt wohl!"

Der König von Serendyb freute sich sehr, daß der Kalif die ihm bewiesene Freundschaft erwiderte. Einige Zeit nach dem mir gegönnten Gehör bat ich um noch eins, um mich beurlauben zu können. Ich erhielt es endlich, und der König machte mir, indem er mich entließ, ein sehr bedeutendes Geschenk. Ich schiffte mich sogleich wieder ein, mit dem Vorsatze, nach Bagdad zurückzukehren; aber ich war nicht so glücklich, so wie ich hoffte, dorthin zu gelangen, und Gott verhängte es anders.

Drei oder vier Tage nach unserer Abfahrt wurden wir von Seeräubern angefallen, die um so weniger Mühe hatten, sich unseres Schiffes zu bemächtigen, da wir uns keineswegs im Verteidigungszustande befanden. Einige von der Mannschaft wollten Widerstand leisten; aber es kostete ihnen das Leben; was mich und alle die übrigen betraf, die wir die Klugheit hatten, uns den Seeräubern nicht zu widersetzen, so wurden wir zu Sklaven gemacht.

Nachdem die Seeräuber uns geplündert und uns schlechte Kleider statt der unsrigen gegeben hatten, brachten sie uns nach einer großen, sehr fernen Insel, woselbst sie uns verkauften.

Ich fiel in die Hände eines reichen Kaufmanns, der mich, gleich nachdem er mich gekauft hatte, in seine Wohnung führte, in welcher er mir gut zu essen und einen Sklavenanzug gab. Einige Tage nachher, da er sich noch nicht recht erkundigt hatte, wer ich wäre, fragte er mich, ob ich kein Handwerk verstände. Ich antwortete ihm, ohne mich näher zu erkennen zu geben, daß ich meinem Gewerbe nach kein Handwerker, sondern ein Kaufmann wäre, und daß die Seeräuber, von welchen ich an ihn verkauft worden, mir alles genommen hätten. „Aber," sagte er zu mir, „verstehst du dich nicht darauf, mit dem Bogen zu schießen?" Ich erwiderte ihm, daß dies eine meiner Jugendübungen gewesen wäre, und daß ich es seitdem nicht vergessen hätte. Hierauf gab er mir einen Bogen und Pfeile, und nachdem er mich hinter sich auf einen Elefanten hatte steigen lassen, ritten wir in einen sehr großen, einige Meilen von der Stadt entfernten Wald. Wir ritten tief in denselben hinein, und als er es für angemessen hielt, anzuhalten, befahl er mir, abzusteigen. Hierauf zeigte er mir einen großen Baum. „Steig auf diesen Baum," sagte er zu mir, „und schieß auf die vorüberziehenden Elefanten, deren es eine erstaunliche Menge in diesem Walde giebt. Sobald einer fällt, so benachrichtige mich davon." Als er mir dies gesagt hatte, ließ er mir Lebensmittel zurück, nahm seinen Weg nach der Stadt, und ich blieb die ganze Nacht hindurch auf dem Baume und auf der Lauer.

Während dieser Zeit bemerkte ich keinen Elefanten; sobald aber die Sonne aufgegangen war, sah ich eine ganze Herde kommen. Ich schoß meine Pfeile auf sie ab, und endlich fiel einer zur Erde. Die andern entfernten sich sogleich, und ließen mir die Freiheit, zu meinem Herrn zu gehen, und ihn von meiner Jagd zu benachrichtigen. Zum Lohne für diese Nachricht bewirtete er mich mit einem guten Mahle, lobte meine Geschicklichkeit und liebkoste mich sehr. Hierauf gingen wir zusammen in den Wald, woselbst wir eine Grube machten, in welcher wir den von mir getöteten Elefanten begruben. Mein Herr nahm sich vor, wiederzukommen, wenn das Tier in Fäulnis übergegangen sein würde, und die Zähne aus der Erde zu nehmen, um sie zu verhandeln.

Ich setzte diese Jagd zwei Monate hindurch fort, und es verging kein Tag, an welchem ich nicht einen Elefanten tötete. Ich lauerte nicht immer auf demselben Baume, sondern setzte mich bald auf den einen, bald auf den andern. Eines Morgens, als ich die Ankunft der Elefanten erwartete, war ich nicht wenig erstaunt, daß sie, statt wie gewöhnlich bei mir vorbei durch den Wald zu ziehen, anhielten und mit schrecklichem Geschrei und in so großer Zahl, daß die Erde von ihnen ganz bedeckt war und erzitterte, auf mich loskamen. Sie nahten sich dem Baume, welchen ich bestiegen hatte, und umringten ihn alle mit ausgestrecktem Rüssel und auf mich gerichteten Augen. Bei diesem erstaunlichen Schauspiel blieb ich unbeweglich und wurde von einem so tödlichen Schrecken befallen, daß mir Bogen und Pfeile aus den Händen fielen.

Meine Befürchtungen waren nur allzu begründet. Nachdem die Elefanten mich eine Zeitlang aufmerksam betrachtet hatten, umfaßte einer der größten den unteren Teil des Baumes mit seinem Rüssel, und zwar so kräftig, daß er ihn entwurzelte und niederwarf. Ich fiel mit dem Baume, aber das Tier faßte mich mit seinem Rüssel und hob mich auf seinen Rücken, auf welchem ich mich mit dem umgehängten Köcher mehr tot als lebendig niedersetzte. Hierauf trug er mich an der Spitze aller anderen ihm zuhauf folgenden an einen Ort, den er, nachdem er mich auf die Erde gesetzt hatte, nebst allen mitgekommenen verließ. Stellt euch, wenn's möglich ist, meinen Zustand vor, ich glaubte zu schlafen, nicht zu wachen. Endlich, nachdem ich einige Zeit auf der Erde gelegen hatte und nun keinen Elefanten mehr sah, stand ich auf und bemerkte, daß ich mich auf einem ziemlich langen und breiten Hügel befand, der ganz mit Elefantenknochen und Elefantenzähnen bedeckt war. Ich gestehe euch, daß mich dieser Anblick zu einer Menge von Betrachtungen veranlaßte. Ich bewunderte den Instinkt dieser Tiere. Ich zweifelte nicht, daß dies ihre Begräbnisstätte, und daß sie mich nur dorthin gebracht hätten, um sie mir zu zeigen, damit ich aufhören möchte, sie zu verfolgen, was doch nur ihrer Zähne wegen geschähe. Ich verweilte nicht auf dem Hügel, sondern wendete meine Schritte zur Stadt, und nachdem ich einen Tag und eine Nacht hindurch gegangen war, langte ich bei meinem Herrn an. Da ich keinen Elefanten auf meinem Wege begegnete, so folgerte ich daraus, daß sie sich tiefer in den

Wald hinein entfernt hätten, um mir den Weg zum Hügel frei zu lassen.

Sobald mein Herr mich erblickte, rief er mir entgegen: „Ach, armer Sindbad, ich war sehr bekümmert zu wissen, was aus dir geworden wäre. Ich bin im Walde gewesen, habe einen frisch entwurzelten Baum, und Bogen und Pfeile auf der Erde gefunden, und nachdem ich dich vergebens aufgesucht hatte, verzweifelte ich, dich wiederzufinden. Erzähle mir, ich bitte dich, was dir begegnet ist und durch welchen Glücksfall du noch am Leben bist." Ich befriedigte seine Neugier. Am folgenden Tage gingen wir alle beide nach dem Hügel, und er überzeugte sich nun mit großer Freude von der Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt hatte. Wir beluden den Elefanten, auf dem wir gekommen waren, mit so vielen Zähnen, als er nur zu tragen vermochte, und als wir heimgekehrt waren, sagte mein Herr zu mir: „Mein Bruder, — denn ich will dich nach der Freude, welche du mir durch eine Entdeckung gemacht hast, die mich bereichern wird, nicht mehr Sklave nennen — Gott überhäufe dich mit allen Arten von Glück und Gütern! Ich erkläre dir vor ihm, daß ich dir die Freiheit gebe. Ich hatte dir verheimlicht, was du nun erfahren sollst, daß nämlich die Elefanten in unserem Walde jedes Jahr eine große Menge von uns nach Elfenbein ausgesandter Sklaven töten. Was wir ihnen auch für Ratschläge geben mögen, sie verlieren früher oder später ihr Leben durch die List dieser Tiere. Gott hat dich vor ihrer Wut gerettet und dir allein diese Gnade widerfahren lassen. Es ist dies ein Beweis, daß er dich beschützt, und daß er deiner noch auf Erden bedarf, um hienieden Gutes zu thun. Du verschaffst mir einen unglaublichen Vorteil; wir haben bis jetzt auf keine andere Weise Elfenbein erhalten können als wenn wir das Leben unserer Sklaven aussetzten, und nun wird durch dich unsere ganze Stadt bereichert. Glaube nicht, daß ich dich durch die dir erteilte Freiheit hinlänglich belohnt zu haben vermeine; ich werde diesem Geschenke noch andere bedeutende Gaben hinzufügen. Ich könnte die ganze Stadt dahin bringen, dein Glück zu machen; aber das ist ein Ruhm, den ich mir allein vorbehalte."

Ich erwiderte ihm auf diese freundlichen Worte: „Herr, Gott erhalte Euch! Die Freiheit, die Ihr mir wiedergeschenkt habt, reicht hin, um Euch quitt gegen mich zu machen, und ich verlange keine andere Belohnung für den Dienst, den ich

so glücklich war, Euch und Eurer Stadt zu leisten, als die Erlaubnis, in mein Vaterland zurückzukehren." „Nun wohl," sagte er, „der Mussson wird uns bald Schiffe zuführen, welche Elfenbein laden; ich werde dich dann mitsenden und dir Mittel verschaffen heimzureisen." Ich dankte ihm aufs neue für die mir soeben erteilte Freiheit und seine guten Gesinnungen gegen mich. Ich blieb bei ihm, den Mussson erwartend, und während dieser Zeit machten wir so viele Reisen nach dem Hügel, daß wir seine Vorratshäuser mit Elfenbein anfüllten. Alle anderen damit handelnden Kaufleute der Stadt thaten dasselbe; denn die Sache blieb ihnen nicht lange verborgen.

Die Schiffe langten endlich an, und nachdem mein Herr selbst dasjenige ausgewählt hatte, auf welchem ich heimkehren sollte, so belud er es mit Elfenbein, zur Hälfte für meine Rechnung. Auch vergaß er nicht, mich mit dem nötigen Mundvorrate zu versorgen, und nötigte mich überdem, Geschenke von großem Wert und merkwürdige Landesprodukte mitzunehmen. Nachdem ich ihm für alle mir erwiesenen Wohlthaten bestmöglich gedankt hatte, schiffte ich mich ein; wir gingen unter Segel, und da das Abenteuer, welches mir die Freiheit verschafft hatte, ein sehr seltsames war, so blieb mein Geist immer davon erfüllt.

Wir landeten auf einigen Inseln, um Erfrischungen einzunehmen. Da unser Schiff aus einem Hafen des indischen Festlandes gekommen war, so stiegen wir auch daselbst ans Land, und um die Gefahren einer Seereise nach Balsora zu vermeiden, ließ ich das mir gehörige Elfenbein ausladen, entschlossen, meine Reise zu Lande fortzusetzen. Ich löste aus meinem Elfenbein eine beträchtliche Summe Geldes, kaufte viele seltene Sachen, um damit Geschenke zu machen, und als mein Gepäck zur Abreise bereit war, gesellte ich mich zu einer Karawane von Kaufleuten. Ich blieb einige Zeit unterwegs und hatte viel zu leiden; aber ich litt mit Geduld, weil ich die Betrachtung anstellte, daß ich weder Stürme noch Seeräuber, noch Schlangen, noch alle andere erlittenen Gefahren zu befürchten hätte.

Endlich endeten alle diese Beschwerlichkeiten; denn ich kam glücklich in Bagdad an. Ich machte alsbald dem Kalifen meine Aufwartung und stattete ihm von meiner Gesandtschaft Bericht ab. Dieser Fürst sagte mir, daß ihn zwar die lange Dauer meiner Reise beunruhigt hätte, daß ihm dabei aber

doch immer die Hoffnung geblieben wäre, Gott würde mich nicht verlassen. Als ich nun das Abenteuer mit den Elefanten erzählt hatte, war er höchlich erstaunt, und würde demselben keinen Glauben beigemessen haben, wenn ihm meine Wahrheitsliebe nicht bekannt gewesen wäre. Er fand diese Geschichte und die anderen, die ich ihm erzählte, so merkwürdig, daß er einem seiner Schreiber den Auftrag gab, sie mit goldenen Buchstaben niederzuschreiben, um in seinem Schatz aufbewahrt zu werden. Ich begab mich, sehr zufrieden mit der Ehre, die er mir erwiesen, und mit den Geschenken, die er mir gemacht hatte, nach Hause und lebte von nun an nur für meine Familie, meine Verwandten und meine Freunde."

So endete Sindbad die Erzählung seiner siebenten und letzten Reise, und fügte, indem er sich an Hindbad wandte, hinzu: „Nun, mein Freund, hast du jemals von irgend einem Sterblichen gehört, der so viel gelitten hätte, oder so bedrängenden Gefahren ausgesetzt gewesen wäre als ich? Ist es nicht recht und billig, daß ich, nach so vielen Mühseligkeiten, ein angenehmes und ruhiges Leben genieße?" Als er diese Worte gesprochen hatte, näherte sich ihm Hindbad und sagte, indem er ihm die Hand küßte, zu ihm: „Es ist wahr, Herr, daß Ihr schreckliche Gefahren überstanden habt und daß meine Beschwerden den Eurigen nicht zu vergleichen sind. Wenn sie mich betrüben, so lange ich sie erleide, so tröste ich mich darüber durch den kleinen Vorteil, den ich daraus ziehe, Ihr verdient nicht nur ein ruhiges Leben, Ihr seid auch der Güter wert, die Ihr besitzt, weil Ihr einen so guten und großmütigen Gebrauch davon macht. Möchtet Ihr bis zu Eurer Todesstunde in Freuden leben!"

Sindbad ließ ihm wieder hundert Zechinen geben, nahm ihn in die Zahl seiner Freunde auf, sagte ihm, er solle sein Gewerbe als Lastträger aufgeben und ferner zu ihm zum Essen kommen, und er würde Grund haben, sich sein ganzes Leben hindurch Sindbads des Seefahrers zu erinnern.

Geschichte des Prinzen Seyn Alasnam und des Königs der Geister.

Ein König von Balsora besaß große Reichtümer, und war von seinen Unterthanen geliebt; aber er hatte keine Kinder, und das betrübte ihn sehr. Indessen bewog er durch ansehnliche Geschenke alle heiligen Männer seines Reiches, den Himmel für ihn um einen Sohn zu bitten, und ihre Bitten waren nicht fruchtlos; die Königin ward schwanger und kam glücklich mit einem Sohne nieder, welcher Seyn Alasnam, das heißt Zierde der Standbilder, genannt wurde.

Der König ließ alle Sterndeuter seines Reiches zusammenrufen, und befahl ihnen, dem Kinde das Horoskop zu stellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß er lange leben und mutvoll sein würde, daß er aber seines Mutes auch bedürfe, um standhaft all das Unglück auszuhalten, welches ihn bedrohte.

Der König war über diese Weissagung nicht erschrocken. „Mein Sohn," sprach er, „ist nicht zu beklagen, weil er Mut haben soll: es frommt den Prinzen, Unglück zu erfahren; Widerwärtigkeiten läutern ihre Tugend: sie lernen dadurch besser regieren."

Er belohnte die Sterndeuter und schickte sie heim. Seinen Sohn ließ er nun mit aller erdenklichen Sorgfalt aufziehen. Er gab ihm Lehrmeister, sobald er ihn in einem für ihren Unterricht empfänglichen Alter sah. Kurz, er nahm sich vor, aus ihm einen vollkommenen Prinzen zu machen, als plötzlich dieser gute König von einer Krankheit befallen wurde, welche seine Ärzte nicht zu heilen vermochten.

Als er sich auf dem Totenbette sah, berief er seinen Sohn und empfahl ihm unter anderen Lehren, dahin zu trachten, daß er von seinem Volke viel mehr geliebt als gefürchtet werde; den Schmeichlern nie sein Ohr zu leihen; und ebenso langsam mit der Belohnung als mit der Bestrafung zu sein, weil es oft geschähe, daß die Könige, durch falschen Anschein verführt, die Bösen mit Wohlthaten überhäuften und die Unschuld unterdrückten.

Sobald der König verschieden war, legte der Prinz Seyn Trauer an und trug sie sieben Tage lang. Am achten bestieg er den Thron, nahm von dem königlichen Schatze das

Siegel seines Vaters, legte das seinige daran und begann nun die Süßigkeit des Herrschens zu kosten. Das Vergnügen, daß alle Hofleute sich vor ihm beugten und einzig darauf sannen, ihm ihren Gehorsam und Eifer zu bezeugen, mit einem Worte, die unumschränkte Herrschergewalt hatte zu großen Reiz für ihn. Er dachte nur an die Pflichten seiner Unterthanen und nicht an das, was er selber ihnen schuldig war, und kümmerte sich wenig um die Regierung. Er stürzte sich in alle Arten von Ausschweifungen mit jungen Wollüstlingen, welche er mit den höchsten Würden des Staates bekleidete. Da er von Natur freigebig war, so war er jetzt zügellos im Verschwenden, und unvermerkt hatten seine Weiber und seine Günstlinge seine Schätze erschöpft.

Die Königin, seine Mutter, lebte noch. Sie war eine weise und verständige Fürstin, und hatte mehrmals vergeblich dem Strome der Verschwendung und der Ausschweifungen des Königs, ihres Sohnes, Einhalt zu thun versucht, indem sie ihm vorgestellt, daß, wenn er nicht bald seine Lebensweise ändere, er nicht allein seine Reichtümer verschwenden, sondern sogar seine Unterthanen sich entfremden und eine Umwälzung veranlassen würde, die ihm vielleicht die Krone und das Leben koste.

Es fehlte nicht viel, daß ihre Weissagung in Erfüllung ging: das Volk fing an, gegen die Regierung zu murren, und diese Unzufriedenheit hätte unfehlbar eine allgemeine Empörung herbeigeführt, wenn die Königin nicht die Geschicklichkeit gehabt hätte, dem zuvorzukommen. Unterrichtet von dem üblen Stande der Dinge, benachrichtigte sie den König davon, welcher sich endlich überreden ließ. Er vertraute die Ministerstellen weisen Greisen an, welche die Unterthanen zu ihrer Pflicht zurückzuführen wußten.

Indessen bereute Seyn, als er alle Reichtümer verschwunden sah, daß er keinen besseren Gebrauch davon gemacht hatte. Er versank darüber in eine tödliche Schwermut, und nichts vermochte ihn zu trösten.

Eines Nachts sah er im Traume einen ehrwürdigen Greis, der auf ihn zukam und mit lächelnder Miene zu ihm sprach:

„O, Seyn, wisse, daß es kein Leid giebt, auf welches nicht Freude folge, kein Unglück, welches nicht irgend ein Glück nach sich zöge. Willst du das Ende deiner Betrübnis sehen, so stehe auf, reise nach Ägypten, und zwar nach Kairo: ein großes Glück erwartet dich dort!“

Der Fürst war bei seinem Erwachen über diesen Traum betroffen. Er sprach sehr ernsthaft davon zu der Königin Mutter, welche nur darüber lachte.

„Mein Sohn," sprach sie zu ihm, „willst du etwa auf diesen schönen Traum hin nach Ägypten reisen?"

„Warum nicht, Frau Mutter?" antwortete Seyn, „haltet Ihr denn alle Träume für leere Hirngespinste? Nein, nein, es giebt sehr geheimnisvolle darunter. Meine Lehrmeister haben mir tausend Geschichten davon erzählt, welche das nicht bezweifeln lassen. Wenn ich übrigens auch nicht hiervon überzeugt wäre, so könnte ich mich doch nicht erwehren, auf diesen meinen Traum zu achten. Der Greis, der mir erschienen ist, hatte etwas Übernatürliches an sich. Er ist nicht einer von jenen Menschen, welche das bloße Alter ehrwürdig macht; ich weiß nicht, welches göttliche Wesen über seine Gestalt verbreitet war. Kurz, er erschien so, wie man uns den großen Propheten vorstellt; und wenn ich es Euch aufrichtig bekennen soll, ich glaube, daß er selber es ist, welcher, von meinen Leiden gerührt, sie lindern will. Ich gebe mich dem Vertrauen hin, welches er mir eingeflößt hat, ich bin von seinen Versprechungen erfüllt, und habe beschlossen, seinem Rufe zu folgen."

Die Königin bemühte sich, ihn davon abzulenken, aber sie konnte es nicht dahin bringen. Der Fürst übertrug ihr die Regierung des Reiches, verließ in einer Nacht ganz heimlich den Palast und begab sich auf den Weg nach Kairo, ohne jemand zur Begleitung mitzunehmen.

Nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten langte er in dieser berühmten Stadt an, welche wenige ihresgleichen hat, sowohl in Ansehung der Größe als der Schönheit. Er stieg an der Pforte einer Moschee ab, wo er, von Müdigkeit überwältigt, sich niederlegte.

Kaum war er eingeschlafen, als ihm derselbe Greis erschien und zu ihm sprach:

„O, mein Sohn, ich bin zufrieden mit dir, du hast meinen Worten Glauben beigemessen. Du bist hierher gekommen, ohne dich von der Länge und Beschwerlichkeit des Weges abschrecken zu lassen: aber wisse, daß ich dich eine so lange Reise nur deshalb machen ließ, um dich auf die Probe zu stellen. Ich sehe, daß du Mut und Standhaftigkeit hast. Du verdienst, daß ich dich zum reichsten und glücklichsten Fürsten auf Erden mache. Kehre nach Balsora zurück: du wirst in deinem Palast

unermeßliche Reichtümer finden. Niemals hat ein König ihrer so viele besessen als dort sind."

Der Fürst war nicht erbaut von diesem Traume. „Ach!" sprach er bei sich selber, nachdem er erwacht war, „in welchem Irrtume war ich befangen! Dieser Greis, welchen ich für unseren Propheten hielt, ist nichts als ein bloßes Erzeugnis meiner aufgeregten Einbildungskraft. Ich hatte den Kopf so voll davon, daß es nicht zu verwundern ist, wenn ich zum zweitenmal davon geträumt habe. Auf, zurück nach Balsora! Was soll ich länger hier machen? Es ist mir sehr lieb, daß ich allein meiner Mutter den Beweggrund meiner Reise vertraut habe; ich würde das Märchen meines Volkes, wenn sie ihn wüßten."

Er kehrte also nach seinem Königreiche zurück, und sobald er hier angelangt war, fragte ihn die Königin, ob er zufrieden heimkäme. Er erzählte ihr alles, was vorgefallen war, und schien über seine zu große Leichtgläubigkeit so gekränkt, daß diese Fürstin, anstatt durch Vorwürfe oder Spottreden seinen Verdruß zu vermehren, ihn tröstete. „Betrübe dich nicht länger, mein Sohn," sprach sie zu ihm, „wenn Gott dir Reichtümer bestimmt hat, so wirst du sie ohne Mühe bekommen. Sei ruhig; alles, was ich dir empfehlen kann, ist tugendhaft zu sein. Entsage den Vergnügungen des Tanzes, der Flöte und des purpurfarbigen Weines; fliehe alle diese Lüste; sie waren schon nahe daran, dich zu Grunde zu richten. Bemühe dich, deine Unterthanen zu beglücken; indem du ihr Glück schaffst, sicherst du zugleich das deine."

Der König Seyn gelobte, fortan allen Ratschlägen seiner Mutter und seiner weisen Veziere, welchen sie die Last der Regierung mit übertragen hatte, zu folgen. Aber gleich in der ersten Nacht nach der Rückkehr in seinen Palast sah er zum drittenmal den Greis, welcher zu ihm sprach:

„O, mutvoller Seyn, der Augenblick deines Glückes ist endlich gekommen. Morgen früh, sobald du aufgestanden bist, nimm eine Haue und gehe hin und durchsuche das Kabinett des seligen Königs, du wirst darin einen großen Schatz finden."

Sobald der Fürst erwacht war, stand er auf. Er lief nach dem Zimmer der Königin und erzählte ihr mit großer Lebhaftigkeit den neuen Traum, welchen er soeben gehabt hatte.

„Fürwahr, mein Sohn," erwiderte lächelnd die Königin, „das ist ein recht beharrlicher Greis: er begnügt sich nicht

damit, dich zweimal betrogen zu haben; bist du gesonnen, ihm nochmals zu trauen?"

„Nein, Frau Mutter," antwortete Seyn, „ich glaube keineswegs, was er mir gesagt hat; aber ich will doch zum Spaße das Kabinett meines Vaters durchsuchen."

„O, ich dachte es wohl," rief die Königin mit lautem Gelächter aus; „gehe hin, mein Sohn, und befriedige dich. Was mich dabei tröstet, ist, daß die Sache nicht so ermüdend ist als die Reise nach Ägypten."

„Nun ja, liebe Mutter," erwiderte der König, „ich will es bekennen, dieser dritte Traum hat mir wieder Vertrauen gegeben: er hängt mit den beiden vorigen zusammen. Denn erwägen wir nur alle Worte des Greises, so hat er zuerst mir befohlen, nach Ägypten zu gehen; dort hat er mir gesagt, daß er mich diese Reise nur hat machen lassen, um mich auf die Probe zu stellen.

‚Kehre nach Balsora zurück,' sagte er hierauf; ‚dort sollst du Schätze finden.'

Diese Nacht endlich hat er mir genau den Ort angezeigt, wo dieselben sind.

Diese drei Träume, wie mich dünkt, hängen zusammen; sie haben nichts Zweideutiges, keinen Umstand, der in Verlegenheit setzt. Bei alledem können es Hirngespinste sein; aber ich will lieber eine vergebliche Untersuchung anstellen, als mir mein lebelang vorzuwerfen haben, daß ich vielleicht große Reichtümer verscherzt habe, indem ich zur Unzeit den Freigeist spielte."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer der Königin, ließ sich eine Haue geben und ging allein in das Gemach des Königs. Er fing an zu wühlen und hob mehr als die Hälfte der viereckigen Platten des Fußbodens auf, ohne den geringsten Anschein eines Schatzes zu gewahren. Er ließ ab von der Arbeit, um ein wenig auszuruhen, und sprach bei sich selber: „Ich fürchte sehr, meine Mutter hat recht, mich zu verspotten."

Nichtsdestoweniger faßte er wieder Mut und setzte seine Arbeit fort. Er hatte nicht Ursache es zu bereuen, denn er entdeckte auf einmal einen weißen Stein, welchen er aufhob, und darunter fand er eine verschlossene Thür mit einem stählernen Vorlegeschlosse.

Er zerschlug es mit der Haue und öffnete die Thür, welche eine Treppe von weißem Marmor verdeckte. Sogleich

zündete er eine Wachskerze an und stieg die Treppe hinab in ein mit chinesischem Porzellan gepflastertes Gemach, dessen Wände und Decke von Krystall waren. Aber seine Aufmerksamkeit heftete sich besonders auf vier Erhöhungen, auf deren jeder zehn Porphyrurnen standen. Er wähnte, sie wären voller Wein, und sprach: „Auch gut, dieser Wein muß recht alt sein: ich zweifle nicht, daß er vortrefflich sei."

Er näherte sich einer der Urnen, nahm den Deckel ab und sah mit ebensoviel Überraschung als Freude, daß sie voll Goldstücke waren. Er untersuchte nun auch die übrigen, eine nach der anderen, und fand sie alle voll Zechinen. Er nahm davon eine Handvoll und trug sie seiner Mutter hin.

Man kann sich vorstellen, in welches Erstaunen diese Fürstin geriet, als der König ihr alles erzählte, was er gesehen hatte. „O, mein Sohn," rief sie aus, „hüte dich wohl, auch alle diese Reichtümer so thöricht zu verschwenden, wie du es mit dem königlichen Schatze gemacht hast! Gieb deinen Feinden nicht einen so triftigen Grund zur Schadenfreude!"

„Nein, liebe Mutter," antwortete Seyn, „ich werde von nun an auf eine Weise leben, die Euch völlig genugthun soll."

Die Königin bat den König, ihren Sohn, sie in das wundervolle Gemach zu führen, welches der König, ihr Gemahl, so heimlich hatte machen lassen, daß sie nie davon reden gehört hatte.

Seyn führte sie in das Kabinett, half ihr die Marmortreppe hinabsteigen und ließ sie in das Zimmer mit den Urnen treten. Sie betrachtete alle Dinge darin mit forschenden Blicken und gewahrte in einem kleinen Winkel noch eine kleine Urne, ebenfalls von Porphyr, welche der Prinz noch nicht bemerkt hatte. Sie nahm dieselbe, öffnete sie und fand darin einen goldenen Schlüssel.

„Mein Sohn," sagte hierauf die Königin, „dieser Schlüssel verschließt ohne Zweifel noch einen anderen Schatz. Laß uns überall suchen, ob wir nicht entdecken können, zu welchem Gebrauch er bestimmt ist."

Sie untersuchten das Gemach mit der höchsten Aufmerksamkeit und fanden endlich mitten in der Wandbekleidung ein Schloß. Sie hielten es für das, zu welchem sie den Schlüssel gefunden hatten, und der König versuchte ihn auf der Stelle. Sogleich öffnete sich die Thür und zeigte ihnen ein anderes

Gemach, in dessen Mitte neun Fußgestelle von gediegenem Golde standen, von welchen acht jedes ein Standbild aus einem einzigen Diamanten trugen, und diese Standbilder strahlten solchen Glanz aus, daß das ganze Zimmer davon erleuchtet war.

„O Himmel," rief Seyn ganz erstaunt aus, „wo hat mein Vater so köstliche Sachen erhalten?"

Das neunte Fußgestell verdoppelte sein Erstaunen; denn auf demselben lag ein Stück weißer Atlas, auf welchem folgende Worte geschrieben standen:

„O, mein lieber Sohn, diese acht Bildsäulen haben mir zu erwerben viel Mühe gekostet! Aber obgleich sie von großer Schönheit sind, so wisse, daß es noch eine neunte auf der Welt giebt, welche sie übertrifft; sie allein ist mehr wert als tausend solche, wie du hier siehst. Willst du Besitzer derselben werden, so gehe nach Kairo in Ägypten. Dort wohnt einer meiner alten Sklaven, Namens Mobarek; der erste, dem du begegnest, wird dir seine Wohnung zeigen. Geh, suche ihn auf; sage ihm alles, was dir begegnet ist. Er wird dich für meinen Sohn erkennen, und dich nach dem Orte führen, wo dieses wunderbare Bild ist, welches du zu deinem Heile gewinnen wirst."

Nachdem der König diese Worte gelesen hatte, sprach er zu der Königin: „Ich will dieses neunte Standbild nicht missen; es muß ein sehr seltenes Stück sein, weil diese hier alle miteinander nicht so viel wert sind. Ich reise alsbald nach Groß-Kairo. Ich glaube nicht, liebe Mutter, daß Ihr meinen Entschluß tadeln werdet."

„Nein, mein Sohn," antwortete die Königin, „ich widersetze mich dem nicht. Du stehst ohne Zweifel unter der Obhut unseres großen Propheten; er wird nicht zulassen, daß du auf dieser Reise umkommst. Reise, wann es dir gefällt. Deine Veziere und ich, wir wollen schon während deiner Abwesenheit den Staat regieren."

Der König ließ sogleich alles zur Reise in den Stand setzen; aber er wollte nur eine kleine Anzahl Sklaven zum Gefolge mitnehmen.

Es begegnete ihm kein Unfall auf der Fahrt. Er kam nach Kairo, wo er sich nach Mobarek erkundigte. Man sagte ihm, er wäre einer der reichsten Bürger in der Stadt, er lebe als ein großer Herr, und sein Haus stünde besonders den Fremden offen

Seyn ließ sich dorthin führen. Er klopfte an die Thür. Ein Sklave öffnet und fragt: „Was wünschet Ihr, und wer seid Ihr?"

„Ich bin ein Fremder," antwortete der Prinz. „Ich habe von der Großmut des Herrn Mobarek gehört, und komme bei ihm zu wohnen."

Der Sklave bat Seyn, einen Augenblick zu warten; dann ging er hin und meldete es seinem Herrn, der ihm befahl, den Fremden eintreten zu lassen. Der Sklave kam wieder an die Thür und sagte dem Prinzen, er wäre willkommen.

Hierauf trat Seyn hinein, ging durch einen großen Hof, und gelangte in einen prächtig ausgezierten Saal, wo Mobarek ihn erwartete, ihn sehr höflich empfing, und ihm für die Ehre dankte, welche er ihm dadurch erzeigte, daß er mit einer Wohnung bei ihm vorlieb nehmen wollte.

Der König erwiderte diese Höflichkeit und sprach dann zu Mobarek: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora, und nenne mich Seyn Alasnam."

„Dieser König," sagte Mobarek, „ist einst mein Herr gewesen; aber, Herr, ich weiß nicht, daß er einen Sohn gehabt hat. Wie alt seid Ihr?"

„Ich bin zwanzig Jahre alt," antwortete der Fürst. „Wie lange ist es her, daß Ihr den Hof meines Vaters verlassen habt?"

„Es sind beinahe zweiundzwanzig Jahre," antwortete Mobarek. „Aber wodurch wollt Ihr mich überzeugen, daß Ihr sein Sohn seid?"

„Mein Vater," versetzte Seyn, „hatte unter seinem Kabinett ein unterirdisches Gemach, in welchem ich vierzig Porphyr-Urnen, alle voll Goldes gefunden habe."

„Und was befindet sich dort sonst noch?" fragte Mobarek weiter.

„Es sind dort noch," antwortete der Fürst, „neun Fußgestelle von gediegenem Golde, von welchen acht Standbilder aus Diamanten tragen, und auf dem neunten liegt ein Stück weißer Atlas, auf welches mein Vater geschrieben hat, was ich thun soll, um das neunte Bild zu erlangen, welches noch köstlicher ist als die übrigen miteinander. Ihr wisset den Ort, wo dieses Bild sich befindet, weil auf dem Atlas geschrieben steht, daß Ihr mich dorthin führen werdet."

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Mobarek sich ihm zu Füßen warf; und indem er ihm die Hand zu

wiederholten Malen küßte, rief er aus: „Ich danke Gott, daß er Euch hierher gesandt hat. Ich erkenne Euch für den Sohn des Königs von Balsora. Wenn Ihr nach dem Orte wollt, wo dies wunderbare Standbild sich befindet, so will ich Euch dorthin führen. Aber Ihr müßt Euch hier zuvor einige Tage ausruhen. Ich gebe heute den Großen von Kairo ein Fest. Wir waren gerade bei Tische, als man mir Eure Ankunft meldete. Würdet Ihr es wohl verschmähen, Herr, herein zu kommen und Euch mit uns zu erfreuen?"

„Nein," antwortete Seyn, „ich werde mich freuen, an Eurem Feste teilzunehmen."

Sogleich führte Mobarek ihn in einen Kuppelsaal, worin die Gesellschaft war. Er führte ihn zum Sitz an der Tafel, und begann, ihn kniend zu bedienen. Die Großen von Kairo waren darüber verwundert, und sprachen leise untereinander: „Ei, wer ist doch dieser Fremde, den Mobarek mit solcher Ehrfurcht bedient?"

Nachdem sie gegessen hatten, nahm Mobarek das Wort: „Meine Herren," sprach er, „verwundert euch nicht, daß ihr mich auf solche Weise diesen jungen Fremden bedienen sahet. Wisset, er ist der Sohn des Königs von Balsora, meines Herrn. Sein Vater kaufte mich für sein eigenes Geld; er ist gestorben, ohne mir die Freiheit zu schenken: also bin ich jetzt noch Sklave, und folglich gehört all mein Hab und Gut von Rechts wegen diesem jungen Fürsten, seinem einzigen Erben."

Seyn unterbrach ihn an dieser Stelle und sprach zu ihm: „O, Mobarek, ich erkläre vor allen diesen Herren, daß ich Euch von diesem Augenblick an freigebe, und daß ich Euch selbst und alles, was Ihr besitzt, von meinem Eigentume absondere; überdies besinnet Euch, was ich Euch sonst noch geben soll."

Mobarek küßte auf diese Rede den Boden und machte dem Fürsten große Danksagungen.

Hierauf setzte man den Wein auf; sie tranken den ganzen übrigen Tag; und am Abend wurden Geschenke unter die Gäste verteilt, welche heimgingen.

Am folgenden Morgen sprach Seyn zu Mobarek: „Ich habe mich genug ausgeruht. Ich bin nicht nach Kairo gekommen, um lustig zu leben. Ich will das neunte Standbild haben, und es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, es zu erobern."

„Herr," antwortete Mobarek, „ich bin bereit, Eurem

Verlangen nachzugeben; aber Ihr kennt nicht alle Gefahren, die mit dieser kostbaren Eroberung verknüpft sind."

„Welche Gefahr auch dabei sei," entgegnete der Fürst, „ich habe beschlossen, sie zu bestehen. Ich komme dabei um, oder gelange zum Ziele. Alles was geschieht, kommt von Gott. Begleitet mich nur, und seid eben so standhaft wie ich."

Als Mobarek ihn zur Abreise entschlossen sah, rief er seinem Gesinde und befahl ihnen, alles zur Fahrt in den Stand zu setzen. Demnächst verrichteten der Fürst und er die vorgeschriebene Abwaschung und das Gebet Fars; worauf sie sich auf den Weg machten.

Sie bemerkten auf ihrem Wege zahllose seltene und wunderbare Dinge. So ritten sie mehrere Tage fort, bis sie auf ein sehr anmuthiges Gefilde kamen, wo sie vom Pferde stiegen. Hier nun sprach Mobarek zu seinem ganzen Gefolge: „Bleibet an diesem Orte, und bewahret sorgfältig unser Reisezeug bis zu unserer Rückkehr." Dann sagte er zu Seyn: „Kommet, Herr, laßt uns allein fürder gehen; wir sind nahe an dem schrecklichen Orte, wo das neunte Standbild bewahrt wird: Ihr bedürft nun Eures ganzen Mutes."

Sie kamen bald ans Ufer eines großen Sees. Mobarek setzte sich hier nieder und sprach zu dem Fürsten: „Wir müssen über dieses Meer."

„Ei, wie kämen wir denn hinüber?" fragte Seyn. „Wir haben ja kein Schiff."

„Ihr werdet im Augenblick eins erscheinen sehen," fuhr Mobarek fort, „die Zauberbarke des Königs der Geister wird kommen, uns abzuholen; aber merket wohl, was ich Euch sage: man muß ein tiefes Stillschweigen beobachteen; sprechet also nicht mit dem Schiffsmanne: wie seltsam Euch seine Gestalt auch vorkomme, und was Ihr auch Außerordentliches gewahret, saget gar nichts; denn ich warne Euch, wenn Ihr auf der Barke ein einziges Wort aussprecht, so versinkt die Barke in die Fluten."

„Ich will schon schweigen," sagte der Prinz. „Ihr dürft mir nur vorschreiben, was ich thun soll, und ich werde es ganz genau erfüllen."

Indem er dies sprach, bemerkte er plötzlich auf dem See eine Barke von rotem Sandelholze; sie hatte einen Mast von feinem Ambra mit einer Flagge von blauem Atlas. Darinnen war allein der Schiffsmann, dessen Kopf einem Elefantenkopfe glich, sowie der Leib die Gestalt eines Tigers hatte.

Als das Fahrzeug sich dem Prinzen und Mobarek genähert hatte, nahm der Schiffsmann einen nach dem anderen mit seinem Rüssel und setzte sie in sein Schiff. Sodann fuhr er sie in einem Augenblick nach der anderen Seite des Sees über. Hier setzte er sie wieder mit seinem Rüssel ans Land, und verschwand alsbald samt der Barke.

„Jetzo können wir sprechen," sagte Mobarek. „Wir sind hier auf der Insel des Königs der Geister; es giebt keine ähnliche auf der ganzen Welt. Blicket nach allen Seiten, mein Fürst, giebt es einen reizenderen Ort? Dies ist ohne Zweifel ein wahrhaftes Abbild des entzückenden Aufenthaltes, welchen Gott den gläubigen Beobachtern unseres Gesetzes verheißen hat. Sehet hier die Gefilde mit Blumen und allen Arten von duftenden Kräutern geschmückt. Bewundert diese schönen Bäume, deren köstliche Früchte die Zweige bis zur Erde herabbeugen. Erfreuet Euch des vielstimmigen und wohllautenden Gesanges, womit zahllose Vögel von tausend, in anderen Ländern unbekannten, Gattungen die Luft erfüllen!"

Seyn konnte nicht müde werden, die Schönheiten aller ihn umgebenden Dinge zu betrachten, und er bemerkte immer neue, je weiter er auf der Insel fortging.

Endlich gelangten sie zu einem Palast von feinen Smaragden, umgeben von einem breiten Graben, auf dessen Rande in abgemessenen Zwischenräumen so hohe Bäume standen, daß ihr Schatten den ganzen Palast bedeckte. Der Thür gegenüber, welche von gediegenem Golde war, stand eine Brücke aus einer einzigen Fischschuppe, obgleich sie wenigstens sechs Klafter lang und drei Klafter breit war. Vorn an der Brücke sah man eine Schar Geister von ungeheurer Größe, welche den Eingang des Schlosses mit dicken Kolben von chinesischem Stahle verteidigten.

„Gehen wir nicht von dannen," sprach Mobarek, „diese Geister würden uns erschlagen; und wenn wir sie verhindern wollen, zu uns zu kommen, so muß eine magische Vorrichtung gemacht werden."

Zu gleicher Zeit zog er aus einem Beutel unter seinem Rocke vier Streifen gelben Taffets hervor. Mit dem einen umwand er seinen Gürtel und den anderen heftete er auf seinen Rücken; die beiden übrigen gab er dem Fürsten, welcher damit dasselbe vornahm. Danach breitete Mobarek zwei große Tischtücher auf der Erde aus, auf deren Rand er einige Edelgesteine mit Moschus und Ambra legte. Er setzte sich

dann auf eins dieser Tücher und Seyn auf das andere. Hierauf sprach Mobarek folgendermaßen zu dem Fürsten:

„Herr, ich werde jetzo den König der Geister beschwören, welcher den uns vor Augen stehenden Palast bewohnt: möchte er ohne Zorn zu uns kommen! Ich bekenne Euch, daß ich nicht ohne Unruhe über den Empfang bin, welchen er uns bereiten wird. Wenn unsere Ankunft auf seiner Insel ihm mißfällt, so wird er uns unter der Gestalt eines entsetzlichen Ungeheuers erscheinen; wenn er dagegen unsere Absicht gut heißt, wird er sich in der Gestalt eines freundlichen Mannes zeigen. Sobald er vor uns steht, müßt Ihr aufstehen und ihn begrüßen, ohne jedoch von Eurem Tuche zu treten, weil Ihr unfehlbar des Todes wäret, wenn Ihr es verließet. Sprechet zu ihm:

‚Unumschränkter Meister der Geister, mein Vater, der Euer Diener war, ist durch den Engel des Todes hinweggeführt: möchte Euer Majestät mich beschützen, wie Ihr immerdar meinen Vater beschützt habt!‘

Und wenn nun der Geisterkönig," fügte Mobarek hinzu, „Euch fragt, welche Gnade Ihr Euch von ihm erbittet, so antwortet ihm:

‚Herr, es ist das neunte Standbild, welches ich Euch bitte mir zu schenken.‘

Nachdem Mobarek auf solche Weise den König Seyn unterrichtet hatte, fing er die Beschwörungen an.

Alsbald wurden ihre Augen von einem langen Wetterstrahle geblendet, auf welchen ein Donnerschlag folgte. Die ganze Insel bedeckte plötzlich dicke Finsternis; es erhob sich ein wütender Sturm, und hierauf hörte man einen entsetzlichen Schrei: der Boden wankte, und man spürte ein Erdbeben, wie es einst Asrafyel am Tage des jüngsten Gerichts erregen wird.

Seyn spürte einige Bewegung, und wollte schon aus diesem Getöse eine üble Vorbedeutung ziehen, als Mobarek, der besser wußte, was davon zu halten war, anfing zu lächeln und zu ihm sagte:

„Beruhigt Euch, mein Fürst, alles geht gut."

In der That erschien in demselben Augenblicke der Geisterkönig in der Gestalt eines schönen Mannes. Gleichwohl hatte er in seinem Wesen immer etwas Furchtbares.

Sobald der König Seyn ihn erblickte, redete er ihn so höflich an, wie Mobarek ihn gelehrt hatte. Der König der

Geister lächelte darüber, und antwortete: „O, mein Sohn, ich liebte deinen Vater, und so oft er herkam, mir seine Ehrfurcht zu bezeigen, machte ich ihm ein Standbild zum Geschenk, welches er mitnahm. Ich habe nicht minder Liebe zu dir. Ich nötigte deinen Vater, einige Tage vor seinem Tode das zu schreiben, was du auf dem weißen Atlas gelesen hast! Ich versprach ihm, dich unter meine Obhut zu nehmen, und dir das neunte Standbild zu geben, dessen Schönheit diejenigen übertrifft, welche du schon hast. Ich habe angefangen, mein Versprechen zu erfüllen; ich bin es, den du im Traum unter der Gestalt eines Greises gesehen hast. Ich habe dich die unterirdischen Gemächer mit den Urnen und Standbildern finden lassen. Ich habe großen Teil an allem, was dir begegnet ist, oder vielmehr ich bin die Ursache davon. Ich weiß, was dich hierher führt. Du sollst erhalten, was du verlangst. Wenn ich auch deinem Vater nicht versprochen hätte, es dir zu geben, so würde ich es dir jedoch gern bewilligen. Aber du mußt mir zuvor bei allem, was einen Eid unverletzlich macht, schwören, wieder nach dieser Insel zu kommen und mir eine Jungfrau zu bringen, die in ihrem fünfzehnten Jahre ist, und niemals weder einen Mann erkannt, noch gewünscht hat, einen zu erkennen. Sie muß überdies von vollkommener Schönheit sein, und du mußt dich dergestalt selbst beherrschen, daß du nicht das Verlangen ihres Besitzes aufkommen läßt, indem du sie hierher führst."

Seyn leistete kühnlich den von ihm geforderten Eid. „Aber, Herr," fragte er hierauf, „wenn ich nun auch glücklich genug bin, eine solche Jungfrau zu finden, wie Ihr sie von mir verlangt, woran soll ich erkennen, daß ich sie gefunden habe?"

„Ich gestehe," antwortete lächelnd der Geisterkönig, „daß dich der Anschein täuschen könnte. Das geht über die Kenntnis der Kinder Adams; auch habe ich nicht die Absicht, mich darüber auf dich zu verlassen. Ich werde dir einen Spiegel geben, der sicherer ist als alle Vermutungen. Sobald du eine vollkommen schöne fünfzehnjährige Jungfrau findest, darfst du nur in deinen Spiegel schauen: du wirst darin das Bild dieser Jungfrau sehen und das Glas wird rein und klar bleiben, wenn die Jungfrau keusch ist; wenn dagegen das Glas sich trübt, so ist das ein sicheres Kennzeichen, daß das Mädchen nicht immer sittsam gewesen ist, oder wenigstens doch den Wunsch gehegt hat, es nicht länger zu bleiben. Vergiß nur nicht den Eid, welchen du mir geleistet hast, halte ihn als

Mann von Ehre: sonst nehme ich dir das Leben, wie lieb ich dich auch habe."

Der König Seyn beteuerte von neuem, daß er gewissenhaft sein Wort halten würde.

Alsdann gab der Geisterkönig ihm einen Spiegel in die Hand mit den Worten: „O, mein Sohn, du kannst wiederkommen, wann du willst: hier ist der Spiegel, dessen du dich bedienen mußt."

Seyn und Mobarek nahmen Abschied von dem Geisterkönig und wanderten dem See zu. Der elefantenköpfige Fährmann kam mit der Barke zu ihnen und setzte sie auf dieselbe Weise wieder hinüber, wie er sie hergebracht hatte. Sie begaben sich wieder zu ihrem Gefolge, mit welchem sie nach Kairo zurückkehrten.

Der König Alasnam ruhte sich einige Tage bei Mobarek aus. Danach sprach er zu ihm: „Laßt uns nach Bagdad reisen, und dort eine Jungfrau für den König der Geister suchen."

„Ei, sind wir denn nicht in Groß-Kairo?" antwortete Mobarek, „sollten nicht auch hier schöne Jungfrauen zu finden sein?"

„Ihr habt recht," erwiderte der Fürst, „aber wie sollen wir sie auffinden?"

„Seid deshalb unbesorgt, Herr," versetzte Mobarek, „ich kenne ein sehr gewandtes altes Weib, der will ich dieses Geschäft auftragen: sie wird es sehr gut ausrichten."

Wirklich hatte die Alte die Geschicklichkeit, den König eine große Menge sehr schöner fünfzehnjähriger Mädchen sehen zu lassen; aber wenn er, nach ihrer Beschauung, seinen Spiegel befragte, so trübte der fatale Probierstein ihrer Tugend, das Glas, sich bei jeder. Alle fünfzehnjährigen Jungfrauen des Hofes und der Stadt wurden, eine nach der andern, geprüft: und bei keiner blieb das Glas rein und hell.

Als sie nun sahen, daß in Groß-Kairo keine keusche Jungfrau zu finden war, reisten sie beide nach Bagdad. Sie mieteten einen prächtigen Palast in einem der schönsten Stadtviertel. Hier fingen sie an herrlich zu leben; sie hielten offene Tafel; und nachdem alle Gäste im Palast gegessen hatten, wurde das übrige den Derwischen hingetragen, welche behaglich davon lebten.

Nun wohnte in diesem Stadtviertel ein Imam, Namens Bubekir Müessin. Dies war ein eitler, stolzer und neidischer

Mann. Er haßte alle reichen Leute, bloß weil er arm war. Sein Elend erbitterte ihn gegen die Wohlfahrt seines Nächsten. Er hörte von Seyn Alasnam und von dem Überflusse reden, welcher bei ihm herrschte. Mehr bedurfte es nicht für ihn, um diesen Fürsten zu verabscheuen. Er trieb die Sache sogar so weit, daß er eines Tages in der Moschee, nach dem Abendgebete, zu dem Volke sprach: „O, meine Brüder, ich habe gehört, daß ein Fremder in unser Stadtviertel gezogen ist, welcher täglich ungeheure Summen verzehrt. Wer weiß? dieser Unbekannte ist vielleicht ein Verbrecher, der in seinem Lande so viel zusammengestohlen hat, und in diese große Stadt kommt, um sich hier gütlich zu thun. Laßt uns auf der Hut sein, meine Brüder: wenn der Kalif erfährt, daß ein solcher Mann in unserem Viertel wohnt, so ist zu fürchten, er werde uns bestrafen, daß wir ihn nicht davon benachrichtigt haben. Ich für meinen Teil erkläre euch, ich wasche meine Hände in Unschuld; und wenn daraus ein Unglück entsteht, so ist es nicht meine Schuld."

Das Volk, welches sich leicht bereden läßt, rief einstimmig Bubekir zu:

„Das ist Eure Sache, Imam, zeigt es dem Staatsrate an!"

Hierauf ging der Imam vergnügt nach Hause, und schickte sich an, eine Denkschrift aufzusetzen, welche er am nächsten Morgen dem Kalifen überreichen wollte.

Aber Mobarek, der dem Gebete beigewohnt, und mit den anderen die Rede des Geistlichen gehört hatte, band fünfhundert Goldstücke in ein Tuch, machte ein Päckchen von mehreren Seidenstoffen und ging damit zu Bubekir.

Der Imam fragte ihn mit barschem Tone, was er wollte. „O, weiser Lehrer," antwortete ihm Mobarek freundlich, indem er ihm das Geld und das Seidenzeug in die Hand drückte, „ich bin Euer Nachbar und ergebener Diener: ich komme von seiten des Fürsten Alasnam, welcher in diesem Viertel wohnt. Er hat von Euren Verdiensten gehört, und mir aufgetragen, Euch zu sagen, daß er Eure Bekanntschaft zu machen wünscht. Unterdessen bittet er Euch, dies kleine Geschenk anzunehmen."

Bubekir war entzückt vor Freuden, und antwortete Mobarek: „Ich ersuche Euch, Herr, bittet den Fürsten recht sehr um Verzeihung für mich. Ich bin ganz beschämt, ihn noch nicht besucht zu haben; aber ich will meinen Fehler

wieder gut machen, und gleich morgen hingehen und meine Schuldigkeit thun."

In der That, schon am folgenden Tage sprach er nach dem Morgengebete zu dem Volke: „Wisset, meine Brüder, kein Mensch ist ohne Feinde. Der Neid greift vor allen diejenigen an, die große Güter haben. Der Fremde, von welchem ich gestern abend euch sagte, ist kein Bösewicht, wie etliche übelwollende Leute mir einbilden wollten; es ist ein junger Fürst, der tausend Tugenden besitzt. Hüten wir uns wohl, dem Kalifen irgend einen bösen Bericht von ihm zu machen."

Nachdem Bubekir durch diese Rede die üble Meinung von Seyn wieder vertilgt, welche er am vorigen Abend den Leuten beigebracht hatte, ging er wieder nach Hause. Er legte seine Feierkleider an, und ging hin, den jungen Fürsten zu besuchen, welcher ihn sehr freundlich empfing. Nach mehreren Höflichkeiten von beiden Seiten sprach Bubekir zu dem Fürsten:

„Herr, gedenkt Ihr lange in Bagdad zu verweilen?"

„Ich werde hier bleiben," antwortete ihm Seyn, „bis ich eine fünfzehnjährige, vollkommen schöne und so keusche Jungfrau finde, daß sie nie einen Mann erkannt, noch gewünscht hat, einen zu erkennen."

„Da sucht Ihr ein gar seltenes Ding," versetzte der Imam, „und ich würde sehr fürchten, daß Euer Suchen fruchtlos wäre, wenn ich nicht wüßte, wo es eine Jungfrau dieser Art giebt. Ihr Vater war ehemals Vezier; aber er hat den Hof verlassen und lebt seit langer Zeit in einem abgelegenen Hause, wo er sich gänzlich der Erziehung seiner Tochter widmet. Wenn Ihr wollt, Herr, so will ich hingehen, und für Euch um sie anhalten: ich zweifle nicht, daß er sich sehr freuen wird, einen Schwiegersohn von Eurer Geburt zu erhalten."

„Nicht so rasch," versetzte der Fürst, „ich will diese Jungfrau nicht heiraten, bevor ich nicht weiß, ob sie mir ansteht. In betreff ihrer Schönheit kann ich mich wohl auf Euch verlassen; aber in Rücksicht ihrer Tugend, welche Gewährleistung könnet Ihr mir darüber geben?"

„Ei nun, welche Gewährleistung verlangt Ihr?" fragte Bubekir.

„Ich muß sie von Angesicht sehen," antwortete Seyn, „mehr begehre ich nicht, um mich zu bestimmen."

„Ihr versteht Euch also auf die Gesichtszüge?" versetzte lächelnd der Imam. „Nun gut: kommet mit mir zu ihrem

Vater; ich will ihn bitten, sie Euch auf einen Augenblick in seiner Gegenwart sehen zu lassen."

Der Müessin führte den Fürsten zu dem Vater, der nicht sobald von der Geburt und der Absicht Seyns unterrichtet war, als er seine Tochter kommen ließ, und ihr gebot, den Schleier abzunehmen.

Niemals hatte sich eine so vollkommene und so anziehende Schönheit den Augen des jungen Königs von Balsora dargeboten; er war ganz erstaunt darüber. Und sobald er nur die Probe anstellen konnte, ob diese Jungfrau ebenso keusch als schön wäre, zog er seinen Spiegel hervor: und siehe, das Glas blieb rein und hell.

Als er nun sah, daß er endlich eine Jungfrau gefunden hatte, wie er sie wünschte, so hielt er bei dem Vezier um sie an. Sogleich wurde nach dem Kadi geschickt: er kam, und der Heiratsvertrag wurde gemacht und das Gebet dabei gesprochen.

Nach dieser Feierlichkeit führte Seyn den Vezier in sein Haus, wo er ihn prächtig bewirtete und ihm ansehnliche Geschenke machte. Demnächst sandte er der Braut durch Mobarek eine Anzahl Juwelen; und dieser führte sie ihm in sein Haus, wo die Hochzeit mit aller dem Range Seyns angemessenen Pracht gefeiert wurde.

Als alle Gäste heimgegangen waren, sprach Mobarek zu seinem Herrn: „Auf, Herr! lasset uns nicht länger in Bagdad verweilen, sondern nach Kairo zurückkehren. Gedenket des Versprechens, welches Ihr dem Könige der Geister gegeben habt."

„Laßt uns reisen," antwortete der Fürst; „ich will es treulich erfüllen. Ich bekenne Euch indessen, mein lieber Mobarek, daß, wenn ich auch dem König der Geister gehorche, ich es doch nur mit Zwang thue. Das Fräulein, welches ich eben geheiratet habe, ist bezaubernd, und ich gerate in Versuchung, sie nach Balsora zu führen und auf den Thron zu setzen."

„Ach, Herr," entgegnete Mobarek, „hütet Euch wohl, Eurem Gelüste zu folgen. Beherrschet Eure Leidenschaft; und was es Euch auch für Überwindung kosten mag, haltet dem Könige der Geister Euer Wort."

„Wohlan, Mobarek," sagte der Fürst, „sorget nur dafür, mir diese liebenswürdige Jungfrau zu verbergen, daß sie nimmermehr meinen Augen begegne! Vielleicht habe ich sie nur schon zu viel gesehen!"

Mobarek ließ nun die Anstalten zur Abreise machen. Sie kehrten nach Kairo zurück und nahmen von dort den Weg nach der Insel des Königs der Geister.

Als sie dort anlangten, sprach die Braut, welche die Reise in der Sänfte gemacht, und den Prinzen seit dem Hochzeitstage nicht wieder gesehen hatte, zu Mobarek: „Wo sind wir denn? Werden wir nicht bald in das Reich des Königs, meines Gemahls, kommen?"

„Gnädige Frau," antwortete Mobarek, „es ist Zeit, Euch zu enttäuschen. Der König Seyn hat Euch nur geheiratet, um Euch aus dem Hause Eures Vaters zu bekommen. Nicht um Euch zur Königin von Balsora zu machen, hat er sich mit Euch vermählt, sondern um Euch dem Könige der Geister zu überliefern, welcher eine solche Jungfrau, wie Ihr seid, von ihm gefordert hat."

Auf diese Erklärung fing sie bitterlich an zu weinen, sodaß der Fürst und Mobarek sehr erweicht wurden. „Habet Mitleid mit mir," sprach sie zu ihnen. „Ich bin eine Fremde: ihr müßt die an mir begangene Verräterei vor Gott verantworten."

Ihre Thränen und ihre Klagen waren fruchtlos. Man stellte sie dem König der Geister vor, welcher, nachdem er sie mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, zu Seyn sprach: „Fürst, ich bin zufrieden mit dir. Die Jungfrau, welche du mir hergeführt hast, ist reizend und keusch; und deine Selbstüberwindung, um mir Wort zu halten, ist mir angenehm. Kehre heim in dein Reich. Wenn du in das unterirdische Gemach der acht Standbilder trittst, so wirst du darin das neunte finden, welches ich dir versprochen habe: ich werde es durch meine Geister dorthin bringen lassen."

Seyn dankte dem König der Geister, und reiste mit Mobarek wieder nach Kairo. Aber er blieb nicht lange in dieser Stadt: die Ungeduld nach dem neunten Standbilde beschleunigte seine Abreise. Indessen unterließ er nicht, häufig an seine gewesene Braut zu denken; er machte sich Vorwürfe über den gegen sie verübten Betrug, und betrachtete sich als die einzige Ursache ihres Unglücks. „Weh mir!" sprach er bei sich selber, „ich habe sie der Zärtlichkeit ihres Vaters entzogen, um sie einem Geiste zu opfern. O, unvergleichliche Schönheit, du verdientest ein besseres Schicksal!"

Erfüllt von diesem Gedanken, kam der König Seyn endlich wieder in Balsora an, wo seine Unterthanen, entzückt über

seine Heimkehr, große Freudenfeste anstellten. Er begab sich sogleich zur Königin Mutter, um ihr von seiner Reise Bericht abzustatten; und diese freute sich sehr, zu vernehmen, daß er das neunte Standbild erhalten hatte.

„Komm, mein Sohn," sprach sie, „laß es uns sehen; denn ohne Zweifel ist es schon in dem unterirdischen Gemache, weil der König der Geister dir verheißen hat, daß du es darin finden würdest."

Der junge König und seine Mutter, beide voll Ungeduld, dieses wunderbare Standbild zu schauen, stiegen in das unterirdische Gemach hinab, und traten in das Zimmer der Standbilder. Aber wie groß war ihre Überraschung, als sie, anstatt eines diamantenen Standbildes, auf dem neunten Fußgestelle eine wunderschöne Jungfrau erblickten, welche der König sogleich für diejenige erkannte, die er nach der Geisterinsel geführt hatte.

„Mein König," sprach zu ihm die Jungfrau, „Ihr seid sehr verwundert, mich hier zu sehen! Ihr erwartet, etwas viel Köstlicheres zu finden als mich, und ich zweifle nicht, daß es in diesem Augenblick Euch gereuet, Euch so viel Mühe gegeben zu haben. Ihr versprachet Euch eine schönere Belohnung."

„Nein, geliebte Frau," antwortete Seyn, „der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mehr als einmal daran dachte, dem Geisterkönig mein Wort zu brechen, und Euch für mich zu erhalten. Wie kostbar auch ein diamantenes Standbild sei, kann es die Wonne aufwiegen, Euch zu besitzen? Ich liebe Euch mehr als alle Diamanten und alle Reichtümer der Welt."

Indem er diese Worte aussprach, hörte man einen Donnerschlag, von welchem das unterirdische Gemach erbebte.

Die Mutter Seyns war darüber erschrocken; aber der König der Geister, welcher plötzlich erschien, zerstreute ihre Furcht. „Königin," sprach er zu ihr, „ich beschütze und liebe Euren Sohn. Ich wollte sehen, ob er in seinem Alter imstande wäre, seine Leidenschaft zu bezähmen. Ich weiß wohl, daß die Reize dieser jungen Schönen ihn versucht haben, und daß er sein mir gegebenes Versprechen, ihren Besitz nicht zu wünschen, nicht genau gehalten hat; aber ich kenne zu gut die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, um darüber zu zürnen, und ich bewundere seine Zurückhaltung. Hier ist nun dieses neunte Standbild, welches ich ihm bestimmt hatte: es ist viel

seltener und viel köstlicher als alle die anderen! — König Seyn," fuhr er fort, indem er sich zu ihm wandte, „lebe glücklich mit dieser jungen Frau, sie ist deine Gemahlin; und willst du, daß sie dir treu und beständig sei, so liebe sie immerdar; aber liebe sie nur allein: gieb ihr keine Nebenbuhlerin, und ich verbürge dir ihre Treue."

Mit diesen Worten verschwand der Geisterkönig; und Seyn, entzückt über seine Braut, feierte denselben Tag noch seine Hochzeit, ließ sie als Königin von Balsora ausrufen und beide stets treuen und liebevollen Gatten verlebten miteinander eine lange Reihe glücklicher Jahre.

Geschichte des erwachten Schläfers.

Unter der Regierung des Kalifen Harun al Raschid lebte zu Bagdad ein sehr reicher Kaufmann, dessen Frau schon alt war. Sie hatten einen einzigen Sohn, Namens Abu Hassan, der etwa dreißig Jahre alt und in der tiefsten Eingezogenheit auferzogen war.

Der Kaufmann starb, und Abu Hassan nahm, als einziger Erbe, die großen Reichtümer in Besitz, die sein Vater bei seinen Lebzeiten durch große Sparsamkeit und durch seine Betriebsamkeit im Handel aufgehäuft hatte. Der Sohn, der in seinen Ansichten und Neigungen ganz verschieden von seinem Vater war, handelte auch ganz anders als dieser. Da dieser ihm nämlich in seiner Jugend immer bloß so viel Geld gegeben hatte, als zu seinem Lebensunterhalte gerade hinreichte, und er daher immer die jungen Leute seines Alters beneidet hatte, denen es daran nicht fehlte, und die sich keine von den Vergnügungen versagten, denen sich die Jugend so leicht hingiebt, so beschloß er, sich jetzt seinerseits durch einen Aufwand auszuzeichnen, der dem Vermögen, das er soeben ererbt hatte, angemessen wäre. Zu diesem Zweck teilte er sein Vermögen in zwei Hälften. Die eine verwendete er zum Ankaufe von Landgütern und von Häusern in der Stadt, die ihm so viel einbrachten, daß er davon sehr bequem hätte leben können; allein er gelobte es sich, nie etwas von diesen Einkünften anzurühren, sondern die von daher einlaufenden Summen jedesmal aufzuheben. Die andere Hälfte, die in einer bedeutenden Summe baren Geldes bestand, bestimmte er zur Wiedereinbringung aller der Zeit, die er unter dem strengen Zwange,

worin ihn sein Vater bis an seinen Tod gehalten, verloren zu haben glaubte; zugleich aber machte er es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, während dieses ausgelassenen Lebens, das er sich zu führen vorgenommen, nicht das geringste über diese Summe auszugeben.

Diesem Plane zufolge versammelte er binnen wenigen Tagen einen Kreis von jungen Leuten seines Alters und Standes um sich, und dachte von nun an bloß darauf, diesen die Zeit angenehm zu vertreiben. Zu diesem Zweck begnügte er sich nicht, sie bei Tag und Nacht gut zu bewirten und ihnen die glänzendsten Gastmähler zu geben, wo die köstlichsten Speisen und die ausgesuchtesten Weine in Fülle aufgetragen wurden, sondern er fügte dazu auch noch musikalische Unterhaltungen, indem er die besten Sänger und Sängerinnen dazu einlud. Die junge Gesellschaft stimmte ihrerseits bisweilen, mit dem Glase in der Hand, in die Musik ein, und alle zusammen schienen mit den sie begleitenden Musik-Instrumenten einen harmonischen Einklang zu bilden. Diese Gastmähler endigten dann gewöhnlich mit Bällen, wozu die besten Tänzer und Tänzerinnen aus ganz Bagdad gerufen wurden. Alle diese Belustigungen, die täglich durch andere erneuert wurden, stürzten Abu Hassan in so ungeheuere Ausgaben, daß er einen so großen Aufwand nicht über ein Jahr fortsetzen konnte. Die bedeutende Summe, die er für dieses verschwenderische Leben bestimmt hatte, ging mit dem Jahre zugleich zu Ende. Sobald er nicht mehr offene Tafel hielt, verschwanden auch seine bisherigen Freunde, und er konnte sie nirgends mehr antreffen, wohin er auch immer gehen mochte. In der That flohen sie vor ihm, wo sie ihn nur erblickten, und wenn er zufällig einem begegnete und mit ihm reden wollte, so entschuldigte sich dieser stets mit allerlei Ausflüchten.

Abu Hassan empfand das seltsame Betragen seiner Freunde, die ihn nach so vielen Bezeigungen und Versicherungen von Freundschaft, die sie ihm gegeben, jetzt auf eine so unwürdige und undankbare Weise verließen, weit tiefer als den Verlust des ganzen Geldes, das er mit ihnen so unzweckmäßig vergeudet hatte. Traurig, nachdenklich, mit gesenktem Haupt und mit einem Gesicht, das düsteren Kummer verriet, trat er in das Zimmer seiner Mutter, und setzte sich ziemlich fern von ihr an das Ende des Sofas.

„Was ist dir denn, mein Sohn?“ fragte ihn seine Mutter,

als sie ihn in diesem Zustande sah. „Warum bist du so verändert, so niedergeschlagen, so gar nicht mehr dir ähnlich? Wenn du alles, was du auf der Welt nur irgend hast, verloren hättest, so könntest du fast nicht anders aussehen. Ich weiß von dem entsetzlichen Aufwande, den du gemacht hast, und seitdem du dich ihm ganz hingegeben, magst du wohl nicht gar so viel Geld mehr übrig haben. Du warst übrigens Herr deines Vermögens, und wenn ich nie gegen deine unordentliche Lebensweise gesprochen habe, so geschah es darum, weil ich wußte, mit welcher weisen Vorsicht du dir die Hälfte deines Reichtums aufgehoben hast. Bei alledem sehe ich nicht ein, was dich in eine so tiefe Schwermut versenkt haben kann."

Abu Hassan brach bei diesen Worten in Thränen aus, und mitten unter Thränen und Schluchzen rief er: „Meine Mutter, endlich habe ich durch eine sehr schmerzliche Erfahrung einsehen gelernt, wie unerträglich die Armut ist. Ja, ich fühle es lebhaft, daß, so wie der Untergang der Sonne uns den Glanz dieses Himmelskörpers entzieht, ebenso auch die Armut uns jeder Freude beraubt. Sie macht, daß man alle die Lobsprüche und alles das Gute, das man uns vor unserem Verfalle sagte, gänzlich vergißt; sie bringt uns dahin, daß wir nicht mehr ausgehen können, ohne Furcht, bemerkt zu werden, und daß wir die Nächte hindurch blutige Thränen vergießen; mit einem Worte, wer arm ist, wird selbst von seinen Verwandten und Freunden nur wie ein Fremder betrachtet. Du weißt, meine Mutter," fuhr er fort, „wie ich seit Jahr und Tag gegen meine Freunde gewesen bin. Ich habe sie immer so gut bewirtet, daß ich dadurch fast meine Mittel erschöpft habe; und nun; da ich das nicht mehr so fortsetzen kann, muß ich sehen, daß sie mich alle verlassen haben. Ich spreche hier nur von dem Gelde, welches ich für den Gebrauch, den ich davon gemacht, mir beiseite gelegt hatte; denn was das übrige betrifft, das ich angelegt habe, so danke ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingegeben, es mir aufzuheben, unter der Bedingung und dem Gelübde, es nie zum Behuf einer so thörichten Verschwendung anzugreifen. Ich will dies Gelübde halten, und ich weiß schon, welchen guten Gebrauch ich von dem, was mir so glücklicherweise übrig geblieben, machen werde. Aber zuvor will ich noch eine Probe machen, wie weit wohl meine Freunde, wofern sie anders diesen Namen verdienen, ihre Undankbarkeit treiben werden. Ich will sie

nacheinander besuchen, und wenn ich ihnen das Äußerste, das ich für sie gethan, werde vorgestellt haben, will ich sie bitten, unter sich eine Summe Geldes für mich zusammenzuschießen, wodurch ich mir einigermaßen aus dem unglücklichen Zustande, worein ich mich ihnen zuliebe gestürzt, wieder aufhelfen könnte. Indes will ich, wie gesagt, diesen Schritt bloß thun, um zu sehen, ob ich in ihnen irgend eine Spur von Dankbarkeit finden werde."

„Mein Sohn," erwiderte Abu Hassans Mutter, „ich mag dich nicht von der Ausführung deines Vorhabens abreden; aber ich kann dir im voraus sagen, daß du dich in deiner Hoffnung täuschen wirst. Glaube mir, was du auch immer thun magst, es bedarf dieser Probe gar nicht erst; du wirst nirgends Unterstützung finden, als in dem, was du dir selber aufgehoben hast. Ich sehe wohl, daß du noch nicht diese Freunde kennst, die man unter Leuten deines Standes gewöhnlich so nennt; aber du wirst sie noch kennen lernen. Gebe Gott, daß es auf die Weise geschehe, wie ich es wünsche, das heißt, zu deinem Besten." — „Meine Mutter," antwortete Abu Hassan, „ich bin von der Wahrheit dessen, was du mir sagst, überzeugt; aber ich werde dieser Sache, die mich so nahe angeht, um so gewisser sein, wenn ich mich persönlich von ihrer Niederträchtigkeit und Gefühllosigkeit überzeugt habe."

Abu Hassan ging nun sogleich fort, und nahm so gut die Zeit wahr, daß er alle seine Freunde zu Hause traf. Er stellte ihnen die große Not vor, in welcher er sich befände, und bat sie, ihm zu einer kräftigen Unterstützung ihre Börse zu öffnen. Er machte sich sogar gegen einen jeden von ihnen insbesondere anheischig, die Geldsummen, die sie ihm leihen würden, wieder zurückzuzahlen, sobald nur seine Umstände sich gebessert haben würden, ohne jedoch zu erwähnen, daß er hauptsächlich um ihretwillen so in der Klemme sei, um sie desto mehr zur Großmut anzuspornen. Auch vergaß er nicht, sie mit der frohen Hoffnung zu locken, daß er wohl noch dereinst das frohe Schmausen mit ihnen wieder anfangen würde, das sie bei ihm früher genossen hätten.

Keiner von seinen Tafelfreunden ließ sich durch die lebhaften Schilderungen rühren, wodurch der unglückliche Abu Hassan sie zu bewegen suchte. Er erfuhr sogar die Kränkung, hören zu müssen, daß mehrere derselben ihm rundheraus erklärten, daß sie ihn gar nicht kennten, und sich gar nicht besinnen

könnten, ihn je gesehen zu haben. Mit einem Herzen voll Unwillen und Betrübnis kehrte er nach Hause zurück. „Ach, meine Mutter," rief er aus, indem er in ihr Zimmer trat, „du hast wohl recht gehabt; anstatt Freunde zu finden, habe ich bloß Treulose, Undankbare und Schurken gefunden! Es ist jetzt aus, ich sage mich von ihnen los, und verspreche dir, sie nie wiederzusehen."

Abu Hassan blieb fest bei seinem Entschlusse. Er nahm zu diesem Zwecke die angemessensten Vorsichtsmaßregeln, um alle Gelegenheiten, wo er denselben untreu werden könnte, zu vermeiden; und um nie mehr in diesen Fall zu kommen, that er den Schwur, daß er nie mehr in seinem Leben irgend jemand aus Bagdad bei sich bewirten wollte. Hierauf zog er den Geldkasten, worin er seine Einkünfte niedergelegt hatte, aus seinem Verwahrungsorte hervor, und stellte ihn an den Platz dessen, der soeben leer geworden war. Er beschloß, für seine tägliche Ausgabe immer nur eine bestimmte Summe herauszunehmen, die hinlänglich wäre, um eine einzige Person bei sich zu Abend zu bewirten. Doch schwur er, daß diese Person nicht aus Bagdad sein dürfte, sondern ein Fremder sein müßte, der an demselben Tage erst angekommen, und daß er ihn schon am folgenden Morgen wieder entlassen wollte, nachdem er ihm eine einzige Abendmahlzeit gereicht hätte.

Diesem Plane zufolge besorgte Hassan jeden Morgen den zu dieser Mahlzeit nötigen Speisevorrat. Gegen Abend ging er jedesmal und setzte sich an das Ende der Brücke von Bagdad, und wenn er einen Fremden erblickte, von welchem Stande oder Herkommen er auch immer sein mochte, so redete er ihn höflich an und lud ihn sofort ein, ein Abendbrot und Nachtherberge für die erste Nacht seines Hierseins bei ihm anzunehmen; und nachdem er ihn von dem, was er sich bei seiner Gastfreundlichkeit zum Gesetz und zur Bedingung gemacht, unterrichtet hatte, führte er ihn nach seiner Wohnung.

Die Mahlzeit, womit Abu Hassan seinen Gast bewirtete, war nicht prächtig, doch konnte man damit sehr wohl zufrieden sein. Besonders fehlte es dabei nicht an gutem Weine. Die Mahlzeit dauerte übrigens bis tief in die Nacht, und anstatt seinen Gast, wie man sonst wohl zu thun pflegt, von Angelegenheiten des Staates, der Familie oder des Handels zu unterhalten, suchte er im Gegentheil bloß von gleichgiltigen, angenehmen und ergötzlichen Dingen zu reden. Überhaupt war

er von Natur scherzhaft, unterhaltend und von guter Laune, und wovon auch immer die Rede war, er wußte seinem Gespräche stets eine Wendung zu geben, die auch den Traurigsten aufzuheitern vermochte.

Wenn Abu Hassan am folgenden Morgen seinen Gast entließ, sagte er zu diesem: „Wohin du auch immer gehest, möge Gott dich vor jeder Unannehmlichkeit bewahren! Als ich dich gestern abend in mein Haus auf eine Mahlzeit einlud, erzählte ich dir zugleich auch, welches Gesetz ich mir auferlegt habe; du wirst es daher nicht übel nehmen, wenn ich dir sage, daß wir nie mehr miteinander trinken, ja daß wir uns sogar nie mehr wiedersehen werden, weder bei mir, noch anderswo. Ich habe meine guten Gründe, um so zu handeln. Gott geleite dich!"

Abu Hassan war in Befolgung dieser Regel sehr pünktlich. Diese Fremden, welche er einmal bei sich aufgenommen, beachtete er nicht weiter, und redete auch mit ihnen nicht mehr. Wenn er ihnen auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen begegnete, so that er, als sähe er sie nicht, und drehte sich wohl selbst hinweg, um zu vermeiden, daß sie ihn anredeten. Mit einem Wort, er brach alle Gemeinschaft mit ihnen ab.

Er hatte diese Weise lange Zeit fortgesetzt, als eines Tages kurz vor Sonnenuntergang, da er eben wieder auf seinem gewöhnlichen Platze am Ende der Brücke saß, der Kalif Harun al Raschid gegangen kam, aber so verkleidet, daß er nicht zu erkennen war.

Obwohl dieser Herrscher sehr treue Diener und gewissenhafte Rechtspflege hatte, so wollte er dennoch sich von allem persönlich unterrichten, und durchstreifte sehr oft, wie wir noch später sehen werden, in allerlei Verkleidungen die Stadt Bagdad. Sogar die nächste Umgegend der Stadt ließ er nicht unbeachtet, und er pflegte zu diesem Zweck am ersten Tage eines jeden Monats auf die Heerstraßen hinauszugehen, die von den verschiedenen Seiten her nach Bagdad führten. Diesen Tag, es war gerade der Erste, erschien er als Kaufmann von Mussul verkleidet, der soeben an der anderen Seite der Brücke ans Land gestiegen war, und dem ein großer und starker Sklave folgte.

Da der Kalif, ungeachtet seiner Verkleidung, ein sehr ernstes und ehrwürdiges Aussehen hatte, so stand Abu Hassan, der ihn für einen Kaufmann von Mussul hielt, von seinem Platze auf, begrüßte ihn freundlich, küßte ihm die Hand, und sagte

dann zu ihm: „Herr, ich wünsche Euch zu Eurer glücklichen Ankunft Glück, und bitte Euch, mir die Ehre zu erzeigen, bei mir zu Abend zu speisen und diese Nacht in meinem Hause zuzubringen, um Euch von den Beschwerden der Reise etwas zu erholen.“ Und um ihn noch mehr dazu zu bewegen, daß er ihm diese Gefälligkeit nicht abschlagen möchte, erzählte er ihm mit wenigen Worten, wie er es sich zur Gewohnheit gemacht habe, jeden Tag den ersten Fremden, der sich ihm zeigen würde, auf eine Nacht bei sich aufzunehmen und zu bewirten.

Der Kalif fand in dem seltsamen Geschmack Abu Hassans so viel Sonderbares, daß er neugierig wurde, ihn näher kennen zu lernen. Ohne indes aus der angenommenen Rolle eines Kaufmanns herauszutreten, sagte er ihm, er glaubte einer so großen Artigkeit, die er bei seiner Ankunft in Bagdad gar nicht erwartet hätte, nicht besser entsprechen zu können, als wenn er dies höfliche Anerbieten annehme, und er möchte ihm daher nur den Weg zeigen, er würde ihm dann sogleich folgen.

Abu Hassan, der nicht wußte, daß der Gast, welchen der Zufall ihm zugeführt hatte, so unendlich hoch über ihm stände, behandelte den Kalifen ganz wie seinesgleichen. Er führte ihn in sein Haus und ließ ihn in ein sehr reinlich ausgeschmücktes Zimmer treten, wo er ihn auf dem Sofa obenan Platz nehmen ließ. Das Abendessen war schon bereit und der Tisch gedeckt. Abu Hassans Mutter, die sich auf die Küche sehr gut verstand, hatte drei Schüsseln aufgesetzt: nämlich in der Mitte eine mit einem guten Kapaun, umgeben von vier gemästeten Hühnchen; dann links und rechts noch zwei Schüsseln, die als Vorspeisen dienen sollten: nämlich eine mit einer fetten Gans, und dann noch eine mit jungen Tauben in einer Gewürzbrühe. Weiter gab es diesmal nichts, aber das Fleisch war sehr gut und von einem köstlichen Geschmack.

Abu Hassan setzte sich bei Tische seinem Gaste gegenüber, und er und der Kalif fingen an, es sich schmecken zu lassen, indem jeder nach seinem Belieben zulangte, ohne ein Wort zu reden und selbst ohne zu trinken, nach der Sitte des Landes. Als sie abgegessen hatten, reichte ihnen der Sklave des Kalifen Wasser zum Waschen, und unterdessen räumte Abu Hassans Mutter ab, und setzte den Nachtisch auf, der aus verschiedenen Arten von Früchten, wie sie die Jahreszeit gerade mit sich brachte, bestand: nämlich aus Weintrauben, Pfirsichen, Äpfeln,

Birnen und mehreren Arten gebackenem Mandelteig. Bei Anbruch der Nacht wurden Wachslichter angezündet, worauf Abu Hassan einige Flaschen Wein nebst Schalen neben sich setzen ließ, und seiner Mutter einen Wink gab, daß sie dem Sklaven des Kalifen zu essen geben möchte.

Als der angebliche Kaufmann aus Mussul, nämlich der Kalif, und Abu Hassan sich wieder zu Tische gesetzt hatten, nahm Abu Hassan, ehe er noch das Obst berührt hatte, eine Schale, schenkte sich zuerst darin ein, und sagte dann, die Schale in der Hand haltend, zum Kalifen, der seiner Meinung nach ein bloßer Kaufmann aus Mussul war: „Herr, Ihr wißt so gut wie ich, daß die Henne nie trinkt, ohne ihr Hühnchen zu rufen, um mit ihm zu trinken; ich lade Euch daher ebenfalls ein, meinem Beispiel zu folgen. Ich weiß zwar nicht, wie Ihr hierüber denkt; allein, was mich betrifft, so dünkt mich, daß ein Mann, der den Wein haßt und den Weisen spielen will, es gewiß nicht ist. Wir wollen diese Art von Leuten mit ihrer finsteren und verdrießlichen Laune sich selber überlassen, und lieber die Freude aufsuchen; sie ist in der Schale allein zu finden, und die Schale teilt sie allen denen mit, die sie austrinken."

Während Abu Hassan trank, sagte der Kalif, indem er die Schale ergriff, die für ihn dastand: „Das gefällt mir, und das nenne ich mir einen wackeren Mann. Ich schätze diese heitere Laune an Euch, und erwarte bei dieser Fröhlichkeit, daß Ihr mir ebenfalls einschenkt."

Abu Hassan hatte kaum getrunken, als er auch schon die Schale, die ihm der Kalif hinreichte, vollschenkte, und zu ihm sagte: „Herr, kostet nur, Ihr werdet ihn recht gut finden."

„Davon bin ich überzeugt," erwiderte der Kalif mit lächelnder Miene; „ein Mann, wie Ihr, kann bei der Auswahl solcher Sachen keinen anderen als den besten Geschmack haben."

Während der Kalif trank, äußerte Abu Hassan: „Man darf Euch nur ansehen, um gleich beim ersten Blicke zu wissen, daß Ihr ein Mann seid, der die Welt gesehen hat, und der zu leben weiß."

„Wenn mein Haus," fügte er in arabischen Versen hinzu, „Empfindung hätte, und die Freude über das Glück, Euch zu besitzen, fühlen könnte, so würde es solche laut an den Tag legen, und vor Euch niederfallend ausrufen: ‚Ach, welche

Lust, welches Glück, daß mich ein so edler und gefälliger Mann mit seiner Gegenwart beehrt, und es nicht verschmäht, bei mir Nachtherberge zu nehmen.'

Mit einem Worte, Herr, ich bin seelenvergnügt, daß ich heute einen Mann von Eurem Wert getroffen habe."

Die sinnreichen Einfälle Abu Hassans machten dem Kalifen viel Vergnügen, der von Natur sehr heiter gestimmt war, und der sich ein Vergnügen daraus machte, seinen Wirt dadurch, daß er ihm häufig seine Schale zum Einschenken überreichte, zum Trinken aufzufordern, um ihn bei der Fröhlichkeit der Unterhaltung, die der Wein immer mehr weckte, noch besser kennen zu lernen. Um ein Gespräch einzuleiten, fragte er ihn, wie er hieße, womit er sich beschäftige, und auf welche Weise er sein Leben hinbrächte? „Herr," erwiederte jener, „mein Name ist Abu Hassan. Ich habe durch den Tod meinen Vater verloren, welcher Kaufmann war, wenn auch nicht gerade einer von den reichsten, doch wenigstens einer von denen, die in Bagdad am bequemsten leben. Als er starb, hinterließ er mir eine Erbschaft, die mehr als hinlänglich war, um ohne Ehrgeiz meinem Stande gemäß leben zu können. Da sein Betragen gegen mich immer sehr streng gewesen war, und ich daher den größten Teil meiner Jugend unter einem drückenden Zwange verlebt hatte, so wollte ich die schöne Zeit, die ich verloren zu haben glaubte, wieder einzubringen suchen. Indes," fuhr Abu Hassan fort, „benahm ich mich in diesem Punkte etwas anders, als sonst gewöhnlich junge Leute zu thun pflegen. Diese überlassen sich nämlich ohne Maß den Ausschweifungen, und zwar so weit, bis sie zur tiefsten Armut herabgekommen, und ihr ganzes übriges Leben Buße zu thun notgedrungen sind. Um nun nicht in dasselbe Elend zu geraten, teilte ich mein ganzes Vermögen in zwei Hälften, die eine legte ich auf Zinsen, die andere behielt ich in barem Gelde. Das bare Geld bestimmte ich zu den Ausgaben, die ich vor hatte, und faßte zugleich den festen Entschluß, meine anderen Einkünfte nie anzugreifen. Ich bildete mir einen Gesellschaftskreis von Leuten meiner Bekanntschaft und meines Alters, und für das bare Geld, das ich mit vollen Händen ausgab, bewirtete ich sie täglich sehr glänzend und dergestalt, daß uns zu unserer Belustigung nichts fehlte. Aber dies dauerte nicht lange so fort. Am Ende des Jahres fand ich nichts mehr in meinem Geldkasten, und zu gleicher Zeit verschwanden auch alle meine Tischfreunde. Ich besuchte sie,

einen nach dem andern, ich stellte ihnen meine traurige Lage vor: aber keiner bot mir irgend eine Unterstützung an. Ich leistete also auf ihre Freundschaft Verzicht, beschränkte von nun an meine Ausgaben bloß auf meine Einkünfte, und nahm mir vor, niemand weiter zur Gesellschaft zu haben, als den ersten Fremden, der mir jeden Tag bei seiner Ankunft in Bagdad aufstoßen würde; doch mit der Bedingung, daß ich ihn bloß diesen Tag bei mir bewirten wollte. Das übrige wißt Ihr, und ich danke meinem guten Glücke, daß es mir heute einen Fremdling von Eurem Werte zugeführt hat."

Der Kalif war mit der erhaltenen Aufklärung sehr zufrieden, und sagte zu Abu Hassan: „Ich kann Euch wegen des Entschlusses, den Ihr gefaßt habt, nicht genug loben, daß Ihr nämlich, als Ihr das ausschweifende Leben anfinget, mit so viel Klugheit handeltet und Euch auf eine Weise benahmt, die der Jugend sonst nicht eigen ist; ferner achte ich Euch, daß Ihr selbst auf dem Punkte, auf welchem Ihr standet, Euch noch treu geblieben seid. Die Bahn war wenigstens sehr schlüpfrig, und ich kann mich nicht genug wundern, daß Ihr, als Ihr Euer bares Geld zu Ende gehen sahet, Euch noch so weit mäßigen konntet, um nicht auch Eure Einkünfte und selbst Eure Kapitale zu vergeuden. Um Euch offen meine Meinung zu sagen, ich glaube, Ihr seid der einzige Schwelger, dem dergleichen begegnet ist und überhaupt jemals begegnen kann. Mit einem Wort, ich gestehe es, ich beneide Euch um Euer Glück. Ihr seid der glücklichste Sterbliche, den es auf Erden giebt, da Ihr jeden Tag die Gesellschaft eines Mannes habt, mit dem Ihr Euch angenehm unterhalten könnt, und dem Ihr Anlaß gebt, überall die gute Aufnahme zu rühmen, die Ihr ihm erzeigt. Aber wir bemerken beide nicht, daß wir schon zu lange miteinander gesprochen haben, ohne zu trinken. Trinket also, und schenket mir dann auch ein."

Der Kalif und Abu Hassan tranken noch lange fort, indem sie sich auf das Angenehmste unterhielten.

Unterdessen war die Nacht schon weit vorgerückt und der Kalif, der sich von den Beschwerden der zurückgelegten Reise sehr ermüdet stellte, sagte zu Abu Hassan, daß er der Ruhe bedürfte. „Ich meinerseits," fuhr er fort, „will zugleich nicht, daß Ihr Euch aus Liebe zu mir irgend der Eurigen beraubet. Ehe wir uns nun trennen, denn ich werde morgen früh, wenn Ihr aufstehet, vielleicht schon fort sein, ist es mir sehr angenehm, Euch an den Tag legen zu können, wie sehr ich für

Eure Höflichkeit, gute Bewirtung und Gastfreundlichkeit, die Ihr auf eine so zuvorkommende Weise mir erzeigt habt, mich Euch verpflichtet fühle. Das Einzige, was mich bekümmert, ist, daß ich nicht weiß, wie ich Euch meine Dankbarkeit bethätigen kann. Ich bitte Euch, mich dies wissen zu lassen, und Ihr werdet sehen, daß ich kein Undankbarer bin. Es ist unmöglich, daß ein Mann wie Ihr nicht irgend ein Geschäft, irgend ein Bedürfnis haben, oder nicht wenigstens sich etwas wünschen sollte, das ihm Vergnügen machen würde. Öffnet mir Euer Herz und sprechet offen mit mir. Wenn ich gleich nur ein Kaufmann bin, so bin ich deshalb doch nicht außer stande, entweder persönlich oder durch Vermittelung meiner Freunde jemand Gefälligkeiten zu erzeigen."

„Herr," erwiderte Abu Hassan, nachdem er die Anerbietungen des Kalifen angehört hatte, „ich bin vollkommen überzeugt, daß Ihr nicht aus bloßer Höflichkeit mir so großmütige Anträge macht. Allein so wahr ich ehrlich bin, ich kann Euch versichern, daß ich weder irgend einen Kummer, noch irgend einen Rechtshandel, noch irgend einen Wunsch habe, und daß ich überhaupt von niemand etwas verlange. Ich habe, wie ich Euch schon gesagt, auch nicht den mindesten Ehrgeiz und bin mit meinem Schicksal völlig zufrieden. Indes muß ich Euch doch sagen," fuhr er fort, „daß eine einzige Sache mich verdrießt, ohne aber deshalb meine Ruhe zu trüben. Ihr werdet nämlich wissen, daß die Stadt Bagdad in mehrere Viertel eingeteilt ist, und daß es in einem jeden Viertel eine Moschee und einen Imam giebt, der zu den gehörigen Stunden an der Spitze der versammelten Bezirksbewohner das Gebet verrichtet. Unser Imam ist ein Greis von hoher Gestalt und von einer strengen Miene, und dabei ein so vollendeter Heuchler, dergleichen nur je in der Welt existiert haben mag. Als seine Ratgeber hat er sich noch vier andere mürrische Greise, die ungefähr von seinem Schlage sind, aus der Zahl meiner Nachbarn zugesellt; diese kommen nun regelmäßig jeden Tag zusammen, und es giebt keine Verleumdung, üble Nachrede oder Bosheit, die sie nicht von diesen Winkel-Zusammenkünften aus gegen mich und gegen das ganze Stadtviertel in Bewegung setzen, um die Ruhe desselben zu stören und Zwietracht unter ihnen auszustreuen. Einigen jagen sie Furcht ein, anderen drohen sie, mit einem Worte, sie wollen die Herren spielen und es durchsetzen, daß jeder ihren Launen gemäß lebe, obwohl sie selbst nicht zu leben wissen. Um Euch

die Wahrheit zu gestehen, es ärgert mich, wenn ich sehe, daß sie sich eher um alles andere kümmern als um ihren Koran, und daß sie niemand in Frieden leben lassen."

„Nun gut," erwiderte der Kalif, „Ihr wünschtet also wohl ein Mittel oder einen Weg zu finden, um diesen Unordnungen ein Ziel zu setzen?" — „Jawohl," antwortete Abu Hassan, „und das Einzige, um was ich Gott bitten möchte, wäre, nur einen einzigen Tag an der Stelle unseres Herrn und Gebieters, des Beherrschers der Gläubigen, Harun al Raschid, Kalif sein zu können." — „Und was würdet Ihr thun, wenn Ihr je einmal in diesen Fall kämet?" fragte der Kalif. — „Ich würde ein Beispiel aufstellen," erwiderte Abu Hassan, „das alle ehrlichen Leute zufriedenstellen sollte. Ich würde nämlich einem jeden der vier Alten hundert Stockschläge auf die Fußsohlen geben lassen, dem Imam aber vierhundert, damit er sie lehre, wie unschicklich es sei, ihre Nachbarn so zu beunruhigen und zu ärgern."

Der Kalif fand den Einfall Abu Hassans ganz artig, und da er von Natur zu seltsamen Abenteuern geneigt war, so bekam er Lust, darauf einen ganz einzigen Scherz zu gründen. „Euer Wunsch gefällt mir um so mehr," sagte hierauf der Kalif, „da ich sehe, daß er aus einem aufrichtigen Herzen und von einem Manne herkommt, der es nicht leiden mag, daß die Bosheit der Bösen unbestraft bleibe. Es würde mir viel Vergnügen machen, die Erfüllung desselben zu sehen, und vielleicht ist diese so unmöglich nicht, wie Ihr denkt. Ich bin überzeugt, daß der Kalif recht gern seine Herrschergewalt auf vierundzwanzig Stunden in Eure Hände niederlegen würde, wenn er von Eurer guten Absicht und von dem Gebrauche wüßte, den Ihr davon machen wollt. Obwohl ich nur ein fremder Kaufmann bin, so habe ich dennoch Einfluß genug, um dazu etwas beitragen zu können."

„Ich sehe wohl," erwiderte Abu Hassan, „daß Ihr Euch über meinen närrischen Einfall lustig macht, und der Kalif würde sich ebenfalls darüber lustig machen, wenn er diese Narrheit erführe. Vielleicht würde es indes die Folge haben, daß er über das Betragen des Imams und seiner Ratgeber Erkundigung einziehen und sie bestrafen ließe."

„Ich mache mich durchaus nicht über Euch lustig," antwortete hierauf der Kalif; „Gott behüte mich, daß ich einen so unziemlichen Gedanken gegen einen Mann, wie Ihr seid, hegen sollte, der mich, wie unbekannt ich ihm auch war, so gut

bewirtet hat; zugleich versichere ich Euch, daß auch der Kalif sich darüber nicht lustig machen würde. Aber lassen wir das Gespräch fallen; es fehlt nicht mehr viel zu Mitternacht, und es ist Zeit, daß wir uns schlafen legen."

„So wollen wir denn damit unsere Unterhaltung abbrechen," sagte Abu Hassan, „ich will Euch nicht länger vom Schlafe abhalten. Allein da noch etwas Wein in der Flasche übrig ist, so wollen wir zuvor, wenn's Euch gefällt, dieselbe ausleeren und uns nachher schlafen legen. Das Einzige, was ich Euch anempfehle, ist, daß Ihr morgen früh beim Weggehen, im Fall ich noch nicht wach sein sollte, ja nicht die Thür offen lasset, sondern sie sorgfältig verschließet." Der Kalif versprach, dies pünktlich zu thun.

Während Abu Hassan noch sprach, hatte der Kalif die Flasche und die beiden Schalen ergriffen. Zuerst schenkte er sich selber Wein ein, um sich, wie er zu Abu Hassan sagte, zu bedanken. Als er getrunken hatte, warf er unbemerkt in Abu Hassans Schale ein paar Finger voll von einem Pulver, das er bei sich führte, und goß darauf den Rest Wein aus der Flasche. Indem er sie Abu Hassan überreichte, sagte er: „Ihr seid den ganzen Abend hindurch bemüht gewesen, mir einzuschenken, und ich darf nun wohl das letzte Mal wenigstens Euch diese Mühe ersparen. Ich bitte Euch also, diese Schale von meiner Hand anzunehmen und dies mir zuliebe auszutrinken."

Abu Hassan nahm die Schale, und um seinem Gaste noch mehr zu zeigen, mit wie viel Vergnügen er die ihm erwiesene Ehre aufnähme, trank er und leerte sie fast in einem Zuge aus. Aber kaum hatte er die Schale wieder auf den Tisch gesetzt, so äußerte das Pulver seine Wirkung. Er fiel in einen so tiefen Schlaf, daß ihm das Haupt fast bis auf die Knie herabsank, und zwar so plötzlich, daß der Kalif sich des Lachens nicht enthalten konnte. Der Sklave, der ihn begleitete, war gleich nach dem Abendessen wieder ins Zimmer getreten und stand schon seit einiger Zeit zu seinen Befehlen bereit. „Lade diesen Mann hier auf deine Schultern," sagte der Kalif zu ihm; „aber merke dir genau den Ort, wo dies Haus liegt, damit du ihn, sobald ich es dir befehle, wieder hierher bringen kannst."

Der Kalif ging in Begleitung des Sklaven, welcher den Abu Hassan trug, aus dem Hause, ohne jedoch, wie Abu Hassan ihn gebeten, die Thür zu schließen. Er that dies absichtlich

Sobald er an seinem Palast angelangt war, trat er durch eine geheime Thür hinein, und der Sklave mußte ihn bis in sein Zimmer begleiten, wo seine Diener ihn erwarteten. „Kleidet diesen Menschen aus," sagte er zu ihnen, „und leget ihn in mein Bett; das übrige werde ich euch dann schon sagen."

Die Diener kleideten Abu Hassan aus, legten ihm das Nachtgewand des Kalifen an, und brachten ihn seinem Befehle gemäß zu Bette. Im Palast war noch niemand schlafen gegangen. Der Kalif ließ nun alle seine übrigen Diener und alle seine Frauen kommen; und als sie vor ihm erschienen, sagte er zu ihnen: „Ich will, daß alle die, welche mir des Morgens früh bei meinem Aufstehen die Aufwartung zu machen pflegen, sich morgen früh zu diesem Manne, der hier in meinem Bette liegt, hinbegeben, und daß ein jeder ihm bei seinem Erwachen dieselbe Aufmerksamkeit erweise, die man mir gewöhnlich zu erweisen pflegt. Ferner will ich, daß man ihm ganz dieselbe Achtung erweise wie meiner eigenen Person, und ihm in allem gehorche, was er irgend befehlen mag. Man soll ihm nichts verweigern, was er irgend verlangen, noch in irgend etwas ihm widersprechen, was er nur sagen oder wünschen mag. Bei allen Gelegenheiten, wo zu ihm geredet oder ihm geantwortet werden soll, wird man nicht unterlassen, ihn durchaus als Beherrscher der Gläubigen zu behandeln. Mit einem Wort, ich verlange, daß ihr die ganze Zeit über, wo ihr um ihn seid, so wenig an meine Person denket, als ob er das wäre, was ich bin, nämlich Kalif und Beherrscher der Gläubigen. Vor allen Dingen aber nehmet euch in acht, daß ihr euch nicht irgend einmal vergesset."

Die Diener und Frauen, welche sogleich merkten, daß sich der Kalif einen Scherz machen wollte, antworteten bloß durch eine tiefe Verbeugung, und jeder bereitete sich von nun an vor, seine Rolle gut zu spielen.

Der Kalif hatte bei seiner Rückkehr in den Palast durch den ersten Diener, der ihm begegnete, den Großvezier Giafar rufen lassen, und dieser kam jetzt eben. „Giafar," sagte der Kalif zu ihm, „ich habe dich kommen lassen, um dir zu sagen, daß du dich nicht wundern darfst, wenn du morgen früh beim Eintritt in mein Empfangszimmer diesen Mann, der da im Bette liegt, in meinem Staatskleide auf dem Throne sitzen sehen wirst. Rede ihn mit derselben Achtung und Ehrerbietung an, die du mir gewöhnlich zu erweisen pflegst, und behandle

ihn ganz als den Beherrscher der Gläubigen. Alles, was er dir befehlen wird, höre du so an und vollziehe es so pünktlich, als ob ich es dir befohlen hätte. Auch wenn er bedeutende Geschenke machen und dir die Austeilung derselben übertragen sollte, so thue du alles, was er dir in diesem Punkte befehlen wird, und wenn auch alle meine baren Geldvorräte dadurch erschöpft werden sollten. Ferner vergiß nicht, meinen Emiren, Thürstehern und allen denjenigen meiner Diener, die nicht zum inneren Dienst des Palastes gehören, einen Wink zu geben, daß sie ihm morgen bei dem öffentlichen Zutritt dieselbe Ehre erweisen, wie mir selber, und zwar so ganz im Ernste, daß er auch nicht das mindeste merkt, was den lustigen Scherz, den ich mir machen will, stören könnte. Jetzt geh und entferne dich, ich habe dir nichts weiter aufzutragen, und verschaffe mir das Vergnügen, das ich wünsche."

Nachdem sich der Großvezier entfernt hatte, ging der Kalif in ein anderes Zimmer, und gab, während er sich zu Bette legte, Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen, ebenfalls die nötigen Befehle, damit alles so von statten gehen möchte, als er es beabsichtigte, um Abu Hassans Wunsch zu erfüllen, und zu sehen, wie er in der kurzen Frist, die er sich gewünscht hatte, die Gewalt und das Ansehen eines Kalifen gebrauchen würde. Vor allen Dingen schärfte er ihm ein, ihn zur gewohnten Stunde zu wecken, und zwar früher als den Abu Hassan, weil er hierbei durchaus zugegen sein wollte.

Mesrur unterließ nicht, den Kalifen zur bestimmten Stunde zu wecken. Der Kalif ging sofort in das Zimmer, worin Abu Hassan schlief, und trat da in ein kleines erhöhtes Seitenkabinett, von wo er durch eine Vergitterung alles sehen konnte, was vorging, ohne selber bemerkt zu werden. Zu derselben Zeit traten alle die Diener und Frauen herein, die beim Aufstehen Abu Hassans zugegen sein sollten, und stellten sich der Reihe nach, im tiefsten Schweigen, jeder an seinen bestimmten Ort, ganz so, als ob der Kalif selber aufstehen würde, und jeder schickte sich zu der ihm zugeteilten Verrichtung an.

Da der Tag bereits anzubrechen begann, und es Zeit war aufzustehen und das vor Sonnenaufgang übliche Gebet zu verrichten, hielt derjenige Diener, welcher dem Kopfende des Bettes am nächsten stand, einen in Weinessig getauchten Schwamm an Abu Hassans Nase. Dieser drehte sogleich, ohne die Augen zu öffnen, den Kopf, nieste und warf etwas

wie Schleim aus, das man sogleich in einem goldenen Becken auffing, damit es nicht auf den Fußteppich fallen und diesen verunreinigen möchte. Es ist dies die gewöhnliche Wirkung dieses Pulvers, welches der Kalif ihm eingegeben, sobald nach Maßgabe der Dosis die einschläfernde Wirkung desselben zu Ende geht.

Abu Hassan lehnte das Haupt auf das Kopfkissen zurück, schlug die Augen auf und sah sich, insoweit die anbrechende Morgendämmerung es gestattete, mitten in einem großen, prächtigen, reich ausgeschmückten Zimmer, dessen Decke mit allerlei Figuren in erhabener Arbeit bedeckt und im arabischen Stile gemalt und das überdies mit großen Vasen von gediegenem Golde und mit golddurchwirkten seidenen Vorhängen und Fußteppichen verziert war. Er fand sich in einem Kreise junger, reizender Schönen, die zum Teil allerlei Musikinstrumente in den Händen hielten, und schwarzer Verschnittenen, die sehr reich gekleidet waren und in einer äußerst demütigen Stellung dastanden. Als er seine Augen auf die Bettdecke warf, sah er, daß sie von Goldbrokat mit rotem Grunde und mit Perlen und Diamanten besetzt war; neben dem Bette gewahrte er ein Kleid von demselben Stoff und Ausschmuck, und daneben auf einem Kissen eine Kalifenmütze.

Bei diesen schönen Sachen geriet Abu Hassan in Erstaunen und in eine unbeschreibliche Verwirrung. Er betrachtete alles wie in einem tiefen Traume, und doch erschien ihm dieser Traum wiederum so wahrscheinlich, daß er wünschte, es möchte keiner sein. „Gut," sagte er bei sich selbst, „so bin ich denn also wirklich Kalif! — Aber nein," fuhr er nach einer Pause des Nachdenkens fort, „ich täusche mich bloß, es ist ein Traum, die Wirkung des Wunsches, den ich gestern meinem Gast äußerte." Und so schloß er wieder die Augen, um zu schlafen.

In diesem Augenblicke näherte sich ein Verschnittener und redete ihn ehrfurchtsvoll an: „Beherrscher der Gläubigen, möchte Euer Majestät nur nicht wieder einschlafen; es ist Zeit aufzustehen und das Gebet zu verrichten; die Morgenröte zeigt sich schon."

Bei diesen Worten, welche Abu Hassan erstaunlich überraschten, sagte er wiederum bei sich selbst: „Wache ich oder schlafe ich? Doch nein, ich schlafe," fuhr er fort, indem er die Augen immer noch fest zuhielt, „ich darf daran nicht zweifeln."

Einen Augenblick darauf begann der Verschnittene, welcher sah, daß er gar nicht antwortete und auch keine Miene machte aufzustehen, von neuem: „Beherrscher der Gläubigen! Euer Majestät wird es gnädigst erlauben, daß ich noch einmal wiederhole, daß es Zeit aufzustehen ist, damit Ihr nicht den gehörigen Zeitpunkt verfehlet, um Euer Gebet zu verrichten. Die Sonne wird bald aufgehen, und Eure Majestät pflegt dies nie zu versäumen."

„Ich täuschte mich also," sprach sogleich Abu Hassan; „ich schlafe nicht, sondern ich wache. Die, welche schlafen, hören ja nicht, und ich höre doch, daß man zu mir redet." Er schlug die Augen wieder auf, und da es schon heller Tag geworden war, so sah er jetzt ganz deutlich das, was er zuvor nur undeutlich wahrgenommen hatte. Mit lächelnder Miene setzte er sich im Bette auf, wie ein Mann, der sich freut, sich so hoch über seinen Stand erhöht zu sehen. Der Kalif, der ihn ungesehen beobachtete, las mit vielem Vergnügen, was in seinem Innern vorging.

Hierauf warfen sich die jungen Schönen des Palastes vor Abu Hassan auf ihr Angesicht, und die, welche Musikinstrumente hatten, begrüßten ihn mit einem Konzert von sanften Flöten, von Hoboen, Theorben und anderen harmonischen Instrumenten, wovon er so bezaubert und entzückt wurde, daß er gar nicht wußte, wo er war, und überhaupt ganz außer sich geriet. Gleichwohl kam er wieder auf seinen vorigen Gedanken, und zweifelte noch immer, ob alles das, was er sah und hörte, ein Traum oder Wirklichkeit wäre. Er hielt sich die Hände vor die Augen, senkte den Kopf und sagte bei sich selbst: „Was bedeutet dies alles? Wo bin ich? Was ist mir begegnet? Was ist dies für ein Palast? Was bedeuten diese Verschnittenen, diese so wohlgestalteten und gut gekleideten Diener? diese schönen Frauen und diese bezaubernden Tonspielerinnen? Ist es möglich, daß ich gar nicht unterscheiden kann, ob ich träume, oder ob ich bei vollem Verstande bin?" Endlich nimmt er seine Hände von den Augen hinweg, öffnet diese, hebt den Kopf in die Höhe, und sieht, daß die Sonne bereits ihre ersten Strahlen durch die Fenster des Zimmers wirft, worin er sich befindet.

In diesem Augenblicke trat Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, herein, warf sich vor Abu Hassan nieder und sagte dann beim Aufstehen: „Beherrscher der Gläubigen, Euer Majestät wird mir erlauben, Euch aufmerksam zu machen,

daß Ihr sonst nie so spät aufzustehen pfleget und daß Ihr die Stunde des Gebets versäumt habt. Wofern Ihr nicht etwa eine üble Nacht gehabt oder sonst unpäßlich seid, so ist es jetzt Zeit, daß Ihr auf den Thron steiget, um die Ratsversammlung zu halten und Euch wie gewöhnlich zu zeigen. Die Befehlshaber Euerer Heere, die Statthalter Euerer Provinzen und die übrigen hohen Beamten warten nur auf den Augenblick, wo die Thür des Ratssaales sich öffnen wird."

Bei diesen Worten Mesrurs wurde Abu Hassan einigermaßen überzeugt, daß er nicht schliefe und daß der Zustand, worin er sich befand, kein Traum wäre. Er fühlte sich indes ebenso verwirrt als verlegen, bei der Ungewißheit, welchen Entschluß er jetzt fassen sollte. Endlich sah er dem Mesrur scharf ins Gesicht und fragte ihn in ernsthaftem Tone: „Zu wem redet Ihr, und wer ist der, den Ihr, Unbekannter, Beherrscher der Gläubigen nennt? Ihr müßt mich gewiß verkennen."

Jeder andere als Mesrur würde durch Abu Hassans Frage aus der Fassung gebracht worden sein; allein er spielte seine Rolle, wie sie ihm der Kalif vorgeschrieben hatte, außerordentlich gut. „Mein verehrungswürdiger Herr und Gebieter," rief er aus; „Eure Majestät spricht heute offenbar bloß darum so, um mich auf die Probe zu stellen. Ist Euer Majestät denn nicht Beherrscher der Gläubigen, Gebieter der Welt, des Ostens und Westens, und Stellvertreter des Propheten, den Gott, der Herr des Himmels und der Erde, gesandt hat? Mesrur, Euer geringer Sklave, hat es seit so vielen Jahren her nicht vergessen, in denen er das Glück und die Ehre hatte, Euer Majestät seine Ehrfurcht und seine Dienste zu erweisen. Er würde sich für den unglücklichsten aller Sterblichen achten, wenn er sich Eure Ungnade zugezogen haben sollte, und er bittet Euch daher demütigst, daß Ihr ihn huldreichst beruhiget, indem er lieber glauben will, daß ein unangenehmer Traum Eure Ruhe in dieser Nacht gestört habe."

Abu Hassan lachte bei diesen Worten Mesrurs so mächtig auf, daß er rücklings auf das Kopfkissen zurücksank, zum großen Vergnügen des Kalifen, welcher selber gelacht haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der lustigen Scene, die er hier eingeleitet hatte, dadurch gleich anfangs ein Ende zu machen.

Nachdem Abu Hassan in dieser Lage lange Zeit so fort gelacht hatte, setzte er sich wieder auf und wandte sich an einen kleinen schwarzen Verschnittenen mit der Frage: „Höre einmal, sage du mir, wer bin ich?“ — „Herr,“ antwortete der kleine Verschnittene mit einer ehrerbietigen Miene, „Eure Majestät ist Beherrscher der Gläubigen und irdischer Stellvertreter des Herrn beider Welten.“ — „Du bist ein kleiner Lügner, du schwarzes Pechgesicht!“ antwortete ihm Abu Hassan.

Abu Hassan rief hierauf eine von den Frauen, die ihm gerade näher stand als die anderen, hielt ihr die Hand hin und sagte: „Tritt näher, meine Schöne, und beiße mich hier in die Fingerspitze, damit ich fühle, ob ich schlafe oder wache.“

Das Mädchen, welche wußte, daß der Kalif alles sähe, was im Zimmer vorging, freute sich, Gelegenheit zu haben, zu zeigen, was sie zu thun imstande wäre, wenn es ihm zur Belustigung gereichen könnte. Sie näherte sich also Abu Hassan mit dem möglichsten Ernst und klemmte seine ihr dargereichte Fingerspitze so zwischen ihre Zähne, daß es ihm einigen Schmerz verursachte.

Abu Hassan zog schnell seine Hand zurück und rief sogleich: „Nein, ich schlafe nicht, ich schlafe gewiß nicht. Durch welches Wunder bin ich denn aber in einer Nacht Kalif geworden? das ist doch etwas höchst Merkwürdiges und Erstaunliches!“ Hierauf wandte er sich wieder an dieselbe Schöne und sagte zu ihr: „Verhehle mir die Wahrheit nicht; ich beschwöre dich beim Schutz Gottes, auf den du so gut vertraust wie ich. Ist es wirklich wahr, daß ich Beherrscher der Gläubigen bin?“ — „Es ist so gewiß wahr,“ erwiderte diese, „daß wir uns alle wundern müssen, daß Ihr uns das Gegenteil glauben machen wollt.“ — „Du bist eine Lügnerin,“ antwortete Abu Hassan; „ich weiß recht gut, wer ich bin.“

Als das Oberhaupt der Verschnittenen bemerkte, daß Abu Hassan aufstehen wollte, reichte er ihm seine Hand und half ihm aus dem Bette steigen. Sobald er auf den Füßen war, hallte das ganze Zimmer von dem Morgengruße wieder, den ihm die sämtlichen Diener und jungen Frauen mit diesen Worten zuriefen: „Beherrscher der Gläubigen, Gott verleihe Euer Majestät einen glücklichen Tag!“

„Himmel, welches Wunder!“ rief Abu Hassan. „Gestern abend war ich noch Abu Hassan, und diesen Morgen bin ich

Beherrscher der Gläubigen? Ich begreife diese schnelle und überraschende Veränderung nicht?" Die hierzu bestimmten Diener kleideten ihn hierauf schnell an. Als sie fertig waren hatten sich unterdessen die übrigen Diener, die Verschnittenen und Frauen, in zwei Reihen bis zu der Thür aufgestellt, durch welche er in den Ratsversammlungssaal eintreten sollte. Mesrur ging jetzt voran und Abu Hassan hinter ihm her. Der Thürvorhang ward in die Höhe gezogen und die Thür durch einen Thürsteher geöffnet. Mesrur trat in den Ratsversammlungssaal und ging so vor ihm her bis an den Fuß des Thrones, woselbst er stehen blieb, um ihn beim Hinaufsteigen zu unterstützen, indem er ihn auf der einen Seite unter dem Arme faßte, während ein anderer Diener, der ihm folgte, ihn ebenso auf der anderen Seite beim Hinaufsteigen unterstützte.

Abu Hassan setzte sich unter dem Zuruf der Thürsteher, die ihm alles Glück und allen Segen wünschten; und indem er seine Augen links und rechts hin wendete, sah er die Befehlshaber der Leibwache in der schönsten Ordnung und in der besten Haltung aufgestellt.

Der Kalif war unterdes aus dem Kabinett, worin er sich bisher verborgen gehalten, in ein anderes getreten, welches die Aussicht nach dem Saale hatte, und von wo aus er alles sehen und hören konnte, was in der Ratsversammlung vorging, wenn er einmal Unpäßlichkeit halber nicht zugegen sein konnte und sein Großvezier darin an seiner Statt den Vorsitz führte. Was ihm gleich anfangs sehr gut gefiel, war, daß Abu Hassan auf seinem Throne sich fast mit ebenso vieler Würde benahm als er selber.

Sobald als Abu Hassan Platz genommen hatte, trat der Großvezier herein, warf sich am Fuße des Thrones nieder, stand wieder auf und redete ihn mit den Worten an: „Beherrscher der Gläubigen, Gott möge Euer Majestät mit seiner Gunst in diesem Leben überhäufen, Euch sodann im anderen Leben in sein Paradies aufnehmen und Euere Feinde in die Flammen der Hölle stürzen!"

Abu Hassan konnte nach dem, was ihm seit seinem Erwachen begegnet war und was er aus dem Munde des Großveziers vernommen hatte, nicht mehr zweifeln, daß er wirklich Kalif sei, so wie er es sich immer gewünscht hatte. Ohne daher erst lange zu fragen, wie oder durch welchen Zufall eine so unerwartete Glücksveränderung mit ihm vorgegangen, faßte

er auf der Stelle den Entschluß, von seiner Macht Gebrauch zu machen. Er sah also den Großvezier mit einer würdevollen Miene an und fragte ihn, ob er ihm etwas zu sagen hätte.

„Beherrscher der Gläubigen," erwiderte der Großvezier, „die Emire, die Veziere und die übrigen Staatsdiener, welche Sitz und Stimme in der Ratsversammlung Euerer Majestät haben, sind vor der Thür und warten bloß auf den Augenblick, wo Euere Majestät ihnen erlauben wird, hereinzutreten und Euch die gewöhnliche Ehrfurcht zu bezeigen." Abu Hassan befahl sogleich, daß man ihnen öffnen sollte. Der Großvezier drehte sich um und wandte sich an den Ober-Thürsteher, der bloß auf Befehle wartete. „Ober-Thürsteher," sagte er zu ihm, „der Beherrscher der Gläubigen befiehlt dir, deine Pflicht zu thun."

Die Thür wurde geöffnet und in diesem Augenblick traten die Emire und höchsten Beamten des Hofes, alle in prächtigen Staatskleidern und in der schönsten Ordnung, herein, näherten sich dem Fuße des Thrones und bezeigten, jeder nach der Reihe, Abu Hassan ihre Ehrfurcht, indem sie, wie vor der Person des Kalifen, ein Knie zur Erde und ihre Stirn gegen den Fußteppich neigten und ihn, der Anweisung des Großveziers zufolge, mit dem Namen „Beherrscher der Gläubigen" begrüßten, worauf jeder dann den ihm zugehörigen Platz einnahm.

Als diese Ceremonie beendigt war und sie sich alle gesetzt hatten, erfolgte eine tiefe Stille.

Nun begann der Großvezier, der immer noch vor dem Throne stand, seinen Bericht über verschiedene Angelegenheiten, wie er sie der Reihe nach auf seinem Blatte stehen hatte. Diese Angelegenheiten waren freilich sehr alltäglich und von geringer Bedeutung. Gleichwohl benahm sich Abu Hassan bewundernswürdig. In der That, er stockte auch nicht einmal und geriet bei keiner in die mindeste Verlegenheit. Er erklärte sich über alles, den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes gemäß, sehr richtig; mochte es nun der Fall sein, daß etwas zu bewilligen oder daß etwas abzuschlagen war.

Ehe noch der Großvezier seinen Bericht geendet hatte, bemerkte Abu Hassan den Polizeirichter, den er von Gesicht kannte, auf seinem Platze. „Warte einen Augenblick," unterbrach er den Großvezier, „ich habe dem Polizeirichter einen dringenden Befehl zu erteilen."

Der Polizeirichter, der seine Augen auf Abu Hassan gerichtet hatte und bemerkte, daß ihn Abu Hassan besonders ansah, hörte kaum seinen Namen nennen, als er sofort von seinem Platz aufstand, sich ehrerbietig dem Throne näherte und sich am Fuße desselben mit dem Angesicht zur Erde warf. „Polizeirichter," sagte Abu Hassan zu ihm, nachdem er wieder aufgestanden war, „geh augenblicklich und unverzüglich in das und das Viertel und in die und die Straße. In dieser Straße steht eine Moschee, worin du einen Imam und vier Greise mit silberweißen Bärten antreffen wirst. Bemächtige dich dieser Personen und laß jedem der vier Greise hundert, dagegen dem Imam vierhundert Schläge mit dem Ochsenziemer geben. Sodann laß sie alle fünf jeden auf ein Kamel setzen und zwar in Lumpen gekleidet und mit dem Gesichte nach dem Schweife des Kamels hingewendet. In diesem Aufzuge laß sie durch alle Viertel der Stadt führen und einen Ausrufer vor ihnen her mit lauter Stimme ausrufen: ‚Dies ist die Strafe derer, die sich in anderer Angelegenheiten mischen, die sie nichts angehen, und die sich ein Geschäft daraus machen, die Familien ihrer Nachbarn zu beunruhigen und unter ihnen alles mögliche Unheil zu stiften!'

Außerdem will ich auch noch, daß du ihnen ja einschärfest, in ein anderes Stadtviertel zu ziehen, mit dem Verbot, nie wieder einen Fuß in dasjenige zu setzen, aus dem sie fortgewiesen wurden. Während nun dein Unter-Aufseher sie in dem erwähnten Zuge herumführt, kannst du hierher zurückkommen und mir von der Vollziehung meiner Befehle Bericht abstatten."

Der Polizeirichter legte die Hand auf den Kopf, zum Zeichen, daß er bei Strafe des Verlustes desselben den soeben erhaltenen Befehl vollziehen werde. Dann warf er sich nochmals vor dem Throne nieder, stand wieder auf und entfernte sich.

Dieser mit so viel Festigkeit erteilte Befehl machte dem Kalifen ein um so größeres Vergnügen, weil er daraus ersah, daß Abu Hassan ohne Verzug die Gelegenheit, den Imam und jene Greise seines Viertels zu bestrafen, benutzte, indem ihre Bestrafung das erste war, woran er in seiner neuen Würde eines Kalifen gedacht hatte.

Unterdessen fuhr der Großvezier in seinem Berichte fort, und war beinahe damit fertig, als der zurückkehrende Polizei-

richter erschien, um von seinem Auftrage Bericht abzustatten. Er näherte sich dem Throne und sagte zu Abu Hassan, nachdem er sich dem üblichen Brauche gemäß niedergeworfen hatte: „Beherrscher der Gläubigen! ich habe den Imam und die vier Alten in der Moschee getroffen, welche Euere Majestät mir bezeichnete; und zum Beweis, daß ich den von Euer Majestät empfangenen Befehl treulich vollführt habe, überreiche ich Euch hier das von mehreren Ältesten des Viertels als Zeugen unterschriebene Protokoll." Zugleich zog er vorn aus dem Busen ein Papier und überreichte es dem angeblichen Kalifen.

Abu Hassan nahm das Protokoll, las es ganz durch, selbst bis auf die Namen der Zeugen, die ihm sehr wohl bekannt waren. Als er fertig war, sagte er lächelnd zum Polizeirichter: „Ganz gut; ich bin zufrieden und du hast es mir zu Danke gemacht; nimm jetzt wieder deinen Platz ein. — Solche Scheinheilige," sagte er dann mit zufriedener Miene zu sich selbst, „die sich einfallen ließen, sich über meine Handlungen aufzuhalten, und die es schlecht fanden, daß ich ehrliche Leute bei mir aufnahm und bewirtete, verdienten wohl diese Strafe und Beschimpfung." Der Kalif, der ihn beobachtete, las in seinem Innern und fühlte selber eine unbeschreibliche Freude über eine so gute Abfertigung.

Abu Hassan wandte sich hierauf an den Großvezier. „Laß dir," sagte er zu ihm, „vom Oberschatzmeister einen Beutel mit tausend Goldstücken geben, geh damit in das Stadtviertel, in welches ich soeben den Polizeirichter schickte, und übergieb ihn der Mutter eines gewissen Abu Hassan, welcher den Beinamen des Liederlichen führt. Den Mann kennt unter diesen Namen das ganze Viertel, und jeder wird dir sein Haus weisen. Jetzt geh und komm bald wieder."

Der Großvezier Giafar legte seine Hand auf seinen Kopf, zum Zeichen, daß er gehorchen werde, und nachdem er sich vor dem Throne niedergeworfen, ging er fort und begab sich zum Oberschatzmeister, der ihm den Beutel gab. Er ließ ihn durch einen der Sklaven, die ihm folgten, in Empfang nehmen und ging dann zur Mutter Abu Hassans. Er traf sie zu Hause und sagte ihr, der Kalif sende ihr dies Geschenk, ohne sich weiter darüber zu äußern. Sie empfing es mit um so größerer Überraschung, da sie gar nicht ahnen konnte, was den Kalifen zu einem so bedeutenden Geschenk an sie veranlaßt haben könnte und da sie nicht wußte, was im Innern des Palastes vorging.

Während der Abwesenheit des Großveziers stattete der Polizeirichter über mehrere Angelegenheiten, die in seinen Geschäftskreis einschlugen, Bericht ab, und dieser dauerte bis zur Rückkehr des Veziers. Sobald dieser wieder in den Versammlungssaal eingetreten war und Abu Hassan versichert hatte, daß er sich des erhaltenen Auftrags entledigt habe, kam Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, der sich unterdes in das Innere des Palastes zurückbegeben hatte, wieder herein und gab den Vezieren, Emiren und allen übrigen Hofbeamten ein Zeichen, daß die Ratsversammlung geendigt wäre und daß jeder sich entfernen könnte. Dies thaten sie denn auch, nachdem sie durch eine tiefe Verbeugung am Fuße des Thrones sich beurlaubt und zwar in derselben Ordnung, wie sie hereingetreten waren. Bei Abu Hassan blieb niemand zurück als die Befehlshaber der Leibwache des Kalifen und der Großvezier.

Abu Hassan blieb nun nicht länger auf dem Throne des Kalifen. Er stieg auf dieselbe Weise, wie er hinaufgestiegen war, wieder herunter, das heißt, unterstützt von Mesrur und einem anderen angesehenen Verschnittenen, die ihn unter dem Arme anfaßten und ihn bis an das Zimmer begleiteten, aus dem er herausgekommen war. Er trat hinein und der Großvezier ging voran. Doch kaum hatte er einige Schritte gethan, als er andeutete, daß ihn ein dringendes Bedürfnis anwandelte. Sogleich öffnete man ihm ein sehr reinliches, mit Marmor gepflastertes Kabinett. Zugleich überreichte man ihm ein Paar seidene, mit Gold durchwirkte Pantoffeln, die man gewöhnlich anzog, ehe man in dies Kabinett eintrat. Er nahm sie, und da er den Gebrauch derselben nicht kannte, so steckte er sie in einen seiner Ärmel, die ziemlich weit waren.

Da man sehr häufig wohl eher über eine Kleinigkeit als über etwas Wichtiges zu lachen pflegt, so fehlte diesmal wenig, daß nicht der Großvezier, Mesrur und alle übrigen Diener des Palastes, die in der Nähe waren, laut auflachten und den ganzen Scherz verdarben. Indes sie unterdrückten diese Anwandlung, und der Großvezier mußte ihm endlich erklären, daß er die Pantoffeln vor dem Eintritt in das Kabinett anziehen möchte.

Während Abu Hassan im Kabinett war, suchte der Großvezier den Kalifen auf, der sich bereits wieder an einen anderen Ort begeben hatte, um fortwährend Abu Hassan ungesehen beobachten zu können, und erzählte ihm, was soeben

vorgefallen war; was dem Kalifen ein neues Vergnügen gewährte.

Abu Hassan trat wieder aus dem Kabinett. Mesrur ging vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen, und führte ihn nach dem inneren Zimmer, wo die Tafel bereits gedeckt war. Die Thür, die in dasselbe führte, ward geöffnet, und mehrere Verschnittene eilten voraus, um den Sängerinnen einen Wink zu geben, daß der angebliche Kalif sich näherte. Sogleich begannen diese ein Konzert von melodischen Stimmen und Instrumenten, welches Abu Hassan so anmutig dünkte, daß er ganz von Freude und Entzücken hingerissen wurde, und gar nicht wußte, was er von dem allen denken sollte. „Wenn dies ein Traum ist," sprach er bei sich selbst, „so dauert dieser Traum ziemlich lange. Doch nein, es ist kein Traum," fuhr er fort; „ich fühle ja, ich denke, ich sehe, ich gehe, ich höre. Wie dem auch sein mag, ich will mich darin ganz auf Gott verlassen. Gleichwohl kann ich nicht zweifeln, daß ich wirklich Beherrscher der Gläubigen bin. Es giebt ja doch nur einen Beherrscher der Gläubigen, den der Glanz umgeben kann, der mich umgiebt. Die Ehre und die Ehrfurchtsbezeigungen, die man mir erwiesen hat und noch erweiset, die Befehle, die ich erteilt habe, und die vollzogen worden sind, — alles dies beweiset es ja hinlänglich."

Endlich hielt es Abu Hassan für gewiß, daß er der Kalif und Beherrscher der Gläubigen wäre, und er ward völlig davon überzeugt, als er sich in einem prächtigen und weiten Saale erblickte. Von allen Seiten strahlte ihm Gold und der lebhafteste Farbenglanz entgegen. Sieben Chöre von Sängerinnen, eine immer schöner als die andere, umgaben diesen Saal, und sieben goldene Kronleuchter hingen an verschiedenen Stellen von der Decke herab an welcher Gold und Azur so kunstreich angebracht war, daß es eine wundervolle Wirkung machte. In der Mitte stand eine Tafel, besetzt mit großen Schüsseln von gediegenem Golde, welche den Saal mit dem Dufte von Gewürzen und Ambra erfüllten, womit das Fleisch gewürzt war. Sieben junge Mädchen von hinreißender Schönheit und in den reichsten und glänzendsten Gewändern standen um die Tafel her. Jede derselben hatte einen Fächer in der Hand, womit sie dem Abu Hassan, während er bei Tafel saß, Luft zufächeln sollten.

Wenn jemals ein Sterblicher entzückt gewesen ist, so war es Abu Hassan, als er in diesen prächtigen Saal trat. Bei

jedem Schritte blieb er stehen, um alle die schönen Sachen, die sich seinem Blicke darboten, mit Muße zu betrachten. Er wandte sich jeden Augenblick, bald rechts, bald links, — zum großen Behagen des Kalifen, der ihn sehr aufmerksam beobachtete. Endlich trat er bis in die Mitte vor, und setzte sich zur Tafel. Sogleich setzten die sieben schönen Mädchen, die umherstanden, sämtlich mit ihren Fächern die Luft in Bewegung, um ihm Kühlung zuzuwehen. Er betrachtete eine nach der anderen, und nachdem er bewundert hatte, mit welcher Anmut sie dies Geschäft verrichteten, sagte er zu ihnen mit einem huldvollen Lächeln, er glaube, daß eine einzige von ihnen hinreichend sein würde, um ihm so viel frische Luft zuzufächeln, als er nur irgend bedürfte, und er wünsche, daß die sechs übrigen sich mit ihm zur Tafel setzen möchten, drei zu seiner Rechten, und drei zu seiner Linken, um ihm Gesellschaft zu leisten. Die Tafel war rund, und Abu Hassan ließ sie ringsumher Platz nehmen, damit er, wohin er auch immer den Blick wenden möchte, nur angenehmen und anziehenden Gegenständen begegnete.

Die sechs Mädchen gehorchten und setzten sich an die Tafel. Allein Abu Hassan bemerkte sehr bald, daß sie aus Ehrerbietung vor ihm nicht aßen. Dies gab ihm denn Anlaß, ihnen selber vorzulegen und sie in den verbindlichsten Ausdrücken zum Essen einzuladen und zu nötigen. Er fragte sie hierauf, wie sie denn hießen; und eine jede befriedigte seine Neugier. Ihre Namen waren: Alabasterhals, Korallenmund, Mondgesicht, Sonnenglanz, Augenweide, Herzensluft. Dieselbe Frage that er auch an die siebente, welche den Fächer hielt, und sie antwortete ihm, sie hieße: Zuckerrohr. Die Artigkeiten, die er einer jeden über ihren Namen sagte, bewiesen, daß er sehr viel Verstand hatte, und man kann sich nicht vorstellen, wie sehr dies die Achtung erhöhte, welche der Kalif, dem nichts von alledem entging, was gesprochen wurde, bereits für ihn empfand.

Als die schönen Frauen sahen, daß Abu Hassan nicht mehr aß, sagte die eine von ihnen zu den Verschnittenen, welche bei Tafel aufwarteten: „Der Beherrscher der Gläubigen will in den Saal des Nachtisches gehen; man bringe ein Handbecken.“ Zugleich standen sie alle von der Tafel auf und nahmen aus den Händen der Verschnittenen, die eine eine goldene Schale, die andere ein Handbecken von demselben Metall, und die dritte ein Handtuch. Sie ließen sich dann vor Abu Hassan, der

noch dasaß, auf ein Knie nieder, und reichten ihm das Waschwasser. Als er sich gewaschen hatte, stand er auf, und in diesem Augenblick zog ein Verschnittener den Thürvorhang auf und öffnete die Thür eines anderen Saales, in den er eintreten sollte.

Mesrur, der Abu Hassan keinen Augenblick verlassen hatte, ging vor ihm her und führte ihn in einen Saal, der ganz so geräumig wie der vorige, aber mit verschiedenen Gemälden großer Meister und mit Vasen von allerlei Metall, mit Fußteppichen und kostbarem Gerät auf eine ganz andere Weise ausgeschmückt war. Es standen in diesem Saale sieben ganz andere Chöre von Sängerinnen, die, sobald als Abu Hassan erschien, ein neues Konzert begannen. Der Saal war übrigens mit sieben anderen großen Kronleuchtern geziert, und die Tafel in der Mitte war mit sieben anderen großen goldenen Schalen besetzt, auf welchen alle Arten der schönsten und auserlesensten Früchte der Jahreszeit in Pyramidenform aufgetürmt waren; und ringsumher standen sieben andere junge Mädchen, mit Fächern in den Händen, welche die vorigen an Schönheit noch übertrafen.

Diese ganz neuen Gegenstände setzten Abu Hassan in eine noch größere Verwunderung als vorher, und bewirkten, daß er stehen blieb und alle Zeichen des Staunens und der Überraschung von sich gab. Er trat endlich an die Tafel, und nachdem er sich daran hingesetzt und die sieben Mädchen eine nach der anderen betrachtet hatte, ohne zu wissen, welcher von ihnen er den Vorzug geben solle, befahl er ihnen, daß eine jede ihren Fächer hinlegen, sich mit an die Tafel setzen und mit ihm essen sollte, indem er meinte, die Hitze wäre nicht so groß, daß er ihres Dienstes bedürfte.

Als die schönen Frauen sich zur Rechten und Linken Abu Hassans hingesetzt hatten, wollte er vor allen Dingen wissen, wie sie hießen; und er erfuhr, daß sie ganz andere Namen als die sieben Schönen im vorigen Saale hatten, und daß jeder dieser Namen irgend eine Gemüts- oder Geisteseigenschaft bezeichnete, wodurch sich eine von der anderen unterschied. Dies gefiel ihm außerordentlich, und er gab dies durch sinnreiche Bemerkungen zu erkennen, die er bei dieser Gelegenheit machte, indem er ihnen nach der Reihe aus jeder Schale Früchte überreichte. Der Kalif, der auf alle seine Handlungen und Äußerungeu genau acht gab, war immer mehr vergnügt darüber, daß er in ihm einen Mann gefunden hatte, der ihn

belustigte und ihm so viel Gelegenheit gab, ihn genau kennen zu lernen.

Als Abu Hassan von allen Früchten in den Schalen nach Belieben gegessen hatte, stand er auf. Mesrur, der ihn nicht verlassen hatte, ging sogleich vor ihm her und führte ihn in einen dritten Saal, der ebenso prachtvoll verziert, ausgeschmückt und möbliert war als die beiden vorigen.

Abu Hassan fand darin sieben andere Musikchöre und sieben andere Schönen um eine Tafel herum stehend, die mit sieben goldenen Schalen besetzt war, welche mit eingemachten Sachen von den mannigfaltigsten Farben und Formen angefüllt waren. Nachdem er mit neuer Verwunderung seine Augen nach allen Seiten hin geworfen hatte, näherte er sich der Tafel beim harmonischen Klange der sieben Musikchöre, welche sogleich schwiegen, als er sich gesetzt hatte. Die sieben Mädchen setzten sich auf seinen Befehl ebenfalls an seine Seite, und da er ihnen nicht dieselbe Artigkeit erzeigen konnte, wie den vorigen, nämlich ihnen selber vorzulegen, so bat er sie, daß sie von diesem Eingemachten sich selber nach ihrem Geschmack auswählen möchten. Auch erkundigte er sich nach ihren Namen, die ihm um ihrer Mannigfaltigkeit willen nicht minder gefielen als die der übrigen Schönen, und die ihm zugleich neuen Stoff an die Hand gaben, um sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen Artigkeiten zu sagen, die ihnen ebensoviel Vergnügen machten als dem Kalifen, dem nichts von allem, was gesprochen wurde, entging.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende, als Abu Hassan in den vierten Saal geführt wurde. Er war wie die vorigen mit dem prächtigsten und kostbarsten Gerät ausgeschmückt. Auch befanden sich darin sieben große goldene Kronleuchter mit brennenden Wachskerzen, und der ganze Saal war durch eine erstaunliche Menge von Lichtern erhellt, die eine wundervolle und überraschende Wirkung hervorbrachten. In den drei vorigen hatte man nichts Ähnliches der Art gesehen, weil dergleichen nicht nötig gewesen war. Abu Hassan fand ferner in diesem letzten Saale, so wie in den drei früheren, sieben neue Musikchöre, die noch anmutiger sangen und spielten als die vorigen, und eine noch größere Heiterkeit einzuflößen schienen. Auch sah er da sieben andere Mädchen, die um eine Tafel herumstanden, die mit sieben goldenen Schalen besetzt war, worin sich Blätterkuchen, trockenes Konfekt von allen Gattungen und noch andere Sachen befanden, die zum Trinken

reizen. Indes eines sah hier Abu Hassan, was er in den übrigen Sälen nicht gesehen hatte: nämlich einen Schenktisch mit sieben großen silbernen Flaschen, voll des köstlichsten Weines, und sieben krystallenen Trinkgläsern von der schönsten Arbeit neben jeder Flasche.

Bis dahin, das heißt in den drei ersten Sälen, hatte Abu Hassan bloß Wasser getrunken — gemäß der Sitte, die zu Bagdad ebensowohl unter dem Volke und in den höheren Ständen beobachtet wird als am Hofe des Kalifen, wo man in der Regel nur des Abends Wein trinkt. Alle diejenigen, welche es anders halten, gelten für Schwelger und wagen sich nicht bei hellem Tage zu zeigen. Dieser Brauch ist um so löblicher, da man den Tag über seinen vollen Verstand nötig hat, um seinen Geschäften nachgehen zu können, und da, wenn bloß des Abends Wein getrunken wird, man bei hellem Tage nie auf den Straßen der Stadt Berauschte erblickt, welche Unordnungen verursachen.

Abu Hassan trat also in den vierten Saal und näherte sich der Tafel. Als er sich daran hingesetzt hatte, blieb er eine lange Zeit in Entzücken versenkt und in Bewunderung der sieben Mädchen, die um ihn standen, und die er noch weit schöner fand als in den vorigen Sälen. Er war neugierig, den Namen einer jeden einzelnen zu wissen. Allein der laute Klang der Musik und besonders die Handtrommel, die man bei jedem Chore schlug, gestatteten ihm nicht, sich vernehmlich zu machen; er schlug daher die Hände zusammen, um ein Zeichen zum Aufhören zu geben; und so entstand eine tiefe Stille.

Jetzt nahm er die Schöne, die ihm rechts am nächsten stand, bei der Hand, ließ sie neben sich setzen, überreichte ihr etwas Blätterkuchen, und fragte sie dann, wie sie hieße? „Beherrscher der Gläubigen," erwiderte die Schöne, „mein Name ist Perlenstrauß." — „Man konnte in der That," antwortete Abu Hassan, „dir keinen passenderen und deinem Wert entsprechenderen Namen geben. Ohne indes dem, der ihn dir gegeben, im mindesten zu nahe zu treten, finde ich doch, daß deine schönen Zähne alle Perlen der Welt, auch die vom schönsten Wasser, weit hinter sich lassen. Perlenstrauß," fuhr er fort, „da du denn so heißest, sei so gefällig, ein Glas dort zu nehmen und mir mit deiner schönen Hand zu trinken zu reichen."

Die Schöne trat sogleich zu dem Schenktische hin und

kam mit einem vollen Glase Wein zurück, welches sie Abu Hassan mit dem feinsten Anstand überreichte. Er nahm es mit vielem Vergnügen, sah sie voll Zärtlichkeit an, und sagte dann zu ihr: „Perlenstrauß, ich trinke jetzt auf deine Gesundheit, und bitte, daß du dir ebenfalls einschenkest und mir Bescheid thuest.“ Sie eilte schnell zum Schenktische hin, und kam mit einem Glase in der Hand zurück; allein ehe sie trank, sang sie ein Lied, welches ihn ebensosehr durch die Neuheit des Inhalts als durch den Zauber der Stimme, womit sie es sang, entzückte.

Nachdem Abu Hassan getrunken hatte, wählte er aus den Schalen einiges aus und überreichte es einer anderen von diesen Schönen, die er ebenfalls sich neben ihn setzen hieß. Er fragte sie ebenfalls nach ihrem Namen. Sie hieß, wie sie sagte, Morgenstern. „Deine schönen Augen,“ erwiderte er, „haben mehr Glanz und Feuer als der Stern, dessen Namen du führest. Geh und mache mir das Vergnügen, mir zu trinken zu bringen.“ Sie that dies auf der Stelle und zwar auf die artigste Weise von der Welt. Er benahm sich nun ebenso gegen die dritte, welche Tageslicht hieß, und so fort bis zur siebenten, die ihm alle, zur großen Belustigung des Kalifen, zu trinken einschenkten.

Nachdem Abu Hassan so viel Gläser getrunken hatte, als junge Mädchen da standen, ging die erste von ihnen, Namens Perlenstrauß, zum Schenktische, nahm ein Glas, schenkte es voll Wein, warf einige Finger voll von dem Pulver hinein, dessen sich der Kalif am gestrigen Tage bedient hatte, und überreichte es dann Abu Hassan mit den Worten: „Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euere Majestät, um Euerer Gesundheit willen noch dies Glas anzunehmen und noch vor dem Trinken ein Lied gnädigst anzuhören, welches, wie ich mir schmeichle, Euch nicht mißfallen wird. Ich habe es wenigstens erst heute fertig gedichtet und es noch niemand vorgesungen.“

„Ich bewillige dir diese Gnade sehr gern,“ sagte zu ihr Abu Hassan, indem er das Glas aus ihrer Hand nahm, „und ich befehle, als Beherrscher der Gläubigen, in der Überzeugung, daß ein so schönes Mädchen, wie du, nur sehr angenehme und sinnreiche Lieder dichten kann, daß du mir es singest.“ Die Schöne nahm eine Laute, spielte und sang zu dem Instrument mit so viel Richtigkeit, Anmut und Ausdruck, daß sie Abu Hassan von Anfang bis zu Ende in Entzücken erhielt. Er fand es so schön, daß er es sich von ihr noch

einmal wiederholen ließ, und es mit ebensoviel Vergnügen als das erste Mal hörte.

Als die Schöne geendigt hatte, leerte Abu Hassan, der sie nach Verdienst loben wollte, zuvor das Glas mit einem Zuge aus. Sodann wandte er das Gesicht nach dem Mädchen hin, um mit ihr zu sprechen, ward aber durch das eingenommene Pulver daran verhindert, welches so plötzlich wirkte, daß er seinen Mund bloß lallend öffnete. Sogleich schlossen sich auch seine Augen, er ließ den Kopf wie ein Schlaftrunkener auf die Tafel herabsinken, und schlief so fest ein, als er den Tag zuvor um dieselbe Stunde gethan hatte, wo der Kalif ihm dasselbe Pulver eingegeben. In diesem Augenblicke fing eines von den Mädchen, die neben ihm standen, geschickt das Glas auf, das er aus der Hand fallen ließ. Der Kalif, welcher an diesem ganzen Scherze mehr Vergnügen gefunden, als er je gehofft, und der auch diese letzte Scene mit angesehen hatte, so wie alle früheren, trat jetzt aus seinem verborgenen Orte hervor und erschien im Saale, ganz vergnügt darüber, daß ihm sein Einfall so gut geglückt war. Er befahl zuerst, dem Abu Hassan das Gewand auszuziehen, womit man ihn diesen Morgen bekleidet hatte, und ihm dafür wieder das anzulegen, was er vor vierundzwanzig Stunden angehabt hatte, als der ihn begleitende Sklave ihn nach dem Palast trug. Er ließ sogleich denselben Sklaven rufen, und sagte zu ihm, als er kam: „Da, nimm diesen Mann, und trag ihn in aller Stille in sein Haus und auf sein Sofa zurück, und laß beim Weggehen die Thür offen stehen."

Der Sklave ergriff Abu Hassan, trug ihn durch die verborgene Thür aus dem Palast, legte ihn, wie der Kalif befohlen, in seinem Hause nieder, und kehrte sodann eilfertig zurück, um ihm von dem, was er gethan, Rechenschaft abzustatten. „Abu Hassan," sagte hierauf Harun, „hatte sich gewünscht, bloß einen Tag lang Kalif sein zu können, um den Imam der Moschee seines Viertels und die vier Scheichs oder Greise, deren Betragen ihm nicht gefiel, bestrafen zu können. Ich habe ihm diese Gelegenheit verschafft, und er kann damit zufrieden sein."

Abu Hassan schlief auf seinem Sofa, auf welches ihn der Sklave niedergelegt, bis tief in den folgenden Tag hinein, und erwachte nicht eher, als bis das Pulver, welches man ihm in das letzte Glas geworfen, seine Wirkung gethan hatte. Da nun schlug er die Augen auf und war nicht wenig über-

rascht, sich wieder in seinem Zimmer zu sehen. „Perlenstrauß, Morgenstern, Korallenmund, Morgenröte, Mondgesicht!“ rief er ganz laut, indem er eine jede von den Schönen des Palastes, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, so weit er sich ihrer noch erinnern konnte, bei ihren Namen rief. „Wo seid ihr? Kommt doch hierher!“

Abu Hassan schrie aus allen Kräften. Seine Mutter, die ihn in ihrem Zimmer hörte, lief auf das Rufen sogleich herbei, trat in sein Zimmer, und fragte ihn: „Was ist dir denn, mein Sohn? was ist dir zugestoßen?“

Bei diesen Worten hob Abu Hassan den Kopf in die Höhe, sah seine Mutter stolz und verächtlich an, und fragte sie: „Gute Frau, wen nennst du denn deinen Sohn?“

„Dich!“ erwiderte die Mutter mit vieler Freundlichkeit. „Bist du nicht Abu Hassan, mein Sohn? Das wäre doch höchst seltsam, wenn du es in so kurzer Zeit vergessen haben solltest.“

„Ich dein Sohn? Abscheuliche Alte,“ antwortete Abu Hassan, „du weißt nicht, was du redest, du bist eine Lügnerin! Ich bin nicht Abu Hassan, von dem du da sprichst; ich bin der Beherrscher der Gläubigen.“

„Sei doch still, mein Sohn!“ fuhr die Alte fort; „du bist nicht klug; man könnte dich für einen Narren halten, wenn es jemand hörte.“

„Du bist selbst eine alte Närrin,“ erwiderte Abu Hassan; „ich aber bin kein Narr, wie du behauptest. Ich wiederhole dir nochmals, daß ich der Beherrscher der Gläubigen und der irdische Stellvertreter des Herrn der beiden Welten bin.“

„Ach, mein Sohn!“ rief die Mutter aus. „Ist es möglich, daß ich solche Worte von dir höre, die eine so große Geistesabwesenheit verraten? Welcher böse Geist hält dich besessen, und läßt dich solche Reden führen? Gottes Gnade komme über dich, und befreie dich von der Macht des Satans. Du bist mein Sohn Abu Hassan, und ich bin deine Mutter.“

Nachdem sie ihm alles Mögliche, was ihr nur irgend einfiel, gesagt hatte, um ihn wieder zu sich zu bringen und ihm zu zeigen, daß er im Irrtum wäre, fuhr sie weiter fort: „Siehst du nicht, daß dies Zimmer, worin du dich befindest, das deinige ist, und nicht das Zimmer eines Palastes, wie es sich für einen Beherrscher der Gläubigen ziemen würde, und daß du es, seitdem du auf der Welt bist, nie vertauscht, sondern immer bei mir gewohnt hast? Überlege alles wohl, was ich

dir sage, und bilde dir nicht Dinge ein, die nicht sind und die auch gar nicht sein können. Noch einmal, mein Sohn, denke ernsthaft darüber nach."

Abu Hassan hörte die Ermahnungen seiner Mutter ruhig an, schlug die Augen nieder, und stützte sich die Hand unter das Gesicht, wie einer, der in sich geht, um die Wahrheit dessen, was er sieht und hört, zu prüfen. „Ich glaube, du hast recht," sagte er einige Augenblicke nachher, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, doch ohne seine Stellung zu ändern; „es kommt mir selbst so vor, daß ich Abu Hassan bin, und du meine Mutter, und dies mein Zimmer. Noch einmal," fuhr er fort, indem er die Augen auf sie und auf alles warf, was sich seinen Blicken darbot, „ich bin Abu Hassan, ich zweifle nicht mehr daran, und begreife nicht, wie ich mir diese Einbildung in den Kopf setzen konnte."

Die Mutter glaubte nun wirklich, daß ihr Sohn von seiner Geistesverwirrung, die sie einem Traume zuschrieb, geheilt wäre; sie war sogar schon im Begriff, mit ihm darüber zu lachen und ihn über den Traum zu befragen, als er sich plötzlich aufsetzte, sie von der Seite ansah und ausrief: „Alte Hexe, alte Zauberin, du weißt nicht, was du redest; ich bin weder dein Sohn, noch bist du meine Mutter. Du täuschest dich selber, und willst es mir ebenfalls einreden. Ich sage dir, ich bin Beherrscher der Gläubigen, und du wirst mir nicht das Gegenteil weißmachen."

„Ich bitte dich, mein Sohn, befiehl dich Gott, und enthalte dich solcher Reden, damit dich nicht der Himmel strafe. Laß uns lieber von etwas anderem reden. Ich will dir erzählen, was gestern in unserem Viertel dem Imam unserer Moschee und vier Scheichs unter unseren Nachbarn begegnet ist. Der Polizeirichter ließ sie verhaften, und nachdem er ihnen vor seinen Augen einem jeden, ich weiß nicht, wie viel Schläge mit dem Ochsenziemer hatte geben lassen, ließ er durch einen Ausrufer bekannt machen, dies sei die Strafe für diejenigen, die sich in Angelegenheiten mischten, die sie nichts angingen, und die es sich zum Geschäfte machten, die Familien ihrer Nachbarn zu beunruhigen. Endlich ließ er sie unter demselben Ausrufe durch alle Stadtviertel führen und verbot ihnen, jemals wieder einen Fuß in unser Stadtviertel zu setzen."

Die Mutter Abu Hassans, die sich nicht einbilden konnte, daß ihr Sohn an dem Abenteuer, welches sie erzählte, irgend Anteil gehabt, hatte absichtlich das Gespräch auf etwas anderes

geleitet, und betrachtete die Erzählung dieses Vorfalls als ein Mittel, ihn aus dem Irrtum zu reißen, worin er sich befand.

Allein es erfolgte gerade das Gegenteil. Anstatt in ihm den Gedanken, daß er Beherrscher der Gläubigen sei, auszulöschen, diente diese Erzählung gerade dazu, denselben wieder zurückzurufen und nur noch tiefer seiner Einbildungskraft einzuprägen, sodaß er ihm zur völligen Gewißheit ward.

Sobald daher Abu Hassan diese Erzählung angehört hatte, antwortete er: „Ich bin also weder dein Sohn, noch Abu Hassan, sondern gewiß der Beherrscher der Gläubigen; nach dem, was du mir selber da erzählt hast, kann ich nicht mehr daran zweifeln. Vernimm nur, daß der Imam und die vier Scheichs auf meinen Befehl so bestraft worden sind, wie du eben sagtest. Ich bin daher, sage ich dir, wahrhaftig der Beherrscher der Gläubigen; und höre deshalb auf, mir vorzureden, daß es ein bloßer Traum sei. Ich schlafe nicht, auch war ich damals so wach, als ich es in diesem Augenblicke bin, wo ich mit dir rede. Es ist mir sehr angenehm, daß du mir bestätigest, was der Polizeirichter, dem ich die Sache übertragen, mir darüber berichtet hat, das heißt, daß mein Befehl pünktlich vollzogen worden ist, und ich freue mich um so mehr darüber, da dieser Imam und die vier Scheichs offenbare Heuchler sind. Ich möchte nur wissen, wer mich an diesen Ort hierher gebracht hat. Indes, Gott sei gelobt! so viel ist gewiß, daß ich wirklich Beherrscher der Gläubigen bin, und alle Gründe sollen mich nicht vom Gegenteil überreden."

Die Mutter, welche weder ahnen noch sich denken konnte, warum ihr Sohn so fest und zuversichtlich behauptete, daß er Beherrscher der Gläubigen wäre, zweifelte jetzt gar nicht mehr daran, daß er den Verstand verloren, da sie ihn Dinge reden hörte, die ihrem Verstande ganz unglaublich vorkamen, obwohl sie Abu Hassan gar wohl begründet schienen. In dieser Meinung sagte sie zu ihm: „Mein Sohn, ich bitte Gott, daß er sich deiner erbarme. Höre auf, solche Reden zu führen, die so ganz ohne allen Menschenverstand sind. Wende dich an Gott, und bitte ihn, daß er dir vergebe, und dir die Gnade widerfahren lasse, daß du wieder wie ein vernünftiger Mensch reden könnest. Was würde man von dir sagen, wenn man dich so reden hörte? weißt du nicht, daß die Wände Ohren haben?"

Anstatt daß so schöne Ermahnungen das Gemüt Abu

Hassans hätten beruhigen sollen, erbitterten sie ihn nur noch mehr. Er fuhr heftig gegen seine Mutter auf und sagte zu ihr: „Alte, ich habe dir schon einmal Stillschweigen geboten; wenn du jetzt noch ein Wort weiter sprichst, so werde ich aufstehen und dich so behandeln, daß du es dein lebelang fühlen sollst. Ich bin Kalif und Beherrscher der Gläubigen, und du mußt es mir glauben, wenn ich es dir sage."

Die gute Frau, welche sah, daß ihr Sohn, anstatt wieder zur Besinnung zu kommen, dieselbe vielmehr nur noch mehr verlor, überließ sich jetzt ganz ihren Thränen und Wehklagen, schlug sich ins Gesicht und an die Brust, und that Äußerungen, die ihre Bestürzung und ihre tiefe Betrübnis über die Geistesabwesenheit ihres Sohnes verrieten.

Abu Hassan, anstatt sich zu beruhigen und sich durch die Thränen seiner Mutter rühren zu lassen, vergaß sich im Gegenteil so weit, daß er sogar die natürliche Achtung gegen sie aus den Augen setzte. Er sprang mit Ungestüm auf, ergriff einen Stock und drang mit emporgehobenem Arme wie ein Rasender auf sie ein. „Verwünschte Alte," rief er ihr in seiner Narrheit in einem Tone zu, der jeden anderen außer seiner Mutter erschreckt haben würde; „sage mir auf der Stelle, wer ich bin?"

„Mein Sohn," antwortete die Mutter, ohne zu erschrecken, indem sie ihn zärtlich ansah, „ich glaube nicht, daß Gott dich so sehr verlassen hat, daß du diejenige, welche dich geboren hat, und dich selber nicht mehr kennen solltest. Ich täusche dich nicht, wenn ich dir sage, daß du mein Sohn Abu Hassan bist, und daß du sehr unrecht daran thust, dir einen Titel anzumaßen, der bloß deinem und meinem Herrn und Gebieter, dem Kalifen Harun al Raschid, zukommt, der noch dazu uns beide, mich und dich, mit Wohlthaten überhäuft, wie das Geschenk beweiset, welches er mir gestern übersandt hat. Denn du mußt nur wissen, daß der Großvezier Giafar gestern persönlich sich bemühte, mich aufzusuchen, mir einen Beutel mit tausend Goldstücken einhändigte, und mir zugleich sagte, ich möchte für den Beherrscher der Gläubigen, der mir dieses Geschenk sendete, zu Gott beten. Und ist dies Geschenk nicht weit mehr für dich als für mich, die ich nur noch ein paar Tage zu leben habe?"

Bei diesen Worten konnte sich Abu Hassan nicht länger halten. Die näheren Umstände des Geschenkes zeigten ihm, daß er sich nicht täuschte, und überredeten ihn nur noch mehr,

daß er wirklich der Kalif wäre, da der Vezier den Beutel ja nur auf seinen Befehl gebracht hatte. „Wohlan denn, alte Hexe!“ rief er aus; „wirst du dich endlich überzeugen, wenn ich dir sage, daß ich es war, der dir durch den Großvezier Giafar die tausend Goldstücke überbringen ließ, welcher letztere bloß meinen ihm gegebenen Befehl vollzog? Indes, anstatt mir zu glauben, suchst du bloß durch Widersprechen und durch hartnäckiges Behaupten, als sei ich dein Sohn, mich verwirrt zu machen. Allein ich werde deine Bosheit nicht länger unbestraft lassen.“ Als er diese Worte gesprochen, war er im Übermaße seiner Raserei so unmenschlich, sie mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, auf das unbarmherzigste zu mißhandeln.

Die arme Mutter, welche nicht geglaubt hatte, daß ihr Sohn so schnell von Drohungen zu Thätlichkeiten übergehen würde, fing beim ersten Schlage an, aus Leibeskräften um Hilfe zu rufen. Doch Abu Hassan hörte, bis die Nachbarn herbeigelaufen kamen, nicht auf, sie zu schlagen, indem er sie bei jedem Schlage fragte: „Bin ich Beherrscher der Gläubigen?“ worauf die Mutter dann jedesmal sehr liebevoll antwortete: „Du bist mein Sohn.“

Die Wut Abu Hassans begann ein wenig nachzulassen, als die Nachbarn in sein Zimmer geeilt kamen. Der Erste, welcher hereintrat, warf sich sogleich zwischen seine Mutter und ihn, riß ihm den Stock aus der Hand und sagte zu ihm: „Was thust du, Abu Hassan? Hast du deine Vernunft und alle Furcht vor Gott verloren? Hat es wohl je ein wohlerzogener Sohn, wie du bist, gewagt, seine Hand gegen seine Mutter aufzuheben, und schämst du dich nicht, die deinige, welche dich so zärtlich liebt, so zu behandeln?“

Abu Hassan, der noch ganz voll Wut war, sah denjenigen, der mit ihm redete, stillschweigend an, und fragte hierauf, indem er auf die übrigen mitgekommenen Nachbarn unstäte Blicke warf: Wer ist dieser Abu Hassan, von dem ihr sprecht? Meint ihr mich mit diesem Namen?“

Diese Frage brachte die Nachbarn etwas außer Fassung. „Wie?“ erwiderte derselbe, der zuerst gesprochen; „du willst diese Frau da nicht mehr für diejenige anerkennen, die dich erzogen hat und bei der du seither fortwährend gewohnt hast, mit einem Worte, nicht für deine Mutter?“ — „Du bist ein Unverschämter,“ antwortete Abu Hassan; „ich kenne sie so wenig als dich, und ich mag sie auch nicht kennen. Ich bin nicht Abu Hassan, sondern der Beherrscher der Gläubigen,

und wenn ihr das noch nicht wißt, so werde ich es euch auf eure Unkosten lehren lassen."

Bei diesen Reden Abu Hassans zweifelten die Nachbarn nicht mehr an seiner Geistesabwesenheit, und um zu verhindern, daß er sich nicht noch einmal wieder an seiner Mutter vergreifen möchte, packten sie ihn ungeachtet seines Widerstrebens ganz fest und banden ihm Arme, Hände und Füße. Obwohl er nun in einem Zustande war, wo er nicht mehr schaden zu können schien, hielten sie es gleichwohl nicht für angemessen, ihn mit seiner Mutter allein zu lassen. Zwei von der Gesellschaft entfernten sich, gingen schleunigst nach dem Narrenhause und gaben dem Aufseher desselben einen Wink von dem, was da vorging. Dieser begab sich sogleich mit den Nachbarn und in zahlreicher Begleitung seiner Leute mit Ketten, Handschellen und einem Ochsenziemer dorthin.

Abu Hassan, der auf nichts weniger als auf so schreckliche Anstalten gefaßt war, strengte sich bei Ankunft dieser Leute aufs äußerste an, um sich seiner Bande zu entledigen; allein der Narrenwärter ließ sich den Ochsenziemer reichen und brachte ihn durch zwei bis drei tüchtige Hiebe, die er ihm auf die Schultern gab, sehr bald wieder zur Vernunft. Diese Behandlung wirkte auf Abu Hassan so gut, daß er sich mäßigte und daß der Narrenhaus-Aufseher und seine Leute mit ihm machen konnten, was sie wollten. Sie banden ihn mit Ketten, legten ihm Hand- und Fußschellen an, und als sie fertig waren, schleppten sie ihn aus seiner Wohnung und führten ihn ins Narrenhaus.

Abu Hassan war kaum auf der Straße, als er sich auch schon von einer Menge Volkes umringt sah. Der eine gab ihm einen Faustschlag, der andere eine Ohrfeige, noch andere überhäuften ihn mit Schmähworten, indem sie ihn als einen Unsinnigen, Narren und Verrückten behandelten.

Bei all dieser schlechten Behandlung sagte er: „Es giebt keine Größe und keine Kraft als in dem höchsten und allmächtigen Gott! Man will mich zum Narren machen, obwohl ich bei gesundem Verstande bin; ich erdulde indes diese Schmach und diese Beschimpfungen um Gottes Barmherzigkeit willen."

Abu Hassan wurde nun auf diese Weise ins Narrenhaus geführt. Man brachte ihn dort unter und sperrte ihn in einen eisernen Käfig. Ehe er indessen da hinein verschlossen wurde,

begrüßte ihn der Narrenwärter, der zu dergleichen gewaltsamen Verfahren schon ganz abgehärtet war, ganz unbarmherzig mit fünfzig Hieben mit dem Ochsenziemer auf die Schultern und den Rücken, und fuhr länger als drei Wochen lang fort, sodaß er ihm täglich dieselbe Tracht Schläge erteilte und ihm jedesmal die Worte wiederholte: „Komm wieder zu Verstande und sage, ob du noch Beherrscher der Gläubigen bist."

„Ich brauche deinen guten Rat nicht," erwiderte Abu Hassan; „ich bin kein Narr; aber wenn ich es werden sollte, so würde nichts so sehr imstande sein, mich in dieses Unglück zu stürzen, als die Schläge, womit du mich mißhandelst."

Die Mutter Abu Hassans besuchte unterdes ihren Sohn regelmäßig jeden Tag. Sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, wenn sie seine Leibesfülle und seine Kräfte so hinschwinden sah und ihn über die Schmerzen, die er empfand, klagen und seufzen hörte. In der That waren seine Schultern, Seiten und Rücken braun und blau geschlagen, und er wußte nicht, auf welche Seite er sich wenden und legen sollte, um Ruhe zu finden; auch schälte sich ihm während seiner Verhaftung in diesem abscheulichen Aufenthaltsorte mehrmals die Haut ab. Seine Mutter wollte ihm Trost zusprechen und ihn auszuforschen suchen, ob er in Hinsicht seiner angeblichen Kalifenwürde noch immer in derselben Geistesstimmung sich befände; allein so oft sie den Mund öffnete, um etwas der Art zu berühren, wies er sie mit so viel Ungestüm zurück, daß sie sich genötigt sah, ihn zu verlassen und untröstlich über eine solche Hartnäckigkeit heimzukehren.

Die tiefen und mächtigen Eindrücke, welche in Abu Hassans Seele von jenem Tage zurückgeblieben waren, wo er sich im Staatskleide des Kalifen gesehen, alle Geschäfte desselben verrichtet, die Gewalt desselben ausgeübt, und ganz so wie ein Kalif Gehorsam gefunden hatte, diese Eindrücke, die ihm bei seinem Erwachen vorgespiegelt hatten, er wäre es wirklich, und die ihn so lange Zeit in diesem Irrtum festgehalten hatten, fingen allmählich an, in seiner Seele zu erlöschen.

„Wenn ich wirklich Kalif und Beherrscher der Gläubigen wäre," sprach er bisweilen zu sich selbst, „warum befand ich mich denn bei meinem Erwachen auf meinem Zimmer und in meiner gewöhnlichen Kleidung? Warum sah ich nicht mehr das Oberhaupt der Verschnittenen, alle die übrigen Verschnittenen und jene Menge von schönen Frauen um mich? Warum sollten der Großvezier Giafar, den ich zu meinen Füßen sah, so

viele Emire, so viele Statthalter der Provinzen und so viele andere Hofbeamte, von denen ich mich umgeben sah, mich auf einmal verlassen haben? Gewiß, wenn ich die mindeste Gewalt über sie hätte, würden sie mich längst aus dem jämmerlichen Zustande, worin ich mich befinde, befreit haben. Aber alles war bloßer Traum, ich muß mich schon dazu bequemen, es zu glauben. Freilich habe ich wohl dem Polizeirichter befohlen, den Imam und die vier Greise, die seine Ratgeber sind, zu bestrafen; ich habe ferner dem Großvezier Giafar aufgetragen, meiner Mutter tausend Goldstücke zu überbringen: und meine Befehle sind vollzogen worden. Dies macht mich wieder stutzig, und ich kann es nicht begreifen. Aber wie viele andere Dinge giebt es nicht, die ich nicht begreife und nie begreifen werde? Ich will mich also hierin der Hand Gottes übergeben, der alles weiß und alles kennt."

Abu Hassan war noch ganz in diese Betrachtungen und Gedanken vertieft, als seine Mutter hereintrat. Als sie ihn so mager und abgezehrt sah, flossen ihre Thränen reichlicher als es bis dahin der Fall gewesen war. Mitten unter ihrem Schluchzen begrüßte sie ihn mit dem gewöhnlichen Gruße, und Abu Hassan erwiderte ihn, ganz gegen seine bisherige Gewohnheit, zum erstenmal wieder. Sie nahm dies für eine günstige Vorbedeutung, trocknete sich die Thränen aus den Augen und sagte zu ihm: „Nun, mein Sohn, wie geht es dir? In welcher Gemütsstimmung befindest du dich? Hast du die Einbildungen und Reden, welche der böse Geist dir eingegeben hat, wieder fahren lassen?"

„Meine Mutter," erwiderte Abu Hassan mit einer ruhigen und gesetzten Stimmung und in einem Tone, worin der tiefe Schmerz über das, was er gegen sie begangen, sich ausdrückte, „ich erkenne meine Verirrung; aber ich bitte dich, mir jenes abscheuliche und verruchte Verbrechen zu verzeihen, dessen ich mich gegen dich schuldig gemacht habe. Dasselbe bitte ich von meinen Nachbarn wegen des Ärgernisses, das ich ihnen gegeben habe. Ich bin durch einen Traum verführt worden, aber durch einen so außerordentlichen und wahrscheinlichen, daß ich für gewiß behaupten kann, jeder andere, dem er begegnet wäre, würde davon nicht minder ergriffen worden sein, und würde vielleicht noch größere Narrheiten, als ihr von mir gesehen habt, begangen haben. Selbst in dem gegenwärtigen Augenblick bin ich noch so verwirrt davon, daß ich mich kaum überreden kann, es sei ein Traum gewesen, so viel Ähnliches

hat er mit dem, was unter Leuten, die wach sind, vorgeht. Wie dem auch sein mag, ich halte es für einen Traum und für eine Täuschung, und will es fortwährend dafür halten. Ich bin selbst überzeugt, daß ich nicht jene Traumgestalt von Kalif und Beherrscher der Gläubigen, sondern dein Sohn Abu Hassan bin. Ja, ich bin der Sohn einer Mutter, die ich stets geehrt habe, bis zu jenem unglücklichen Tage, dessen Andenken mich mit Beschämung erfüllt, einer Mutter, die ich ehre und mein ganzes Leben hindurch ehren werde, wie sich's gebührt."

Bei diesen verständigen und vernünftigen Äußerungen verwandelten sich die Thränen der Betrübnis, des Mitleids und der Bekümmernis, welche Abu Hassans Mutter seit langer Zeit geweint hatte, in Thränen der Freude, des Trostes und der Zärtlichkeit für ihren teuern Sohn, den sie wiedergefunden hatte. „Mein Sohn," rief sie ganz außer sich, „indem ich dich, nach dem allen, was vorgegangen ist, wieder so vernünftig reden höre, fühle ich mich fast ebenso vergnügt und entzückt, als ob ich dich noch einmal zur Welt geboren hätte. Ich muß dir jetzt nur meine Ansicht über dein Abenteuer auseinandersetzen und dich auf einen Umstand aufmerksam machen, den du bis jetzt vielleicht nicht beachtet hast. Der Fremde, den du eines Abends zum Abendessen mitbrachtest, ging fort, ohne daß er, wie du es ihm doch anempfahlest, die Thür deines Gemachs zuschloß, und dies, glaube ich, gab dem bösen Geiste Gelegenheit, in dasselbe hineinzugelangen und dich in die entsetzliche Täuschung zu versetzen, worin du dich befandest. Du mußt daher, mein Sohn, Gott danken, daß er dich davon befreit hat, und ihn bitten, daß er dich künftig vor den Fallstricken des bösen Geistes bewahre."

„Du hast die Quelle meines Unglücks richtig entdeckt," antwortete Abu Hassan, „gerade die Nacht war es, wo ich diesen Traum hatte, der mein Gehirn so zerrüttete. Ich hatte dem fremden Kaufmann ausdrücklich den Wink gegeben, daß er die Thür hinter sich zumachen möchte, und ich merke jetzt, daß er es nicht gethan hat. Ich bin nun mit dir davon überzeugt, daß der böse Geist die Thür offen gefunden hat, hereingedrungen ist und mir alle diese Einbildungen in den Kopf gesetzt hat. Man mag vermutlich zu Massul, wo dieser Kaufmann her war, das nicht wissen, was uns hier in Bagdad nur zu wohl bekannt ist, daß nämlich der böse Geist alle die bösen Träume veranlaßt, die uns des Nachts

beunruhigen, wenn man die Thür des Schlafzimmers offen gelassen hat. Da ich nun durch Gottes Gnade von der Geistesverwirrung, worin ich mich befand, völlig wiederhergestellt bin, so bitte ich dich um Gottes willen und so inständig, als nur ein Sohn eine so gute Mutter, wie du bist, bitten kann, bringe mich so schnell als möglich aus dieser Hölle und befreie mich aus den Händen des Henkers, der, wenn ich noch länger hier bliebe, mein Leben unfehlbar abkürzen wird."

Abu Hassans Mutter, die jetzt völlig getröstet und gerührt darüber war, als sie ihren Sohn von seiner thörichten Einbildung gänzlich hergestellt sah, ging auf der Stelle hin und suchte den Aufseher des Hauses auf, der ihn dahin gebracht und bisher unter seiner Leitung gehabt hatte. Sobald sie diesem versichert hatte, daß ihr Sohn jetzt wieder ganz bei Verstande wäre, kam er herein, untersuchte ihn und setzte ihn vor ihren Augen in Freiheit.

Abu Hassan kehrte in seine Wohnung zurück und blieb mehrere Tage zu Hause, um seine Gesundheit durch kräftigere Nahrungsmittel, als er im Narrenhause genossen hatte, wieder zu stärken. Indes, sobald er wieder zu seinen Kräften gelangt war und von der in seiner Gefangenschaft erlittenen schlechten Behandlung keine Beschwerden mehr empfand, fing es an, ihm langweilig zu werden, die Abende so ganz ohne Gesellschaft hinzubringen. Daher säumte er denn nicht, seine vorige Lebensweise wieder anzufangen, das heißt, sich täglich einen hinreichenden Speisevorrat zu besorgen, um des Abends einen neuen Gast bewirten zu können.

Der Tag, wo er seine alte Weise wieder anfing, nämlich gegen Sonnenuntergang an das Ende der Brücke von Bagdad zu gehen und den ersten Fremden, dem er begegnete, anzureden und zur Abendmahlzeit einzuladen, war gerade der Erste des Monats, an welchem Tage, wie schon gesagt, der Kalif jedesmal zum Zeitvertreib verkleidet zu einem Thore hinauszugehen pflegte, um persönlich nachzusehen, ob irgend etwas vorginge, was der guten Ordnung zuwiderliefe, die er gleich zu Anfang seiner Regierung eingeführt hatte.

Abu Hassan war kaum dort angelangt und hatte sich auf eine Bank am Brückengeländer gesetzt, als er auch schon vom anderen Ende der Brücke her den Kalifen, wie das erste Mal als Kaufmann von Mussul verkleidet und in Begleitung desselben Sklaven wieder auf sich zukommen sah. In der Überzeugung, daß all das Unglück, welches er erlitten, einzig davon

hergekommen wäre, daß dieser angebliche Kaufmann von Mussul beim Weggehen die Thür des Zimmers offen gelassen, überlief ihn beim Anblick desselben ein kalter Schauer. „Gott behüte mich!“ sprach er bei sich selbst, „da kommt ja, wenn ich nicht irre, der Zauberer wieder, der mich neulich so behexte!“ Er lehnte sich daher über das Brückengeländer und wandte das Gesicht nach dem Strome des Flusses hin, um ihn nicht ansehen zu dürfen, bis er vorübergegangen wäre.

Der Kalif, der den Scherz, den er sich mit Abu Hassan gemacht, noch weiter treiben wollte, hatte sich sorgfältig nach allem erkundigen lassen, was er den folgenden Tag bei seinem Erwachen gesagt und gethan, und was ihm überhaupt nach seiner Rückkunft nach Hause begegnet wäre. Das, was er über ihn vernommen, sowie auch die schlimme Behandlung, die er im Narrenhause erfahren, hatten ihn sehr belustigt. Da er indes ein sehr großmütiger und gerechtigkeitsliebender Fürst war und an Abu Hassan einen Mann gefunden zu haben glaubte, der ihm noch viel Unterhaltung gewähren könnte, und da er ferner zweifelte, ob wohl Abu Hassan nach Niederlegung seiner angeblichen Kalifenwürde seine gewohnte Lebensweise noch fortsetzen würde, so hielt er es, um ihn wieder an sich zu ziehen, am angemessensten, sich am Ersten des Monats wieder in einen Kaufmann von Mussul zu verkleiden, um seinen gefaßten Beschluß besser ausführen zu können. Er erblickte also Abu Hassan fast in demselben Augenblick, als er von ihm erblickt wurde, merkte aber sehr bald aus seinem Benehmen, daß er mit ihm unzufrieden wäre, und daß er die Absicht hätte, ihm auszuweichen. Demzufolge ging er an der Seite des Brückengeländers hin, wo Abu Hassan saß. Als er ihm ganz nahe gekommen war, neigte er den Kopf und sah ihm ins Gesicht. „Bist du es, mein Bruder Hassan?“ rief er aus. „Sei mir gegrüßt! und erlaube mir, daß ich dich umarme.“

„Und ich,“ erwiderte Abu Hassan ganz kalt, ohne den angeblichen Kaufmann aus Mussul anzusehen, „ich grüße dich nicht. Ich brauche weder deinen Gruß noch deine Umarmungen. Geh deines Weges.“

„Ei, wie?“ fragte ihn hierauf der Kalif; „kennst du mich denn nicht? Erinnerst du dich nicht mehr jenes Abends, den wir heute vor einem Monat auf deinem Zimmer zubrachten, wo du mir die Ehre erzeigtest, mich so freigebig zu bewirten?“ — „Nein,“ erwiderte Abu Hassan in dem nämlichen Tone

wie zuvor; „ich kenne dich nicht und weiß nicht, wovon du da mit mir sprechen willst. Fort, ich sage es dir noch einmal, geh deines Weges!“

Der Kalif ließ sich durch die Unhöflichkeit Abu Hassans nicht abschrecken. Er wußte wohl, daß es sich Abu Hassan unter anderem zum Gesetz gemacht habe, mit keinem der Fremden, die er einmal bewirtet hatte, noch irgend weiter Gemeinschaft zu haben, Abu Hassan hatte es ihm selbst gesagt; allein er wollte sich stellen, als wüßte er es nicht. „Ich kann es gar nicht glauben,“ fuhr er fort, „daß du mich nicht mehr wiedererkennen solltest; es ist noch gar nicht so lange her, daß wir uns gesehen, und es ist nicht möglich, daß du mich so leicht vergessen haben solltest. Es muß dir irgend etwas begegnet sein, was in dir diese Abneigung gegen mich erweckt hat. Du wirst dich indes erinnern, daß ich dir meine Dankbarkeit durch die besten Wünsche an den Tag gelegt und dir sogar in Hinsicht eines gewissen Punktes, der dir sehr am Herzen lag, meinen Einfluß anbot, der gar nicht zu verachten ist.“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Abu Hassan, „von welcher Art dein Einfluß sein mag, und ich habe auch nicht die mindeste Lust, ihn auf die Probe zu stellen; ich weiß bloß so viel, daß deine guten Wünsche weiter keinen Erfolg gehabt haben, als den, daß ich beinahe ein Narr geworden wäre. Ich bitte dich daher nochmals um Gottes willen, geh deine Straße und ärgere mich nicht weiter.“

„Ach, mein Bruder Hassan,“ erwiderte der Kalif und umarmte ihn, „ich möchte nicht gern auf diese Art von dir scheiden! Da mein Glücksstern gewollt hat, daß ich dich noch einmal treffen sollte, so mußt du mir schon noch einmal dieselbe Gastfreundschaft erzeigen wie heute vor einem Monat, und mich noch eine Flasche Wein mit dir trinken lassen.“

„Davor werde ich mich gar sehr hüten,“ antwortete Abu Hassan. „Ich habe schon noch so viel Gewalt über mich, um jedes fernere Zusammensein mit einem Manne, wie du bist, zu vermeiden, der einem nur Unglück ins Haus bringt. Du kennst ja wohl das Sprichwort: Nimm deine Trommel auf die Schultern und packe dich! Wende es jetzt auf dich an. Soll ich es dir denn so oft wiederholen? Gott geleite dich! du hast mir Unheil genug zuwege gebracht, ich mag mich dergleichen nicht ferner aussetzen.“

„Mein guter Freund Abu Hassan,“ fuhr der Kalif fort,

und umarmte ihn nochmals, „du behandelst mich mit einer Härte, die ich nicht erwartet hätte. Ich bitte dich, nicht länger so beleidigende Reden gegen mich zu führen, sondern im Gegenteil von meiner Freundschaft überzeugt zu sein. Thu mir den Gefallen und erzähle mir, was dir begegnet ist — mir, der ich dir bloß Gutes gewünscht habe und noch wünsche, und der ich gern eine Gelegenheit finden möchte, dir es durch die That zu beweisen, um einigermaßen das Unheil wieder gut zu machen, was ich dir, wie du sagst, zugezogen habe, wofern es anders wirklich meine Schuld ist.“ Abu Hassan gab endlich den inständigen Bitten des Kalifen nach und nachdem er ihn neben sich sitzen geheißen, sagte er zu ihm: „Deine Ungläubigkeit und Zudringlichkeit haben meine Geduld aufs äußerste gebracht. Was ich dir jetzt erzählen werde, wird dir leicht begreiflich machen, ob ich unrecht habe, wenn ich mich über dich beklage.“

Der Kalif setzte sich neben Abu Hassan, und dieser erzählte ihm nun alle die Abenteuer, die ihm, von seinem Erwachen im Palast an bis zu seinem zweiten Erwachen in seinem Gemache, begegnet waren, und zwar erzählte er ihm dies alles, als ob es ein lebhafter Traum gewesen, mit einer Menge von einzelnen Umständen, die der Kalif ebensogut wußte wie er, und die das Vergnügen jenes Scherzes in ihm erneuerten. Er schilderte ihm sodann auf eine übertriebene Weise den Eindruck, den dieser Traum in seiner Seele zurückgelassen, daß er Kalif und Beherrscher der Gläubigen wäre. „Dieser Eindruck,“ fuhr er fort, „stürzte mich in so große Narrheiten, daß meine Nachbarn genötigt waren, mich wie einen Wütenden zu binden und mich ins Narrenhaus zu führen, wo man mich auf eine Art behandelt hat, die wahrhaft grausam, barbarisch und unmenschlich zu nennen ist. Aber was dich am meisten überraschen wird und worauf du gewiß nicht gefaßt bist, ist, daß mir das alles bloß durch deine Schuld begegnet ist. Du erinnerst dich wohl noch der Bitte, die ich damals an dich that, daß du doch beim Weggehen von mir die Thür des Gemachs gut zuschließen möchtest. Du hast es indes nicht gethan, sondern im Gegenteil sie offen gelassen, und so ist denn der böse Geist hereingekommen und hat mir jenen Traum in den Kopf gesetzt, der, so angenehm er mir auch vorkam, mir doch alle die Leiden zugezogen hat, über die ich mich beklage. Du bist also durch deine Nachlässigkeit schuld und verantwortlich für jenes abscheuliche Ver-

brechen, welches ich beging, indem ich nicht bloß die Hand gegen meine Mutter erhob, sondern es beinahe dahin brachte, daß sie zu meinen Füßen den Geist aufgegeben und ich einen Muttermord begangen hätte, und das alles um einer Ursache willen, über die ich, so oft ich daran denke, erröten muß, weil sie mich nämlich ihren Sohn nannte, der ich wirklich bin, und mich nicht für den Beherrscher der Gläubigen anerkennen wollte, wofür ich mich gegen sie ausgab. Du bist ferner schuld an dem Ärgernis, das ich meinen Nachbarn gegeben, als sie auf das Geschrei meiner armen Mutter herbeiliefen und mich im Begriff fanden, sie halbtot zu schlagen, welches alles gar nicht vorgefallen wäre, wenn du beim Weggehen die Thür meines Zimmers, so wie ich dich gebeten, sorgfältig verschlossen hättest. Sie hätten dann ohne meine Erlaubnis gar nicht in mein Haus kommen können, und wären dann also auch nicht, was mich am meisten verdrießt, Zeugen meiner Narrheit gewesen. Ich hätte sie ferner in meiner Gegenwehr dann nicht geschlagen, und sie hätten mich nicht mißhandelt und gebunden, um mich ins Narrenhaus zu führen und einzusperren, wo man mir, wie ich dich versichern kann, die ganze Zeit über, die ich darin war, täglich eine tüchtige Tracht Hiebe mit dem Ochsenziemer zu geben nicht unterlassen hat."

Abu Hassan erzählte diese Anlässe zu Beschwerden dem Kalifen mit vieler Wärme und Heftigkeit. Der Kalif wußte besser als er, was mit ihm vorgegangen war, und freute sich im stillen über das Gelingen seines lustigen Einfalls und der Täuschung; indes konnte er die unbefangene Erzählung des ganzen Vorfalls nicht anhören, ohne laut aufzulachen.

Abu Hassan, welcher glaubte, daß seine Geschichte wohl Mitleid verdiente und daß jedermann so viel Anteil daran nehmen müßte als er selber, ärgerte sich sehr über dies laute Auflachen des angeblichen Kaufmanns von Mussul. „Du machst dich wohl über mich lustig?" sagte er zu ihm, „da du mir so geradezu ins Gesicht lachst; oder denkst du etwa, ich scherze, wenn ich ganz ernsthaft mit dir rede? Willst du augenscheinliche Beweise von dem, was ich dir sage? Da, sieh einmal her und sage dann selbst, ob ich bloß scherze." Bei diesen Worten bückte er sich, entblößte sich die Schultern und die Brust und zeigte dem Kalifen die Narben und die blauen Flecke, welche ihm die erhaltenen Schläge verursacht hatten.

Der Kalif konnte dies nicht ohne Entsetzen ansehen. Er fühlte Mitleid mit dem armen Abu Hassan, und es that ihm sehr leid, seinen Scherz so weit getrieben zu haben. Er ging sofort in sich, umarmte Hassan herzlich und sagte zu ihm ganz ernsthaft: „Steh auf, mein Bruder, ich bitte dich; komm, laß uns nach deiner Wohnung gehen. Ich möchte gern noch das Vergnügen haben, diesen Abend angenehm mit dir hinzubringen. Morgen wirst du, so Gott will, sehen, daß alles recht gut gehen wird."

Abu Hassan, ungeachtet seines Entschlusses und seines gethanen Gelübdes, keinen Fremden öfter als einmal bei sich zu bewirten, konnte dennoch dem einschmeichelnden Zureden des Kalifen, den er immer noch für einen Kaufmann aus Mussul hielt, nicht widerstehen. „Ich will es wohl thun," sagte er zu ihm; „aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir mit einem Eidschwure versprecht, beim Weggehen aus meiner Wohnung die Thür gefälligst zu verschließen, damit der böse Geist nicht wiederkommt und mein Gehirn zerrüttet, wie er es schon einmal gethan hat." Der angebliche Kaufmann versprach alles. Sie standen nun beide auf und nahmen den Weg nach der Stadt. Um sich den Abu Hassan noch mehr zu verbinden, sagte der Kalif zu ihm: „Fasse Zutrauen zu mir; ich werde mich gewiß nicht treulos beweisen; ich verspreche es dir als ehrlicher Mann. Demnach darfst du keinen Anstand nehmen, dein Zutrauen einem Manne zu schenken, der dir alles mögliche Glück und Wohl wünscht, wovon du den Erfolg bald sehen wirst."

„Ich verlange dergleichen gar nicht von dir," erwiderte Abu Hassan ganz kurz; „ich gebe gern deinem Andringen nach, aber ich erlasse dir alle guten Wünsche und bitte dich um Gottes willen, keinen dergleichen zu äußern. Alles Unheil, was mir bisher begegnet ist, rührt bloß von dem Offenlassen der Thür und von den Wünschen her, die du schon früher gegen mich geäußert hast."

„Nun gut," antwortete der Kalif, indem er bei sich selbst über die noch immer kranke Einbildungskraft Abu Hassans lächelte, „da du es wünschest, so will ich dir gehorchen und verspreche, dir nie etwas zu wünschen."

„Wenn du so sprichst, so freue ich mich," sagte hierauf Abu Hassan; „ich verlange von dir nichts weiter und bin zufrieden, wenn du Wort hältst; das übrige erlasse ich dir gern."

Während Abu Hassan und der Kalif, den sein Sklave begleitete, sich so unterhielten, näherten sie sich unvermerkt dem Orte ihrer Bestimmung. Der Tag fing bereits an sich zu neigen, als sie bei Abu Hassans Hause anlangten. Dieser rief sogleich seine Mutter, und ließ Licht bringen. Dann bat er den Kalifen, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und setzte sich neben ihn. Binnen kurzer Zeit ward hierauf das Abendessen aufgetragen, nachdem man den Tisch vor sie hingestellt hatte. Sie aßen ohne alle Umstände. Als sie abgegessen hatten, trug Abu Hassans Mutter alles vom Tische ab, setzte Früchte auf und stellte Wein mit Schalen neben ihren Sohn; dann entfernte sie sich und erschien nicht weiter.

Abu Hassan schenkte zuerst sich selber und sodann dem Kalifen Wein ein. Sie tranken jeder etwa fünf bis sechs Becher und unterhielten sich dabei von gleichgiltigen Sachen. Als der Kalif bemerkte, daß Abu Hassan anfing vom Weine erhitzt zu werden, so brachte er das Gespräch auf Liebesgeschichten und fragte ihn, ob er wohl jemals geliebt habe.

„Mein Bruder," erwiderte ganz zutraulich Abu Hassan, der bloß mit einem seinesgleichen zu reden wähnte, „ich habe die Liebe oder — wenn Ihr es so nennen wollt — die Ehe immer nur wie ein Joch betrachtet, dem ich mich zu unterwerfen niemals Lust gehabt habe. Bis diesen Augenblick, muß ich Euch gestehen, habe ich stets nur die Freuden der Tafel, gutes Essen und besonders guten Wein, mit einem Wort, angenehme Unterhaltungen und Zusammenkünfte mit guten Freunden geliebt. Gleichwohl kann ich Euch versichern, daß ich weder gegen die Ehe gleichgiltig, noch für Zuneigung unempfänglich sein würde, sobald ich nur eine Frau fände, die so schön und so liebenswürdig als die wäre, die ich jene Nacht im Traume gesehen, wo ich Euch hier zum erstenmal aufnahm und wo Ihr zu meinem Unglück die Thür des Zimmers aufließet, — eine Frau, die mit mir die Abende beim Weine hinbrächte, zu singen verstände, ein oder mehrere Instrumente spielte und mich angenehm zu unterhalten wüßte, mit einem Worte, die bloß darauf dächte, mir zu gefallen und mich zu erheitern. Ich glaube sogar, daß sich meine Gleichgiltigkeit in die höchste Anhänglichkeit an eine solche Person verwandeln und daß ich mit ihr sehr glücklich leben würde. Aber wo sollte ich eine Frau derart, wie ich sie eben geschildert habe, wohl in aller Welt finden können, außer in dem Palaste des Beherrschers der Gläubigen, oder

im Hause des Großveziers Giafar oder bei den mächtigsten Großen des Hofes, welche Gold und Silber genug haben, um sich dergleichen verschaffen zu können? Ich will mich also nur lieber an die Weinflasche halten; dies ist ein Vergnügen, das mich wenig kostet und das ich so gut haben kann wie jene." Bei diesen Worten ergriff er die Schale, schenkte sich Wein ein und sagte zum Kalifen: „Nehmet nur Eure Schale, damit ich Euch ebenfalls einschenken kann; wir wollen im Genuß eines so angenehmen Vergnügens nicht lässig sein."

Als der Kalif und Abu Hassan getrunken hatten, fuhr der erstere wieder fort: „Es ist doch recht schade, daß ein so artiger Mann, wie Ihr, der gegen die Liebe nicht gleichgiltig ist, ein so einsames und zurückgezogenes Leben führt."

„Es ist für mich keine Aufopferung," erwiderte Abu Hassan, „dies ruhige Leben, welches ich, wie Ihr sehet, führe, der Gesellschaft einer Frau vorzuziehen, die vielleicht nicht einmal schön genug wäre, um mir zu gefallen und die außerdem durch ihre Fehler und ihre üble Laune mir tausend Verdrießlichkeiten verursachen könnte."

Sie führten ihr Gespräch über diesen Gegenstand ziemlich weit, und als der Kalif den Abu Hassan auf dem Punkte erblickte, wo er ihn wünschte, sagte er zu ihm: „Laß mich nur machen; da du den richtigen Geschmack hast, wie ihn alle rechtschaffene Männer haben, so will ich dir schon, was du wünschest, ausfindig machen, ohne daß es dich etwas kosten soll." Zugleich nahm er die Weinflasche und Abu Hassans Schale, in welche er sehr geschickt zwei Finger voll von dem Pulver, das er sonst schon gebraucht hatte, hineinwarf, schenkte sie ihm bis oben voll, überreichte sie ihm und sagte: „Da nimm und trink im voraus auf die Gesundheit der Schönen, die das Glück deines Lebens vollenden soll; ich denke, du wirst zufrieden sein."

Abu Hassan nahm lächelnd die Schale, schüttelte den Kopf und sagte: „Nun, aufs Geratewohl, da du es denn einmal so willst! Ich möchte nicht gern gegen dich eine Unhöflichkeit begehen, noch auch einen so schätzbaren Gast, wie du bist, um einer solchen Kleinigkeit willen vor den Kopf stoßen. Ich will also auf die Gesundheit der Schönen trinken, die du mir verheißest, obwohl ich mit meinem Schicksal ganz zufrieden bin und auf dein Versprechen gar keine Hoffnung weiter gründe."

Abu Hassan hatte kaum den vollen Becher getrunken, als

auch schon eine tiefe Schläfrigkeit, wie die beiden vorigen Male, seine Sinne umnebelte und dem Kalifen Gelegenheit gab, über ihn ganz nach seinem Belieben zu verfügen. Dieser befahl daher sogleich dem Sklaven, den er mitgebracht hatte, Abu Hassan zu nehmen und ihn nach dem Palast zu tragen. Der Sklave hob ihn auf seine Schultern, und der Kalif, der nicht die Absicht hatte, den Abu Hassan wie das erste Mal zurückzuschicken, schloß beim Weggehen die Thür des Zimmers zu.

Der Sklave ging mit seiner Bürde hinter ihm her, und als der Kalif im Palast angekommen war, ließ er den Abu Hassan auf ein Sofa im vierten Saale legen, aus welchem er ihn vor einem Monat im tiefsten Schlafe hatte in seine Wohnung zurücktragen lassen. Ehe man ihn da ruhig fortschlummern ließ, befahl er, daß man ihm wieder dasselbe Kleid anziehen sollte, welches er damals als angeblicher Kalif getragen hatte. Sodann befahl er, daß jeder schlafen gehen sollte und dem Aufseher und der Dienerschaft des Innern des Palastes, den Sängerinnen und allen den Mädchen, welche sich damals im Saale befunden, als er das letzte Glas Wein mit dem Schlaftrunke zu sich genommen, trug er auf, den anderen Tag ganz früh bei seinem Erwachen unfehlbar gegenwärtig zu sein, und schärfte noch einem jeden ein, seine Rolle gut zu spielen.

Der Kalif legte sich jetzt auch zu Bett, nachdem er an Mesrur hatte melden lassen, daß er ihn etwas früher wecken möchte, ehe noch die anderen in den Saal träten.

Mesrur unterließ nicht, den Kalifen pünktlich zu der Stunde zu wecken, die er ihm bezeichnet hatte. Dieser ließ sich schnell ankleiden und begab sich in den Saal, wo Abu Hassan noch schlief. Er traf da die Verschnittenen, die Diener des inneren Palastes, die Frauen und die Sängerinnen bereits an der Thür stehend und auf seine Ankunft wartend. Nachdem er ihnen ganz kurz angedeutet, welches eigentlich seine Absicht sei, ging er hinein und setzte sich in das dicht vergitterte Kabinett. Mesrur, die Palastdienerschaft, die Frauen und die Sängerinnen traten nach ihm hinein und reihten sich um das Sofa, auf welchem Abu Hassan lag, doch so, daß der Kalif dadurch nicht verhindert wurde, ihn zu sehen und alle seine Handlungen zu beobachten.

Nachdem alles so angeordnet und die Wirkung des Schlafpulvers vorüber war, erwachte Abu Hassan, ohne die Augen

aufzuschlagen, und warf etwas Schleim aus, welches wie das erste Mal in einem kleinen goldenen Becken aufgefangen wurde. In diesem Augenblick ließen die sieben Chöre von Sängerinnen ihre reizenden Stimmen zum Klange der Hoboen, Flöten und anderen Instrumente ertönen, und machten das angenehmste Konzert.

Das Erstaunen Abu Hassans war außerordentlich, als er eine so harmonische Musik hörte. Er schlug die Augen auf, und sein Erstaunen verdoppelte sich, als er die Frauen und Hofdiener bemerkte, welche um ihn her standen und die er zu kennen glaubte. Der Saal, worin er sich befand, schien ganz der nämliche zu sein, den er in seinem früheren Traume gesehen hatte, auch fand er ihn ganz ebenso erleuchtet, ausmöbliert und verziert.

Das Konzert hörte auf, damit der Kalif auf die ganze Haltung seines Gastfreundes und auf alles, was er etwa in der Überraschung sagen möchte, aufmerksam sein konnte. Die Frauen, Mesrur und alle Diener der inneren Gemächer beobachteten das tiefste Stillschweigen und blieben ein jeder voll Ehrerbietung auf seinem Platze. „Ach!" rief Abu Hassan, indem er sich in die Finger biß, mit lauter Stimme, daß es der Kalif hören konnte, „da bin ich schon wieder in denselben Traum und in dieselbe Täuschung, wie vor einem Monat, verfallen. Jetzt kann ich mich nur wieder auf die Schläge mit dem Ochsenziemer, auf das Narrenhaus und auf den eisernen Käfig gefaßt halten. Allmächtiger Gott," fügte er hinzu, „ich übergebe mich in die Hände deiner göttlichen Vorsehung! Es war ein höchst unredlicher Mann, den ich gestern abend in meinem Hause aufnahm und der mir wiederum diese Täuschung und die davon zu erwartenden Unannehmlichkeiten zugezogen hat. Dieser Treulose und Verräter hatte mir mit einem Eidschwure versprochen, daß er beim Weggehen die Thür meines Gemachs zuschließen wollte; aber er hat es nicht gethan, und so ist denn der Teufel hereingedrungen, der mir jetzt den Kopf ganz zerrüttet durch diesen verwünschten Traum von einem Beherrscher der Gläubigen und durch so viele andere Hirngespinste, womit er meine Augen verblendet und bezaubert. Gott mache dich zu Schanden, Satan, und möchte doch ein großer Berg von Steinen auf dich geschüttet werden!"

Nach diesen Worten schloß Abu Hassan wieder die Augen und blieb ganz in sich gekehrt in der größten Verwirrung des Geistes. Einen Augenblick nachher schlug er sie wieder auf

und warf sie links und rechts auf alle die Gegenstände, die sich seinem Blicke darboten. „Großer Gott!“ rief er noch einmal, obwohl mit geringerem Erstaunen und lächelnd aus: „ich übergebe mich ganz in die Hände deiner Vorsehung, beschütze mich vor den Anfechtungen des Satans!“ Dann schloß er wieder die Augen und fuhr fort: „Ich weiß schon, was ich thun werde; ich will schlafen, bis der Satan mich verläßt und wieder dahin fährt, woher er gekommen ist, und sollte ich auch bis zum Mittag so liegen bleiben müssen.“

Man ließ ihm indes nicht Zeit, um, wie er sich vorgenommen, wieder einzuschlafen. Herzensnahrung, so hieß nämlich eine von den Frauen, die er schon das erste Mal gesehen hatte, näherte sich ihm und sagte zu ihm ehrfurchtsvoll: „Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, Euch zu erinnern, daß Ihr doch ja nicht wieder einschlafen, sondern womöglich erwachen und aufstehen möchtet, weil der Tag schon anzubrechen beginnt.“ — „Hebe dich weg, Satan!“ erwiderte Abu Hassan, als er diese Stimme vernahm. Dann sah er das Mädchen an und sagte: „Nennst du mich Beherrscher der Gläubigen? Du verkennst mich gewiß.“

„Ich gebe Euer Majestät,“ antwortete das Mädchen, „diesen Titel, der Euch gehört, als dem erhabenen Gebieter aller Moslemin, dessen niedrigste Sklavin ich bin und mit dem ich zu reden mich unterstehe. Euer Majestät will sich vielleicht einen Scherz machen,“ fügte sie hinzu, „und sich stellen, als vergäße sie sich selber; wofern es nicht etwa die Folge irgend eines bösen Traumes ist. Allein, wenn Ihr nur die Augen öffnen wollt, werden die Wolken, die Eure Einbildungskraft vielleicht trüben, verschwinden, und Ihr werdet sehen, daß Ihr in Eurem Palast und von Euren Dienern und Sklaven umgeben seid, die bereit sind, Euch die gewöhnlichen Dienste zu erzeigen. Übrigens darf Euer Majestät sich nicht darüber wundern, daß sie sich in diesem Saale und nicht in ihrem Bette befindet. Ihr schlieft nämlich gestern so plötzlich ein, daß wir Euch nicht erst wecken und in Euer Schlafgemach bringen wollten, sondern wir begnügten uns damit, Euch ganz bequem auf dieses Sofa hinzulegen.“

Das Mädchen sagte Abu Hassan noch vieles andere, das ihm wahrscheinlich vorkam, sodaß er sich endlich aufsetzte. Er schlug die Augen auf und erkannte sowohl sie, die Sprechende, als auch die schöne Perlenstrauß und alle die anderen

Schönen, die er bereits gesehen hatte. Nun näherten sie sich sämtlich, und die schöne Herzensnahrung nahm wieder das Wort und sagte: „Beherrscher der Gläubigen und Stellvertreter des Propheten auf Erden! Euer Majestät wird es nicht ungnädig aufnehmen, wenn wir Euch aufmerksam machen, daß es Zeit zum Aufstehen ist; schon bricht der Tag an."

„Was seid ihr doch für wunderliche und zudringliche Leute," erwiderte Abu Hassan, indem er sich die Augen rieb, „ich bin nicht der Beherrscher der Gläubigen, ich bin Abu Hassan, ich weiß es recht gut, und ihr werdet mir nie das Gegenteil einreden." — „Wir kennen den Abu Hassan gar nicht, von welchem Euer Majestät redet," antwortete Herzensnahrung, „wir wollen ihn auch gar nicht erst kennen lernen. Wir erkennen Euer Majestät für den Beherrscher der Gläubigen, und Ihr werdet uns niemals überreden können, daß Ihr es nicht seid."

Abu Hassan warf seine Augen nach allen Seiten hin und war ganz entzückt, sich in demselben Saale wieder zu sehen, worin er sich früher bereits befunden hatte; aber er schrieb dies alles wieder einem Traume zu, wie der war, den er schon früher gehabt, und dessen schlimme Folgen er fürchtete. „Gott sei mir gnädig!" rief er mit emporgehobenen Augen und Händen aus, gleich einem Menschen, der nicht weiß, wo er ist; „ich gebe mich ganz in deine Hand! Nach dem allen, was ich da sehe, kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß der Teufel, der in mein Gemach gedrungen ist, mich besitzt und meine Phantasie mit diesen Traumgesichten beunruhigt." Der Kalif, der ihn betrachtete und alle seine Ausrufungen hörte, fing so herzlich an zu lachen, daß er Mühe hatte, den lauten Ausbruch desselben zu unterdrücken.

Abu Hassan hatte sich indes wieder gelegt und die Augen geschlossen. Sogleich sagte Herzensnahrung zu ihm: „Beherrscher der Gläubigen! Da Euere Majestät, obwohl wir, unserer Pflicht gemäß, Sie benachrichtigt haben, daß es Tag ist, noch nicht aufsteht, und da es durchaus nötig ist, daß Ihr den Regierungsgeschäften obliegt, so werden wir uns der Erlaubnis bedienen, die Ihr uns für Fälle dieser Art erteilt habt." Zugleich faßte sie ihn bei dem einen Arm und rief die anderen Mädchen herbei, die ihn aus dem Bett heben halfen und ihn sozusagen bis in die Mitte des Saales trugen, wo sie ihn dann hinsetzten. Hierauf faßten sie sich bei den Händen und tanzten und hüpften um ihn herum beim Klange

aller Instrumente und Handtrommeln, die man über seinem Kopfe und vor seinen Ohren erschallen ließ.

Abu Hassan befand sich in einer unbeschreiblichen Verlegenheit. „Sollte ich wirklich Kalif und Beherrscher der Gläubigen sein?" sagte er bei sich selbst. Endlich wollte er in der Ungewißheit, worin er sich befand, etwas sprechen; allein der laute Schall aller der Instrumente hinderte ihn, sich verständlich zu machen. Er gab also den Schönen Perlenstrauß und Morgenstern, die um ihn herum tanzend sich bei den Händen gefaßt hielten, einen Wink, daß er sprechen wollte. Sogleich ließen sie den Tanz und das Spiel der Instrumente einstellen und näherten sich ihm. „Lüget ja nicht," sagte er ganz offen zu ihnen, „und saget mir die Wahrheit, wer ich eigentlich bin."

„Beherrscher der Gläubigen," erwiderte die schöne Morgenstern, „Euer Majestät will uns gewiß durch diese Frage bloß überraschen, als ob Ihr nicht selber wüßtet, daß Ihr der Beherrscher der Gläubigen seid und der irdische Stellvertreter des Propheten Gottes, des Herrn beider Welten, sowohl der diesseitigen, worin wir leben, als auch der jenseitigen nach dem Tode. Wo nicht, so muß ein ganz besonderer Traum Euch haben vergessen lassen, was Ihr seid. Es kann dies vielleicht nicht ganz ohne Grund sein, wenn man bedenkt, daß Euere Majestät diese Nacht länger als gewöhnlich geschlafen hat; gleichwohl, wenn Ihr es mir erlauben wollt, so werde ich Euch an alles erinnern, was Ihr gestern den ganzen Tag gethan habt." Sie erzählte ihm nun seinen Gang in die Ratsversammlung, die Bestrafung des Imams und der vier Greise durch den Polizeirichter, die Schenkung von tausend Goldstücken, welche durch den Großvezier der Mutter eines gewissen Abu Hassan überbracht worden, ferner, was im Innern des Palastes vorgegangen und bei den drei Mahlzeiten, die ihm in den drei Sälen vorgesetzt worden, bis zuletzt. „In diesem Saale," fuhr sie fort, „war es, wo Euere Majestät uns an Ihrer Seite bei Tafel Platz nehmen ließ und uns die Ehre erwies, unseren Gesang anzuhören und aus unseren Händen Wein anzunehmen, bis Euere Majestät auf die von meiner Vorgängerin erzählte Art einschlief. Seitdem habt Ihr wider Euere Gewohnheit ununterbrochen in einem tiefen Schlafe gelegen bis diesen Augenblick, wo es schon Tag ist. Perlenstrauß nebst allen übrigen Sklavinnen und Dienern, die hier zugegen sind,

werden dies bestätigen. Möge daher Euere Majestät sich in den Stand setzen, das Gebet zu verrichten; denn es ist bereits Zeit dazu."

„Gut, gut," erwiderte Abu Hassan, indem er den Kopf schüttelte, „ihr würdet mich es zuletzt wohl noch überreden, wenn ich euch anhören wollte. Was mich indes betrifft, so sage ich euch, daß ihr Thörinnen seid und eueren Verstand verloren habt, was freilich sehr schade ist, da ihr so hübsche Mädchen seid. Ihr müßt wissen, daß ich, seitdem ich euch nicht gesehen, zu Hause gewesen bin, meine Mutter daselbst schlecht behandelt habe, darauf ins Narrenhaus geführt worden und darin wider meinen Willen länger als drei Wochen geblieben bin, während welcher der Aufseher des Hauses nicht unterlassen hat, mir täglich eine Tracht von fünfzig Hieben mit dem Ochsenziemer geben zu lassen. Und ihr meint dennoch, daß dies alles nur ein Traum gewesen sei? Ihr spottet meiner bloß."

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete Morgenstern, „wir alle, so viel unser hier sind, erbieten uns, bei allem, was Euch irgend teuer ist, zu schwören, daß alles, was Euere Majestät da erzählt, bloß ein Traum ist. Seit gestern seid Ihr nicht aus diesem Saale gekommen und Ihr habt die ganze Nacht bis diesen Augenblick ohne Unterlaß geschlafen."

Die Zuversichtlichkeit, womit das Mädchen beteuerte, daß alles, was sie ihm sagte, wahr wäre, und daß er gar nicht aus dem Saale herausgekommen, versetzte ihn nochmals in einen solchen Zustand, daß er nicht wußte, was er von sich und von dem, was er sah, glauben sollte. Er blieb eine Weile in Gedanken versenkt. „O Himmel," sagte er bei sich selbst, „bin ich Abu Hassan? Bin ich Beherrscher der Gläubigen? Allmächtiger, kläre meinen Verstand auf, laß mich die Wahrheit erkennen, damit ich weiß, woran ich mich halten soll." Er entblößte hierauf seine Schultern, die von den empfangenen Schlägen noch ganz braun und blau waren, zeigte sie den Mädchen und sagte: „Da sehet und urteilet, ob solche Wunden einem im Traume oder im Schlafe kommen können. Ich meinerseits kann euch versichern, daß sie nur zu wirklich sind, und der Schmerz, den ich noch jetzt davon empfinde, ist mir ein sicherer Bürge, der mich nicht daran zweifeln läßt. Wenn dies dennoch mir im Schlafe begegnet sein sollte, so wäre das die seltsamste und erstaunenswürdigste

Sache von der Welt, und ich gestehe es, das übersteigt meine Begriffe."

In der Ungewißheit, worin sich Abu Hassan hinsichtlich seines Zustandes befand, rief er einen von den Dienern des Kalifen, die gerade in seiner Nähe standen, herbei und sagte zu ihm: „Komm her und beiße mich ins Ohrläppchen, damit ich daraus abnehmen kann, ob ich schlafe oder wache." Der Diener näherte sich, faßte das Ohrläppchen mit den Zähnen und kniff ihn so stark, daß Abu Hassan laut aufschrie.

Bei diesem Schrei spielten auf einmal wieder alle Instrumente, und die Mädchen und Diener des Hofes fingen an, um Abu Hassan herum so rauschend zu tanzen, zu singen und zu hüpfen, daß er in eine Art von Entzückung geriet, die ihn zu tausend Thorheiten verleitete. Er fing an zu singen wie die anderen; er riß sich das Kalifenkleid ab, das man ihm angelegt hatte, warf die Mütze zu Boden, die er auf dem Kopfe hatte, und im bloßen Hemde und in Unterbeinkleidern sprang er ungestüm auf, warf sich zwischen zwei Mädchen, die er bei den Händen faßte, und fing an, mit einem so lebhaften Gebärdenspiel und mit so lustigen und possenhaften Verdrehungen des Leibes zu tanzen und zu springen, daß der Kalif an dem Orte, wo er sich befand, sich nicht mehr halten konnte. Die plötzliche Lustigkeit Abu Hassans brachte ihn zu einem so lauten Lachen, daß er ganz außer sich geriet und den Klang der Instrumente und der Handtrommeln weit übertönte. Es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kommen konnte, und es fehlte nicht viel, so hätte er Beschwerde davon empfunden. Endlich ermannte er sich, öffnete das Gitterfenster, streckte den Kopf hervor und rief noch immerfort lachend: „Abu Hassan, Abu Hassan, willst du denn, daß ich vor Lachen sterben soll?"

Auf diesen Ruf des Kalifen schwieg alles und der Lärm hörte auf. Abu Hassan blieb gleich den übrigen stehen und wandte sein Gesicht nach der Seite hin, wo die Stimme herkam. Er erkannte in dem Kalifen den Kaufmann von Mussul. Dies brachte ihn indes nicht aus der Fassung. Im Gegenteil sah er jetzt ein, daß er wach sei und daß alles, was ihm begegnet war, kein Traum, sondern Wirklichkeit war. Er ging also auf den Scherz des Kalifen ein, sah ihn dreist an und rief: „Ah, da bist du ja wieder, mein guter Kaufmann von Mussul! Wie? du beklagst dich, daß du wegen meiner

dich zu Tode lachen müßtest, du, der du allein schuld bist an der schlechten Behandlung, die ich meiner Mutter angethan, und an jener, die ich während meines langen Aufenthalts im Narrenhause erfahren, du, der den Imam der Moschee meines Stadtviertels und die vier Scheichs, meine Nachbarn, so sehr hat mißhandeln lassen — denn ich bin es nicht gewesen, sondern ich wasche meine Hände in Unschuld, — der du ferner mir so viele Leiden der Seele und so viele widrige Zufälle verursacht hast? Mit einem Worte, bist du nicht der angreifende Teil und ich der beleidigte?"

„Du hast recht, Abu Hassan," antwortete der Kalif unter fortwährendem Lachen; „aber um dich für alle deine Leiden zu trösten und zu entschädigen, bin ich bereit und nehme Gott dabei zum Zeugen, daß ich dir ganz nach deinem Belieben jede Genugthuung geben will, die du nur irgend verlangen kannst."

Der Kalif stieg nach diesen Worten aus dem Kabinett herab und trat in den Saal. Hierauf ließ er eines seiner schönsten Kleider bringen und befahl den Mädchen, die Dienste von Kammerdienern zu verrichten und dies Kleid Abu Hassan anzuziehen. Als sie ihn angekleidet hatten, umarmte ihn der Kalif und sagte zu ihm: „Du bist mein Bruder; verlange von mir alles, was dir nur irgend Vergnügen machen kann, ich werde dir es gewähren."

„Beherrscher der Gläubigen," erwiderte Abu Hassan, „ich bitte Euer Majestät um die Gnade, mir mitzuteilen, was Ihr gethan habt, um mir meinen Kopf so zu verwirren, und welches Eure Absicht dabei gewesen ist. Daran liegt mir gegenwärtig mehr als an allem anderen, um meinen Verstand wieder in die gewohnte Ordnung zu bringen."

Der Kalif war so gütig, ihm dies zu gewähren. „Erstlich mußt du nur wissen," begann der Kalif, „daß ich mich sehr oft verkleide, besonders während der Nachtzeit, um persönlich nachzusehen, ob auch wohl in der Stadt Bagdad alles in bester Ordnung ist; und da ich ferner auch gern wissen möchte, was in der Umgegend vorgeht, so habe ich mir einen Tag festgesetzt, und zwar den Ersten eines jeden Monats, um außer der Stadt, bald auf dieser bald auf jener Seite, die Runde zu machen, und ich kehre dann jedesmal über die Brücke zurück. An dem Abende, wo du mich zur Abendmahlzeit in dein Haus einludest, kam ich gerade von einem solchen Spaziergange zurück. In unserer Unterhaltung äußertest du, dein einziger

Wunsch wäre, bloß auf vierundzwanzig Stunden einmal Kalif und Beherrscher der Gläubigen zu sein, um den Imam der Moschee deines Stadtviertels und die vier Scheichs, seine Ratgeber, zur Vernunft bringen zu können. Dein Wunsch schien mir sehr dazu geeignet, mir eine angenehme Belustigung zu verschaffen, und mir fiel sogleich ein Mittel ein, dir ihn zu erfüllen. Ich hatte etwas von dem Pulver bei mir, das einen in dem Augenblick, wo man es eingenommen, sogleich in einen festen Schlaf versenkt, von welchem man erst nach Ablauf einer gewissen Frist wieder erwacht. Ich warf, ohne daß du es bemerktest, etwas davon in die letzte Schale Wein, die ich dir überreichte, und du trankst es. Augenblicklich befiel dich der Schlaf, und ich ließ dich durch meinen Sklaven aufheben und nach meinem Palast tragen, indem ich beim Weggehen die Thür deines Gemachs offen ließ. Ich darf dir wohl nicht erst sagen, was in meinem Palast bei deinem Erwachen und den ganzen Tag hindurch mit dir vorging, bis am Abend nach vollendeter Mahlzeit eine meiner Sklavinnen, die dir aufwartete, auf meinen Befehl wieder etwas von dem Pulver in das letzte Glas, das sie dir reichte, hineinwarf und du es trankst. Sogleich fielst du in einen tiefen Schlaf, und ich ließ dich durch denselben Sklaven, der dich hergetragen hatte, wieder in deine Wohnung zurücktragen, mit dem Befehl, daß er beim Weggehen die Thür deines Zimmers offen lassen möchte. Was dir den Tag darauf und die folgenden Tage begegnet ist, hast du mir selber erzählt. Ich hatte nicht gedacht, daß du so viel deshalb leiden würdest, als du bei dieser Gelegenheit wirklich gelitten hast; allein wie ich dir bereits mein Wort darauf gegeben habe, ich werde alles mögliche thun, um dich zu trösten und dich alle Leiden vergessen zu lassen. Überlege nun wohl, wodurch ich dir irgend eine Freude machen kann, und verlange dreist, was du dir wünschest."

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete Abu Hassan, „wie groß auch immer die Leiden gewesen sein mögen, die ich ausgestanden habe, so sind sie doch in dem Augenblick aus meinem Gedächtnis vertilgt, wo ich erfahre, daß sie von seiten meines erhabenen Herrn und Gebieters veranlaßt sind. Was übrigens das großmütige und gütige Anerbieten Euer Majestät anbetrifft, so zweifle ich nicht im mindesten an der Unwiderruflichkeit Eures Wortes; allein da der Eigennutz nie über mich irgend eine Gewalt gehabt hat, so wage ich, da Ihr mir diese Freiheit gestattet, bloß um die Gnade zu bitten, daß ich

stets Zutritt zu Eurer Person haben und mein ganzes Leben hindurch Bewunderer Eurer Größe sein darf."

Dieser letztere Beweis von Abu Hassans Uneigennützigkeit gewann ihm vollends die Hochachtung des Kalifen. „Ich weiß dir vielen Dank für deine Bitte," sagte der Kalif zu ihm; „ich gewähre sie dir nebst dem freien Eintritt in meinen Palast zu jeder Stunde, wo ich mich auch immer gerade befinden mag." Zugleich wies er ihm eine Wohnung in dem Palast an. In Hinsicht auf seine künftige Besoldung sagte er ihm, daß er nichts mit seinen Schatzmeistern, sondern bloß mit ihm persönlich zu thun haben sollte, und er ließ ihm auf der Stelle durch den Aufseher seines Privatschatzes einen Beutel mit tausend Goldstücken auszahlen. Abu Hassan stattete dafür dem Kalifen seinen ehrerbietigen Dank ab, worauf ihn dieser verließ, um sich seiner Gewohnheit nach in die Ratsversammlung zu begeben.

Abu Hassan benutzte diese Zeit, um aufs schleunigste seine Mutter von allem, was vorgefallen war, zu unterrichten und ihr sein großes Glück zu melden.

Er sagte ihr, daß alles, was ihm begegnet war, kein Traum, sondern daß er wirklich Kalif gewesen und einen ganzen Tag lang die Geschäfte desselben verrichtet und die demselben gebührenden Ehrenbezeigungen genossen, und daß sie daran nicht mehr zweifeln dürfe, da der Kalif selber ihn persönlich dessen versichert hätte.

Die Nachricht von dem Glück Abu Hassans verbreitete sich sehr bald in ganz Bagdad, in die benachbarten Provinzen und selbst bis in die entferntesten, nebst allen den seltsamen und ergötzlichen Einzelheiten, die dabei im Spiele gewesen waren.

Die neue Gunst, zu welcher Abu Hassan emporgestiegen, machte, daß er sehr häufig bei dem Kalifen war. Da er von Natur sehr heiterer Laune war und durch seine Einfälle und Scherze überall, wo er war, die Freude weckte, so konnte der Kalif fast gar nicht ohne ihn sein und machte sich nie ein Vergnügen, wozu er ihn nicht eingeladen hätte. Er nahm ihn sogar bisweilen zu seiner Gemahlin Sobeïde mit, welcher er seine Geschichte erzählte und die sie sehr ergötzlich gefunden hatte. Sobeïde sah ihn sehr gern; indeß bemerkte sie jedesmal, wenn er den Kalifen zu ihr begleitete, daß er seine Augen unverwandt auf eine ihrer Sklavinnen, Namens Nushatulawadat, richtete. Sie beschloß, dem Kalifen darüber

einen Wink zu geben. „Beherrscher der Gläubigen," sagte die Fürstin eines Tages zu dem Kalifen, „Ihr habt es vielleicht nicht so bemerkt wie ich, daß jedesmal, wenn Abu Hassan Euch hierher begleitet, seine Augen unverwandt auf Nushatulawadat ruhen und daß sie jedesmal darüber rot wird. Ihr zweifelt gewiß nicht, daß dies ein sicheres Zeichen sei, daß sie ihm nicht gram ist, und wenn Ihr mir hierin beipflichten wollt, so werden wir zwischen beiden eine Heirat stiften können."

„Meine Gemahlin," erwiderte der Kalif; „Ihr erinnert mich an etwas, das ich längst schon gethan haben sollte. Ich kenne den Geschmack Abu Hassans im Punkte des Heiratens, und zwar aus seinem eigenen Munde, und ich habe ihm versprochen, ihm eine Frau zu verschaffen, womit er alle Ursache haben solle, zufrieden zu sein. Ich bin sehr froh, daß Ihr mir das gesagt habt, und ich begreife nicht, wie mir die Sache so ganz entfallen konnte. Allein es ist besser, daß Abu Hassan seiner Neigung gefolgt ist und selbst gewählt hat. Übrigens müssen wir, damit Nushatulawadat nicht etwa ihm wieder abgeneigt werde, mit dieser Verbindung nicht lange zögern. Doch da sind sie ja beide; es fehlt jetzt bloß, daß sie ihre Einwilligung dazu geben."

Abu Hassan warf sich zu den Füßen des Kalifen und Soberde, um ihnen an den Tag zu legen, wie sehr er ihre Güte gegen ihn anerkenne. „Ich kann," fuhr er fort, indem er aufstand, „niemals eine Gattin aus besseren Händen empfangen; allein ich darf nicht hoffen, daß Nushatulawadat mir ebenso gern ihre Hand geben wird als ich ihr die meinige anzubieten bereit bin." Bei diesen Worten sah er die schöne Sklavin der Fürstin an, die ihrerseits durch ihr ehrerbietiges Schweigen und durch das Erröten ihres Gesichts hinlänglich an den Tag legte, wie sehr sie geneigt wäre, dem Willen des Kalifen und ihrer Gebieterin Soberde zu willfahren.

Die Heirat kam zustande und die Hochzeit wurde in dem Palast mit den größten Lustbarkeiten begangen, die mehrere Tage lang währten. Soberde machte ihrer Sklavin, dem Kalifen zu Gefallen, sehr reiche Geschenke, und der Kalif handelte seinerseits, aus Rücksicht auf Soberde, ebenso freigebig gegen Abu Hassan.

Die Neuvermählte wurde nach der Wohnung geführt, welche der Kalif ihrem Manne Abu Hassan, der sie mit Un-

geduld erwartete, angewiesen hatte. Er empfing sie beim Klange aller Instrumente und der Chöre der Sänger und Sängerinnen des Palastes, welche die Luft mit der Harmonie ihrer Stimmen und ihres Tonspiels erfüllten.

Mehrere Tage verstrichen unter Festen und Lustbarkeiten, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind, worauf man die Neuvermählten dem ungestörten Genuß ihrer Liebe überließ. Abu Hassan und seine junge Gattin waren gegenseitig voneinander bezaubert. Sie lebten in einer so vollkommenen Eintracht, daß sie, mit Ausnahme der Zeit, wo sie dem Kalifen und der Fürstin Sobeïde ihre Aufwartung machten, stets bei einander waren und sich nie einen Augenblick verließen. Freilich besaß aber auch Nushatulawadat alle Eigenschaften einer Frau, welche Abu Hassan Liebe und Zuneigung einzuflößen vermochte, da sie, wie er gegen den Kalifen gewünscht hatte, ihm bei Tafel die Spitze zu bieten imstande war. Bei solchen Eigenschaften konnte es nicht fehlen, daß sie ihre Zeit miteinander sehr angenehm hinbrachten. Auch war ihre Tafel jedesmal mit den köstlichsten und leckerhaftesten Speisen besetzt, die ihnen ein Speisewirt sorgfältig bereitete und lieferte, und der Schenktisch stets mit den auserlesensten Weinen versehen und so eingerichtet, daß er ihnen beiden sehr bequem zur Hand war. So genossen sie denn da eines traulichen Beisammenseins und unterhielten sich mit tausend heiteren Scherzen. Besonders war die Abendmahlzeit dem Vergnügen gewidmet. Sie ließen sich da bloß seltene Früchte, Kuchen und Mandelgebackenes vorsetzen, und bei jedem Becher Wein, den sie tranken, ermunterten sie sich gegenseitig durch neue Lieder, die oft aus dem Stegreife auf die Gegenstände ihres Gespräches gedichtet waren. Bisweilen wurden diese Lieder auch mit der Laute oder mit irgend einem anderen Instrument begleitet, welches sie beide zu spielen verstanden.

Abu Hassan und Nushatulawadat verlebten so eine ziemlich lange Zeit unter guten Mahlzeiten und Vergnügungen. Um die Ausgaben für ihre Mundküche hatten sie sich nie gekümmert, und der Speisewirt, den sie dafür gewählt hatten, hatte alle Vorschüsse gemacht. Es war billig, daß er endlich etwas Geld in die Hände bekam, und er überreichte ihnen zu diesem Zweck eine Berechnung alles dessen, was er ihnen vorgeschossen hatte. Die Summe war, wie sich ergab, sehr bedeutend. Dazu kamen nun noch die Ausgaben für die beiderseitigen Hochzeitskleider von den reichsten Stoffen und für das

kostbare Geschmeide der Neuvermählten. Die Summe ward so ungeheuer groß befunden, daß sie nur zu spät bemerkten, von dem ganzen Gelde, welches sie bei Gelegenheit ihrer Vermählung von dem Kalifen und von Soberde zum Geschenk erhalten, bliebe ihnen gerade nur so viel übrig, um diese Vorschüsse decken zu können. Dies brachte sie denn zu sehr ernsthaften Betrachtungen über das Vergangene, die indes der gegenwärtigen Verlegenheit nicht abhalfen. Abu Hassan war der Meinung, den Speisewirt zu bezahlen, und seiner Frau Ansicht stimmte damit überein. Sie ließen ihn also kommen und bezahlten ihm alles, was sie ihm schuldig waren, ohne die mindeste Verlegenheit darüber zu verraten, was sie nach dieser geleisteten Zahlung beginnen sollten.

Der Speisewirt entfernte sich, sehr vergnügt darüber, daß er seine Bezahlung in schönen blanken Goldstücken — man sah keine andere Münze im Palast des Kalifen — erhalten hatte; Abu Hassan und Nushatulawadat dagegen waren es nicht im geringsten, daß sie in ihrem Geldbeutel bis auf den Boden sahen. Sie blieben in tiefes Schweigen versenkt, mit niedergeschlagenen Augen und in der höchsten Verlegenheit über die Lage, worin sie sich gleich im ersten Jahre ihrer Ehe versetzt sahen.

Abu Hassan erinnerte sich recht wohl, daß der Kalif, als er ihn in den Palast aufnahm, ihm versprochen hatte, er wolle es ihm an nichts fehlen lassen. Allein wenn er überlegte, in wie kurzer Zeit er die Schenkungen seiner freigebigen Hand vergeudet, so hatte er einerseits nicht Lust zu bitten, anderseits wollte er sich nicht der Schande aussetzen, dem Kalifen den schlechten Gebrauch, den er von seinen Gaben gemacht, und das Bedürfnis, neue Gaben anzunehmen, an den Tag zu legen. Sein Erbteil hatte er übrigens von dem Augenblick an, wo ihn der Kalif in seine Umgebung aufgenommen hatte, seiner Mutter überlassen, und er war weit entfernt, zu dem Geldbeutel derselben seine Zuflucht zu nehmen, wodurch er zu erkennen gegeben hätte, daß er wieder in dasselbe unordentliche Leben verfallen sei wie nach dem Tode seines Vaters.

Nushatulawadat, welche die Geschenke Soberdes und die Freiheit, die sie ihr bei ihrer Vermählung erteilt hatte, als eine mehr als hinreichende Belohnung für ihre Dienste und Anhänglichkeit betrachtete, glaubte ihrerseits ebenfalls kein Recht zu haben, sie noch um irgend etwas zu bitten.

Endlich unterbrach Abu Hassan dies Schweigen, sah Nushatulawadat mit aufgeheiterter Miene an und sagte zu ihr: „Ich sehe wohl, daß du in derselben Verlegenheit bist wie ich, und daß du nachsinnest, was wir in einer so traurigen Lage wie diese, wo uns auf einmal, ohne daß wir es vorhergesehen, das Geld ausgeht, für einen Entschluß fassen sollen. Ich weiß zwar nicht, was du für eine Ansicht hast; allein ich für mein Teil bin der Meinung, es komme wie es wolle, in unserer täglichen Ausgabe auch nicht die mindeste Einschränkung zu treffen, und ich glaube, daß du deinerseits mir darin nicht entgegen sein wirst. Es kommt hierbei bloß darauf an, uns die Mittel dazu zu verschaffen, ohne uns etwas zu vergeben und den Kalifen oder Sobeïde irgend ansprechen zu dürfen, und ich glaube einen Weg gefunden zu haben. Allein wir müssen dabei uns beide gegenseitig unterstützen."

Diese Äußerung Abu Hassans gefiel Nushatulawadat gar sehr, und sie schöpfte daraus einige Hoffnung. „Ich war nicht minder als du," sagte sie zu ihm, „mit diesem Gedanken beschäftigt, und wenn ich nichts äußerte, so war es bloß darum, weil ich kein Auskunftsmittel sah. Ich muß gestehen, die Eröffnung, die du mir soeben gethan hast, macht mir die größte Freude von der Welt; allein da du ein Mittel gefunden zu haben versicherst, wozu du meiner Hilfe bedarfst, so darfst du nur sagen, was ich thun soll, und du wirst sehen, wie gut ich mich dazu anstellen werde."

„Ich hatte es wohl erwartet," erwiderte Abu Hassan, „daß du dieser Sache, die dich ebenso nahe angeht als mich, dich nicht entziehen würdest. Das Mittel, welches ich mir ausgesonnen habe, um zu bewirken, daß es uns in dieser gegenwärtigen Verlegenheit, wenigstens einige Zeit hindurch, nicht an Gelde fehle, ist folgendes. Es beruht nämlich auf einem kleinen Betruge, den wir beide — ich gegen den Kalifen, du gegen Sobeïde — spielen müssen, und der, wie ich gewiß überzeugt bin, sie belustigen und für uns nicht ohne Vorteil sein wird. Dieser Betrug besteht darin, daß wir alle beide sterben."

„Daß wir alle beide sterben?" unterbrach ihn Nushatulawadat. „Stirb, wenn du Lust hast, ganz allein; was mich betrifft, so bin ich des Lebens gar nicht überdrüssig, und mag auch nicht, nimm es mir nicht übel, so gar bald sterben. Wenn du mir kein anderes Mittel vorzuschlagen hast als dieses,

so magst du es nur selber anwenden, denn ich versichere dich, daß ich mich nicht damit befassen will."

„Du bist eine Frau," antwortete Abu Hassan, „das heißt, eine Person von erstaunlicher Lebhaftigkeit und Übereilung, und lässest mir kaum Zeit, mich zu erklären. Höre mich nur einen Augenblick mit Geduld an, und du wirst sehen, daß du wohl selber gern den Tod wirst sterben wollen, den ich sterben will. Du kannst dir wohl denken, daß ich hier nicht einen wirklichen, sondern bloß einen Scheintod meine."

„Ah, sehr schön!" unterbrach ihn wiederum Nushatalawadat; „wenn es hier bloß auf einen Scheintod ankommt, so bin ich gern dabei. Du kannst jetzt auf mich rechnen, und du wirst Zeuge sein, mit welchem Eifer ich dich in dieser Art des Sterbens unterstützen werde; denn, um es dir offen zu gestehen, ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen davor, jetzt augenblicklich auf die Art zu sterben, wie ich es vorhin verstand."

„Nun gut!" erwiderte Abu Hassan; „du sollst schon damit zufrieden sein. Ich meine die Sache so: Ich werde mich tot stellen, und du wirst ein Leichentuch nehmen und mich ganz so bestatten, als ob ich es wirklich wäre. Du wirst mich nach dem herkömmlichen Brauch in die Mitte des Zimmers legen, mit dem Turban auf dem Gesicht und die Füße nach Mekka gekehrt, ganz so, als ob ich auf den Begräbnisplatz hinausgetragen werden sollte. Sobald alles so angeordnet ist, so fange an zu weinen, das übliche Klagegeschrei zu erheben, deine Kleider zu zerreißen und dir die Haare auszuraufen, oder stelle dich wenigstens so, als thätest du es, und gehe dann ganz in Thränen und mit fliegenden Haaren zu Sobeïde. Die Fürstin wird nach der Ursache deiner Thränen fragen, und sobald du es ihr unter Schluchzen entdeckt hast, so wird sie dich gewiß beklagen und dir eine Summe Geldes zu den Kosten meines Begräbnisses und ein Stück Brokat, teils zum Leichentuche für mich, teils zum Kleide für dich an die Stelle des zerrissenen schenken. Sobald du nun mit diesem Gelde und dem Stück Brokat zurückgekehrt bist, werde ich von meinem Lager in der Mitte des Zimmers aufstehen und du wirst dich an meine Stelle hinlegen und dich tot stellen. Ich werde dich dann als Leiche ankleiden und hierauf meinerseits zum Kalifen gehen, um bei ihm dieselbe Rolle zu spielen, die du bei Sobeïde gespielt hast; und ich darf wohl hoffen, daß der Kalif gegen mich

nicht minder freigebig sein wird, als es Soberde gegen dich gewesen ist."

Nachdem Abu Hassan seine Ansicht über den von ihm entworfenen Plan auseinandergesetzt hatte, erwiderte sogleich Nushatulawadat: „Ich glaube, daß diese Täuschung sehr belustigend sein wird, und ich müßte mich sehr irren, wenn der Kalif und Soberde uns nicht dafür Dank wissen sollten. Es kommt jetzt bloß darauf an, die Sache gut auszuführen. Was mich betrifft, so laß mich nur machen; ich werde mich meiner Rolle zum wenigsten ebensogut entledigen, als ich es von dir erwarte, und zwar mit um so mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, je größer der Vorteil ist, den ich und du davon einernten müssen. Laß uns daher keine Zeit verlieren. Während ich das Leichentuch nehme, entkleide dich bis aufs Hemde und die Unterbeinkleider; ich verstehe es so gut, wie irgend einer, jemand als Leiche anzukleiden."

Abu Hassan säumte nicht, das zu thun, was ihm Nushatulawadat gesagt hatte. Er streckte sich rücklings die Länge lang auf das Leichentuch hin, welches mitten im Zimmer auf den Fußteppich hingebreitet war, kreuzte die Beine und ließ sich einhüllen, daß es schien, als dürfte man ihn bloß noch auf die Totenbahre legen und zur Beerdigung forttragen. Seine Frau kehrte seine Füße nach Mekka hin, bedeckte ihm das Gesicht mit einem sehr feinen Musselinschleier, und legte ihm seinen Turban oben darüber, doch so, daß er frei atmen konnte. Hierauf legte sie ihren Kopfputz ab, und mit Thränen in den Augen und mit aufgelöstem und fliegendem Haar, welches sie sich unter lautem Geschrei scheinbar ausraufte schlug sie sich auf Wangen und Brust, und gab alle übrigen Zeichen eines heftigen Schmerzes von sich. In diesem Aufzuge eilte sie fort, und flog über den sehr geräumigen Hof des Palastes, um sich nach den Zimmern der Fürstin Soberde, zu begeben.

Nushatulawadat stieß ein so durchdringendes Geschrei aus, daß Soberde es auf ihrem Zimmer hören konnte. Sie befahl ihren Sklavinnen, die um sie waren, nachzusehen, woher denn dies Wehklagen und dies Schreien käme. Diese eilten schnell an die Fenstergitter, und meldeten Soberde, es wäre Nushatulawadat, die ganz in Thränen sich näherte. Die Fürstin, voll Ungeduld, zu wissen, was ihr begegnet wäre, stand sogleich auf, und ging ihr bis an die Thür ihres Vorzimmers entgegen.

Nushatulawadat spielte hier ihre Rolle ganz vortrefflich. Sobald sie Sobeïde erblickte, welche selber den Thürvorhang ihres Vorzimmers geöffnet in der Hand hielt, und sie erwartete, verdoppelte sie ihr Geschrei und ihre Schritte, raufte sich mit den Händen die Haare aus, schlug sich heftig an Brust und Wangen und warf sich ihr sodann zu Füßen und benetzte dieselben mit Thränen.

Sobeïde, die ganz überrascht war, ihre Sklavin in so tiefer Betrübnis zu erblicken, fragte sie, was es denn gäbe und welcher Unfall ihr begegnet wäre?

Anstatt zu antworten, fuhr die fälschlich Betrübte noch einige Zeit zu schluchzen fort, indem sie sich scheinbar Gewalt anthat, es zu unterdrücken. „Ach, meine teure Gebieterin," rief sie endlich, immer noch von Schluchzen unterbrochen, aus, „welches größere und traurigere Unglück konnte mir begegnen, als das, welches mich jetzt nötigt, mich in meiner höchst traurigen Lage zu den Füßen Euerer Majestät zu werfen? Gott verlängere Eure Tage, meine verehrungswürdigste Fürstin, bei der vollkommensten Gesundheit, und schenke Euch noch lange und glückliche Jahre! Abu Hassan, der arme Abu Hassan, den Ihr mit Eurer Gnade beehrtet, den Ihr und der Beherrscher der Gläubigen mir zum Ehegatten gabet, ist nicht mehr!"

Bei diesen letzten Worten verdoppelte Nushatulawadat ihre Thränen und ihr Schluchzen, und warf sich noch einmal zu den Füßen der Fürstin. Sobeïde erschrak über diese Nachricht außerordentlich. „Also Abu Hassan ist tot?" rief sie aus; „dieser so gesunde, so angenehme und unterhaltende Mann? In der That, ich hätte es nicht erwartet, so schnell den Tod eines solchen Mannes vernehmen zu müssen, der ein längeres Leben verhieß, und es so sehr verdient hatte." Sie konnte sich nicht enthalten, ihrem Schmerze durch Thränen Luft zu machen. Ihre Sklavinnen, die sie begleiteten, und mehrmals an den Scherzen Abu Hassans teilgenommen hatten, wenn er zu den vertraulichen Unterhaltungen Sobeïdes und des Kalifen zugelassen worden war, legten ebenfalls durch ihre Thränen ihren Anteil und ihr Bedauern über seinen Verlust an den Tag.

Sobeïde, ihre Sklavinnen und Nushatulawadat weinten eine ganze Weile lang über diesen Todesfall. Endlich unterbrach die Fürstin Sobeïde das Schweigen, und rief, zu der angeblichen Witwe gewendet, aus: „Du Böse, vielleicht bist

du selber die Ursache seines Todes! Du hast ihm vielleicht durch deine üble Laune so viel Verdruß gemacht, daß du ihn endlich dadurch bis ins Grab gebracht hast."

Nushatulawadat schien über den Vorwurf, den Soberde ihr machte, sehr gekränkt. „Ach, Euer Majestät," rief sie aus, „ich glaube Euch nie, während der ganzen Zeit, wo ich Eure Sklavin zu sein das Glück hatte, Anlaß gegeben zu haben zu einer so unvorteilhaften Meinung über mein Betragen gegen einen so geliebten Gatten. Ich würde mich für die unglücklichste aller Frauen halten, wenn Ihr dies nicht glaubtet. Ich habe Abu Hassan so unaussprechlich lieb gehabt, als eine Frau ihren Mann, den sie leidenschaftlich anbetet, nur irgend haben kann; und ich kann sagen, daß ich für ihn alle die Zärtlichkeit empfunden habe, die seine zuvorkommende Gefälligkeit, womit er mir seine zärtliche Liebe an den Tag legte, nur irgend verdiente. Ich bin überzeugt, wenn er noch lebte, so würde er mich vor Euerer Majestät deshalb vollkommen rechtfertigen; aber, ach!" fuhr sie mit einem neuen Strome von Thränen fort, „seine Stunde ist gekommen, und dies ist die einzige Ursache seines Todes."

Soberde hatte wirklich stets an ihrer Sklavin eine immer gleiche Laune, eine unveränderliche Sanftmut, eine große Folgsamkeit, und einen Eifer in allen ihren Dienstleistungen bemerkt, welcher anzeigte, daß sie mehr aus Neigung als aus Pflichtzwang handelte. Daher nahm sie keinen Anstand, ihr aufs Wort zu glauben, und befahl ihrer Schatzmeisterin, aus ihrem Schatze einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat zu holen.

Die Schatzmeisterin kam bald mit dem Beutel und dem Stück Brokat zurück und händigte es, auf Soberdes Befehl, Nushatulawadat ein. Diese warf sich, beim Empfange dieses schönen Geschenks, zu den Füßen der Fürstin, und sagte ihr den ehrerbietigsten Dank, indem sie über den glücklichen Erfolg innerlich sehr vergnügt war. „Geh," sagte Soberde zu ihr, „laß aus dem Stück Brokat ein Leichentuch über die Bahre deines Mannes machen, und verwende das Geld dazu, ihm ein ehrenvolles und seiner würdiges Leichenbegängnis zu veranstalten. Sodann mäßige deine Betrübnis; ich werde für dich sorgen."

Nushatulawadat war kaum aus den Augen Soberdes, als sie auch schon ihre Thränen freudig abtrocknete, und eiligst zurückkehrte, um Abu Hassan von dem Gelingen ihrer Rolle Bericht abzustatten.

Als sie in ihr Zimmer trat, lachte sie laut auf, als sie Abu Hassan noch in derselben Lage antraf, in der sie ihn verlassen hatte, das heißt, mitten im Zimmer im Sterbekleide. „Steh auf," sagte sie lachend zu ihm, „und sieh hier die Früchte meiner Lüge gegen Sobeïde. Wir werden heute noch nicht Hungers sterben."

Abu Hassan stand schnell auf und freute sich sehr nebst seiner Frau über den Anblick des Geldbeutels und des Stückes Brokat.

Nushatulawadat war über das glückliche Gelingen der Täuschung, die sie an der Fürstin begangen hatte, so vergnügt, daß sie ihre Freude nicht zurückhalten konnte. „Das ist noch nicht genug," sagte sie lachend zu ihrem Manne; „jetzt werde ich meinerseits ebenfalls die Tote spielen, und zusehen, ob du auch so geschickt sein wirst, ebensoviel vom Kalifen zu bekommen."

„Daran erkenne ich recht den Charakter der Frauen," erwiderte Abu Hassan; „man hat wohl recht, wenn man sagt, daß sie beständig die Eitelkeit haben, zu glauben, daß sie mehr als die Männer vermögen, obwohl sie meist nur auf Eingeben derselben etwas Gutes leisten. Das wäre schön, wenn ich nicht wenigstens ebensoviel, als du, bei dem Kalifen ausrichten sollte, ich, der ich der Erfinder dieses Betruges bin! Doch wir wollen nicht die Zeit mit unnützen Reden verlieren. Spiele du die Tote, wie ich, und du wirst sehen, ob ich nicht dasselbe Glück haben werde."

Abu Hassan zog seine Frau als Leiche an, legte sie auf dieselbe Stelle, wo er gelegen hatte, kehrte ihre Füße nach Mekka hin und ging ganz verstört, mit verkehrt aufgesetztem Turban, wie ein Mensch, der in der höchsten Betrübnis ist, aus dem Zimmer. In diesem Zustande begab er sich nach den Zimmern des Kalifen, der soeben mit dem Großvezier Giafar und mit anderen Vezieren, auf die er großes Vertrauen setzte, eine geheime Beratung hielt. Er zeigte sich an der Thür, und der Thürsteher, welcher wußte, daß er freien Zutritt hatte, öffnete sie ihm. Er trat also hinein, das Taschentuch mit einer Hand vor die Augen haltend, um die verstellten Thränen zu verbergen, die er reichlich fließen ließ, während er sich mit der anderen Hand heftig vor die Brust schlug, unter Ausrufungen, die das Übermaß des höchsten Schmerzes ausdrückten.

Der Kalif, welcher gewohnt war, Abu Hassan stets mit

einer heiteren Miene, welche nur Frohsinn erweckte, zu erblicken, war sehr überrascht, als er ihn in einem so traurigen Zustande vor sich sah. Er unterbrach die Aufmerksamkeit, womit er das in der Beratung Verhandelte anhörte, und fragte ihn nach der Ursache seines Schmerzes.

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete Abu Hassan unter Schluchzen und wiederholtem Seufzen, „es hätte mir kein größeres Unglück begegnen können, als das ist, welches gegenwärtig meine Betrübnis veranlaßt. Gott lasse Euer Majestät noch lange auf dem Throne leben, den Ihr so glorreich ausfüllt! Nushatulawadat, die Ihr mir gnädig zur Ehe gegeben habt, um meine noch übrigen Tage mit ihr zu verleben, ach!" — —

Bei diesem Ausrufe stellte sich Abu Hassan, als wäre sein Herz so beklommen, daß er nicht weiter sprechen könnte, und brach in Thränen aus.

Der Kalif, welcher merkte, daß Abu Hassan ihm den Tod seiner Frau zu melden kam, schien darüber außerordentlich gerührt zu sein. „Gott sei ihrer Seele barmherzig!" sagte er mit einer Miene, welche sein Bedauern deutlich verriet. „Sie war eine gute Sklavin, und wir, Soberde und ich, gaben sie dir, um dich zu erfreuen; sie hätte es verdient, noch länger zu leben." Thränen flossen hierauf aus seinen Augen und er mußte sein Taschentuch nehmen, um sie zu trocknen.

Der Schmerz Abu Hassans und des Kalifen Thränen erweckten die des Großveziers Giafar und der übrigen Veziere. Sie beweinten sämtlich den Tod Nushatulawadats, die ihrerseits in der größten Ungeduld schwebte, zu erfahren, inwiefern es Abu Hassan geglückt wäre.

Übrigens hatte der Kalif denselben Gedanken, den seine Frau gehabt, und bildete sich ein, daß jener vielleicht die Ursache ihres Todes gewesen wäre. „Unglücklicher," sagte er daher zu ihm, im Tone des Unwillens, „warst du es nicht, der deiner Frau durch seine schlechte Behandlung den Tod zuzog? Ach, ich zweifle daran fast nicht. Du hättest wenigstens auf meine Gemahlin Soberde einige Rücksicht nehmen sollen, die sie mehr liebte als alle ihre übrigen Sklavinnen, und die aus Güte sich ihrer beraubte, um sie dir zu überlassen."

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete Abu Hassan, indem er sich stellte, als weinte er noch bitterer als zuvor, „kann Euere Majestät auch nur einen Augenblick den Gedanken hegen, daß Abu Hassan, den Ihr mit Gnadenbezeugungen und Wohl-

thaten überhäuft, und dem Ihr Ehrenbezeugungen erwiesen habt, die er kaum zu hoffen gewagt, einer solchen Undankbarkeit fähig sein sollte? Ich liebte meine Gattin Nushatulawadat sowohl um deswillen als auch um ihrer vielen anderen liebenswürdigen Eigenschaften willen, welche bewirkten, daß ich für sie stets alle die Anhänglichkeit, Zärtlichkeit und Liebe empfand, die sie verdiente. Allein, Herr," fuhr er fort, „sie hat nun einmal sterben sollen, und Gott hat nicht gewollt, daß ich ein solches Glück, das ich durch die Güte Euerer Majestät und Eurer Gemahlin Soberde besaß, länger genießen sollte."

Mit einem Worte, Abu Hassan wußte durch alle mögliche Zeichen einer wirklichen Betrübnis so gut den Schmerz zu erheucheln, daß der Kalif, der übrigens nie gehört hatte, daß sie miteinander übel gelebt hätten, allem dem, was er sagte, Glauben beimaß, und nicht mehr an seiner Aufrichtigkeit zweifelte. Der Schatzmeister des Palastes war eben zugegen und der Kalif befahl ihm, nach dem Schatze zu gehen und Abu Hassan einen Beutel mit hundert Goldstücken nebst einem Stück Brokat zu reichen. Abu Hassan warf sich sogleich zu den Füßen des Kalifen, um ihm seine Erkenntlichkeit und Dankbarkeit für das Geschenk an den Tag zu legen. „Folge meinem Schatzmeister," sagte der Kalif zu ihm; „das Stück Brokat soll für die Tote zum Leichentuche, und das Geld dazu dienen, ihr ein würdiges Leichenbegängnis zu veranstalten. Ich erwarte gewiß, daß du ihr diesen letzten Beweis deiner Liebe nicht versagen wirst."

Abu Hassan beantwortete diese verbindlichen Worte des Kalifen durch eine tiefe Verneigung, und entfernte sich. Er folgte dem Schatzmeister, und sobald dieser ihm den Beutel und das Stück Brokat eingehändigt hatte, kehrte er nach Hause zurück, zufrieden und in sich vergnügt darüber, daß er so schnell und so leicht ein Mittel gefunden hatte, um der Verlegenheit, worin er sich befand, und die ihm so viel Unruhe gemacht, abzuhelfen.

Nushatulawadat, die des langen Zwanges schon ganz müde war, wartete bloß, bis Abu Hassan ihr sagen würde, sie sollte ihre traurige Lage wieder verlassen. Sobald sie daher die Thür öffnen hörte, lief sie ihm entgegen und fragte ihn: „Nun, hat der Kalif sich ebenso leicht täuschen lassen als Soberde?"

„Du siehst," antwortete Abu Hassan scherzend, indem er ihr den Beutel und das Stück Brokat zeigte, „daß ich es

nicht minder gut verstehe, den Betrübten um den Tod einer Frau, der ganz wohl ist, zu spielen, als du die Trauernde um den Tod eines Mannes, der noch ganz frisch und gesund ist."

Indes zweifelte Abu Hassan, daß diese doppelte Täuschung ohne Folgen bleiben würde. Daher gab er seiner Frau vorläufig einen Wink über alles, was etwa vorfallen könnte, um mit ihr desto besser im Einverständnisse handeln zu können. „Je besser es uns gelingt," fügte er hinzu, „den Kalifen und Soberde in eine Art von Verlegenheit zu setzen, desto mehr Vergnügen werden sie am Ende darüber empfinden, und vielleicht werden sie uns ihre Zufriedenheit darüber durch neue Beweise ihrer Freigebigkeit bezeigen." Diese letzte Rücksicht ermunterte sie mehr als irgend eine andere, die Verstellung so weit als möglich zu treiben.

Obwohl es in der gegenwärtigen Sitzung noch mehreres anzuordnen und zu beraten gab, so stand dennoch bald nach Abu Hassans Weggange der Kalif, voll Ungeduld, zu Soberde hinzugehen und ihr seinen Beileidsbesuch wegen des Todes ihrer Sklavin abzustatten, von seinem Sitze auf und verschob die weitere Beratung auf den folgenden Tag. Der Großvezier und die übrigen Veziere nahmen Abschied von ihm und entfernten sich.

Sobald sie weggegangen waren, sagte der Kalif zu Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen seines Palastes, der von seiner Person fast unzertrennlich war, und außerdem an allen seinen Beratungen teil hatte: „Folge mir, und bezeige gleich mir der Fürstin deine Teilnahme über den Tod ihrer Sklavin."

Sie gingen nun miteinander zu den Zimmern Soberdes. Als der Kalif an der Thür war, öffnete er den Thürvorhang und sah die Fürstin in der tiefsten Betrübnis, und die Augen voll Thränen, auf dem Sofa sitzen.

Der Kalif trat hinein, näherte sich ihr und sagte: „Meine Gemahlin, ich darf Euch wohl nicht erst sagen, wie großen Anteil ich an Eurer Betrübnis nehme, da Euch nicht unbekannt ist, wie sehr ich alles das mitfühle, was Euch Schmerz oder Freude verursacht; aber wir sind alle sterblich und müssen Gott das Leben, das er uns verliehen hat, zurückgeben, sobald er es verlangt. Nushatulawadat, Eure treue Sklavin, besaß in der That Eigenschaften, die sie Eurer Achtung würdig machten, und ich billige es sehr, daß Ihr noch nach ihrem

Tode ihr Beweise davon gebt. Überlegt indes, daß Euer Schmerz ihr das Leben nicht wiedergiebt. Darum, meine Gemahlin, wenn Ihr mir glaubet und mich liebt, werdet Ihr Euch über diesen Verlust trösten und mehr Sorge für Euer Leben tragen, das, wie Ihr wißt, mir unendlich teuer ist und das ganze Glück des meinigen ausmacht."

Wenn die Fürstin auch von den zärtlichen Gesinnungen, wovon der Besuch des Kalifen begleitet war, sehr entzückt wurde, so war sie doch übrigens außerordentlich überrascht, den Tod der Nushatulawadat zu vernehmen, worauf sie sich gar nicht gefaßt gemacht hatte. Diese Nachricht versetzte sie in ein solches Staunen, daß sie lange Zeit nichts zu antworten vermochte. Ihre Überraschung ward dadurch noch verdoppelt, daß diese Nachricht zugleich der soeben vernommenen ganz entgegengesetzt war, und sie wurde völlig sprachlos. Endlich faßte sie sich wieder und sagte mit einer Miene und mit einem Tone, die noch ganz ihr Befremden verrieten: „Beherrscher der Gläubigen, ich fühle die zärtlichen Gesinnungen, die Ihr mir an den Tag leget, sehr tief; aber erlaubet mir, Euch zu sagen, daß ich die Nachricht, die Ihr mir von dem Tode meiner Sklavin gegeben, nicht begreife, da sie sich vollkommen wohl und gesund befindet. Gott bewahre Euch und mich, o Herr! Wenn Ihr mich betrübt sehet, so ist es bloß wegen des Todes ihres Mannes Abu Hassan, Eures Lieblings, den ich ebensosehr um der Achtung willen, die Ihr für ihn hegtet, hochschätzte, als auch deswegen, weil Ihr so gütig waret, ihn mit mir bekannt zu machen, und weil er mich bisweilen sehr angenehm unterhalten hat. Allein, Herr, die Teilnahmlosigkeit, die ich an Euch in betreff seines Todes bemerke, und Euer gänzliches Vergessen des Mannes, den Ihr sonst immer so gern um Euch hattet, setzen mich in Staunen und Überraschung. Und diese Eure Teilnahmlosigkeit wird um so mehr in die Augen fallend durch die Art und Weise, wie Ihr mich davon ablenken wollt, indem Ihr mir den Tod meiner Sklavin statt des seinigen anmeldet."

Der Kalif, welcher von dem Tode der Sklavin vollkommen unterrichtet zu sein glaubte, und der nach dem, was er gesehen und gehört, auch wohl Ursache dazu hatte, fing an zu lachen und mit den Achseln zu zucken, als er Sobeide so reden hörte. „Mesrur," sagte er, indem er sich nach ihm umdrehte und ihn anredete, „was sagst du zu der Rede meiner Gemahlin? Ist es nicht wahr daß die Frauen bisweilen Geistes-

abwesenheiten haben, die man ihnen nur sehr schwer vergeben kann? Mit einem Worte, du hast es ja doch wohl so gut wie ich gesehen und gehört." Hierauf wandte er sich wieder zu Sobeïde und sagte zu ihr: „Meine Gemahlin, vergießet keine Thräne mehr um den Tod Abu Hassans; er befindet sich ganz wohl. Beweinet vielmehr den Tod Eurer lieben Sklavin. Erst vor wenigen Momenten kam ihr Mann ganz in Thränen und in einer mitleiderweckenden Betrübnis in mein Zimmer, um mir den Tod seiner Frau zu melden. Ich habe ihm einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat geben lassen, zum Trost und zur Unterstützung bei der Leichenfeier der Verstorbenen. Mesrur hier ist von allem Augen- und Ohrenzeuge gewesen und wird Euch dasselbe sagen."

Die Fürstin hielt diese Äußerungen des Kalifen nicht für Ernst, sondern glaubte, er wollte ihr etwas weißmachen. „Beherrscher der Gläubigen," erwiderte sie, „obwohl Ihr sonst gern zu scherzen pfleget, so muß ich Euch doch sagen, daß hier nicht der Ort dazu ist; was ich Euch sage, ist mein völliger Ernst. Es ist hier nicht von dem Tode meiner Sklavin die Rede, sondern von dem Tode ihres Mannes Abu Hassan, dessen Los ich beklage und den Ihr mit mir beklagen müßt."

„Und ich," fuhr der Kalif in tiefstem Ernste fort, „sage Euch ohne Scherz, daß Ihr Euch täuschet. Nushatulawadat ist tot und Abu Hassan lebend und gesund."

Sobeïde fühlte sich durch die trockene Antwort des Kalifen beleidigt. „Beherrscher der Gläubigen," erwiderte sie in einem lebhaften Tone, „Gott bewahre Euch, daß Ihr länger in diesem Irrtum verharret; Ihr könntet sonst in mir den Glauben erwecken, daß Euer Geist nicht ganz in seiner gewohnten Fassung ist. Erlaubt mir, Euch noch einmal zu wiederholen, daß Abu Hassan tot, und Nushatulawadat, meine Sklavin, die Witwe des Verstorbenen, lebend und gesund ist. Es ist noch nicht eine Stunde her, daß sie von hier weggegangen ist. Sie kam hier ganz trostlos und in einem Zustande an, der allein schon imstande gewesen wäre, mir Thränen zu entlocken, selbst wenn sie mir nicht unter Schluchzen die gerechte Ursache ihrer Betrübnis entdeckt hätte. Alle meine dienenden Frauen haben mit mir darüber geweint, und sie können Euch ein zuverlässiges Zeugnis hierüber ablegen. Diese werden Euch auch sagen, daß ich ihr einen Beutel mit hundert Goldstücken und

ein Stück Brokat zum Geschenke gemacht habe. Der Schmerz, den Ihr beim Eintreten auf meinem Gesicht bemerktet, war ebensosehr durch den Tod ihres Mannes als durch die Trostlosigkeit, worin ich sie sah, veranlaßt worden, und ich war, als Ihr hereintratet, eben im Begriff, zu Euch zu schicken und Euch mein Beileid bezeigen zu lassen."

Bei diesen Worten Sobeïdes rief der Kalif, laut auflachend: „Meine Gemahlin, das ist denn doch eine seltsame Hartnäckigkeit! Und ich sage Euch dagegen," fuhr er in dem ernsthaftesten Tone weiter fort, „daß Nashatulawadat tot ist."

„Nein, Herr," erwiderte Sobeïde, augenblicklich ganz ernsthaft, „ich sage Euch, Abu Hassan ist tot. Ihr werdet nie bewirken können, daß ich das Gegenteil glaube."

Dem Kalifen stieg jetzt die Glut ins Gesicht. Er setzte sich ziemlich fern von der Fürstin auf das Sofa und sagte, zu Mesrur sich wendend: „Geh auf der Stelle und sieh, wer von beiden gestorben ist, und melde mir dann unverzüglich, was an der Sache ist. Obwohl ich fest versichert bin, daß es Nushatulawadat ist, welche gestorben, so will ich doch lieber diesen Weg einschlagen, als noch länger eine Sache behaupten, die mir so gut bekannt ist."

Der Kalif hatte kaum ausgesprochen, als Mesrur sich auch schon entfernt hatte. „Ihr werdet," fuhr er zu Sobeïde gewendet fort, „augenblicklich sehen, wer von uns beiden recht hat."

„Was mich betrifft," antwortete Sobeïde, „so weiß ich schon, daß das Recht auf meiner Seite ist, und Ihr selbst werdet sehen, daß, wie ich gesagt habe, Abu Hassan tot ist."

„Und ich," erwiderte der Kalif, „bin dessen so gewiß, daß es Nushatulawadat ist, daß ich bereit bin, mit Euch zu wetten, um was Ihr nur wollt, daß sie nicht mehr am Leben ist, und daß Abu Hassan sich ganz wohl befindet."

„Denket ja nicht," antwortete Sobeïde, „mich dadurch zu besiegen; ich nehme die Wette an. Ich bin von dem Tode Abu Hassans so gewiß überzeugt, daß ich gern das Liebste, was ich nur habe, gegen das, was Ihr Lust habt, wie gering es auch an Werte sein mag, verwetten will. Ihr wißt recht gut, was ich besitze und was ich, meinem Geschmack zufolge, am liebsten habe; Ihr dürft also nur wählen und vorschlagen, ich werde darauf eingehen, wie auch immer die Sache für mich ausschlagen mag."

„Da es so weit gekommen ist," sagte jetzt der Kalif, „so

wette ich meinen Lustgarten gegen Euren Gemäldepalast; eins ist wohl des anderen wert." — „Es kommt hier gar nicht darauf an," erwiderte Sobeïde, „ob Euer Garten mehr wert ist als mein Palast, — wir sind darüber hinweg; — sondern es handelt sich hier bloß darum, daß Ihr dasjenige, was Euch unter allen meinen Besitztümern am meisten gefällt, ausgewählt habt, als Gegeneinsatz gegen das, was Ihr von Eurer Seite wettet. Ich gehe also darauf ein und die Wette steht fest. Gott sei mein Zeuge, ich werde nicht die erste sein, die ihr Wort zurücknimmt." Der Kalif that denselben Schwur, und so blieben sie, die Rückkehr Mesrurs erwartend.

Während der Kalif und Sobeïde über den Tod Abu Hassans oder Nushatulawadats einen so lebhaften und hitzigen Wortwechsel hatten, war Abu Hassan, der ihren Streit über diesen Punkt vorausgesehen, sehr aufmerksam auf alles, was daraus irgend erfolgen könnte. Sobald er daher durch das Gitterfenster, welchem er im Gespräche mit seiner Frau gegenüber saß, Mesrur von fern erblickte und ihn gerade auf seine Wohnung zukommen sah, merkte er sogleich, zu welchem Zweck er geschickt wäre. Er sagte also zu seiner Frau, sie möchte sich noch einmal tot stellen, wie sie es miteinander verabredet hätten, und dabei keine Zeit verlieren.

Der Augenblick war wirklich dringend, und alles, was Abu Hassan vor Mesrurs Ankunft thun konnte, war, seine Frau als Leiche anzuziehen und das Stück Brokat, welches der Kalif ihm geschenkt, über sie auszubreiten. Hierauf öffnete er die Thür seiner Wohnung, und mit einem traurigen und niedergeschlagenen Gesicht, und das Taschentuch vor die Augen haltend, setzte er sich der angeblich Verstorbenen zu Häupten.

Kaum war er fertig, als auch schon Mesrur ins Zimmer trat. Das traurige Schauspiel, das sich ihm darbot, erregte in ihm eine geheime Freude, in Beziehung auf den vom Kalifen erhaltenen Auftrag. Sobald Abu Hassan ihn bemerkte, ging er ihm entgegen, küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand und sagte seufzend zu ihm: „Herr, Ihr sehet mich in der größten Betrübnis, die mich nur je treffen konnte, durch den Tod meiner teuern Gattin Nushatulawadat, die Ihr mit Eurer Güte beehrtet."

Mesrur ward von diesen Reden gerührt, und es war ihm unmöglich, dem Andenken der Verstorbenen einige Thränen zu versagen. Er hob das Leichentuch in der Gegend des

Kopfes etwas in die Höhe, um ihr ins Gesicht zu sehen, und ließ es dann wieder fallen, als er einen halben Blick darauf geworfen hatte, indem er mit einem tiefen Seufzer sagte: „Es giebt keinen anderen Gott außer Gott! Wir müssen alle uns seinem Willen unterwerfen und jede Kreatur muß zurückkehren zu ihm! Nushatulawadat, meine gute Schwester," fügte er seufzend hinzu, „dein Lebenslos war von sehr kurzer Dauer! Gott lasse dir Barmherzigkeit widerfahren!" Hierauf wendete er sich wieder zu Abu Hassan, der in Thränen zerschmolz, und sagte zu ihm: „Nicht mit Unrecht behauptet man, die Frauen haben bisweilen Geistesabwesenheiten, die kaum verzeihlich sind. Soberde, meine gute Gebieterin, befindet sich in diesem Falle. Sie geruhte gegen den Kalifen zu behaupten, du wärest gestorben und nicht deine Frau; und was auch immer der Kalif dagegen sagen mochte, um sie vom Gegenteil zu überzeugen, selbst seine ernsthaftesten Versicherungen, alles war fruchtlos. Er hat sogar mich zum Zeugen aufgerufen, um ihr die Wahrheit dieser Sache zu bestätigen, da ich, wie du weißt, zugegen war, als du kamst und ihm die betrübende Nachricht brachtest; aber alles hat nichts geholfen. Es kam zu gegenseitigen hartnäckigen Behauptungen, die kein Ende genommen hätten, wenn nicht der Kalif, um Soberde zu überzeugen, auf den Einfall gekommen wäre, mich zu dir zu schicken, um sich noch einmal von der Wahrheit der Sache zu unterrichten. Allein ich fürchte sehr, daß auch dies nichts fruchten wird; denn, von welcher Seite man auch immer heutzutage den Frauen beizukommen suchen mag, um ihnen irgend etwas begreiflich zu machen, sie haben eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, sobald sie einmal von der entgegengesetzten Ansicht eingenommen sind."

„Gott erhalte den Beherrscher der Gläubigen stets im Besitz und im besten Gebrauch seines seltenen Verstandes!" erwiderte Abu Hassan, die Augen immer noch voll Thränen und beständig vom Schluchzen unterbrochen. „Ihr sehet, wie die Sache steht, und daß ich Seine Majestät hierin nicht hintergangen habe. Wollte Gott," rief er ferner, um die Verstellung noch weiter zu treiben, „daß ich nicht Ursache gehabt hätte, ihm eine so traurige und niederschlagende Nachricht zu hinterbringen! Ach," fuhr er fort, „ich kann den unersetzlichen Verlust, den ich erlitten habe, nicht mit Worten beschreiben!" — „Dies ist freilich wahr," antwortete Mesrur,

„und ich kann dich versichern, daß ich vielen Anteil an deiner Betrübnis nehme; indes mußt du dich dennoch trösten und dich nicht so ganz deinem Schmerz überlassen. Ich verlasse dich jetzt, obwohl höchst ungern, um zu dem Kalifen zurückzukehren; aber ich bitte mir es als Gefälligkeit aus," fuhr er fort, „daß du die Leiche nicht eher forttragen läßt, als bis ich wiedergekommen bin, denn ich möchte gern ihrer Beerdigung beiwohnen und sie mit meinem Gebete begleiten."

Mesrur war bereits aus dem Zimmer fortgegangen, um von seiner Botschaft Bericht abzustatten, als Abu Hassan, der ihn bis an die Hausthür begleitete, ihm zu erkennen gab, er verdiente die Ehre gar nicht, die er ihm erzeigen wollte. Aus Besorgnis, Mesrur möchte augenblicklich wieder zurückkehren, verfolgte er ihn eine Weile mit den Augen, und als er ihn weit genug entfernt sah, kehrte er in seine Wohnung zurück, befreite Nushatulawadat von allen ihren Hüllen und sagte zu ihr: „Da ist schon wieder eine neue Scene gespielt, aber ich denke, es wird keineswegs die letzte sein; besonders wird die Fürstin Sobeïde es gewiß nicht bei dem Berichte Mesrurs bewenden lassen, sondern im Gegenteil sich darüber lustig machen; auch hat sie zu gute Gründe für sich, als daß sie ihm glauben sollte. Wir müssen uns daher auf einen neuen Auftritt gefaßt machen." Während dieser Reden Abu Hassans hatte Nushatulawadat Zeit genug, ihre Kleider wieder anzulegen, worauf sie sich beide dem Gitterfenster gegenüber aufs Sofa setzten, um alles zu beobachten, was draußen etwa vorging.

Unterdessen kam Mesrur zu Sobeïde. Er trat lächelnd in ihr Gemach und schlug in die Hände wie ein Mensch, der etwas sehr Angenehmes zu melden hätte.

Der Kalif war natürlich sehr ungeduldig und wollte sogleich über diese Sache Aufschluß haben. Übrigens war er durch das Mißtrauen Sobeïdes empfindlich gekränkt, weshalb er, sobald er Mesrur erblickte, ausrief: „Böser Sklave, es ist jetzt nicht Zeit zu lachen. Du sagst kein Wort? Sprich frei heraus; wer ist tot, der Mann oder die Frau?"

„Beherrscher der Gläubigen," erwiderte sogleich Mesrur in ernsthaftem Tone, „Nushatulawadat ist tot und Abu Hassan ist darüber noch immer so betrübt wie damals, als er vor Euerer Majestät erschien."

Ohne ihm Zeit zu lassen, weiter fortzusprechen, unterbrach ihn der Kalif, indem er laut lachend rief: „Gute Nachricht!

noch vor einem Augenblick besaß deine Gebieterin Sobeïde den Gemäldepalast; jetzt gehört er mir. Sie hat ihn, als du fortgegangen warst, gegen meinen Lustgarten verwettet. Daher konntest du mir kein größeres Vergnügen machen als dieses; ich werde dich dafür auch belohnen. Doch lassen wir das. Erzähle mir jetzt Punkt für Punkt, was du gesehen hast."

„Beherrscher der Gläubigen," fuhr Mesrur fort, „als ich in Abu Hassans Wohnung anlangte, trat ich in sein Zimmer, welches offen war. Ich fand ihn noch immer sehr betrübt und den Tod seiner Frau Nushatulawadat beweinend. Er saß zu Häupten der Verstorbenen, welche mitten im Zimmer lag, mit den Füßen nach Mekka hingewendet und mit dem Stück Brokat bedeckt, welches Euere Majestät soeben dem Abu Hassan geschenkt hat. Nachdem ich ihm meine Teilnahme an seiner Betrübnis bezeigt hatte, näherte ich mich, hob das Leichentuch in der Gegend des Kopfes in die Höhe und erkannte Nushatulawadat, deren Gesicht schon ganz aufgedunsen und verändert war. Ich ermahnte Abu Hassan auf das beste, daß er sich trösten möchte, und sagte ihm beim Weggehen, daß ich mich bei der Beerdigung seiner Frau einfinden würde; zugleich bat ich ihn, er möchte mit Aufhebung der Leiche so lange warten, bis ich käme. Das ist alles, was ich Euerer Majestät in Bezug auf den mir erteilten Auftrag zu berichten imstande bin."

Als Mesrur seinen Bericht beendigt hatte, sagte der Kalif herzlich lachend zu ihm: „Ich verlange nichts weiter von dir und bin mit deiner Pünktlichkeit sehr zufrieden."

Hierauf wandte er sich zu Sobeïde und sagte zu ihr: „Nun, meine Gemahlin, hast du gegen eine so ausgemachte Wahrheit noch etwas einzuwenden? Glaubst du immer noch, daß Nushatulawadat am Leben und Abu Hassan tot ist, und gestehst du nicht ein, daß du die Wette verloren hast?"

Sobeïde wollte durchaus nicht zugeben, daß Mesrur die Wahrheit berichtet hätte. „Wie, Herr," erwiderte sie, „Ihr bildet Euch also ein, daß ich es auf den Bericht dieses Sklaven werde ankommen lassen? Dies ist ein unverschämter Mensch, der nicht weiß, was er spricht. Ich bin weder blind noch unsinnig; ich habe mit meinen eigenen Augen Nushatulawadat in ihrer größten Betrübnis gesehen, ich habe mit ihr selber geredet und habe sehr deutlich gehört, was sie mir über den Tod ihres Mannes sagte."

„Euere Majestät," antwortete Mesrur, „ich schwöre Euch bei Euerem Leben und bei dem Leben des Beherrschers der Gläubigen, also bei dem, was mir am allerteuersten ist, daß Nushatulawadat tot und Abu Hassan am Leben ist." — „Du lügst, elender und verächtlicher Sklave," erwiderte Soberde ihm voll Zorn, „und ich will dich auf der Stelle beschämen." Sogleich rief sie ihre dienenden Frauen, indem sie in die Hände klatschte. Sie traten augenblicklich in großer Anzahl herein. „Tretet näher," sagte die Fürstin zu ihnen, „und saget mir die Wahrheit. Wer war denn die Person, die kurz vor dem Eintritt des Beherrschers der Gläubigen hierher kam und mit mir redete?" Die Frauen antworteten sämtlich, es wäre die arme, betrübte Nushatulawadat gewesen. „Und du," fuhr sie fort, indem sie sich an ihre Schatzmeisterin wendete, „was habe ich dir denn befohlen, ihr beim Weggehen zu geben?" — Euer Majestät," erwiderte die Schatzmeisterin, „ich habe Nushatulawadat auf Eueren Befehl einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat gegeben, welches sie mit sich genommen hat." — „Nun, elender und unwürdiger Sklave," sagte hierauf Soberde im höchsten Unwillen zu Mesrur, „was sagst du zu dem allen, was du da gehört hast? Wem, meinst du wohl, daß ich mehr glauben soll, etwa dir allein oder meiner Schatzmeisterin, meinen übrigen Frauen und mir selber?"

Mesrur unterließ nicht, diesen Äußerungen der Fürstin Gründe entgegenzustellen; da er indes sie noch mehr zu erbittern fürchtete, beschloß er innezuhalten und schwieg sofort still, obwohl er all den erhaltenen Beweisen ungeachtet überzeugt blieb, daß Nushatulawadat tot wäre und nicht Abu Hassan.

Während dieses Wortwechsels zwischen Soberde und Mesrur mußte der Kalif, welcher die von beiden Seiten beigebrachten Beweise gesehen und immer noch vom Gegenteil dessen, was die Fürstin behauptete, überzeugt war, sowohl durch das, was er im Gespräche mit Abu Hassan selber gesehen, als durch das, was ihm Mesrur soeben gemeldet hatte, herzlich darüber lachen, daß Soberde gegen Mesrur so heftig erzürnt war. „Meine Gemahlin," sagte er zu ihr, „um es noch einmal zu wiederholen, ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß die Frauen bisweilen Geistesabwesenheiten haben; allein, nehmt es mir nicht übel, Ihr zeigt selber, daß er keine größere Wahrheit sagen konnte, als diese ist. Mesrur

kommt in diesem Augenblick aus Abu Hassans Wohnung; er sagt Euch, daß er mit seinen eigenen Augen Nushatulawadat in der Mitte des Zimmers tot daliegen und Abu Hassan lebend zu Häupten der Verstorbenen dasitzen gesehen hat, und ungeachtet seines Zeugnisses, das man vernünftigerweise nicht verwerfen kann, wollt Ihr es doch nicht glauben. Ich kann so etwas nicht begreifen!"

Ohne auf das zu hören, was der Kalif ihr vorstellte, erwiderte Sobeïde: „Beherrscher der Gläubigen, verzeihet mir, wenn ich gegen Euch Argwohn schöpfe. Ich sehe wohl, daß Ihr mit Mesrur einverstanden seid, um mich zu kränken, und meine Geduld auf die äußerste Probe zu stellen, und da ich merke, daß der von Mesrur an Euch abgestattete Bericht etwas Verabredetes ist, so bitte ich mir es aus, daß ich ebenfalls von meiner Seite jemand in Abu Hassans Wohnung schicken darf, um zu erfahren, ob ich mich irre oder nicht."

Der Kalif genehmigte es und die Fürstin übertrug diese wichtige Sendung ihrer Amme. Dies war eine schon sehr bejahrte Frau, die seit Sobeïdes Kindheit immer um sie gewesen und die gegenwärtig nebst den übrigen Frauen gleichfalls da zugegen war. „Liebe Amme," sagte sie zu ihr, „höre einmal! Geh du doch in die Wohnung Abu Hassans oder vielmehr Nushatulawadats — denn Abu Hassan ist ja tot. Du siehst, was für einen Streit ich mit dem Beherrscher der Gläubigen und mit Mesrur habe, weiter darf ich dir nichts sagen. Verschaffe mir über dies alles Aufschluß, und wenn du mir eine gute Nachricht bringst, so hast du ein schönes Geschenk zu erwarten. Geh recht schnell und komm unverzüglich wieder."

Die Amme entfernte sich zur großen Freude des Kalifen, dem es Vergnügen machte, Sobeïde in einer solchen Verlegenheit zu sehen. Mesrur dagegen, der sich sehr darüber kränkte, daß die Fürstin so heftig gegen ihn erbittert war, versuchte alles mögliche, um sie zu besänftigen und zu bewirken, daß der Kalif und Sobeïde gleich zufrieden mit ihm wären. Daher war es ihm sehr lieb, da er sah, daß Sobeïde sich entschloß, ihre Amme in die Wohnung Abu Hassans zu schicken, weil er überzeugt war, der Bericht, den sie abstatten würde, müßte unfehlbar mit dem seinigen übereinstimmen und dazu dienen, ihn zu rechtfertigen und ihn wieder in die vorige Gunst zu setzen.

Unterdes hatte Abu Hassan, der beständig an seinem Gitterfenster stand, die Amme schon von ferne bemerkt und ahnte sogleich, daß dies eine Sendung von seiten Sobeïdes wäre. Er rief seiner Frau, und ohne über den zu fassenden Entschluß einen Augenblick zu zögern, sagte er zu ihr: „Da kommt soeben die Amme der Fürstin, um sich von der Wahrheit zu unterrichten; ich werde jetzt meinerseits mich noch einmal tot stellen."

Alles wurde nun vorbereitet. Nushatulawadat zog den Abu Hassan schnell als Leiche an, breitete das Stück Brokat, welches Sobeïde ihr gegeben, über ihn hin und legte ihm den Turban auf das Gesicht. Unterdes hatte die Amme, voll Eifers, sich des erhaltenen Auftrags zu entledigen, sich mit ziemlich raschen Schritten genähert. Beim Eintritt in das Zimmer sah sie Nushatulawadat mit aufgelöstem Haar und ganz in Thränen zu Häupten Abu Hassans sitzen, indem sie sich an Brust und Wangen schlug und ein lautes Geschrei ausstieß.

Sie näherte sich der angeblichen Witwe und sagte zu ihr mit teilnehmender Miene: „Meine liebe Nushatulawadat, ich komme nicht hierher, um dich in deiner Trauer zu stören oder dich zu hindern, einen Mann, der dich so zärtlich liebte, mit Thränen zu betrauern." — „Ach, gute Mutter!" unterbrach sie ganz kläglich die angebliche Witwe, „du siehst, wie groß mein Leid ist, und von welchem Unglück ich heut durch den Tod meines lieben Abu Hassan betroffen bin, den mir meine und deine Gebieterin Sobeïde und der Beherrscher der Gläubigen zum Manne gegeben hatte. Abu Hassan, mein teurer Gatte," rief sie noch einmal aus, „was habe ich dir gethan, daß du mich sobald verließest? Bin ich nicht stets deinem Willen mehr gefolgt als dem meinigen? Ach, was wird aus der armen Nushatulawadat werden?"

Die Amme war außerordentlich überrascht, das Gegenteil von dem zu erblicken, was das Oberhaupt der Verschnittenen dem Kalifen gemeldet hatte. „Dies schwarze Gesicht Mesrurs," rief sie ganz laut mit emporgehobenen Händen aus, „verdiente wohl, daß Gott es dafür strafte, daß es durch eine so entsetzliche Lüge einen so heftigen Zwiespalt zwischen meiner guten Gebieterin und dem Beherrscher der Gläubigen erregt hat. Ich muß dir nur, meine Tochter," sagte sie hierauf zu Nushatulawadat, „die Bosheit und den Betrug dieses nichtswürdigen Mesrur entdecken, der mit einer unbegreiflichen

Unverschämtheit gegen unsere gute Gebieterin behauptet hat, du seiest tot und Abu Hassan am Leben."

„Ach, meine gute Mutter," rief Nushatulawadat aus, „wollte Gott, er hätte wahr gesprochen! Ich wäre dann nicht in der Betrübnis, in welcher du mich siehst, und ich würde nicht den Tod eines so geliebten Gatten beweinen." Bei diesen letzten Worten brach sie in Thränen aus und bezeigte durch die Verdoppelung ihres Weinens und Klagens eine noch größere Trostlosigkeit.

Die Amme war von den Thränen Nushatulawadats gerührt. Sie setzte sich neben sie, weinte mit ihr, näherte sich ganz leise dem Kopfe Abu Hassans, hob ein wenig seinen Turban in die Höhe und deckte ihm das Gesicht auf, um ihn zu erkennen. „Ach, armer Abu Hassan," sagte sie dann, indem sie ihn bald wieder zudeckte, „ich bitte Gott, daß er dir Barmherzigkeit widerfahren lasse! Lebe wohl, meine Tochter," sagte sie hierauf zu Nushatulawadat, „wenn ich dir länger Gesellschaft leisten könnte, so würde ich es herzlich gern thun, aber ich kann mich nicht länger aufhalten. Meine Pflicht drängt mich unverzüglich fortzueilen und unsere gute Gebieterin von dieser betrübten Unruhe zu befreien, worin dieser nichtswürdige Schwarze sie durch seine unverschämte Lüge versetzt hat, indem er ihr mit einem Schwure versicherte, du wärest tot."

Kaum hatte die Amme Soberdes im Weggehen die Thür geschlossen, als auch schon Nushatulawadat, welche wohl merkte, daß sie bei ihrer Eilfertigkeit nicht noch einmal umkehren würde, ihre Thränen trocknete, Abu Hassan aufs schnellste von seiner Umhüllung befreite und mit ihm sodann ihren vorigen Platz auf dem Sofa, dem Gitterfenster gegenüber, einnahm, indem beide ganz ruhig das Ende ihres Betruges abwarteten und stets bereit waren, sich aus dem Handel herauszuziehen, von welcher Seite her man sie auch immer zu fassen suchen würde.

Die Amme Soberdes hatte unterdes auf ihrem Rückwege, ungeachtet ihres Alters, ihre Schritte noch mehr beschleunigt als auf dem Hinwege. Die Freude, der Fürstin eine gute Nachricht zu bringen, und mehr noch die Hoffnung auf eine gute Belohnung, beschleunigten ihre Rückkunft. Sie trat, fast außer Atem, in das Zimmer der Fürstin, und indem sie ihr von ihrer Sendung Bericht abstattete, erzählte sie Soberde ganz unbefangen alles, was sie soeben gesehen hatte.

Sobeïde hörte den Bericht ihrer Amme mit lebhafter Freude an und legte es auch deutlich an den Tag. Denn sobald diese zu Ende gesprochen hatte, sagte sie zur Amme mit einem Tone, der gewonnenes Spiel verkündigte: „Erzähle doch dasselbe dem Beherrscher der Gläubigen, der uns als Unsinnige betrachtet und der uns daneben gern überreden möchte, als hätten wir kein Gefühl für Religion und keine Furcht vor Gott mehr. Sage es ferner diesem bösen Schwarzen, der die Unverschämtheit besitzt, mir eine Sache ins Gesicht zu behaupten, die nicht ist, und die ich besser weiß als er."

Mesrur, der erwartet hatte, daß die Sendung und der Bericht der Amme zu seinen Gunsten ausfallen würde, kränkte sich schwer darüber, daß alles so ganz zum Gegenteil ausgeschlagen war; außerdem schmerzte es ihn tief, daß Sobeïde um einer Thatsache willen, die er zuverlässiger als irgend ein anderer zu wissen vermeinte, gegen ihn so heftig erzürnt war. Es war ihm daher sehr angenehm, einen Anlaß zu haben, sich hierüber ganz offen gegen die Amme erklären zu können, und zwar weit lieber gegen sie als gegen die Fürstin, welcher er nicht zu widersprechen wagte, aus Furcht, die schuldige Ehrfurcht zu verletzen. „Zahnlose Alte," sagte er ohne Schonung zur Amme, „du bist eine Lügnerin; von alledem, was du da sagst, ist nichts wahr; ich habe mit eigenen Augen Nushatulawadat als Leiche in der Mitte ihres Zimmers ausgestreckt gesehen."

„Du bist selber ein Lügner, und zwar ein recht arger Lügner," erwiderte die Amme in einem beleidigenden Tone, „daß du es wagst, eine solche Unverschämtheit gegen mich zu behaupten, die ich soeben aus Abu Hassans Wohnung komme, den ich darin als Leiche ausgestreckt gesehen, — gegen mich, die ich soeben seine Frau lebend und gesund verlassen habe."

„Ich bin kein Betrüger," antwortete Mesrur, „sondern du vielmehr suchst uns in Irrtum zu versetzen."

„Das ist doch eine entsetzliche Unverschämtheit," erwiderte die Amme, „mich in Gegenwart beider Majestäten Lügen zu strafen, — mich, die ich soeben mit eigenen Augen die Wahrheit dessen gesehen habe, was ich hier behauptete."

„Amme," antwortete Mesrur noch einmal, „du faselst bloß abgeschmacktes Zeug."

Sobeïde konnte diese Verletzung der Ehrerbietung nicht länger an Mesrur ertragen, der ohne Rücksicht ihre Amme in ihrer Gegenwart so ehrenrührig behandelte. Ohne daher ihrer

Amme erst Zeit zu lassen, auf eine so abscheuliche Beschimpfung zu antworten, sagte sie zu dem Kalifen: „Beherrscher der Gläubigen, ich verlange von Euch Gerechtigkeit gegen diese Unverschämtheit, die ebensowenig auf Euch als auf mich Rücksicht nimmt.“ Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, so sehr war sie von innerem Ärger ergriffen; ihre Thränen erstickten ihre übrigen Worte.

Der Kalif, welcher diesen ganzen Streit angehört hatte, fand die Sache höchst verwickelt. Er mochte hin und her sinnen, er wußte nicht, was er von diesen Widersprüchen denken sollte. Anderseits wußte die Fürstin sowohl als Mesrur, die Amme und die anwesenden Dienerinnen ebenfalls nicht, was sie von diesem Abenteuer denken sollten, und schwiegen still. Endlich nahm der Kalif das Wort. „Meine Gemahlin,“ sagte er, zu Sobeïde sich wendend, „ich sehe wohl, daß wir alle zusammen Lügner sind, zuerst ich, dann du, Mesrur und die Amme; wenigstens scheint es nicht, als ob einer von uns glaubwürdiger sein sollte als der andere. Wir wollen uns daher aufmachen und selber an Ort und Stelle hingehen, um nachzusehen, auf wessen Seite die Wahrheit ist. Ich sehe kein anderes Mittel, um uns über die Zweifel aufzuklären und unsere Gemüter zu beruhigen.“

Mit diesen Worten stand der Kalif auf, die Fürstin folgte, und Mesrur, der vor ihnen herging, um den Thürvorhang zu öffnen, sagte: „Beherrscher der Gläubigen, ich freue mich sehr, daß Euer Majestät diesen Entschluß gefaßt hat, und ich werde mich noch mehr freuen, wenn ich der Amme gezeigt habe, nicht, daß sie aberwitziges Zeug faselt — denn dieses Wort hat meiner guten Gebieterin zu mißfallen das Unglück gehabt — sondern daß ihr Bericht nicht wahr gewesen ist.“

Die Amme blieb nicht die Antwort schuldig. „Schweig, du schwarzes Gesicht,“ antwortete sie, „es giebt hier niemand, der aberwitziges Zeug faseln könnte außer dir.“

Sobeïde, die gegen Mesrur aufs äußerste aufgebracht war, konnte es nicht leiden, daß er wieder auf ihre Amme schmähte, und nahm daher noch einmal für sie das Wort. „Boshafter Sklave,“ sagte sie zu ihm, „was du auch immer sagen magst, ich behaupte dennoch, daß meine Amme die Wahrheit gesagt hat; was dich aber betrifft, so betrachte ich dich bloß als einen Lügner.“

„Euer Majestät,“ erwiderte Mesrur, „wenn die Amme so fest überzeugt ist, daß Nushatulawadat am Leben und Abu

Hassan tot ist, so mag sie gegen mich eine Wette eingehen; sie wird dazu gewiß keine Lust haben."

Die Amme war schnell mit der Gegenantwort da. „Ich habe so viel Lust dazu," sagte sie, „daß ich dich beim Worte halte. Wir wollen sehen, ob du es wagen wirst, dein Wort zurückzunehmen."

Mesrur trat nicht zurück. Er und die Amme wetteten in Gegenwart des Kalifen und der Fürstin um ein Stück Goldbrokat mit silbernen Blumen, das sich jeder von ihnen nach Belieben auswählen könnte.

Die Zimmer, aus welchen der Kalif und Sobeïde herauskamen, waren, obwohl in ziemlich weiter Entfernung, der Wohnung Abu Hassans und Nushatulawadats gerade gegenüber. Abu Hassan, der sie kommen sah, vor ihnen Mesrur und hinter ihnen her die Amme und die sämtlichen dienenden Frauen Sobeïdes, sagte sogleich zu seiner Frau, wofern er sich nicht aufs äußerste täuschte, so gälte dieser Besuch ihnen. Nushatulawadat sah ebenfalls durchs Gitterfenster und bemerkte dasselbe. Obwohl ihr Mann sie im voraus auf diesen möglichen Fall gefaßt gemacht hatte, so war sie doch deshalb nicht wenig erschrocken. „Was wollen wir machen?" rief sie aus, „wir sind verloren!"

„Ganz und gar nicht; fürchte nichts," erwiderte Abu Hassan mit kaltem und ruhigem Blute; „hast du denn schon vergessen, was wir hierüber besprochen haben? Wir wollen uns beide jetzt tot stellen, wie wir es schon früher einzeln gethan, und wie wir uns verabredet haben, und du wirst sehen, es wird alles gut gehen. Bei ihrem langsamen Gange werden wir, noch ehe sie an der Thür sind, in gehöriger Lage sein."

Abu Hassan und seine Frau entschlossen sich wirklich, sich so gut als möglich zu verhüllen; und in diesem Zustande, nebeneinander mitten im Zimmer liegend, jeder mit seinem Stücke Brokat bedeckt, erwarteten sie ruhig die zahlreiche Gesellschaft, die ihnen einen Besuch abzustatten kam.

Die glänzende Gesellschaft langte endlich an. Mesrur öffnete die Thür und der Kalif und Sobeïde traten mit ihrem ganzen Gefolge ins Zimmer. Sie wurden sehr überrascht und blieben bei dem Anblicke des traurigen Schauspiels, das sich ihren Augen hier darbot, wie starr und unbeweglich. Keiner wußte, was er von diesem Ereignis denken sollte. Endlich unterbrach Sobeïde das Stillschweigen. „Ach," sprach sie zum Kalifen, „so sind sie denn also alle beide tot! So

habt ihr" — hier sah sie den Kalifen und Mesrur an — „es denn durch euer hartnäckiges Vorspiegeln, als sei meine teure Sklavin gestorben, dahin gebracht, daß sie es wirklich ist, und ohne Zweifel vor Betrübnis über den Tod ihres Mannes." — „Meine Gemahlin," antwortete der Kalif, der von der entgegengesetzten Ansicht eingenommen war, „saget lieber, daß Nushatulawadat zuerst gestorben ist, und daß der arme Abu Hassan seiner Betrübnis über den Tod seiner Frau hat unterliegen müssen; so werdet Ihr denn auch zugeben, daß Ihr die Wette verloren habt, und daß Euer Gemäldepalast in allem Ernste mir gehört."

„Und ich," erwiderte Sobeïde, welche durch den Widerspruch des Kalifen gereizt war, „ich behaupte, daß Ihr selber verloren habt, und daß Euer Lustgarten mir gehört. Abu Hassan ist zuerst gestorben, da meine Amme Euch und mich versichert hat, daß sie seine Frau lebend und über ihren toten Mann weinend gesehen."

Dieser Streit zwischen dem Kalifen und Sobeïde erregte einen zweiten. Mesrur und die Amme waren nämlich in gleichem Falle; sie hatten ebenfalls gewettet, und jeder behauptete, gewonnen zu haben. Der Wortwechsel wurde etwas scharf und hitzig, und das Oberhaupt der Verschnittenen stand mit der Amme auf dem Punkte, zu den gröbsten Beleidigungen überzugehen.

Der Kalif, der alles, was vorgefallen war, bei sich erwog, räumte endlich stillschweigend ein, daß Sobeïde mit ebenso vielem Rechte als er behaupten könnte, daß sie gewonnen hätte. In dem Verdrusse, den er darüber empfand, daß er die Wahrheit bei diesem Abenteuer nicht auszumitteln vermochte, näherte er sich den beiden Leichen, setzte sich ihnen zu Häupten und sann auf irgend ein Auskunftsmittel, das ihm den Sieg über Sobeïde verschaffen könnte. „Ja," rief er einen Augenblick nachher, „ich schwöre bei dem heiligen Namen Gottes, daß ich tausend Goldstücke von meinem eigenen Gepräge demjenigen geben will, der mir sagt, wer von diesen beiden zuerst gestorben sei."

Kaum hatte der Kalif diese letzten Worte gesprochen, als er unter dem Stück Brokat, welches Abu Hassan bedeckte, eine Stimme hervorkommen hörte, die ihm zurief: „Beherrscher der Gläubigen, ich bin zuerst gestorben; gebet mir die tausend Goldstücke!" Zugleich sah er Abu Hassan aus dem Stücke Brokat, das ihn bedeckte, sich hervorarbeiten und zu seinen

Füßen stürzen. Seine Frau warf ebenfalls ihre Umhüllung ab und warf sich zu Soberdes Füßen, indem sie, des Wohlanstandes halber, sich in das Stück Brokat hüllte. Doch Soberde stieß einen heftigen Schrei aus, der das Entsetzen der Umstehenden noch vermehrte. Endlich erholte sich die Fürstin von ihrer Furcht und fühlte nun eine unaussprechliche Freude darüber, daß ihre teure Sklavin fast in demselben Augenblicke, wo sie über den Anblick ihrer Leiche untröstlich war, wieder von den Toten auferstand. „Ach, du böse Person," rief sie aus, „du bist schuld, daß ich dir zuliebe so viel gelitten habe. Indes verzeihe ich dir herzlich gern, da es doch wahr ist, daß du nicht gestorben bist."

Der Kalif hatte sich seinerseits die Sache nicht so zu Herzen genommen. Anstatt über die Stimme Abu Hassans zu erschrecken, glaubte er im Gegenteil vor Lachen zu ersticken, als er sie beide sich ihrer Umhüllung entledigen sah und Abu Hassan in allem Ernste sich die tausend Goldstücke ausbitten hörte, die er demjenigen versprochen, der ihm sagen würde, welcher von beiden zuerst gestorben wäre. „Ei, Abu Hassan," sagte der Kalif, immer noch fortlachend, zu ihm, „hast du denn geschworen, daß ich mich wegen deiner zu Tode lachen soll? und wie bist du auf den Einfall gekommen, Soberde und mich durch eine List zu fangen, vor welcher wir gar nicht auf der Hut waren?"

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete Abu Hassan, „ich werde es sogleich ohne Rückhalt entdecken. Euer Majestät erinnert sich wohl noch, daß ich stets sehr viel auf eine gutbesetzte Tafel gehalten habe. Die Frau, welche Ihr mir zur Ehe gabet, hat diese Leidenschaft nicht vermindert, sondern im Gegenteil mußten die Neigungen, die ich in ihr fand, sie nur noch vermehren. Euer Majestät wird nun leicht ermessen, daß, wenn wir bei einer solchen Gemütsstimmung auch einen Schatz, so groß wie das Meer, nebst allen Schätzen Eurer Majestät obendrein besessen hätten, wir dennoch sehr bald damit zu Ende gekommen sein würden. Dies ist denn wirklich geschehen. Seitdem wir beisammen sind, haben wir nichts gespart, um uns von den Geschenken Eurer Majestät gütlich zu thun. Als wir diesen Morgen mit unserem Speisewirt abrechneten, fanden wir, daß, wenn wir ihn befriedigten und unsere übrigen Schulden bezahlten, uns von dem ganzen Gelde, das wir besaßen, nichts übrig blieb. Betrachtungen über das Vergangene und gute Vorsätze für die Zukunft [illegible] sich

nun haufenweise unserem Gemüt und unseren Gedanken auf. Wir entwarfen tausend Pläne, die wir aber immer sogleich wieder aufgaben. Endlich gab uns die Scham, uns in einem so traurigen Zustande zu befinden, den wir Eurer Majestät nicht zu entdecken wagten, dies Mittel ein, um unseren Bedürfnissen abzuhelfen, und Euch zugleich durch diesen kleinen Betrug zu belustigen, wegen dessen wir Euer Majestät um gütige Verzeihung bitten."

Der Kalif und Soberde waren mit der Aufrichtigkeit Abu Hassans sehr zufrieden und schienen über das, was vorgefallen, gar nicht böse zu sein; im Gegenteil vermochte Soberde, welche die Sache immer sehr ernst genommen, sich ihrerseits nicht des Lachens zu enthalten, wenn sie an alles das dachte, was Abu Hassan ersonnen hatte, um seinen Plan glücklich auszuführen. Der Kalif hatte fast noch gar nicht zu lachen aufgehört, so einzig schien ihm dieser Einfall zu sein. Er stand auf und sagte zu Abu Hassan und dessen Frau: „Folget mir beide; ich will euch die versprochenen tausend Goldstücke auszahlen lassen für die Freude, die ich darüber habe, daß ihr nicht gestorben seid."

„Beherrscher der Gläubigen," sagte Soberde, „ich bitte Euch, begnüget Euch damit, die tausend Goldstücke an Abu Hassan zu zahlen; Ihr seid sie ihm einzig und allein schuldig. Was seine Frau anbetrifft, so laßt mich nur machen." Zugleich befahl sie ihrer Schatzmeisterin, die sie begleitete, an Nushatulawadat ebenfalls tausend Goldstücke auszahlen zu lassen, um ihr auch von ihrer Seite die Freude an den Tag zu legen, die sie darüber empfand, daß dieselbe noch am Leben war.

Durch dies Mittel erhielten sich Abu Hassan und seine Gattin Nushatulawadat noch lange in der Gunst des Kalifen Harun al Raschyd und seiner Gemahlin Soberde, und erlangten von der Freigebigkeit derselben so viel, daß sie für ihr ganzes übriges Leben alle ihre Bedürfnisse in reichstem Maße befriedigen konnten.

Geschichte von Aladdin, oder die Wunderlampe.

In einer sehr großen und reichen Hauptstadt Chinas, deren Namen mir gegenwärtig entfallen ist, lebte ein Schneider, Namens Mustafa, der außer seinem Gewerbe sich durch nichts von anderen unterschied. Dieser Schneider Mustafa war sehr

arm, und seine Arbeit brachte ihm kaum so viel ein, daß er, seine Frau und ein Sohn, den ihnen Gott geschenkt hatte, davon leben konnte.

Die Erziehung dieses Sohnes, welcher Aladdin hieß, war sehr vernachlässigt worden, und dies war denn schuld, daß er sich sehr lasterhafte Neigungen angewöhnt hatte. Er war boshaft, halsstarrig und gegen Vater und Mutter ungehorsam. Sobald er ein wenig herangewachsen war, konnten ihn seine Eltern nicht mehr zu Hause halten. Er ging schon am frühen Morgen aus und brachte den ganzen Tag damit hin, daß er auf den Straßen und öffentlichen Plätzen mit Gassenjungen spielte, die weit unter seinem Alter waren.

Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk erlernen sollte, nahm ihn sein Vater, der ihn kein anderes Gewerbe lernen lassen konnte als das seinige, in seine Bude und fing an, ihn zu unterweisen, wie er die Nadel führen sollte. Allein weder durch Güte noch durch Furcht vor Strafe vermochte der Vater die Flatterhaftigkeit seines Sohnes zu fesseln; er vermochte ihn nicht anzuhalten oder zu zwingen, daß er, wie er es wünschte, emsig und anhaltend bei der Arbeit geblieben wäre. Sobald nur Mustafa den Rücken wendete, schlüpfte Aladdin fort und kam den ganzen Tag nicht wieder. Der Vater züchtigte ihn; allein Aladdin war nicht zu bessern, und Mustafa mußte ihn zuletzt, zu seinem großen Bedauern, seinem liederlichen Leben überlassen. Dies machte ihm viel Herzeleid, und der Kummer darüber, daß er seinen Sohn nicht zu seiner Pflicht zurückführen konnte, zog ihm eine schwere Krankheit zu, an welcher er nach einigen Monaten starb.

Aladdins Mutter, welche sah, daß ihr Sohn niemals das Gewerbe des Vaters erlernen würde, schloß den Laden und machte all ihr Handwerksgerät zu Gelde, um sowohl davon als auch von dem Wenigen, was sie vom Baumwollespinnen erwarb, mit ihrem Sohne leben zu können.

Aladdin, der jetzt nicht mehr durch die Furcht vor seinem Vater in Schranken gehalten wurde, und der sich um seine Mutter so wenig kümmerte, daß er dreist genug war, ihr bei den geringsten Vorstellungen, die sie ihm machte, zu drohen, überließ sich nun ganz der Liederlichkeit. Er suchte immer mehr junge Leute seines Alters auf und spielte mit ihnen ohne Unterlaß und leidenschaftlicher als jemals. Diese Lebensweise setzte er bis zu einem Alter von fünfzehn Jahren fort,

ohne zu irgend etwas Lust oder Neigung zu verraten, und ohne zu überlegen, was aus ihm werden sollte. Einst spielte er so nach seiner Gewohnheit mit einem Schwarme von Gassenjungen auf einem freien Platze, als ein Fremder vorüberging, welcher stehen blieb und ihn ansah.

Dieser Fremde war ein berühmter Zauberer. Die Geschichtschreiber, welche diese Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den Afrikanischen Zauberer, und wir wollen ihn daher ebenso nennen, und zwar um so lieber, da er wirklich aus Afrika und erst seit zwei Tagen angelangt war.

Sei es nun, daß der Afrikanische Zauberer, der sich auf Gesichtsbildungen verstand, in dem Gesicht Aladdins alles das gelesen hatte, was zur Ausführung dessen, weshalb er diese weite Reise unternommen, erforderlich war, oder mochte er einen anderen Grund haben, genug, er erkundigte sich genau nach seiner Familie und was er wäre. Als er sich über alles, was er nur wünschte, unterrichtet hatte, näherte er sich dem jungen Menschen, zog ihn einige Schritt von seinen Spielgesellen beiseite und fragte ihn: „Mein Sohn, ist dein Vater nicht der Schneider Mustafa?“ — „Ja,“ erwiderte Aladdin, „aber er ist schon lange tot.“

Bei diesen Worten fiel der Afrikanische Zauberer dem Aladdin um den Hals, umarmte ihn und küßte ihn wiederholt mit Thränen in den Augen und seufzend. Aladdin bemerkte seine Thränen und fragte ihn, was denn die Ursache derselben wäre. „Ach, mein Sohn!“ rief der Afrikanische Zauberer, „wie könnte ich mich des Weinens enthalten? ich bin dein Oheim und dein Vater war mein geliebter Bruder. Ich bin schon mehrere Jahre lang auf Reisen, und in dem Augenblick, wo ich hier anlange, in der Hoffnung, ihn wiederzusehen und ihn durch meine Rückkehr zu erfreuen, meldest du mir, daß er tot ist. Ich kann dich versichern, es ist für mich ein empfindlicher Schmerz, mich so desjenigen Trostes beraubt zu sehen, worauf ich mir Rechnung gemacht hatte. Indes, was einigermaßen meine Betrübnis mildert, ist, daß ich, so weit ich mich noch zurückerinnern kann, seine Züge auf deinem Gesicht wieder entdecke, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, indem ich mich an dich gewendet.“ Er fragte Aladdin, indem er in seinen Geldbeutel hineingriff, wo denn seine Mutter wohnte? Aladdin gab ihm sogleich Auskunft auf seine Frage, und der Afrikanische Zauberer gab ihm in diesem Augenblick eine Handvoll Kleingeld, indem er hinzufügte: „Mein Sohn, geh

jetzt eilig zu deiner Mutter, grüße sie von mir und sage ihr, ich werde morgen, wofern es mir die Zeit erlaubt, sie besuchen, um mir den Trost zu verschaffen, den Ort und die Stelle zu sehen, wo mein guter Bruder so lange gelebt hat und wo er gestorben ist."

Sobald als der Afrikanische Zauberer seinen Neffen — den er soeben erst dazu gemacht — verlassen hatte, lief Aladdin, höchst erfreut über das Geld, welches sein Oheim ihm geschenkt, zu seiner Mutter und sagte zu ihr beim Eintreten: „Liebe Mutter, ich bitte dich, sage mir, ob ich noch einen Oheim habe." — „Nein, mein Sohn," erwiderte die Mutter, „du hast keinen Oheim, weder von seiten deines verstorbenen Vaters noch von meiner Seite." — „Und doch," fuhr Aladdin fort, „habe ich jetzt einen Mann gesprochen, der sich für meinen Oheim von väterlicher Seite ausgiebt, und mich versichert hat, er sei meines Vaters Bruder. Um Euch zu beweisen, daß ich die Wahrheit rede," fuhr er fort, indem er das empfangene Geld zeigte, „da sehet einmal, was er mir geschenkt hat. Er hat mir auch aufgetragen, Euch von ihm zu grüßen und Euch zu sagen, daß er morgen, wofern es seine Zeit erlaubt, Euch besuchen wird, um zugleich das Haus zu sehen, worin mein Vater gelebt hat und gestorben ist." — „Mein Sohn," erwiderte die Mutter, „es ist wahr, dein Vater hatte einen Bruder; aber er ist schon längst tot; und ich habe nie von ihm gehört, daß er noch einen anderen hätte." Weiter sprachen sie nichts über den Afrikanischen Zauberer.

Den folgenden Tag redete der Afrikanische Zauberer den Aladdin noch einmal an, als dieser eben an einem anderen Orte der Stadt mit anderen Kindern spielte. Er umarmte ihn, wie er den Tag zuvor gethan, drückte ihm zwei Goldstücke in die Hand und sagte zu ihm: „Mein Sohn, trag dies deiner Mutter hin und sage ihr, ich werde sie diesen Abend besuchen, und sie möge dafür zum Abendessen einkaufen, damit wir zusammen speisen können; doch zuvor bezeichne mir das Haus, wo sie wohnt." Er bezeichnete es ihm, und der Afrikanische Zauberer ließ ihn gehen.

Aladdin brachte die beiden Goldstücke seiner Mutter. Sobald er ihr erzählt hatte, was der Oheim zu thun willens wäre, ging sie aus, um das Geld zu verwenden, und kam mit reichlichen Speisevorräten zurück; bei den Nachbarn borgte sie das erforderliche Tischgeschirr, welches ihr fehlte, und so brachte

sie den ganzen Tag mit Anstalten zur Abendmahlzeit hin. Am Abend, als alles fertig war, sagte sie zu Aladdin: „Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht nicht, wo unser Haus ist; geh ihm daher entgegen und führe ihn hierher, wenn du ihn siehst."

Obwohl Aladdin dem Afrikanischen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, so wollte er ihm doch sogleich entgegengehen, als man an die Thür klopfte. Aladdin öffnete und erkannte sogleich den Afrikanischen Zauberer, der mit Weinflaschen und Früchten von allerlei Gattungen für das Abendbrot beladen hereintrat.

Nachdem der Afrikanische Zauberer das, was er trug, dem Aladdin übergeben hatte, begrüßte er die Mutter desselben und bat sie, ihm die Stelle auf dem Sofa zu zeigen, wo sein Bruder Mustafa gewöhnlich gesessen hatte. Sie zeigte sie ihm. Sogleich warf er sich nieder, küßte wiederholt diese Stelle mit Thränen in den Augen und rief: „Mein armer Bruder, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht zur rechten Zeit eingetroffen, um dich vor deinem Tode noch einmal umarmen zu können!" Ungeachtet die Mutter Aladdins ihn darum bat, wollte er doch nicht auf diesen Platz sich setzen. „Nein," sagte er, „ich werde mich wohl hüten; aber erlaubet mir, hier gegenüber zu sitzen, damit, wenn ich auch des Vergnügens beraubt bin, ihn als Familienvater persönlich anwesend zu erblicken, ich mir doch wenigstens einbilden kann, als säße er da." Die Mutter Aladdins drang nun nicht weiter in ihn, sondern ließ ihn Platz nehmen, wo er Lust hatte.

Als der Afrikanische Zauberer sich gesetzt hatte, fing er an, sich mit Aladdins Mutter zu unterhalten. „Meine gute Schwester," sagte er zu ihr, „wundere dich nicht, daß du mich während der ganzen Zeit, wo du mit meinem Bruder Mustafa seligen Andenkens verheiratet warst, nie gesehen hast. Es ist gerade vierzig Jahre her, daß ich aus diesem Lande, welches mein und meines verstorbenen Bruders Vaterland ist, fortreiste. Seitdem habe ich Reisen nach Indien, Persien, Arabien, Syrien und Ägypten gemacht, habe mich in den schönsten Städten dieser Länder aufgehalten und bin dann nach Afrika gegangen, wo ich einen etwas längeren Aufenthalt genommen. Da es indes dem Menschen von Natur angeboren ist, wie weit er auch von seiner Heimat entfernt sein mag, doch nie das Andenken an dieselbe, an seine Eltern, Verwandten und Jugendgespielen ganz zu vergessen, so ergriff auch mich am

Ende ein so heißes Verlangen, jetzt, da ich noch den Mut und Kräfte zu einer so weiten Reise in mir fühlte, meine Heimat wiederzusehen und meinen geliebten Bruder zu umarmen, daß ich auf der Stelle meine Vorbereitungen traf und mich auf den Weg machte. Ich sage dir nichts von der Länge der Zeit, die ich dazu gebraucht, noch von den mir aufgestoßenen Hindernissen, noch von den Beschwerden und Mühsalen, die ich ausgestanden habe, um hierher zu gelangen, — ich will dir bloß sagen, daß mich auf allen meinen Reisen nichts so sehr geschmerzt und betrübt hat, als da ich jetzt den Tod meines Bruders vernahm, den ich immer so lieb gehabt, und für den ich eine wahrhaft brüderliche Zuneigung gehegt hatte. Ich bemerkte einige Züge von ihm auf dem Gesicht meines Neffen, deines Sohnes, und dies machte, daß ich ihn unter allen den übrigen Kindern, mit denen er zusammen war, herausfand. Er wird dir vielleicht erzählt haben, welchen Eindruck die traurige Nachricht von dem Tode meines Bruders auf mich gemacht hat. Indes — Gott sei allewege gelobt! — ich tröste mich, daß ich ihn in deinem Sohne wiedergefunden habe, der mir seine Gesichtszüge so lebendig vergegenwärtigt."

Der Afrikanische Zauberer bemerkte, daß Aladdins Mutter bei dem Andenken an ihren Mann, das ihren Schmerz erneuerte, gerührt wurde, und lenkte daher das Gespräch auf etwas anderes. Er wandte sich zu Aladdin, und fragte ihn, wie er hieße. „Ich heiße Aladdin," antwortete dieser. „Nun, Aladdin," fuhr der Zauberer fort, „womit beschäftigst du dich? verstehst du irgend ein Gewerbe?"

Bei dieser Frage schlug Aladdin die Augen nieder und geriet in Verlegenheit. Seine Mutter nahm indes das Wort und sagte: „Aladdin ist ein Faulenzer. Sein Vater that bei Lebzeiten alles mögliche, um ihn sein Gewerbe zu lehren, konnte aber seinen Zweck nicht erreichen; jetzt, da dieser tot ist, mag ich ihm täglich sagen und vorreden, was ich will, er treibt keine andere Lebensweise als die eines Herumstreichers, und bringt seine ganze Zeit, wie Ihr gesehen habt, unter anderen Kindern mit Spielen hin, ohne zu bedenken, daß er selber kein Kind mehr ist; und wenn Ihr ihn heute nicht deshalb beschämt, und er sich diese Warnung nicht zu nutze macht, so verzweifle ich ganz, daß je aus ihm etwas Tüchtiges werde. Er weiß, daß sein Vater kein Vermögen hinterlassen hat, und sieht selber, daß ich mit meinem Baumwollespinnen den ganzen Tag über kaum so viel verdienen kann, daß wir Brot haben.

Was mich betrifft, so habe ich den Beschluß gefaßt, ihm ehester Tage meine Thür zu verschließen und ihn fortzuschicken, um sich sein Brot anderswo zu suchen."

Als die Mutter Aladdins unter vielen Thränen so gesprochen hatte, sagte der Afrikanische Zauberer zu Aladdin: „Das ist nicht gut, mein lieber Neffe; du mußt daran denken, dir selber fortzuhelfen und dir deinen Lebensunterhalt zu erwerben. Es giebt ja so verschiedene Gewerbe in der Welt; sollte denn nicht eins darunter sein, wozu du vorzugsweise Lust und Neigung hättest? Vielleicht gefällt dir bloß das deines Vaters nicht, und du würdest dich eher zu einem anderen bequemen; verhehle mir nicht deine Gesinnungen hierüber, ich will ja bloß dein Bestes." Da er sah, daß Aladdin nichts antwortete, so fuhr er fort: „Hast du vielleicht überhaupt Abneigung gegen die Erlernung irgend eines Gewerbes, und willst du als ein gebildeter Mann in der Welt leben, so will ich dir einen Laden voll der reichsten Stoffe und des feinsten Linnenzeuges einrichten; du kannst dich dann mit dem Verkaufe dieser Sachen befassen, mit dem Gelde, welches du daraus lösest, andere Waren einkaufen und auf diese Weise ein anständiges Auskommen finden. Frage dich selbst und sage mir offen, was du denkst; du wirst mich stets bereit finden, mein Versprechen zu halten."

Dieses Anerbieten schmeichelte dem Aladdin sehr, den jede Handarbeit anekelte, und zwar um so mehr, da er bemerkt hatte, daß die Läden dieser Art, wie ihm vorgeschlagen worden, immer sehr reinlich und stark besucht und daß die Kaufleute darin sehr gut gekleidet und sehr geachtet waren. Er sagte daher zu dem Afrikanischen Zauberer, den er als seinen Oheim betrachtete, daß seine Neigung mehr nach dieser Seite als nach jeder anderen hin gerichtet wäre, und daß er ihm für die Wohlthat, die er ihm zugedacht, sein ganzes Leben hindurch verpflichtet sein würde. „Da dies Gewerbe dir gefällt," erwiderte der Afrikanische Zauberer, „so werde ich dich morgen mitnehmen und dich so reich und nett kleiden lassen, wie es sich für einen der ersten Kaufleute dieser Stadt schickt, und übermorgen wollen wir daran denken, für dich einen Laden zu errichten, wie ich ihn im Sinne habe."

Aladdins Mutter, die bis dahin gar nicht geglaubt hatte, daß der Afrikanische Zauberer ein Bruder ihres Mannes wäre, zweifelte jetzt, nach den Versprechungen, die er ihrem Sohne machte, keinen Augenblick mehr daran. Sie dankte ihm

für seine guten Absichten, und nachdem sie den Aladdin ermuntert hatte, sich der Wohlthaten, wozu ihm sein Oheim Hoffnung machte, würdig zu zeigen, trug sie die Abendmahlzeit auf. Die Unterhaltung während des Abendessens betraf noch immer denselben Gegenstand, bis endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht schon weit vorgerückt war; worauf er von Mutter und Sohn Abschied nahm und sich entfernte.

Am folgenden Morgen früh unterließ der Afrikanische Zauberer nicht, seinem Versprechen gemäß, zu Mustafas Witwe wiederzukommen. Er nahm sodann Aladdin mit sich, und führte ihn zu einem großen Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen Gattungen der schönsten Stoffe für Personen jedes Alters und Standes zu verkaufen hatte. Er ließ sich mehrere zeigen, die der Größe Aladdins angemessen waren, und nachdem er die, welche ihm am besten gefielen, ausgesucht, und alle anderen, die nicht so schön waren als er wünschte, wieder zurückgelegt hatte, sagte er zu Aladdin: „Lieber Neffe, wähle dir unter allen diesen Kleidern dasjenige aus, welches dir am besten gefällt.“ Aladdin, der über diese Freigebigkeit seines neuen Oheims ganz entzückt war, wählte eins aus. Der Zauberer kaufte es mit allem, was dazu gehörte und bezahlte es bar, ohne zu handeln.

Als Aladdin sich so prächtig vom Kopfe bis zu den Füßen gekleidet sah, stattete er seinem Oheim alle nur erdenklichen Danksagungen ab; und der Zauberer versprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlassen, sondern ihn stets bei sich zu behalten. Auch führte er ihn wirklich in die besuchtesten Gegenden der Stadt, besonders in diejenigen, wo die Läden der reichsten Kaufleute waren; und als er mit ihm in die Straßen gekommen war, wo die Läden mit den schönsten Stoffen und der feinsten Schleierleinwand sich befanden, sagte er zu Aladdin: „Da du bald ein eben solcher Kaufmann, wie diese da, sein wirst, so ist es gut, daß du sie besuchest und daß sie dich kennen lernen.“ Er zeigte ihm ferner auch die schönsten und größten Moscheen, führte ihn in die Chane, wo die fremden Kaufleute wohnten, und an alle diejenigen Orte im Palaste des Sultans, zu denen man freien Zutritt hatte. Endlich, nachdem sie die schönsten Gegenden der Stadt miteinander durchstreift hatten, gelangten sie in den Chan, worin der Zauberer seine Wohnung genommen hatte. Es fanden sich da noch einige andere Kaufleute ein, deren Bekanntschaft er seit seiner Ankunft gemacht, und die er diesmal absichtlich

versammelt hatte, um sie gut zu bewirten und um ihnen seinen angeblichen Neffen vorzustellen.

Das Gastmahl endigte nicht eher als am Abend. Aladdin wollte von seinem Oheim Abschied nehmen, um nach Hause zurückzukehren; allein der Afrikanische Zauberer wollte ihn nicht allein gehen lassen, sondern geleitete ihn selber bis in die Wohnung seiner Mutter zurück. Als sie ihren Sohn so gut gekleidet erblickte, war sie vor Freuden außer sich, und konnte gar nicht aufhören, den Zauberer, der für ihren Sohn so viel ausgegeben, mit allen möglichen Segenswünschen zu überhäufen. „Großmütiger Anverwandter," sagte sie zu ihm, „ich weiß nicht, wie ich Euch für Eure Freigebigkeit genugsam danken soll. Ich weiß, daß mein Sohn das Gute, welches Ihr ihm erzeiget, nicht verdient, und er würde dessen gänzlich unwert sein, wenn er es nicht erkennen, oder nicht Euren guten Absichten entsprechen sollte, die Ihr mit ihm vorhabt, indem Ihr ihm eine so glänzende Einrichtung geben wollet. Ich, für meine Person," fügte sie hinzu, „danke Euch von ganzem Herzen dafür, und wünsche Euch ein recht langes Leben, um Zeuge von der Dankbarkeit meines Sohnes sein zu können, der Euch dieselbe nicht besser an den Tag legen kann, als wenn er ganz Euren guten Ratschlagen folgt."

„Aladdin," erwiderte der Afrikanische Zauberer, „ist ein guter Junge, er hört auf mich, und ich denke, daß wir noch etwas recht Gutes aus ihm machen werden. Es thut mir übrigens leid, daß ich morgen noch nicht das ausführen kann, was ich ihm versprochen habe. Es ist nämlich Freitag, die Läden werden da geschlossen sein, und es ist also nicht daran zu denken, einen zu mieten und mit Waren zu versehen, da die Kaufleute an diesem Tage nur auf ihr Vergnügen und auf ihre Zerstreuung denken. Wir werden also die Sache auf Sonnabend verschieben müssen. Indes werde ich ihn morgen wieder mitnehmen, und ihn in die Gärten spazieren führen, wo sich gewöhnlich die schöne Welt einzufinden pflegt. Er hat vielleicht noch nie etwas von den Vergnügungen gesehen, die man da genießt. Bisher war er nur immer mit Kindern zusammen, er muß jetzt auch einmal erwachsene Menschen sehen." Der Afrikanische Zauberer nahm endlich von Mutter und Sohn Abschied und entfernte sich. Aladdin indes, der schon hoch erfreut darüber war, sich so gut gekleidet zu sehen, freute sich jetzt auch noch im voraus auf den Spaziergang nach den Gärten außerhalb der Stadt. In der That

war er noch nie vor die Thore gekommen, und er hatte noch nie die Umgebungen gesehen, welche überaus schön waren.

Aladdin stand den folgenden Tag sehr früh auf und kleidete sich an, um zum Mitgehen bereit zu sein, sobald sein Oheim ihn abholen würde. Nachdem er, wie es ihn bedünkte, sehr lange gewartet hatte, bewirkte die Ungeduld, daß er die Thür öffnete und häufig hinausging, um zu sehen, ob er denn nicht käme. Sobald er ihn von ferne erblickte, gab er seiner Mutter davon Nachricht, nahm hierauf von ihr Abschied, schloß die Thür zu und eilte ihm entgegen.

Der Afrikanische Zaubererer zeigte dem Aladdin, als er ihn wiedersah, viele Liebkosungen. „Wohlan nun, lieber Junge," sagte er mit lächelnder Miene zu ihm, „ich werde dir heute schöne Sachen zeigen." Hierauf führte er ihn durch ein Thor, welches zu großen und schönen Häusern oder vielmehr zu prächtigen Palästen hinausführte, deren jeder einen sehr schönen Garten hatte, in welchen man frei eintreten durfte. Bei jedem Palaste, an welchem sie vorbeikamen, fragte er Aladdin, ob er ihn schön fände, und Aladdin, der ihm immer zuvorkam, sagte bei jedem neuen, der sich ihrem Anblicke darbot: „Lieber Oheim, da ist ein noch weit schönerer als alle die, welche wir bisher gesehen haben." Unterdessen waren sie immer weiter ins Freie vorgeschritten, und der listige Zauberer, der gern weiter gehen wollte, um den Plan, den er im Kopfe hatte, auszuführen, nahm Anlaß, in einen dieser Gärten hineinzutreten. Er setzte sich neben ein großes Becken, in welches durch einen bronzenen Löwenrachen silberhelles Wasser sprudelte, und stellte sich ermüdet, damit Aladdin sich ebenfalls setzen möchte. „Lieber Neffe," sagte er zu ihm, „du wirst ebenso müde sein wie ich; laß uns hier ein wenig ausruhen, um frische Kräfte zu sammeln; wir werden dann mehr Mut haben, unseren Spaziergang fortzusetzen."

Als sie sich gesetzt hatten, zog der Afrikanische Zauberer aus einem Tuche, das an einem Gürtel befestigt war, Kuchen und mehrere Arten von Früchten, die er zum Vorrat mitgenommen, hervor und breitete sie auf dem Rande des Beckens aus. Er teilte einen Kuchen mit Aladdin und ließ in Hinsicht der Früchte demselben freie Auswahl unter denen, die ihm am besten schmeckten. Während dieser kleinen Mahlzeit ermahnte er seinen angeblichen Neffen, sich von dem Umgange mit Knaben loszumachen, sich lieber an kluge und verständige Männer anzuschließen, ihnen zuzuhören und von ihren Unter-

haltungen Nutzen zu ziehen. „Du wirst," sagte er, „sehr bald ein Mann wie sie sein, und du kannst dich nicht früh genug gewöhnen, nach ihrem Beispiele verständige Reden zu führen." Als sie die kleine Mahlzeit vollendet hatten, standen sie auf und verfolgten ihren Weg quer durch die Gärten, die voneinander bloß durch schmale Gräben geschieden waren, welche die Grenzscheide bildeten, ohne deshalb die Verbindung zu hemmen. Das gegenseitige Zutrauen machte, daß die Bürger dieser Hauptstadt weiter keine Vorsichtsmaßregel brauchten, um gegenseitigen Schaden zu verhüten. Unvermerkt führte der Afrikanische Zauberer den Aladdin ziemlich weit über die Gärten hinaus und durchwandelte mit ihm die Ebene, die ihn allmählich in die Nähe von Bergen leitete.

Aladdin, der in seinem ganzen Leben noch keinen so weiten Weg gemacht hatte, fühlte sich durch den weiten Gang sehr ermüdet. „Lieber Oheim," sagte er zu dem Afrikanischen Zauberer, „wohin gehen wir denn? wir haben die Gärten schon sehr weit hinter uns, und ich sehe nichts als Berge vor mir. Wenn wir noch weiter vorwärts gehen, so weiß ich nicht, ob ich noch Kräfte genug haben werde, um wieder nach der Stadt zurückzukehren." — „Fasse nur Mut, lieber Neffe," sagte der vermeintliche Oheim zu ihm, „ich will dir noch einen anderen Garten zeigen, der nicht mehr weit von hier ist, nur noch ein paar Schritte; und wenn wir dahin gekommen sein werden, sollst du mir einmal sagen, ob es dir nicht leid gewesen wäre, wenn du ihn nicht gesehen hättest, nachdem du schon nahe daran gewesen." Aladdin ließ sich überreden, und der Zauberer führte ihn noch weiter, indem er ihm verschiedene anmutige Geschichten erzählte, um ihm den Weg minder langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen.

Endlich kamen sie zwischen zwei mäßig hohe Berge, die sich ziemlich gleich, und nur durch ein schmales Thal geschieden waren. Dies war eben die merkwürdige Stelle, wohin der Afrikanische Zauberer den Aladdin hatte führen wollen, um mit ihm einen großen Plan auszuführen, um dessentwillen er von dem äußersten Ende Afrikas bis nach China gereist war. „Wir sind jetzt an Ort und Stelle," sagte er zu Aladdin, „ich werde dir hier Dinge zeigen, die ganz außerordentlich und allen übrigen Sterblichen unbekannt sind. Wenn du sie gesehen haben wirst, so wirst du mir gewiß Dank dafür wissen, daß ich dich zum Augenzeugen so vieler Wunderdinge gemacht habe, die außer dir noch niemand gesehen hat. Während ich

jetzt mit dem Stahle Feuer schlage, häufe du hier so viel trockenes Reisig zusammen, als du nur auftreiben kannst, um Feuer anzumachen."

Es war an dem Orte eine solche Menge Reisig vorhanden, daß Aladdin sehr bald einen mehr als hinlänglichen Haufen davon beisammen hatte, während der Zauberer das Schwefelhölzchen anzündete. Er machte nun Feuer an, und während das Reisig aufloderte, warf der Afrikanische Zauberer Räucherwerk hinein, welches er schon in Bereitschaft hatte. Ein dicker Rauch stieg empor, den er bald auf diese, bald auf jene Seite wendete, indem er allerlei Zauberworte murmelte, von denen Aladdin nichts verstand.

In diesem Augenblicke erbebte die Erde ein wenig, öffnete sich an der Stelle vor dem Zauberer und Aladdin und ließ einen Stein hervorscheinen, welcher anderthalb Fuß im Gevierte hatte, einen Fuß dick und wagerecht hingelegt war, mit einem bronzenen Ringe, der in der Mitte versiegelt war. Aladdin, der über das, was hier vor seinen Augen vorging, erschrak, ward von Furcht befallen und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu dieser geheimnisvollen Handlung notwendig, darum hielt ihn der Zauberer zurück, fuhr ihn heftig an und gab ihm eine so starke Ohrfeige, daß er davon zu Boden fiel und beinahe seine Vorderzähne im Munde eingebüßt hätte, welcher sehr blutete. Der arme Aladdin rief zitternd und weinend: „Lieber Oheim, was habe ich denn gethan, daß Ihr mich so heftig schlaget?" — „Ich habe meine Gründe dazu," erwiderte der Zauberer. „Ich bin dein Oheim, der bei dir jetzt Vaterstelle vertritt, und du darfst dich daher gar nicht verantworten. Indes, liebes Kind," fuhr er besänftigend fort, „du darfst dich gar nicht fürchten. Ich verlange bloß, daß du mir pünktlich gehorchest, wofern du dir selber nützen und dich der großen Vorteile, die ich dir zu verschaffen denke, würdig machen willst." Diese schönen Versprechungen des Zauberers beruhigten etwas die Furcht und das aufgeregte Gefühl Aladdins, und sobald ihn der Zauberer wieder ganz beruhigt sah, fuhr er fort: „Du hast gesehen, was ich durch die Kraft meines Räucherwerks und der von mir ausgesprochenen Worte bewirkt habe. Vernimm jetzt noch, daß sich unter diesem Steine, den du da siehest, ein verborgener Schatz befindet, der für dich bestimmt ist, und der dich einst reicher machen wird als die reichsten Könige der Erde. Dies ist so gewiß wahr, daß es außer dir niemand

auf der Welt giebt, dem es erlaubt wäre, diesen Stein anzurühren oder wegzuheben. Selbst ich darf ihn nicht einmal berühren oder auch nur einen Fuß in dies Schatzgewölbe setzen, wenn es geöffnet sein wird. Deshalb mußt du pünktlich thun, was ich dir sagen werde, ohne es dabei zu versehen. Die Sache ist für mich und dich von großer Wichtigkeit."

Aladdin, der noch immer voll Staunen war über das, was er sah und was er soeben den Zauberer von dem Schatze sagen hörte, der ihn auf immer glücklich machen sollte, vergaß alles, was vorgefallen war. „Nun wohl, lieber Oheim," sagte er zu dem Zauberer, indem er sich von der Erde aufraffte, „worauf kommt es denn hierbei an? Befehlet nur, ich bin bereit zu gehorchen." — „Ich freue mich, liebes Kind," sprach der Afrikanische Zauberer, indem er ihn umarmte, „daß du diesen Entschluß gefaßt hast. Komm her, fasse diesen Ring an und hebe den Stein in die Höhe." — „Aber, lieber Oheim," erwiderte Aladdin, „ich bin ja nicht stark genug, um ihn in die Höhe zu heben; Ihr müßt mir schon dabei helfen." — „Nein," antwortete der Afrikanische Zauberer, „du hast meine Hilfe nicht nötig, und ich und du würden beide nichts ausrichten, wenn ich dir hülfe: du mußt ihn ganz allein aufheben. Fasse nur den Ring an, nenne den Namen deines Vaters und deines Großvaters und hebe ihn in die Höhe; du wirst sehen, er wird sich dir ohne Schwierigkeit fügen." Aladdin that, wie der Afrikanische Zauberer ihn geheißen hatte; er hob den Stein mit leichter Mühe empor und legte ihn beiseite.

Als der Stein weggenommen war, sah er eine Höhle von drei bis vier Fuß Tiefe, mit einer kleinen Thür und Stufen, um noch weiter hinabzusteigen. „Mein Sohn," sagte hierauf der Afrikanische Zauberer zu Aladdin, „beobachte genau, was ich dir jetzt sagen werde. Steig in diese Höhle hinab, und wenn du unten auf der letzten Stufe bist, so wirst du eine offene Thür finden, die dich in einen großen gewölbten Ort führen wird, der aus drei großen, aneinander stoßenden Sälen besteht. In einem jeden derselben wirst du links und rechts vier bronzene Vasen, groß wie Kufen, und mit Gold und Silber angefüllt, stehen sehen; aber hüte dich, etwas davon anzurühren. Ehe du in den ersten Saal eintrittst, hebe dein Kleid in die Höhe und schließ es eng um den Leib. Wenn du hinein gekommen bist, so gehe, ohne stillzustehen, nach dem zweiten, und aus diesem in den dritten, ebenfalls ohne still-

zustehen. Vor allen Dingen hüte dich, den Wänden zu nahe zu kommen oder sie auch nur mit dem Kleide zu berühren; denn im Fall du sie berührtest, würdest du auf der Stelle des Todes sein. Darum sage ich dir, halt dein Kleid eng und knapp an dich. Am Ende des dritten Saales ist eine Thür, die dich in einen Garten hinaus führt, der voll schöner, mit Obst beladener Bäume gepflanzt ist. Geh nur immer gerade aus, und ein Weg wird dich quer durch den Garten zu einer Treppe von fünfzig Stufen führen, auf denen du zu einer Terrasse emporsteigen kannst. Sobald du oben auf der Terrasse bist, wirst du eine Nische vor dir sehen, und in der Nische eine brennende Lampe. Diese Lampe nimm du, lösche sie aus, und wenn du den Docht herausgeworfen und die brennbare Flüssigkeit ausgegossen hast, so stecke sie vorn in deine Brust und bringe sie mir. Du darfst nicht fürchten, daß du dein Kleid verderben wirst, die Flüssigkeit ist nämlich kein Öl, und die Lampe wird sogleich trocken sein, sobald du sie ausgegossen hast. Wenn die Früchte im Garten deine Eßlust reizen, so kannst du so viel davon abpflücken, als du nur willst; es ist dir unverboten."

Nachdem der Afrikanische Zauberer diese Worte gesprochen hatte, zog er einen Ring von seinem Finger und steckte ihn an einen Finger Aladdins, indem er ihm sagte, es wäre dies ein Verwahrungsmittel gegen alles Böse, was ihm etwa begegnen könnte, wofern er nur dasjenige genau beobachten wollte, was er ihm soeben vorgeschrieben hatte. „Jetzt geh, mein Kind," sagte er nach dieser Vermahnung zu ihm, „steig dreist hinunter, wir werden beide für unser ganzes Leben steinreich werden."

Aladdin sprang mit leichten Füßen in die Höhlung hinein, und stieg die Stufen hinab. Er fand die drei Säle, die ihm der Zauberer beschrieben hatte, und ging um so behutsamer durch sie hin, da er zu sterben gefaßt sein mußte, wofern er nicht sorgfältig das beobachtete, was ihm vorgeschrieben war. Sodann ging er, ohne zu verweilen, durch den Garten, stieg die Terrasse hinan, nahm die brennende Lampe aus der Nische, warf den Docht und die Flüssigkeit heraus und steckte sie hierauf, da er sie ganz trocken sah, in den Busen und stieg sodann die Terrasse wieder hinunter. Im Garten verweilte er beim Anschauen der Früchte, die er vorher bloß im Vorbeigehen gesehen hatte. Die Bäume dieses Gartens waren alle mit ganz vorzüglichem Obst belastet, und zwar trug jeder

Baum Früchte von den verschiedensten Farben. Es gab da weiße, hellleuchtende und durchsichtige wie Kryſtall, rote, teils dunkler, teils heller, grüne, blaue, violette, gelbliche, und so von allen möglichen Farben. Die weißen waren Perlen, die hellleuchtenden und durchsichtigen dagegen Diamanten, die dunkelroten Rubine, die hellroten Ballasrubinen, die grünen Smaragde, die blauen Türkise, die violetten Amethyste, die welche ins gelbliche spielten, Topase, und so fort. Alle diese Früchte waren von einer Größe und Vollkommenheit, welche alles weit übertraf, was man derart auf Erden gesehen. Aladdin indes, der weder ihren Wert noch ihren Preis kannte, wurde vom Anblicke dieser Früchte, die nicht nach seinem Geschmack waren, gar nicht angezogen; ihm wären Feigen, Weintrauben und andere edle Obstarten, die in China gewöhnlich sind, lieber gewesen. Überhaupt war er noch nicht in dem Alter, wo man den Wert von dergleichen kennt; daher bildete er sich ein, alle diese Früchte wären bloß von buntfarbigem Glase und hätten auch weiter keinen anderen Wert. Gleichwohl erregte die Mannigfaltigkeit so vieler schöner Farben, sowie die außerordentliche Größe und Schönheit einer jeden Frucht in ihm die Lust, einige abzupflücken. Er nahm von jeder Farbe einige, füllte damit seine beiden Taschen und zwei ganz neue Beutel, die der Zauberer ihm zugleich mit dem Kleide, welches er ihm geschenkt, gekauft hatte, damit er nichts als Neues um und an sich hätte; und da die beiden Beutel in seinen Taschen, die ohnehin schon ganz voll waren, nicht mehr Platz hatten, so band er sie auf jeder Seite an seinen Gürtel an. Einige von den Früchten hüllte er auch in die Falten seines Gürtels, der von dickem Seidenstoff gemacht war, und befestigte sie so, daß sie nicht herabfallen konnten; auch vergaß er nicht, einige in den Busen zwischen das Kleid und das Hemd zu stecken.

Aladdin, der jetzt mit so vielen Reichtümern beladen war, deren Wert er gar nicht kannte, trat hierauf sorgfältig seinen Rückweg durch die drei Säle an, um den Afrikanischen Zauberer nicht zu lange warten zu lassen; und nachdem er mit derselben Vorsicht wie zuvor quer durch dieselben hin gegangen, stieg er wieder da hinauf, wo er heruntergestiegen war, und zeigte sich am Eingange der Höhle, wo der Afrikanische Zauberer ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald ihn Aladdin erblickte, rief er ihm zu: „Lieber Oheim, ich bitte Euch, reichet mir die Hand und helfet mir heraus!“ — „Mein Sohn,“ sagte



Aladdin oder die Wunderlampe.

Stadt-
bücherei
Elbing

der Afrikanische Zauberer, „gieb mir zuvor die Lampe, sie könnte dir hinderlich sein.“ — „Verzeihet, lieber Oheim,“ erwiderte Aladdin, „sie ist mir gar nicht hinderlich; ich werde sie Euch geben, sobald ich herausgestiegen sein werde.“ Der Afrikanische Zauberer bestand darauf, daß ihm Aladdin die Lampe in die Hand geben sollte, ehe er ihn aus der Vertiefung herauszöge, und Aladdin, der diese Lampe mit allen den Früchten, die er zu sich gesteckt, verpackt hatte, weigerte sich durchaus, sie ihm eher zu geben, als bis er heraus sein würde. Da geriet der Afrikanische Zauberer, vor Verzweiflung über die Widerspenstigkeit des jungen Menschen, in eine fürchterliche Wut; er warf etwas von seinem Räucherwerk in das Feuer, welches er sorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zauberworte gesprochen, als der Stein, welcher als Deckel zu der Eingangsöffnung der Höhle diente, sich von selbst wieder an seine Stelle rückte, nebst der Erde, die oben darauf lag, sodaß alles wieder in den Stand kam, wie es bei des Zauberers und Aladdins Ankunft gewesen war.

Der Afrikanische Zauberer war in der That weder ein Bruder des Schneiders Mustafa, wie er vorgegeben hatte, noch auch Aladdins Oheim. Dagegen war er wirklich aus Afrika, und da Afrika ein Land ist, wo man für die Zauberei mehr eingenommen ist als irgend anderswo, so hatte er sich von Jugend an darauf gelegt; und nachdem er sich vierzig Jahre lang mit Zaubereien, mit der Punktierkunst, mit Räucherungen und Lesung von Zauberbüchern beschäftigt hatte, war er endlich auf die Entdeckung gekommen, daß es in der Welt eine Wunderlampe gäbe, deren Besitz ihn mächtiger als alle Könige der Erde machen würde, wofern er derselben je habhaft werden könnte. Durch seinen letzten Versuch in der Punktierkunst hatte er ausgemittelt, daß diese Lampe sich an einem unterirdischen Orte mitten in China befände, und zwar in einer Gegend und unter allen den Umständen, die wir bereits wissen. Von der Richtigkeit dieser Entdeckung überzeugt, war er von dem äußersten Ende Afrikas aus gereist und nach einer langen und beschwerlichen Reise in die Stadt gekommen, welche in der Nähe dieses kostbaren Schatzes gelegen war. Allein, obwohl die Lampe sich ganz gewiß an dem bewußten Orte befand, so war es ihm doch nicht gestattet, sie selber wegzunehmen oder persönlich in das unterirdische Gewölbe einzutreten, worin sie sich befand. Es mußte durchaus ein anderer da hinabsteigen, sie heraufholen und sie ihm sodann

einhändigen. Daher hatte er sich an Aladdin gewandt, den er für einen jungen unbedeutenden Menschen und für sehr geeignet hielt, ihm diesen erforderlichen Dienst zu leisten, mit dem festen Vorsatze, sobald er die Lampe in Händen haben würde, die letzte, schon erwähnte Räucherung zu thun, die Zauberworte auszusprechen, welche die bereits erzählte Wirkung hatten, und so den armen Aladdin seiner Habsucht und Bosheit aufzuopfern, um an ihm keinen Zeugen dieser Sache zu haben. Die Ohrfeige, welche er dem Aladdin gegeben, und das Ansehen, welches er sich über ihn angemaßt hatte, sollten diesen bloß daran gewöhnen, ihn zu fürchten und ihm pünktlich zu gehorchen, damit, wenn er diese berühmte Zauberlampe von ihm fordern würde, dieser sie ihm sogleich übergäbe. Indes erfolgte gerade das Gegenteil von dem, was er beabsichtigt hatte. Am Ende verfuhr der Boshafte bloß darum so eilig, um den armen Aladdin zu verderben, weil er fürchtete, daß, wenn er sich länger mit ihm herumzankte, irgend ein anderer es hören und sein Geheimnis offenbaren möchte.

Als der Afrikanische Zauberer seine großen und schönen Hoffnungen auf immer verschwunden sah, blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Afrika zurückzukehren; was er denn auch an demselben Abend noch that. Auf der Heimreise machte er einige Umwege, um nicht mehr die Stadt betreten zu dürfen, aus welcher er sich mit Aladdin entfernt hatte. Auch mußte er wirklich fürchten, daß ihn da mehrere Personen beobachten könnten, die ihn mit Aladdin hatten gehen sehen, und ihn jetzt ohne ihn zurückkommen sähen.

Allem Anscheine nach mußte es jetzt mit Aladdin aus sein. Allein gerade der, welcher ihn auf immer zu vernichten geglaubt, hatte nicht beachtet, daß er ihm einen Ring an den Finger gesteckt, der zu seiner Rettung dienen konnte. In der That, eben dieser Ring war Anlaß zu der Rettung des jungen Menschen, der die Kräfte desselben gar nicht kannte; und es ist zu verwundern, daß dieser Verlust nebst dem der Lampe den Zauberer nicht in die tiefste Verzweiflung stürzte. Indes die Zauberer sind so sehr an Unfälle und Fehlschlagen ihrer Wünsche gewöhnt, daß sie, so lange sie leben, nicht aufhören, sich an Rauch und Dunst, an Luftschlössern und Einbildungen zu ergötzen.

Aladdin, der nach allen diesen Liebkosungen und empfangenen Wohlthaten gar nicht auf diese Bosheit seines angeblichen Oheims gefaßt war, befand sich in einer Bestürzung,

die sich leichter denken als beschreiben läßt. Als er sich so lebendig begraben sah, rief er tausendmal seinen Oheim beim Namen und erklärte, daß er bereit wäre, ihm die Lampe zu geben; aber sein Rufen war fruchtlos und konnte auch gar nicht gehört werden. Er mußte daher so im Finstern und Dunkeln bleiben. Endlich nachdem er seine Thränen getrocknet hatte, stieg er wieder die Treppe der Höhle hinunter, um nach dem Garten, den er schon einmal durchgangen, und ins helle Tageslicht zu kommen; aber die Mauer, die sich ihm früher geöffnet, hatte sich schon wieder durch einen neuen Zauber geschlossen und zusammengefügt. Er tappte mehrmals links und rechts vor sich hin, ohne eine Thür zu finden; er verdoppelte sein Weinen und Schreien und setzte sich endlich auf die Stufen der Höhle, ohne Hoffnung, jemals das Tageslicht wiederzusehen und in der traurigen Gewißheit eines nahen Todes.

Aladdin blieb in diesem Zustande zwei Tage, ohne zu essen und zu trinken. Am dritten Tage endlich, da er seinen Tod als unvermeidlich betrachtete, faltete und hob er seine Hände empor und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes aus:

„Es giebt keine Macht und Kraft, als in Gott, dem Allerhöchsten und Größten!"

In dieser Stellung rieb er, ohne daran zu denken, den Ring, den ihm der Afrikanische Zauberer an den Finger gesteckt hatte und dessen geheime Kraft er noch nicht kannte. Sogleich stieg vor ihm ein Geist von ungeheurer Gestalt und fürchterlichem Aussehen empor, der vom Boden bis an die oberste Spitze des Gewölbes reichte, und sprach zu Aladdin folgende Worte:

„Was verlangst du? Hier bin ich, bereit dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave derer, welche den Ring am Finger haben, sowohl ich als alle übrigen Sklaven des Ringes."

Zu jeder anderen Zeit und bei jeder anderen Gelegenheit würde Aladdin, der an solche Erscheinungen nicht gewöhnt war, beim Anblick einer so ungeheueren Gestalt von Schreck ergriffen worden sein und die Sprache verloren haben; allein jetzt, da er einzig und allein an die Gefahr dachte, worin er schwebte, antwortete er, ohne zu stocken: „Wer du auch sein magst, bringe mich aus diesem Orte fort, wofern du es vermagst." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Erde

sich öffnete und er sich außerhalb der Höhle befand, und zwar gerade an der Stelle, wohin ihn der Zauberer geführt hatte.

Niemand wird es befremdend finden, daß Aladdin, der so lange Zeit in der dichtesten Finsternis gewesen war, anfänglich kaum das Tageslicht zu ertragen vermochte. Er gewöhnte seine Augen erst nach und nach daran, und indem er allmählich um sich schaute, war er sehr überrascht, keine Öffnung mehr in der Erde zu erblicken. Er konnte gar nicht begreifen, wie er so plötzlich aus dem Schoße der Erde herausgekommen war; blos an dem Flecke, wo das Reisig verbrannt worden, konnte er die Stelle wiedererkennen, wo die Höhle war. Als er sich hierauf nach der Stadt wandte, erblickte er sie mitten unter den sie umgebenden Lustgärten; auch erkannte er den Weg, auf welchem ihn der Zauberer hergeführt hatte. Indem er diesen Weg wieder zurückwandelte, dankte er Gott, daß er noch einmal der Welt wiedergegeben sei, nachdem er bereits daran gezweifelt hatte, sie je wiederzusehen. Als er in das Zimmer seiner Mutter trat, verursachte die Freude des Wiedersehens, verbunden mit der von seinem dreitägigen Fasten herrührenden Schwäche, ihm eine Ohnmacht, welche eine Weile anhielt. Seine Mutter, die ihn bereits als tot beweint hatte, unterließ jetzt, da sie ihn in diesem Zustande erblickte, keine Pflege und kein Mittel, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Endlich erholte er sich von seiner Ohnmacht, und seine ersten Worte waren: „Liebe Mutter, vor allen Dingen bitte ich dich, gieb mir zu essen; seit drei Tagen habe ich noch nicht das mindeste zu mir genommen.“ Seine Mutter brachte ihm, was sie gerade vorrätig hatte, setzte es vor ihn hin, und sagte: „Lieber Sohn, übereile dich nur nicht, denn das könnte dir schaden; sondern iß ganz langsam und nach deiner Bequemlichkeit, und nimm dich bei deiner starken Eßlust möglichst in acht. Ich wünsche nicht einmal, daß du jetzt mit mir redest; wenn du wiederhergestellt sein wirst, so wirst du Zeit genug haben, um mir zu erzählen, was dir begegnet ist. Nach meiner großen Betrübnis, worin ich mich seit Freitag befunden, und nach all der unsäglichen Mühe, die ich mir gegeben habe, zu erfahren, was aus dir geworden wäre, da du bei anbrechender Nacht nicht nach Hause kamst, bin ich jetzt vollkommen getröstet, da ich dich wieder habe.“

Aladdin folgte dem Rate seiner Mutter: er aß gemach und allmählich, und trank im Verhältnis dazu. Als er damit fertig war, sagte er: „Liebe Mutter, ich sollte mich eigentlich gar

sehr über dich beschweren, daß du mich so leicht der Willkür eines Mannes anvertrautest, der den Plan hatte, mich ins Verderben zu stürzen und der in diesem Augenblick meinen Tod für unzweifelhaft und gewiß hält; allein du glaubtest, er wäre mein Oheim, und ich war derselben Meinung wie du. Und konnten wir denn auch wohl eine andere Meinung von einem Manne hegen, der mich mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufte, und der mir so viele vorteilhafte Versprechungen machte? Allein du mußt nur wissen, liebe Mutter, daß er nichts als ein Verräter, ein Bösewicht, ein Betrüger war. Er hat mir diese Wohlthaten und diese Versprechungen nur darum gethan, um, wie gesagt, seinen Zweck zu erreichen, mich nämlich zu verderben, ohne daß ich oder du die Ursache davon zu erraten imstande sind. Ich meinerseits kann versichern, daß ich ihm nie den mindesten Anlaß zu einer so schlechten Behandlung gegen mich gegeben habe. Du wirst dies selber aus dem treuen Berichte abnehmen können, den ich dir über alles das, was seit meiner Trennung von dir bis zur Ausführung seines verderblichen Planes vorgegangen ist, abstatten werde."

Aladdin begann nun seiner Mutter alles das zu erzählen, was ihm seit dem Freitage, wo ihn der Zauberer nach den umliegenden Gärten vor die Stadt führte, begegnet war; ferner, was ihm unterwegs bis zu dem Orte, wo das große Zauberwerk vor sich gehen sollte, zugestoßen; sodann erzählte er von der Räucherung, den Zauberworten, der plötzlich erschienenen Öffnung der Erdhöhle; auch die empfangene Ohrfeige vergaß er nicht, und wie ihm der Zauberer den Ring an den Finger gesteckt und ihn durch große Verheißungen in die Höhle hinabzusteigen vermochte; er verschwieg nichts von alledem, was er auf seinem Hin- und Rückwege in den drei großen Sälen, im Garten und auf der Terrasse gesehen, wo er die Wunderlampe weggenommen, welche er ihr bei dieser Gelegenheit vorzeigte, nebst den durchsichtigen und buntfarbigen Früchten, die er auf dem Rückgange durch den Garten abgepflückt hatte. Er fügte hierzu noch zwei volle Beutel derselben, die er seiner Mutter gab, welche sich aber wenig daraus machte. Gleichwohl waren diese Früchte samt und sonders kostbare Edelsteine. Der sonnenhelle Glanz, den sie beim Scheine der Lampe, die das Zimmer erhellte, von sich gaben, hätte allein schon auf ihren Wert aufmerksam machen müssen; allein die Mutter Aladdins verstand davon ebensowenig als

ihr Sohn. Sie war in großer Dürftigkeit auferzogen worden, und ihr Mann war nicht so vermögend gewesen, um ihr dergleichen kostbare Steine zum Schmucke zu kaufen; außerdem hatte sie auch nie dergleichen bei einer ihrer Verwandtinnen oder Nachbarinnen gesehen. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie dieselben als wertlose Dinge betrachtete, die höchstens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen; weshalb denn auch Aladdin sie hinter eines von den Polstern des Sofas schob, auf welchem er saß. Er vollendete sodann die Erzählung seines Abenteuers, und sagte ihr, wie er aus der Höhle wieder hatte heraussteigen wollen, wie ihm da der Zauberer die Lampe abgefordert, und auf seine Weigerung die Öffnung der Höhle durch seine Zauberei wieder verschlossen hatte. Nicht ohne Thränen vermochte er das übrige zu erzählen, indem er ihr den unglücklichen Zustand schilderte, worin er sich von dem Augenblick an befunden, wo er in der Unglückshöhle lebendig begraben worden, bis dahin, wo er aus derselben wieder ans Tageslicht hervorgekommen, durch die Berührung des Ringes, dessen Eigenschaft er noch nicht kannte. Als er die Erzählung geendigt hatte, sagte er zu seiner Mutter: „Das übrige darf ich dir nicht erst sagen; du weißt es ja selber. Da siehst du nun, was ich in der Zeit meiner Abwesenheit für Abenteuer und Gefahr bestanden habe."

Aladdins Mutter hatte diese wunderbare und seltsame Geschichte, welche für sie, die ihren Sohn ungeachtet seiner Fehler zärtlich liebte, höchst schmerzlich sein mußte, ruhig und ohne Unterbrechung angehört; nur bei den rührendsten Stellen, wo die Treulosigkeit des Afrikanischen Zauberers recht sichtbar wurde, konnte sie ihren Unwillen nicht unterdrücken. Doch jetzt, da Aladdin geendigt hatte, brach sie in tausend Schmähworte gegen den Betrüger aus; sie nannte ihn einen Verräter, einen Treulosen, Barbaren, Meuchelmörder, Betrüger, Zauberer, einen Feind und Verderber des menschlichen Geschlechts. „Ja, mein Sohn," fügte sie hinzu, „er ist ein Zauberer, und die Zauberer sind eine wahre Pest für die Menschheit; sie haben vermöge ihrer Zaubereien und Hexereien mit den bösen Geistern Verkehr. Gott sei gepriesen, der nicht gewollt hat, daß seine entsetzliche Bosheit ihren Zweck an dir erreichen sollte! Du bist ihm für die Gnade, die er an dir gethan hat, großen Dank schuldig. Dein Tod war unvermeidlich, wenn du dich nicht seiner erinnert und seinen Bei-

stand angefleht hättest." So sagte sie noch vieles andere, doch während des Sprechens bemerkte sie, daß Aladdin, der seit drei Tagen nicht geschlafen hatte, der Ruhe bedurfte. Sie brachte ihn daher zu Bette, und legte sich bald darauf ebenfalls nieder.

Aladdin, der an dem unterirdischen Orte, worin er begraben gewesen, keine Ruhe genossen hatte, schlief die ganze Nacht sehr fest und erwachte am anderen Morgen erst sehr spät. Er stand auf, und das erste, was er seiner Mutter sagte, war, daß er Hunger hätte, und daß sie ihm kein größeres Vergnügen machen könnte, als wenn sie ihm ein Frühstück gäbe. „Ach, mein Sohn," antwortete sie ihm, „ich habe auch nicht einmal ein Stück Brot, das ich dir geben könnte; denn den wenigen Vorrat, den ich zu Hause hatte, hast du gestern abend aufgegessen; aber gedulde dich nur ein bißchen, es wird nicht lange dauern, so werde ich dir etwas bringen. Ich habe hier etwas Baumwolle, die ich gesponnen, und die ich jetzt verkaufen werde, um für dich Brot und etwas zum Mittagsessen zu kaufen." — „Liebe Mutter," erwiderte Aladdin, „hebe dir nur deine Baumwolle für ein andermal auf, und gieb mir die Lampe, die ich gestern mitbrachte. Ich werde gehen und sie verkaufen, und das Geld, das ich dafür löse, wird hinlänglich sein, um uns Frühstück, Mittagsessen und vielleicht auch etwas zum Abend zu verschaffen."

Die Mutter holte die Lampe hervor und sagte: „Da hast du sie; aber sie ist sehr schmutzig. Wenn sie nur ein wenig geputzt wird, so wird sie dadurch bald etwas mehr gelten." Sie nahm dann Wasser und etwas feinen Sand, um sie blank zu putzen; aber kaum hatte sie angefangen, die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein gräßlicher und riesenhafter Geist emporstieg, sich ihr zeigte, und mit einer Donnerstimme zu ihr sprach:

„Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave, und als der Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die übrigen Sklaven der Lampe!"

Aladdins Mutter war nicht imstande zu antworten. Ihr Auge vermochte nicht, die scheußliche und entsetzliche Gestalt des Geistes zu ertragen, und ihr Schrecken war gleich bei den ersten Worten, die er aussprach, so groß gewesen, daß sie in Ohnmacht gefallen war.

Aladdin, welcher bereits in der Höhle eine ähnliche Er-

scheinung gehabt hatte, ergriff, ohne irgend Zeit oder Besinnung zu verlieren, schnell die Lampe, und antwortete während des Stillschweigens seiner Mutter an ihrer Stelle mit festem Tone: „Ich habe Hunger, bringe mir etwas zu essen.“ Der Geist verschwand, und einen Augenblick darauf kam er wieder, beladen mit einem großen silbernen Becken, welches er auf dem Kopfe trug, mit zwölf verdeckten Schüsseln von demselben Metall, voll der trefflichsten Speisen, nebst sechs großen Broten, weiß wie Schnee, zwei Flaschen des köstlichsten Weines und zwei silbernen Schalen in der Hand. Er setzte alles zusammen auf das Sofa und verschwand sogleich.

Dies geschah in so kurzer Zeit, daß sich Aladdins Mutter noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hatte, als der Geist zum zweitenmal erschien. Aladdin, der ihr bereits, aber ohne Erfolg, kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt hatte, wollte dies soeben noch einmal wiederholen; allein sei es, daß ihre entflohenen Lebensgeister sich wieder gesammelt hatten, oder daß der Duft von den Speisen, die der Geist gebracht, etwas dazu beitrug, sie kam augenblicklich wieder zu sich. „Liebe Mutter,“ sagte Aladdin zu ihr, „es ist weiter nichts; stehe auf und iß. Hiervon kannst du dich stärken, und auch ich kann meinen starken Hunger befriedigen. Wir wollen so gute Speisen nicht kalt werden lassen, sondern essen.“

Die Mutter Aladdins war erstaunlich überrascht, als sie das große Becken, die zwölf Schüsseln, die sechs Brote, die beiden Flaschen und die zwei Schalen erblickte, und den köstlichen Duft einatmete, der aus allen diesen Schüsseln emporstieg. „Mein Sohn,“ sagte sie zu Aladdin, „woher kommt uns dieser Überfluß, und wem verdanken wir ein so reichliches Geschenk? Sollte vielleicht der Kaiser von unserer Armut gehört und Mitleid mit uns gehabt haben?“ — „Liebe Mutter,“ antwortete Aladdin, „wir wollen uns jetzt zu Tische setzen und essen, du bedarfst dessen ebensosehr als ich. Deine Frage werde ich dir übrigens beantworten, wenn wir gefrühstückt haben.“ Sie setzten sich zu Tische und speisten mit um so größerer Eßlust, da Mutter und Sohn sich noch nie an einer so gut besetzten Tafel befunden hatten.

Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter gar nicht aufhören, das Becken und die Schüsseln zu betrachten und zu bewundern, obwohl sie nicht recht wußte, ob sie von Silber oder aus anderem Metall wären, so wenig war sie den

Anblick solcher Dinge gewohnt. Eigentlich war es bloß die Neuheit, die sie in solche Bewunderung versetzte, und auch ihr Sohn Aladdin hatte von dem Wert dieser kostbaren Sachen nicht mehr Kenntnis als sie.

Aladdin und seine Mutter, welche bloß ein einfaches Frühstück einzunehmen gedacht hatten, befanden sich um die Stunde des Mittagsessens noch bei Tafel. Die trefflichen Speisen hatten ihre Eßlust noch mehr geweckt, und da sie noch ganz warm waren, so glaubten sie nicht übel zu thun, wenn sie nicht erst zweimal tafelten, sondern beide Mahlzeiten sogleich auf einmal abmachten. Nachdem sie beide Mahlzeiten geendigt hatten, blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie davon nicht nur zu Abend essen, sondern auch noch den folgenden Tag zwei Mahlzeiten davon halten konnten.

Als Aladdins Mutter den Tisch abgedeckt und das Fleisch, welches unberührt geblieben, aufgehoben hatte, setzte sie sich neben ihren Sohn auf das Sofa, und sagte zu ihm: „Aladdin, ich erwarte, daß du jetzt meine Neugier in Hinsicht dessen befriedigst, worüber du mir Auskunft zu geben versprochen hast.“ Aladdin erzählte ihr umständlich alles, was sich während ihrer Ohnmacht zwischen ihm und dem Geiste zugetragen hatte.

Die Mutter war voll Verwunderung über die Reden ihres Sohnes und über die Erscheinung des Geistes. „Aber mein Sohn,“ erwiderte sie, „was willst du denn eigentlich damit sagen? So lange ich lebe, habe ich nie unter allen meinen Bekannten jemand sagen gehört, daß er einen Geist gesehen. Durch welchen Zufall hat sich nun dieser häßliche Geist gerade mir vor Augen gestellt? Warum hat er sich an mich gewandt, und nicht an dich, dem er doch schon einmal in der Schatzhöhle erschienen war?“

„Liebe Mutter,“ erwiderte Aladdin, „der Geist, welcher dir erschienen, ist nicht derselbe, der mir erschien. Sie sind sich freilich in Hinsicht auf ihre Riesengröße gewissermaßen ähnlich, aber an Gesichtsbildung und Kleidung sind sie gar sehr voneinander verschieden, auch gehören sie verschiedenen Herren an. Wenn du dich noch erinnerst, derjenige, den ich sah, nannte sich einen Sklaven des Ringes, den ich am Finger habe, und der, den du sahest, nannte sich einen Sklaven der Lampe, die du in der Hand hattest. Aber ich glaube nicht, daß du es gehört hast, denn, wie mich dünkt, fielst du sogleich in Ohnmacht, als er zu reden anfing.“

„Wie?“ rief die Mutter aus, „also deine Lampe ist Ursache,

daß dieser häßliche Geist sich lieber an mich als an dich wandte? Ach, lieber Sohn, da schaffe mir sie nur aus den Augen und hebe sie auf, wo es dir gefällt; ich mag sie nicht mehr anrühren. Meinethalben mag sie lieber weggeworfen oder verkauft werden, als daß ich Gefahr laufe, bei Berührung derselben vor Schrecken zu sterben. Wenn du mir folgst, so wirst du auch den Ring von dir thun. Man muß keinen Verkehr mit Geistern haben; es sind Unholde, wie schon unser Prophet gesagt hat."

„Mit deiner Erlaubnis, liebe Mutter," erwiderte Aladdin, „ich werde mich jetzt wohl hüten, das zu thun, was ich vor kurzem wollte, nämlich eine Lampe zu verkaufen, welche dir und mir so viel Nutzen schaffen wird. Siehst du nicht, was sie uns soeben verschafft hat? Sie soll uns jetzt fortwährend Nahrung und Lebensunterhalt verschaffen. Du kannst, wie ich, wohl leicht erachten, daß mein fälschlicher und böser Oheim sich nicht ohne Grund so viel Mühe gegeben, und eine so weite und beschwerliche Reise unternommen hat, um sich in den Besitz dieser Wunderlampe zu setzen, welche er all dem Golde und dem Silber vorzog, das, wie er wußte, in den drei Sälen vorhanden war, und das ich selber ganz so, wie er es mir beschrieben, da gesehen habe. Er kannte nur zu wohl den Preis und den Wert dieser Lampe, als daß er sich von jenem übrigen reichen Schatze noch irgend etwas gewünscht hätte. Da uns nun der Zufall die geheime Kraft derselben entdeckt hat, so wollen wir den möglichst vorteilhaften Gebrauch davon machen, aber ganz ohne den Neid und die Mißgunst unserer Nachbarn zu erregen. Ich will sie dir übrigens schon aus den Augen schaffen, und sie an einem Orte aufheben, wo ich sie finde, im Fall ich ihrer bedarf, da du nun einmal solche Furcht vor Geistern hast. Was den Ring betrifft, so möchte ich mich übrigens ebensowenig entschließen können, ihn wegzuwerfen, denn ohne ihn würdest du mich nie wiedergesehen haben, ja ich würde vielleicht jetzt nicht einmal mehr leben. Du wirst mir also wohl erlauben müssen, daß ich ihn behalte und ihn stets am Finger trage. Wer weiß, ob nicht noch irgend eine andere Gefahr mir zustößt, die wir beide nicht voraussehen können, und wovon er mich dann befreien kann." Da diese Bemerkung Aladdins ziemlich richtig zu sein schien, so hatte seine Mutter nichts dagegen. „Lieber Sohn," sagte sie zu ihm, „du kannst so handeln wie du denkst; ich für mein Teil mag mit Geistern nichts zu schaffen haben. Ich erkläre

dir hiermit, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und mit dir nie ein Wort weiter deshalb reden werde."

Den folgenden Tag nach dem Abendessen war nichts mehr von den schönen Speisen übrig, die der Geist gebracht hatte. Aladdin, der nicht so lange warten wollte, bis der Hunger ihn drängte, nahm den Morgen darauf eine von den silbernen Schüsseln unter das Kleid, und ging aus, um sie zu verkaufen. Er wandte sich unterwegs an einen Juden, der ihm begegnete, zog ihn beiseite, zeigte ihm die Schüssel, und fragte ihn, ob er sie wohl kaufen wollte.

Der Jude, der ein schlauer und verschmitzter Mann war, nahm die Schüssel und untersuchte sie, und als er erkannte, daß sie von echtem Silber war, fragte er Aladdin, wie hoch er sie böte. Aladdin, der den Wert derselben gar nicht kannte, und nie mit dergleichen Sachen Handel getrieben hatte, begnügte sich damit, ihm zu sagen, er würde wohl am besten wissen, was die Schüssel wert wäre, und er verließe sich hierin ganz auf seine Ehrlichkeit. Der Jude war durch die Offenherzigkeit Aladdins in Verlegenheit gesetzt. In der Ungewißheit darüber, ob Aladdin auch wohl das Material und den Wert desselben kenne, zog er aus seinem Geldbeutel ein Goldstück, welches höchstens den zweiundsechzigsten Teil des Wertes der Schüssel betrug, und bot es ihm an. Aladdin nahm das Goldstück mit großer Hast an sich, und sobald er es in der Hand hatte, entfernte er sich so eilig, daß der Jude, nicht zufrieden mit dem ungeheueren Gewinn, den er bei diesem Kaufe gemacht, sehr betrübt darüber war, daß er nicht sogleich Aladdins Unwissenheit mit dem Werte des verkäuflichen Stückes erraten, und ihm nicht noch weniger geboten hatte. Er war im Begriff, dem jungen Menschen nachzulaufen, und zu versuchen, ob er nicht noch etwas von dem Goldstücke zurückbekommen könnte; aber Aladdin lief schnell, und war schon so weit entfernt, daß er ihn schwerlich eingeholt haben würde.

Auf dem Heimwege zu der Wohnung seiner Mutter blieb Aladdin bei einem Bäckerladen stehen, wo er sich einen Vorrat von Brot kaufte, den er auf der Stelle von dem Goldstücke bezahlte, welches der Bäcker ihm umwechselte. Als er nach Hause kam, gab er das übrige Geld seiner Mutter, welche auf den Markt ging, um für sie beide die nötigen Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

Sie setzten ihre Lebensweise so fort, das heißt, Aladdin

verkaufte alle zwölf Schüsseln, eine nach der andern an den Juden, je nachdem sie wieder Geld brauchten. Der Jude, der ihm für die erste Schüssel ein Goldstück gegeben hatte, wagte nicht, ihm für die übrigen weniger zu bieten, aus Furcht, daß ihm ein so vorteilhafter Handel entgehen könnte; er bezahlte sie daher alle nach demselben Preise. Als das Geld von der letzten Schüssel ausgegeben war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu dem Becken, welches allein zehnmal so viel wog als jede Schüssel. Er wollte es zu seinem gewöhnlichen Kaufmann tragen, aber die große Schwere desselben hinderte ihn daran. Er mußte also den Juden aufsuchen, den er in das Haus seiner Mutter führte; und dieser, nachdem er das Gewicht des Beckens untersucht hatte, zahlte ihm auf der Stelle zehn Goldstücke, womit Aladdin auch zufrieden war.

So weit die zehn Goldstücke reichten, wurden sie auf die täglichen Ausgaben der Hauswirtschaft verwendet. Aladdin, obwohl er an ein müßiges Leben gewöhnt war, spielte unterdes, seit seinem Abenteuer mit dem Afrikanischen Zauberer, nicht mehr mit jungen Leuten seines Alters, sondern brachte den Tag mit Spaziergängen oder in Unterhaltungen mit solchen Personen zu, die er kennen gelernt hatte. Oft auch blieb er bei den Läden der großen Kaufleute stehen und horchte da den Gesprächen angesehener Männer zu, die darin einen Augenblick verweilten, oder sich wie zu einer Art von Zusammenkunft darin einfanden; und diese Gespräche brachten ihm allmählich etwas Weltkenntnis bei.

Als von den zehn Goldstücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu der Lampe. Er nahm sie in die Hand, suchte die Stelle, welche seine Mutter berührt hatte, und sobald er diese an den Spuren, welche der Sand daran zurückgelassen, erkannt hatte, rieb er sie gerade so, wie sie es gethan. Sogleich erschien ihm wieder derselbe Geist, der ihm schon einmal erschienen war. Allein, da Aladdin die Lampe sanfter gerieben hatte als seine Mutter, so sprach er diesmal auch in einem milderen Tone zu ihm:

„Was verlangst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die übrigen Sklaven der Lampe!“

Aladdin sagte zu ihm: „Mich hungert, bringe mir etwas zu essen.“ Der Riese verschwand, und einen Augenblick darauf erschien er wieder, mit einem ähnlichen Tafelgerät

beladen, wie das erste Mal, setzte es auf das Sofa hin und verschwand wieder.

Aladdins Mutter war, sobald sie das Vorhaben ihres Sohnes merkte, unter irgend einem Vorwande ausgegangen, um sich bei der Erscheinung des Geistes nicht zu Hause zu befinden. Sie kam bald darauf wieder nach Hause, und war, als sie die Tafel und den Schenktisch so reich besetzt erblickte, über die wunderbare Wirkung der Lampe fast ebenso erstaunt als das erste Mal. Aladdin und seine Mutter setzten sich zu Tische, und nach der Mahlzeit blieb ihnen noch so viel übrig, um die beiden folgenden Tage reichlich davon leben zu können.

Sobald Aladdin wieder sah, daß weder Brot noch Lebensmittel, noch Geld zu Hause war, nahm er wiederum eine silberne Schüssel und suchte den Juden auf, um sie ihm zu verkaufen. Auf dem Hinwege ging er bei dem Laden eines Goldschmieds vorüber, der ein ehrwürdiger Greis und zugleich ein rechtschaffener Mann war. Der Goldschmied sah ihn, rief ihn an, und bat ihn, zu ihm hereinzutreten. „Mein Sohn," sagte er sodann zu ihm, „ich habe dich schon mehrmals ebenso beladen wie jetzt vorbeigehen, und den und den Juden aufsuchen, und sodann mit leeren Händen zurückkehren sehen. Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß du ihm das, was du trägst, jedesmal verkaufst. Aber du weißt vielleicht nicht, daß dieser Jude ein Betrüger, und zwar ein ärgerer Betrüger als alle anderen Juden ist, und daß keiner von denen, die ihn kennen, mit ihm etwas zu schaffen haben will. Übrigens sage ich dir das bloß zu deinem Vorteil. Wenn du mir zeigen willst, was du jetzt eben trägst, und wofern du es verkaufen willst, so werde ich dir treulich, wofern es mir ansteht, den Preis dafür zahlen; wo nicht, so werde ich dich wenigstens an andere Kaufleute weisen, die dich nicht betrügen werden."

Die Hoffnung, noch mehr Geld aus der Schüssel zu lösen, bewirkte, daß Aladdin sie unter dem Kleide hervorzog und dem Goldschmied zeigte. Der alte Mann, welcher sogleich erkannte, daß die Schüssel von dem feinsten Silber war, fragte ihn, ob er wohl schon dergleichen an den Juden verkauft, und wie hoch sie ihm dieser bezahlt hätte. Aladdin gestand ihm ganz offen, daß er deren schon zwölf verkauft und für eine jede von dem Juden bloß ein Goldstück erhalten habe. „O, dieser Spitzbube!" rief der Goldschmied. „Mein Sohn," fuhr er sodann fort, „was geschehen ist, ist geschehen;

man muß daran nicht weiter denken; allein, wenn du erfahren wirst, was deine Schüssel, die vom feinsten Silber ist, das nur irgend von uns verarbeitet wird, wert ist, dann wirst du einsehen, wie sehr der Jude dich betrogen hat."

Der Goldschmied nahm die Wage, wog die Schüssel, und nachdem er dem Aladdin erklärt hatte, was eine Mark Silber wäre, wie viel sie gelte, und ihre Unterabteilungen, so machte er ihm begreiflich, daß die Schüssel ihrem Gewichte nach zweiundsiebzig Goldstücke wert sei, die er ihm auf der Stelle bar hinzählte. „Da hast du," sagte er, „den vollen Wert deiner Schüssel. Wenn du im mindesten zweifelst, so kannst du dich nach Belieben an jeden anderen der hiesigen Goldschmiede wenden, und wenn er dir sagt, daß sie mehr wert ist, so will ich dir das Doppelte zahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, das wir kaufen, nichts als die Arbeit und die Form, und damit begnügt sich kein Jude, selbst der ehrlichste nicht."

Aladdin dankte dem Goldschmied für den guten Rat, den er ihm gegeben hatte, und von welchem er bereits so großen Vorteil zog. In der Folge wandte er sich bloß an ihn, in Hinsicht des Verkaufs der übrigen Schüsseln, sowie des Beckens, dessen voller Wert ihm nach Maßgabe des Gewichts bezahlt wurde. Obwohl Aladdin und seine Mutter eine unversiegbare Geldquelle an ihrer Lampe hatten, so lebten sie dennoch fortwährend mit derselben Mäßigkeit wie zuvor, mit Ausnahme dessen, was Aladdin davon beiseite legte, um sich anständig zu unterhalten und verschiedene Bedürfnisse für ihre kleine Wirtschaft anschaffen zu können. Seine Mutter dagegen nahm zur Ausgabe auf ihre Kleider bloß das, was ihr das Baumwollespinnen einbrachte. Man kann leicht erachten, wie lange bei einer so ordentlichen Lebensweise das Geld, welches Aladdin für die zwölf Schüsseln und das Becken von dem Goldschmied erhalten hatte, gereicht haben mag. So lebten sie denn mehrere Jahre lang von Unterstützung der Lampe, welche Aladdin von Zeit zu Zeit rieb.

In dieser Zwischenzeit hatte Aladdin, welcher nicht unterließ, sehr fleißig bei den Zusammenkünften angesehener Personen in den Läden der größten Kaufleute, die mit Gold-, Silber- und Seidenstoffen, den feinsten Schleiertüchern und Juwelen handelten, sich einzufinden, und bisweilen selbst an ihren Unterhaltungen teilzunehmen, sich vollends ausgebildet und allmählich alle Manieren der feinen Weltleute angenommen.

Bei den Juwelenhändlern besonders war es, wo ihm die Täuschung benommen wurde, als wären diese durchsichtigen Früchte, die er in jenem unterirdischen Garten gepflückt hatte, bloß von buntfarbigem Glase; er erfuhr da, daß es sehr kostbare Edelsteine wären. Dadurch nämlich, daß er in diesen Läden alle Arten von Edelsteinen verkaufen sah, lernte er sie nach ihrem Werte kennen und schätzen; und da er nirgends welche sah, die den seinigen an Schönheit oder an Größe gleichgekommen wären, so begriff er wohl, daß er anstatt dieser angeblichen Glasstücke, die er für Kleinigkeiten geachtet hatte, unschätzbare Kleinode besäße. Er war indes so klug, niemand etwas davon zu sagen, selbst nicht einmal seiner Mutter; und diesem Stillschweigen eben verdankte er jenes hohe Glück, zu welchem er, wie wir sehen werden, in der Folge emporstieg.

Als Aladdin eines Tages in einer Gegend der Stadt spazieren ging, hörte er mit lauter Stimme einen Befehl des Sultans ausrufen, jeder solle seinen Laden und seine Hausthür schließen und sich in das Innere seiner Wohnung zurückziehen, bis die Tochter des Sultans, die Prinzessin Badrulbudur, nach dem Bade vorübergegangen und wieder zurückgekehrt sein würde.

Dieser öffentliche Aufruf weckte in Aladdin die Neugier, die Prinzessin entschleiert zu sehen; aber er konnte dies nicht wohl anders, als wenn er sich in das Haus eines Bekannten begab, und da durchs Gitterfenster sah; was ihn indes immer nicht befriedigte, da die Prinzessin, dem Brauche zufolge, auf ihrem Wege nach dem Bade einen Schleier auf dem Gesicht haben mußte. Um seine Neugier zu befriedigen, ersann er endlich ein Mittel, welches glückte; er versteckte sich nämlich hinter die Thür des Bades, welches so eingerichtet war, daß er sie unfehlbar von Angesicht sehen mußte.

Aladdin durfte nicht lange warten; die Prinzessin erschien, und er betrachtete sie durch einen Ritz, welcher groß genug war, um sie in Augenschein zu nehmen, ohne selber gesehen zu werden. Sie kam in Begleitung einer großen Anzahl von dienenden Frauen und von Verschnittenen, welche teils neben ihr, teils hinter ihr hergingen. Als sie etwa drei bis vier Schritt von der Thür des Bades entfernt war, nahm sie den Schleier ab, der ihr Gesicht bedeckte, und der ihr sehr unbequem war, und Aladdin sah sie nun um so bequemer, da sie gerade auf ihn los kam.

Aladdin hatte bis dahin noch nie eine andere Frau mit entschleiertem Gesicht gesehen als seine Mutter. Diese gute Frau war indes sehr alt, und war niemals so hübsch gewesen, daß er von ihr auf die Schönheit der Frauen überhaupt hätte einen Schluß machen können. Zwar hatte er wohl gehört, daß es Frauen von hoher Schönheit gäbe; allein mit welchen Ausdrücken man auch immer Schönheiten schildern mag, so machen sie doch nie den Eindruck, den die Schönheit selber macht.

Sobald Aladdin die Prinzessin Badrulbudur gesehen hatte, so gab er seine bisherige Meinung auf, als glichen alle Frauen mehr oder weniger seiner Mutter; seine ganzen Gefühle wurden plötzlich umgewandelt, und sein Herz konnte dem reizenden Mädchen seine höchste Zuneigung nicht versagen. Die Prinzessin war in der That die schönste Brünette, die es auf der Welt nur geben kann; sie hatte große, mit der Stirn gleichstehende lebhafte und feurige Augen, einen sanften und bescheidenen Blick, eine Nase von richtigem Verhältnis und ohne Tadel, einen kleinen Mund, rosige und reizende Lippen; mit einem Wort, alle Züge und Teile ihres Gesichts waren von der vollendetsten Regelmäßigkeit. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Aladdin durch den Anblick eines so seltenen Vereins des Schönsten und Wunderbarsten geblendet und fast außer sich gesetzt wurde. Außer allen diesen Vollkommenheiten besaß die Prinzessin auch noch einen sehr vollen Wuchs und eine majestätische Haltung, deren Anblick allein schon Ehrfurcht gebot.

Als die Prinzessin ins Bad hineingegangen war, blieb Aladdin eine Weile ganz verwirrt und wie in Entzückung stehen, indem er sich unaufhörlich das reizende Bild vor die Seele rief. Endlich kam er wieder zur Besinnung, und indem er bedachte, daß die Prinzessin bereits vorüber war, und daß er ganz zwecklos seine Stellung länger behalten würde, weil sie beim Herausgehen aus dem Bade ihm ja den Rücken kehren und verschleiert sein würde, so faßte er den Entschluß, seinen Ort zu verlassen und sich zu entfernen.

Aladdin konnte bei seiner Rückkehr nach Hause seine Verwirrung und Unruhe nicht so verbergen, daß es seine Mutter nicht gemerkt hätte. Sie war erstaunt, ihn so ganz wider seine Gewohnheit traurig und nachdenkend zu erblicken, und fragte ihn daher, ob ihm etwas begegnet wäre, oder ob er sich unpäßlich befände. Doch Aladdin antwortete nichts,

sondern warf sich nachlässig aufs Sofa hin, wo er unverändert in einer und derselben Lage blieb, und sich fortwährend damit beschäftigte, sich das Bild der reizenden Prinzessin zu vergegenwärtigen. Seine Mutter, die das Abendessen zubereitete, drang nicht weiter in ihn. Als es fertig war, stellte sie es neben ihn auf das Sofa und setzte sich zu Tische. Da sie indes bemerkte, daß ihr Sohn gar nicht darauf achtete, erinnerte sie ihn, daß er doch essen möchte, und erst durch viele Bemühungen vermochte sie ihn, seine Lage zu ändern. Er aß indes weit weniger als gewöhnlich, mit niedergeschlagenen Augen und mit einem so tiefen Stillschweigen, daß es seiner Mutter nicht möglich war, durch alle ihre Fragen über den Anlaß einer so ungewöhnlichen Veränderung ihm irgend ein Wort zu entlocken.

Nach dem Abendessen wollte sie von neuem anfangen ihn zu fragen, woher denn seine tiefe Schwermut rührte; allein sie konnte nichts aus ihm herausbringen, und Aladdin ging zu Bette, ohne seine Mutter im mindesten zufriedengestellt zu haben.

Den folgenden Tag setzte er sich wieder auf das Sofa, seiner Mutter gegenüber, welche, ihrer Gewohnheit zufolge, Baumwolle spann, und fing mit ihr auf folgende Weise an zu sprechen: „Ich muß das Stillschweigen brechen, das ich seit meiner gestrigen Nachhausekunft beobachtet habe, und das dich, wie ich bemerken konnte, sehr bekümmert hat. Ich war nicht krank, wie du glaubtest, und ich bin es auch jetzt nicht; aber ich kann dir nicht sagen, was ich empfand, und was ich noch immerfort empfinde; — es ist etwas weit Schlimmeres als Krankheit. Ich weiß nicht, was es eigentlich ist; aber aus dem, was du von mir vernehmen wirst, wirst du es vielleicht erkennen. Es ist in diesem Stadtviertel nicht bekannt geworden, und so kannst du es denn auch nicht wissen, daß die Tochter des Sultans, die Prinzessin Badrulbudur, sich gestern nachmittag ins Bad begeben hat. Ich erfuhr es gestern, als ich in der Stadt umherspazierte. Man rief nämlich den Befehl aus, daß alle Läden geschlossen werden, und daß jeder sich in sein Haus begeben sollte, um der Prinzessin die gebührende Ehre zu erzeigen, und ihr auf den Straßen, durch welche sie käme, einen freien Durchgang zu lassen. Da ich von dem Bade nicht weit entfernt war, brachte die Neugier, sie bei entschleiertem Gesicht zu sehen, mich auf den Gedanken, mich hinter die Thür des Bades zu verstecken, indem ich

dachte, es könnte wohl möglich sein, daß sie ihren Schleier vor dem Eintritt ins Bad abnähme. Du kennst die Lage der Thür, und wirst daher leicht abnehmen können, daß ich sie sehr bequem da sehen mußte, wofern alles so kam, wie ich vermutete. Sie nahm auch wirklich beim Eintritt ihren Schleier ab, und ich hatte das Glück, diese liebenswürdige Prinzessin zu meinem unaussprechlichen Vergnügen von Angesicht zu sehen. Dies ist nun, liebe Mutter, die Ursache jenes Zustandes, worin du mich gestern bei meiner Nachhausekunft erblicktest, und zugleich der Grund jenes Stillschweigens, welches ich beobachtet habe. Ich liebe die Prinzessin mit einer unaussprechlichen Leidenschaft, und da diese mit jedem Augenblicke steigt, so fühle ich wohl, daß sie nur durch den Besitz der liebenswürdigen Prinzessin gestillt werden kann; weshalb ich denn entschlossen bin, sie mir vom Sultan zur Frau zu erbitten."

Die Mutter Aladdins hatte die Rede ihres Sohnes bis gegen das Ende mit vieler Aufmerksamkeit angehört; aber als sie am Schlusse vernahm, daß er die Absicht hatte, um die Hand der Prinzessin Badrulbudur anzuhalten, konnte sie sich nicht enthalten, ihn durch ein lautes Lachen zu unterbrechen. Aladdin wollte weiter sprechen, aber sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen und sagte: „Ach, mein Sohn, woran denkst du? Du mußt wohl deinen Verstand verloren haben, daß du solche Reden führen kannst!"

„Liebe Mutter," erwiderte Aladdin, „ich kann dich versichern, daß ich nicht meinen Verstand verloren habe, sondern bei völliger Besinnung bin. Ich habe alle die Vorwürfe von Thorheit und Albernheit, die du mir machst und noch machen wirst, vorausgesehen; aber das alles soll mich nicht abhalten, dir nochmals zu sagen, daß mein Entschluß fest steht, den Sultan um die Hand seiner Tochter, der Prinzessin Badrulbudur, zu bitten."

„In der That, mein Sohn," antwortete hierauf die Mutter ganz ernstlich, „ich kann nicht umhin, dir zu sagen, daß du dich ganz vergissest; und selbst wenn du diesen Entschluß ausführen wolltest, so sehe ich gar nicht ab, durch wen du diese Bitte an den Sultan gelangen lassen wolltest." — „Durch dich selber," antwortete sogleich der Sohn, ohne zu zögern. „Durch mich?" rief die Mutter voll Staunen und Überraschung, „und an den Sultan? Ach, ich werde mich wohl sehr hüten, mich in eine Unternehmung der Art einzu-

lassen! Und überhaupt, mein Sohn," fuhr sie fort, „wer bist du denn, daß du so dreist bist, an die Tochter des Sultans zu denken? Hast du vergessen, daß du der Sohn eines der geringsten Schneider der Hauptstadt, und auch von mütterlicher Seite nicht von höherer Abkunft bist? Weißt du denn nicht, daß Sultane ihre Töchter nicht leicht jemand zur Ehe geben, selbst nicht einmal denjenigen Sultanssöhnen, die keine Hoffnung haben, einst zur Regierung zu gelangen?"

„Liebe Mutter," erwiderte Aladdin, „ich habe dir schon gesagt, daß ich alles, was du mir soeben gesagt hast, vorausgesehen habe, und ich sage dasselbe von allem dem, was du etwa noch hinzufügen magst; weder deine Reden noch deine Vorstellungen werden meinen Entschluß ändern. Ich habe dir schon gesagt, daß ich durch dich um die Hand der Prinzessin anhalten will; dies ist die einzige Gefälligkeit, die ich von dir verlange, und die ich mir nicht abzuschlagen bitte, wofern du nicht etwa lieber mich sterben sehen, als mir zum zweitenmal das Leben schenken willst."

Aladdins Mutter befand sich in der größten Verlegenheit, als sie die Hartnäckigkeit sah, womit er auf seinem närrischen Plane bestand. „Mein Sohn," sagte sie nochmals zu ihm, „ich bin deine Mutter, und als eine rechtschaffene und leibliche Mutter von dir bin ich bereit, dir zuliebe alles zu thun, was irgend vernünftig ist oder sich für meinen und deinen Stand schickt. Wenn es darauf ankäme, für dich um die Tochter eines unserer Nachbarn, der mit dir von gleichem oder doch nicht viel höherem Stande wäre, anzuhalten, so würde ich alles mögliche aufbieten, was nur irgend in meiner Macht steht; aber auch dann müßtest du doch wenigstens etwas Vermögen, oder einige Einkünfte, oder wenigstens irgend ein Gewerbe erlernt haben, um hierin deinen Zweck zu erreichen. Wenn arme Leute, wie wir, heiraten wollen, so müssen sie vor allen Dingen darauf denken, ob sie auch wohl zu leben haben. Aber ohne deine niedrige Herkunft in Erwägung zu ziehen, strebst du bei deinem geringen Stand und Vermögen nach dem höchsten Gipfel des Glückes, und beabsichtigst nichts Geringeres als eine Vermählung mit der Tochter deines Herrn und Gebieters, der bloß ein Wort sagen darf, um dich zu verderben und zu vernichten. Ich will hier gar nicht einmal das erwähnen, was deine Person und dich selber betrifft; denn das mußt du bei dir selber überlegen, wofern du deine Besinnung hast: ich spreche hier bloß von

dem, was mich insbesondere angeht. Wie hat wohl ein so seltsamer Gedanke dir in den Kopf kommen können, daß ich hingehen und dem Sultan den Antrag machen soll, dir seine Tochter, die Prinzessin, zur Ehe zu geben? Gesetzt, ich hätte nun auch, ich will nicht sagen die Dreistigkeit, sondern die Unverschämtheit, mich Seiner Majestät vorzustellen, um an ihn eine so ungereimte Bitte zu thun, an wen sollte ich mich denn wenden, um mich da einführen zu lassen? Glaubst du denn nicht, daß der erste, mit dem ich davon spräche, mich als eine Närrin behandeln, und mich auf eine meiner unwürdige Weise fortjagen würde? Gesetzt nun aber auch, ich würde dem Sultan ohne Schwierigkeit vorgestellt, wie es wohl der Fall ist, wenn man ihn um Gerechtigkeit anfleht, die er seinen Unterthanen stets gern gewährt, oder wenn man ihn um eine Gnade bittet, die er mit Vergnügen bewilligt, sobald er sieht, daß man sie verdient und derselben würdig ist, — bist du denn wohl in einem solchen Falle? und glaubst du denn die Gnade verdient zu haben, die ich für dich erbitten soll? Welchen Dienst hast du denn dem Sultan oder dem ganzen Lande erwiesen, und wodurch hast du dich denn ausgezeichnet? Wenn du nun nichts gethan hast, um eine solche Gnade zu verdienen, und auch übrigens derselben nicht würdig bist, mit welcher Stirn könnte ich denn darum bitten? Wie könnte ich auch nur den Mund öffnen, um dem Sultan einen Antrag der Art zu machen? Das Majestätische seiner Person und der Glanz seines Hofes würden mich sogleich stumm und still machen, mich, die ich schon zitterte, wenn ich meinen verstorbenen Mann, deinen Vater, um irgend etwas zu bitten hatte. Auch ist noch ein anderer Grund vorhanden, mein Sohn, an den du nicht gedacht hast, nämlich der, daß man vor dem Sultan, wenn man ihn um eine Gnade zu bitten hat, nicht wohl erscheinen kann, ohne ein Geschenk in der Hand zu haben. Diese Geschenke haben wenigstens das Gute, daß, wenn er auch aus irgend einem Grunde die Bitte abschlägt, er wenigstens das Gesuch und den Bittsteller ohne Weigerung anhört. Aber welches Geschenk hast du ihm anzubieten? Und wenn du auch etwas hättest, das der Beachtung eines so großen Fürsten irgend wert schiene, in welchem Verhältnis würde denn das Geschenk zu der Bitte stehen, die du an ihn thun willst? Geh in dich und bedenke, daß du nach etwas trachtest, was zu erreichen für dich unmöglich ist."

Aladdin hörte alles, was ihm seine Mutter nur irgend

sagen mochte, um ihn von seinen Plänen abzubringen, ruhig an, und nachdem er ihre Vorstellungen Punkt für Punkt ruhig überlegt hatte, nahm er endlich das Wort und sagte: „Ich gestehe es, liebe Mutter, es ist eine große Verwegenheit von mir, daß ich es wage, meine Ansprüche so weit zu treiben, und zugleich eine große Unbesonnenheit, daß ich von dir mit solcher Hitze und Eilfertigkeit verlangte, daß du hingehen und den Sultan meinen Heiratsantrag vortragen solltest, ohne zuvor die gehörigen Maßregeln ergriffen zu haben, um dir Zutritt und eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Ich bitte dich deshalb um Verzeihung. Allein bei der Heftigkeit der Leidenschaft, die mich ergriffen hat, darfst du dich nicht wundern, wenn ich anfangs nicht sogleich alles das übersah, was dazu erforderlich ist, um mir die Ruhe, die ich suche, zu verschaffen. Ich liebe die Prinzessin Badrulbudur mehr, als du dir irgend einbilden kannst, und ich beharre immer noch auf dem Entschlusse, sie zu heiraten; dies steht bei mir entschieden fest. Übrigens bin ich dir für die Eröffnung, die du mir gemacht hast, sehr dankbar; ich betrachte sie als den ersten Schritt, um mir den glücklichen Erfolg, den ich mir verspreche, näher zu führen. Du sagst mir, es sei nicht Sitte, vor dem Sultan ohne ein Geschenk in der Hand zu erscheinen, und ich habe nichts, was des Sultans würdig sei. Ich bin, was das Geschenk betrifft, deiner Meinung, und gestehe, daß ich daran nicht gedacht hatte. Allein, wenn du sagst, ich besitze nichts, was ihm überreicht werden könne, so glaubst du wohl nicht, liebe Mutter, daß das, was ich dir an dem Tage, wo ich, wie du weißt, von einer unvermeidlichen Todesgefahr befreit wurde, heimbrachte, würdig genug ist, um dem Sultan damit ein sehr angenehmes Vergnügen zu machen? Ich spreche nämlich von dem, was ich in den zwei Beuteln und in meinem Gürtel mitgebracht, und was du und ich für farbiges Glas gehalten haben; indes ist mir gegenwärtig mein Irrtum benommen, und ich muß dir nur sagen, liebe Mutter, daß es Edelsteine von unschätzbarem Werte sind, die bloß für große Fürsten passen. Ich habe ihren Wert schätzen gelernt, indem ich die Läden der Juwelenhändler besuchte, und du kannst es mir auf mein Wort glauben: Alle die, welche ich bei unseren Juwelenhändlern gesehen habe, sind gar nicht mit denen, welche wir besitzen, zu vergleichen, und doch bieten sie dieselben zu unbeschreiblich hohen Preisen aus. Du und ich wir kennen gar nicht den Preis der unsrigen. Wie

dem aber auch sei, so viel ich davon verstehe, vermöge der wenigen Erfahrung, die ich darin habe, so bin ich überzeugt, daß das Geschenk dem Sultan nicht anders als höchst angenehm sein muß. Du hast da eine Porzellanvase, die ziemlich groß und von einer sehr passenden Form ist, um sie da hineinzuthun; bringe diese einmal her, und wir wollen sehen, welche Wirkung sie auf das Auge machen werden, wenn wir sie alle nach ihren verschiedenen Farben geordnet haben."

Die Mutter Aladdins brachte die Vase, und Aladdin zog die Edelsteine aus den Beuteln und legte sie in der besten Ordnung hinein. Die Wirkung, welche sie bei hellem Tageslichte durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, durch ihren Glanz und durch ihr Feuer hervorbrachten, war von der Art, daß Mutter und Sohn davon fast geblendet wurden. Sie waren ganz erstaunt; denn beide hatten dieselben immer nur beim Lampenschein besehen. Freilich hatte Aladdin sie auch noch auf ihren Bäumen gesehen, wo sie als Früchte erschienen, die einen herrlichen Anblick gewährten; allein er war damals fast noch Kind und hatte diese Edelsteine nur wie Spielsachen betrachtet, und sie auch bloß darum, ohne weitere Kenntnis davon zu haben, eingesteckt.

Nachdem sie eine Weile die Schönheit des Geschenks bewundert hatten, nahm Aladdin wieder das Wort. „Liebe Mutter," sagte er zu ihr, „du wirst nun wohl den Gang zum Sultan nicht länger unter dem Vorwande ablehnen, daß du ihm kein Geschenk anzubieten habest; mich dünkt, hier hast du eins, welches dir einen sehr günstigen Empfang bewirken wird."

Obwohl Aladdins Mutter, ungeachtet der Schönheit und des Glanzes dieses Geschenks, es nicht von so hohem Werte hielt, als ihr Sohn es schätzte, so glaubte sie dennoch wohl, daß es der Sultan genehmigen könnte, auch fühlte sie, daß in dieser Hinsicht nichts weiter einzuwenden wäre. Allein sie kam immer wieder auf den Antrag zurück, den sie unter Begünstigung des Geschenks an den Sultan machen sollte, und dies machte ihr viel Unruhe. „Lieber Sohn," sagte sie zu ihm, „ich begreife wohl, daß dies Geschenk eine gute Wirkung machen und daß der Sultan mich mit gnädigen Augen ansehen wird; allein, was das Gesuch betrifft, das ich bei ihm anbringen soll, so fühle ich wohl, daß ich dazu nicht die Kraft haben, sondern stumm bleiben werde. So wird dann nicht nur mein Gang, sondern auch das Geschenk — das, wie du

sagst, von so außerordentlicher Kostbarkeit ist, — verloren sein, und ich werde voll Bestürzung zurückkommen und dir melden, daß du dich in deiner Hoffnung getäuscht hast. Ich habe es dir schon einmal gesagt, und du wirst sehen, daß es so kommen wird. Aber," fuhr sie fort, „gesetzt auch, daß ich mir Gewalt anthäte, um mich deinem Wunsche zu fügen, und gesetzt, ich hätte Kraft genug, um ein solches Gesuch, wie du willst, zu wagen, so wird doch der Sultan sicherlich sich entweder über mich lustig machen und mich wie eine Närrin fortschicken oder in einen gerechten Zorn geraten, wovon du und ich unfehlbar die Opfer sein werden."

Aladdins Mutter führte ihrem Sohne noch mehrere andere Gründe an, um ihn womöglich umstimmen; aber die Reize der Prinzessin Badrulbudur hatten einen zu tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, als daß er sich von seinem Plane hätte abwendig machen lassen. Er verlangte fortwährend von seiner Mutter, daß sie seinen Entschluß doch ausführen möchte; und teils aus Zärtlichkeit gegen ihn, teils aus Furcht, daß er irgend ein Äußerstes wagen könnte, überwand sie ihre Abneigung und gab dem Willen ihres Sohnes nach.

Da es schon zu spät und die Zeit, wo man nach dem Palaste gehen und sich dem Sultan vorstellen konnte, an diesem Tage schon vorbei war, so ward die Sache bis auf den folgenden Tag verschoben. Die Mutter und der Sohn unterhielten sich den noch übrigen Teil des Tages von nichts anderem als davon, und Aladdin brachte seiner Mutter mit vieler Sorgfalt alles das bei, was ihm irgend nur einfiel, um sie in dem Entschlusse, den sie endlich genehmigt hatte, sich nämlich dem Sultan vorzustellen, noch mehr zu bestärken. Ungeachtet aller Überredungsgründe des Sohnes konnte sich indes die Mutter nicht überzeugen, daß ihr diese Unternehmung irgend gelingen könnte; auch muß man wirklich gestehen, daß sie alle Ursache hatte, daran zu zweifeln. „Mein Sohn," sagte sie zu Aladdin, „wenn der Sultan mich so günstig aufnimmt, als ich es dir zuliebe wünsche, wenn er ferner den Antrag, den ich ihm von dir machen soll, ruhig anhört, aber nach diesem gutem Empfange sich einfallen läßt, mich zu fragen, wo dein Vermögen, deine Reichtümer, deine Besitzungen sind — denn danach wird er sich vor allen Di gen, und zwar eher als nach deiner Person, erkundigen, — wenn er mich nun, sage ich, danach fragt, was soll ich ihm da auf antworten?"

„Liebe Mutter," erwiderte Aladdin, „wir wollen uns nicht im voraus um etwas kümmern, das vielleicht gar nicht erfolgen wird. Wir wollen jetzt erst abwarten, welche Aufnahme du beim Sultan finden und welche Antwort du von ihm erhalten wirst. Sollte es sich ereignen, daß er über das, was du sagst, Auskunft haben will, so werde ich dann schon sehen, welche Antwort ich ihm darüber geben soll. Ich habe das Vertrauen, daß die Lampe, vermöge welcher wir schon seit einigen Jahren unseren Unterhalt haben, mich in der Not nicht im Stiche lassen wird."

Die Mutter Aladdins wußte auf das, was ihr Sohn soeben gesagt hatte, nichts zu erwidern. Sie bedachte nämlich, daß die Lampe, von welcher er sprach, wohl noch größere Wunder zuwege bringen könnte als bisher, wo sie ihnen bloß ihren Lebensunterhalt herbeigeschafft hatte. Dies stellte sie zufrieden und hob zugleich alle Schwierigkeiten, die sie etwa hätten von dem Dienste abhalten können, den sie ihrem Sohne bei dem Sultan zu leisten versprochen hatte. Aladdin, welcher die Gedanken seiner Mutter erriet, sagte zu ihr: „Liebe Mutter, vergiß wenigstens nicht, die Sache verschwiegen zu halten; es hängt davon der ganze glückliche Erfolg ab, den ich und du von dieser Angelegenheit erwarten können." Hierauf trennten sich Mutter und Sohn, um sich zur Ruhe zu legen; doch die heftige Liebe und die großen Entwürfe eines unermeßlichen Glückes, welche das Gemüt des Sohnes erfüllten, hinderten ihn, die Nacht so ruhig hinzubringen, als er es gewünscht hätte. Er stand noch vor Anbruch des Tages auf und weckte seine Mutter. Er drang in sie, daß sie sich aufs schleunigste ankleiden, sich dann nach dem Thore des Palastes begeben und gleich bei Eröffnung desselben hineintreten möchte, und zwar in dem Augenblicke, wo der Großvezir, die Vezire und alle übrigen hohen Staatsbeamten zu der Sitzung des Divans hineingingen, welcher der Sultan stets in Person beizuwohnen pflegte.

Aladdins Mutter that alles, was ihr Sohn wünschte. Sie nahm das Porzellangefäß, worin sich das Geschenk von Edelsteinen befand, hüllte es in ein doppeltes Leinwandtuch, zuerst in ein sehr feines und weißes, sodann in ein minder feines, welches letztere sie an vier Zipfeln zusammenband, um es desto leichter forttragen zu können. Endlich ging sie zur großen Freude Aladdins fort und nahm ihren Weg nach dem Palaste des Sultans. Der Großvezir nebst den übrigen

Vezieren und die angesehensten Herren vom Hofe waren bereits hineingegangen, als sie an der Thür anlangte. Die Zahl derer, welche beim Diwan etwas zu suchen hatten, war sehr groß. Man öffnete endlich, und sie ging mit ihnen allen bis in den Diwan hinein. Dies war ein schöner, tiefer und geräumiger Saal, dessen Eingang groß und prächtig war. Sie stellte sich so, daß sie den Sultan, den Großvezier und die übrigen Herren, welche links und rechts im Diwan ihren Sitz hatten, gerade sich gegenüber hatte. Man rief die verschiedenen Parteien nacheinander vor, und zwar in der Ordnung, wie sie ihre Bittschriften eingereicht hatten, ihre Angelegenheiten wurden vorgetragen, verhandelt und entschieden, bis zu dem Augenblick, wo der Diwan gewöhnlich geschlossen wurde. Dann stand der Sultan auf, entließ die versammelten Mitglieder und ging in sein Zimmer zurück, wohin ihm der Großvezier folgte. Die übrigen Veziere und Mitglieder des Staatsrats entfernten sich. Alle die, welche sich wegen Privatangelegenheiten daselbst eingefunden hatten, thaten dasselbe, einige zufrieden mit dem Gewinn ihres Rechtshandels, andere unzufrieden über das gegen sie gefällte Urteil, und noch andere endlich in der Hoffnung, daß ihre Sache in einer anderen Sitzung entschieden würde.

Aladdins Mutter, welche gesehen hatte, wie der Sultan aufstand und sich entfernte, schloß sehr richtig, daß er denselben Tag nicht wieder erscheinen würde, da sie alle weggehen sah. Sie faßte daher den Entschluß, ebenfalls nach Hause zurückzukehren. Aladdin, der sie mit dem für den Sultan bestimmten Geschenke zurückkommen sah, wußte anfangs nicht, was er von dem Erfolge seiner Sendung denken sollte. In der Angst, worin er sich befand, daß sie ihm eine schlimme Botschaft bringen würde, vermochte er nicht den Mund zu öffnen, um sie zu fragen, welche Nachricht sie ihm brächte. Die gute Mutter, welche nie einen Fuß in den Palast des Sultans gesetzt hatte, und die nicht die mindeste Kenntnis von dem hatte, was da täglich vorzugehen pflegte, zog ihren Sohn aus der Unruhe, worin er sich befand, indem sie ihm höchst naiv folgendes erzählte: „Lieber Sohn, ich habe den Sultan gesehen und bin fest überzeugt, daß er mich ebenfalls gesehen hat. Ich stand vor ihm, und niemand hinderte mich, ihn zu sehen; aber er war so sehr mit denen beschäftigt, welche links und rechts mit ihm sprachen, daß es mir leid that, wenn ich die Geduld und Mühe sah, die es ihm kostete, sie anzuhören.

Dies dauerte so lange, daß er sich zuletzt, glaube ich, langweilen mochte; denn er stand ganz unerwartet auf und entfernte sich ziemlich eilig, ohne eine Menge anderer Leute, die noch mit ihm sprechen wollten, anzuhören. Gleichwohl war ich darüber sehr froh, denn ich fing wirklich schon an, die Geduld zu verlieren, und war vom langen Stehen außerordentlich müde. Indes ist bei der Sache nichts verdorben. Ich werde nämlich nicht unterlassen, morgen wieder hinzugehen; der Sultan wird da vielleicht nicht so beschäftigt sein."

Wie sehr Aladdin von Liebe entbrannt war, so mußte er sich doch mit dieser Entschuldigung begnügen und sich mit Geduld waffnen. Er sah wenigstens mit Vergnügen, daß seine Mutter den schwersten Schritt bereits gethan hatte, nämlich den, den Anblick des Sultans auszuhalten, und hoffte nun, daß sie, nach dem Beispiele derer, die in ihrer Gegenwart mit ihm gesprochen hatten, ebenfalls nicht anstehen würde, sich ihres Auftrags zu entledigen, sobald der günstige Augenblick zum Sprechen eintreten würde.

Den folgenden Morgen ging Aladdins Mutter wieder ebenso früh mit dem Geschenke von Edelsteinen nach dem Palaste des Sultans; doch ihr Gang war vergeblich; sie fand die Thür des Diwans verschlossen, und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung wäre, und daß sie also den folgenden Tag wiederkommen müßte. Sie brachte sofort diese Nachricht ihrem Sohne, der seine Geduld nun verdoppeln mußte. Sie ging noch sechsmal an den ihr bezeichneten Tagen hin und stellte sich immer dem Sultan gegenüber, aber mit so wenig Erfolg als das erste Mal; und vielleicht würde sie noch hundertmal unverrichteter Sache zurückgekehrt sein, wenn nicht der Sultan, der sie bei jeder Sitzung sich gegenüberstehen sah, sie endlich beachtet hätte. Dies ist um so wahrscheinlicher, da nur solche, welche dem Sultan Bittschriften zu überreichen hatten, sich nach der Reihe demselben näherten, um ihre Sachen verhandelt zu sehen, in welchem Falle aber sich Aladdins Mutter nicht befand.

An diesem Tage endlich sagte der Sultan, als er nach Aufhebung der Sitzung in seine Gemächer zurückgekehrt war, zu seinem Großvezir: „Schon seit einiger Zeit bemerkte ich eine gewisse Frau, welche regelmäßig jeden Tag, wo ich öffentlich Sitzung halte, sich einstellt und etwas in einem Leinwandtuche eingehüllt trägt; sie bleibt von Anfang bis zu

Ende der Sitzung stehen, und zwar immer mir gerade gegenüber. Weißt du wohl, was ihr Begehr ist?"

Der Großvezier, der so wenig davon wußte als der Sultan, wollte indes nicht gern eine Antwort schuldig bleiben, und antwortete daher: „Herr, Euer Majestät weiß vielleicht nicht, daß die Frauen oft über sehr unbedeutende Dinge Beschwerde führen. Diese da kommt offenbar, um sich bei Euer Majestät darüber zu beschweren, daß man ihr schlechtes Mehl verkauft oder irgend ein anderes unbedeutendes Unrecht zugefügt hat." Der Sultan begnügte sich indes nicht mit dieser Antwort, sondern sagte: „Wenn die Frau bei der nächsten Sitzung wiederkommt, so vergiß ja nicht, sie rufen zu lassen, damit ich sie anhöre." Der Großvezier antwortete nichts, sondern küßte die Hand des Sultans und legte sie auf seinen Kopf, zum Zeichen, daß er denselben zu verlieren bereit wäre, wenn er den Befehl des Sultans zu vollziehen unterließe.

Aladdins Mutter war schon so daran gewöhnt, im Diwan vor dem Sultan zu erscheinen, daß sie ihre Mühe für nichts achtete, wofern sie nur ihrem Sohne zeigen konnte, daß sie in allem dem, was von ihr abhinge, nichts unterließe, um sich ihm gefällig zu beweisen. Sie ging also am Tage nach der Sitzung wieder nach dem Palast und stellte sich am Eingang des Diwans wie gewöhnlich dem Sultan gegenüber.

Der Großvezier hatte noch keine Angelegenheit vorzutragen angefangen, als der Sultan die Mutter Aladdins bemerkte. Voll Mitleid über ihr geduldiges Ausharren, wovon er selber Zeuge gewesen war, sagte er zum Großvezier: „Vor allen Dingen, damit du es nicht etwa vergißt, dort ist wieder die Frau, von der ich neulich mit dir sprach; laß sie hierher treten, und wir wollen zuerst sie anhören und ihre Angelegenheit abfertigen." Sogleich bezeichnete der Großvezier diese Frau dem Ober-Thürsteher, welcher zu seinen Befehlen bereit stand, und befahl ihm, sie näher heranzuführen.

Der Ober-Thürsteher kam zur Mutter Aladdins und gab ihr ein Zeichen; sie folgte ihm bis an den Fuß des Thrones, wo er sie verließ, um sich wieder an seinen Platz neben dem Großvezier hinzustellen.

Aladdins Mutter, welche sich nach dem Beispiele der vielen anderen, die sie den Sultan anreden gesehen hatte, richtete, berührte mit ihrer Stirn den Teppich, der die Stufen des Thrones bedeckte, und blieb in dieser Stellung, bis der Sultan ihr aufzustehen befahl. Sie stand auf und er sprach zu ihr:

„Gute Frau, ich sehe dich schon seit sehr langer Zeit in meinen Diwan kommen und von Anfang bis zu Ende am Eingange stehen; welche Angelegenheit führt dich hierher?"

Die Mutter Aladdins warf sich, nachdem sie diese Worte vernommen hatte, noch einmal nieder und sagte dann, als sie wieder aufgestanden war: „Erhabenster Beherrscher des Erdkreises, bevor ich Euer Majestät die außerordentliche und fast unglaubliche Sache, die mich vor Euren erhabenen Thron führt, auseinandersetze, bitte ich Euch, mir das dreiste, ich möchte fast sagen unverschämte Ansuchen zu verzeihen, welches ich an Euch zu thun im Begriff bin; es ist so ungewöhnlich, daß ich zittere und mich schäme, es meinem Sultan vorzutragen." Um ihr volle Freiheit zu geben, sich zu äußern, befahl der Sultan, daß sich alle Anwesenden aus dem Diwan entfernen und ihn mit dem Großvezier allein lassen möchten. Hierauf sagte er ihr, sie könne jetzt ohne Furcht reden und sich erklären.

Die Mutter Aladdins begnügte sich nicht mit der Güte des Sultans, der ihr soeben die Verlegenheit, vor der ganzen Versammlung sprechen zu müssen, erspart hatte, sondern sie wollte sich auch vor seinem Zorn sicher stellen, den sie bei dem ihm zu machenden Antrage zu fürchten hatte, und worauf sie gar nicht gefaßt war. „Herr," fuhr sie fort, „ich wage auch noch, Euer Majestät zu bitten, mir im voraus Eure Gnade und Verzeihung zuzusichern, im Fall Ihr das Gesuch, welches ich bei Euch anzubringen habe, im mindesten anstößig oder beleidigend finden solltet." — „Was es auch immer sein mag," erwiderte der Sultan, „ich verzeihe es dir jetzt schon, und es wird für dich daraus nicht die mindeste schlimme Folge entspringen; rede ganz ohne Scheu."

Als die Mutter Aladdins alle diese Vorsichtsmaßregeln genommen hatte, wie eine Frau, welche den Zorn des Sultans in betreff des ihm zu machenden Antrags fürchten zu müssen glaubte, erzählte sie ihm nun ganz treu, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzessin Badrulbudur gesehen, welche heftige Liebe ihm dieser Anblick eingeflößt, welche Erklärungen er ihr hierüber gemacht, und was sie ihm alles vorgestellt hätte, um ihn von einer Leidenschaft abzulenken, die ebenso beleidigend für den Sultan als für die Prinzessin, seine Tochter, sein müßte. „Indes," fuhr sie fort, „mein Sohn, anstatt diese Ermahnungen zu beherzigen und seine Kühnheit einzusehen, beharrte hartnäckig bei der Sache, und zwar bis zu dem

Grade, daß er mir mit irgend einem Schritte der Verzweiflung drohte, wenn ich mich weigerte, zu Euer Majestät hinzugehen und für ihn um die Hand der Prinzessin anzuhalten. Gleichwohl hat es mich viel Überwindung gekostet, ehe ich mich entschloß, ihm hierin zu willfahren, und ich bitte daher nochmals Euer Majestät, nicht allein mir zu verzeihen, sondern auch meinem Sohne Aladdin, daß er den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer so erhabenen Verbindung zu trachten."

Der Sultan hörte den ganzen Vortrag mit vieler Milde und Güte an, ohne irgend ein Zeichen von Zorn oder Unwillen zu äußern, und selbst ohne dies Gesuch scherzhaft zu nehmen.

Doch ehe er noch der guten Frau eine Antwort erteilte, fragte er sie, was sie denn da in dem leinenen Tuche eingehüllt habe. Sogleich nahm sie die Vase von Porzellan, die sie, bevor sie sich niederwarf, an den Fuß des Thrones hingesetzt hatte, enthüllte sie und überreichte sie dem Sultan.

Es ist unmöglich, die Überraschung und das Erstaunen des Sultans zu beschreiben, als er in dieser Vase so viel ansehnliche, kostbare, vollkommene und in die Augen fallende Edelsteine beisammen sah, und zwar alle von einer solchen Größe, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Er blieb eine Weile in einer solchen Verwunderung, daß er fast ganz regungslos dastand. Nachdem er endlich wieder zu sich gekommen war, nahm er das Geschenk aus den Händen der Mutter Aladdins in Empfang, indem er ganz außer sich vor Freuden rief: „Ah, wie schön! wie kostbar!" Nachdem er die Edelsteine einen nach den anderen bewundert, in die Hand genommen, und nach ihren hervorstechendsten Eigenschaften gepriesen hatte, wandte er sich zu seinem Großvezier, zeigte ihm die Vase und sagte ihm: „Sieh einmal an, und du wirst gestehen, daß man auf der Welt nichts Kostbareres und Vollkommeneres sehen kann." Der Vezier war ganz bezaubert davon. „Nun," fuhr der Sultan fort, „was sagst du zu einem Geschenke der Art? Ist es nicht meiner Tochter würdig und kann ich sie nicht um diesen Preis demjenigen geben, der um sie anhalten läßt?"

Diese Worte versetzten den Großvezier in eine seltsame Unruhe. Vor einiger Zeit hatte nämlich der Sultan ihm angedeutet, daß er seine Tochter, die Prinzessin, seinem Sohne zur Ehe zu geben gedächte. Er fürchtete jetzt, und nicht ohne

Grund, daß der Sultan, durch ein so reiches und außerordentliches Geschenk verblendet, seine Gesinnung ändern könne. Er näherte sich also dem Sultan und sagte ihm ins Ohr: „Herr, man muß gestehen, daß dies Geschenk der Prinzessin würdig ist; allein ich bitte Euer Majestät, die Entscheidung hierüber noch drei Monate aufzuschieben; ich hoffe, daß bis dahin mein Sohn, auf welchen Ihr früher Eure Augen zu werfen geruhtet, imstande sein wird, Euch ein noch kostbareres Geschenk zu machen, als Aladdin, den Euer Majestät noch nicht kennt." Der Sultan, obwohl er überzeugt war, es wäre unmöglich, daß der Großvezier für seinen Sohn etwas ausmitteln könnte, womit er der Prinzessin ein Geschenk von gleichem Werte zu machen imstande wäre, unterließ dennoch nicht, auf ihn zu hören, und ihm diese Gnade zu bewilligen. Er wandte sich also zu Aladdins Mutter und sagte zu ihr: „Geh nach Hause, gute Frau, und sage deinem Sohne, daß ich den Vorschlag, den du mir in seinem Namen gemacht hast, genehmige; daß ich aber meine Tochter, die Prinzessin, nicht eher verheiraten könne, als bis ich ihre Ausstattung besorgt habe, die erst in drei Monaten fertig werden kann. Um diese Zeit kannst du dann wiederkommen."

Aladdins Mutter kehrte mit einer um so größeren Freude zurück, da sie hinsichtlich ihres Standes es anfänglich für unmöglich gehalten, Zutritt beim Sultan zu erlangen, und nun überdies einen so günstigen Bescheid erhalten, anstatt daß sie eine beschämende, abschlägige Antwort erwartet hatte. Aus zwei Umständen schloß Aladdin bei dem Eintritte seiner Mutter, daß sie ihm eine gute Nachricht brächte, erstens, weil sie früher als gewöhnlich heimkam, und zweitens, weil sie ein frohes und aufgeheitertes Gesicht hatte. „Nun, liebe Mutter," sagte er zu ihr, „darf ich hoffen? oder soll ich vor Verzweiflung sterben?" Sobald sie ihren Schleier abgelegt und sich neben ihn aufs Sofa gesetzt hatte, sprach sie zu ihm: „Lieber Sohn, um dich nicht lange in Ungewißheit zu lassen, will ich dir gleich von vornherein sagen, daß du, anstatt an den Tod zu denken, alle Ursache hast, guten Muts zu sein." Im ferneren Verlaufe des Gesprächs erzählte sie ihm dann, wie sie vor allen anderen Zutritt erhalten, welches denn auch die Ursache ihrer frühen Rückkunft wäre; ferner, welche Vorsichtsmaßregeln sie genommen, um dem Sultan, ohne ihn zu beleidigen, den Antrag einer Heirat zwischen ihm und der Prinzessin Badrulbudur zu machen, sodann die günstige Antwort, die sie aus dem

eigenen Munde des Sultans erhalten hatte. Sie fügte hinzu, daß das Geschenk, so viel sie aus dem Benehmen des Sultans schließen könne, vor allen anderen Dingen auf sein Gemüt einen mächtigen Eindruck gemacht und ihn zu der günstigen Antwort, die sie empfangen, bewogen hätte. „Ich versah mich dessen um so weniger," fuhr sie fort, „da der Großvezier noch kurz vorher ihm etwas ins Ohr gesagt hatte, und da ich fürchtete, er möchte ihn von der günstigen Gesinnung, die er für dich etwa hegte, abbringen."

Aladdin hielt sich bei Empfang dieser Nachricht für den glückseligsten aller Sterblichen. Er dankte seiner Mutter für alle die Mühe, die sie sich im Verfolg dieser Angelegenheit gegeben, deren Gelingen für seine Lebensruhe so wichtig war. Und obwohl ihm, bei seiner ungeduldigen Sehnsucht nach dem Gegenstande seiner Leidenschaft, drei Monate fast eine Ewigkeit zu sein dünkten, so schickte er sich doch an, in Geduld zu warten, gestützt auf das Wort des Sultans, welches er für unverbrüchlich hielt. Während er nicht bloß die Stunden, Tage und Wochen, sondern sogar die Augenblicke zählte, in Erwartung des ersehnten Ziels, waren bereits zwei Monate verflossen, als die Mutter eines Abends beim Anzünden der Lampe gewahr wurde, daß kein Öl mehr zu Hause war. Sie ging also aus, um welches einzukaufen, und als sie in die Stadt hineinkam, sah sie, daß alles festlich geschmückt war. Wirklich waren die Kaufläden, anstatt verschlossen zu sein, geöffnet, man schmückte sie mit Laub und machte Anstalt zu festlichen Erleuchtungen; jeder suchte es dem anderen hierin an Pracht und Glanz zuvorzuthun, um dadurch seinen Eifer an den Tag zu legen. Überhaupt bezeigte alles seine Freude und Fröhlichkeit. Sogar die Straßen waren mit Hofbeamten in Galakleidern angefüllt, die auf reichgeschmückten Pferden saßen, und von einer großen Menge von Bedienten umgeben waren, welche gingen und kamen. Sie fragte den Kaufmann, bei welchem sie ihr Öl kaufte, was dies alles bedeuten solle. „Wo seid Ihr her, liebe Frau?" erwiderte dieser. „Wißt Ihr denn nicht, daß der Sohn des Großveziers diesen Abend sich mit der Prinzessin Badrulbudur, der Tochter des Sultans, vermählt? Sie wird jetzt bald aus dem Bade kommen, und die Hofbeamten, die Ihr da seht, versammeln sich soeben, um sie als Gefolge bis zu dem Palaste zu begleiten, wo die Vermählungsfeierlichkeit vor sich gehen soll."

Die Mutter Aladdins wollte nichts weiter hören. Sie

kehrte so eilfertig heim, daß sie beim Eintritt in ihre Wohnung fast außer Atem war. Sie traf ihren Sohn, der auf nichts weniger als auf die schlimme Nachricht, die sie ihm brachte, gefaßt war. „Lieber Sohn," rief sie aus, „für dich ist alles verloren! Du rechnetest auf das Versprechen des Sultans; aber es wird nichts daraus." Aladdin, der durch diese Äußerungen beunruhigt wurde, antwortete: „Liebe Mutter, warum sollte denn der Sultan sein Wort nicht halten?" — „Diesen Abend noch," fuhr die Mutter fort, „vermählt sich der Sohn des Großveziers mit der Prinzessin Badrulbudur im Palaste des Sultans." Sie erzählte ihm nun, auf welche Weise sie es erfahren hatte, und teilte ihm so genau die einzelnen Umstände mit, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte.

Bei dieser Nachricht erstarrte Aladdin, wie vom Blitze getroffen. Jeder andere als er würde diesem Schrecken erlegen sein; doch eine geheime Eifersucht hinderte ihn, länger in diesem Zustande zu bleiben. Augenblicklich erinnerte er sich an die Lampe, die ihm bisher so gute Dienste geleistet hatte, und ohne die geringste hitzige Aufwallung gegen den Sultan, den Großvezier oder seinen Sohn sagte er nur: „Liebe Mutter, der Sohn des Großveziers wird diese Nacht vielleicht nicht so glücklich sein, als er hofft. Während ich auf einen Augenblick nach meinem Zimmer gehe, bereite du das Abendessen für uns."

Die Mutter Aladdins merkte wohl, daß ihr Sohn von der Lampe Gebrauch machen wollte, um womöglich zu verhindern, daß die Heirat des Sohnes des Großveziers mit der Prinzessin nicht ganz vollzogen würde, und sie täuschte sich hierin nicht. Aladdin nahm wirklich, sobald er auf seinem Zimmer war, die Wunderlampe, die er seit jener Erscheinung des Geistes aus den Augen seiner Mutter entfernt und dorthin getragen hatte, und rieb sie an derselben Stelle wie früher. Augenblicklich erschien der Geist und sagte:

„Was verlangst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave, und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die übrigen Sklaven der Lampe!"

„Höre," sagte Aladdin, „du hast mir bisher immer zu essen gebracht, so oft ich dessen bedurfte, jetzt indes ist von einem Auftrage von ganz anderer Wichtigkeit die Rede. Ich habe bei dem Sultan um die Hand seiner Tochter, der

Prinzessin Badrulbudur, anhalten lassen. Er hat mir sie zugesagt und bloß einen Aufschub von drei Monaten sich ausbedungen. Anstatt aber Wort zu halten, vermählt er sie diesen Abend noch vor Ablauf der Frist mit dem Sohne des Großveziers. Ich habe es soeben erfahren, und die Sache ist ganz gewiß. Ich verlange nun von dir, daß du die Neuvermählten, sobald sie sich zu Bette gelegt haben, fortführest und alle beide in ihren Betten hierher bringst."

„Mein Gebieter," erwiderte der Geist, „ich werde dir auf der Stelle Folge leisten. Hast du mir noch etwas anderes zu befehlen?"

„Für den Augenblick weiter nichts," antwortete Aladdin; und sogleich verschwand der Geist.

Aladdin kam wieder zu seiner Mutter zurück und speiste mit ihr zu Abend, und zwar so ruhig wie sonst. Nach dem Abendessen unterhielt er sich eine Weile mit ihr von der Vermählung der Prinzessin wie von einer ganz gleichgiltigen Sache. Er ging sodann wieder auf sein Zimmer, damit seine Mutter sich ungestört schlafen legen konnte. Er selbst indes legte sich nicht, sondern erwartete die Rückkehr des Geistes und die Vollziehung des an ihn erlassenen Befehls.

Unterdessen waren im Palast des Sultans mit der größten Pracht alle Anstalten zu der Vermählungsfeier der Prinzessin getroffen worden, und der Abend verging unter Ceremonien und Lustbarkeiten bis tief in die Nacht. Als alles beendigt war, gab der Ober-Thürsteher der Prinzessin dem Sohne des Großveziers ein Zeichen; dieser entfernte sich unbemerkt, und derselbe Hofbeamte führte ihn nach den Zimmern der Prinzessin bis in das Gemach, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Er legte sich zuerst nieder. Kurze Zeit darauf brachte die Sultanin, in Begleitung ihrer Frauen und der Frauen ihrer Tochter, die Neuvermählte hereingeführt. Nach der Sitte der Neuvermählten sträubte sie sich heftig. Die Sultanin half sie auskleiden, legte sie dann wie mit Gewalt ins Bett, umarmte sie und wünschte ihr eine gute Nacht, und entfernte sich dann mit allen ihren Frauen. Die letzte derselben schloß die Thür des Gemachs zu.

Kaum war die Thür des Gemachs verschlossen, als der Geist, ein treuer Sklave der Lampe und pünktlicher Vollzieher der Befehle ihres Besitzers, ohne dem jungen Gatten Zeit zu lassen, seiner Neuvermählten die mindeste Liebkosung zu erzeigen, zum großen Erstaunen beider das Bett nahm, und

es in einem Augenblick nach dem Zimmer Aladdins fortführte, wo er es niedersetzte.

Aladdin, welcher diesen Augenblick voll Ungeduld erwartet hatte, duldete nicht, daß der Sohn des Großveziers bei der Prinzessin liegen bliebe. „Nimm diesen jungen Ehemann," sagte er zu dem Geiste, „sperre ihn ins heimliche Gemach, und komm morgen früh bald nach Tagesanbruch wieder." Der Geist führte sogleich den Sohn des Großveziers im bloßen Hemde aus dem Bette fort, brachte ihn nach dem bezeichneten Orte und ließ ihn daselbst, nachdem er einen Dunst auf ihn gehaucht hatte, den dieser vom Kopf bis zu den Zehen hinab fühlte, und der ihn die ganze Nacht hindurch betäubte.

Wie groß auch immer die Liebe Aladdins zu der Prinzessin war, so führte er doch, sobald er sich mit ihr allein befand, keine langen Reden mit ihr, sondern sagte zu ihr bloß in einem sehr zärtlichen Tone: „Fürchtet nichts, anbetungswürdige Prinzessin, Ihr seid in Sicherheit, und wie heftig auch die Liebe ist, die ich für Eure Schönheit und Reize empfinde, so wird sie mich doch nie verleiten können, die Schranken der tiefen Ehrerbietung, die ich Euch schuldig bin, zu überschreiten. „Wenn ich," fuhr er fort, „gezwungen worden bin, zu diesen äußersten Maßregeln zu greifen, so geschah dies nicht in der Absicht, Euch zu beleidigen, sondern ich wollte bloß verhindern, daß ein ungerechter Nebenbuhler Euch gegen das von Eurem Vater mir gegebene Wort in Besitz nehmen möchte."

Die Prinzessin hörte wenig auf das, was er ihr etwa sagen mochte; auch war sie ganz außer stande, ihm zu antworten. Der Schreck und das Erstaunen, welches ihr dieses so überraschende und unerwartete Abenteuer eingeflößt, hatte sie in einen Zustand versetzt, daß Aladdin auch nicht ein Wort aus ihr herausbringen konnte.

Voll Zufriedenheit darüber, daß er seinen Nebenbuhler entfernt hatte, schlief Aladdin ganz ruhig ein. Nicht so war es mit der Prinzessin Badrulbudur der Fall. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch keine Nacht so traurig und unangenehm zugebracht als diese; und wenn man den Ort und die Lage bedenkt, worin der Geist den Sohn des Großveziers verlassen hatte, so wird man leicht erraten können, daß der junge Ehemann sie noch weit betrübter zubrachte.

Den folgenden Tag hatte Aladdin nicht erst nötig, die Lampe zu reiben, um den Geist zu rufen. Er kam zu der

bezeichneten Stunde wieder und sagte zu Aladdin, während dieser sich ankleidete: „Hier bin ich! was hast du mir noch zu befehlen?“

„Geh,“ sagte Aladdin, „und hole den Sohn des Großveziers von da wieder ab, wo du ihn hingebracht hast, lege ihn wieder hier in das Bett und trag ihn nach dem Palast des Sultans an denselben Ort wieder hin, wo du ihn weggenommen.“ Der Geist löste nun den Sohn des Großveziers von seinem Posten ab, legte den jungen Ehemann neben die Prinzessin und trug in einem Augenblick das Brautlager in dasselbe Gemach des Palastes des Sultans zurück, woraus er es früher weggeführt hatte.

Bei alledem wurde der Geist weder von der Prinzessin noch von dem Sohne des Großveziers bemerkt. Seine entsetzliche Gestalt wäre imstande gewesen, sie bis auf den Tod zu erschrecken. Sie vernahmen sogar nichts von dem Gespräch zwischen ihm und Aladdin, und bemerkten bloß die Erschütterung des Bettes und ihre Versetzung von einem Orte zum anderen. Dies allein war schon hinlänglich, um ihnen einen Schrecken einzujagen, der sich leicht denken läßt.

Der Geist hatte das Brautbett wieder an seinen Ort hingestellt, als der Sultan, welcher gern wissen wollte, wie die Prinzessin die Hochzeitsnacht zugebracht, in das Zimmer hereintrat, um ihr einen guten Morgen zu wünschen. Der Sohn des Großveziers, der von der verflossenen Nacht noch ganz durchkältet war und noch nicht Zeit gehabt hatte, sich zu erwärmen, hatte kaum gehört, daß jemand die Thür öffnete, als er aufsprang und in die Kleiderkammer ging, wo er sich den Abend zuvor ausgekleidet hatte.

Der Sultan näherte sich dem Bette der Prinzessin, küßte sie der Sitte gemäß zwischen die Augen, wünschte ihr einen guten Morgen und fragte sie lächelnd, wie ihr diese Nacht bekommen wäre; aber als er ihren Kopf aufhob und sie aufmerksamer betrachtete, fand er sie zu seinem großen Erstaunen in tiefe Schwermut versenkt. Sie warf ihm bloß einen sehr traurigen Blick zu, der eine große Betrübnis oder großes Mißvergnügen verriet. Er sprach noch einige Worte zu ihr; da er aber sah, daß er aus ihr nichts herausbringen konnte, glaubte er, sie thäte dies aus Schamhaftigkeit, und entfernte sich. Gleichwohl mutmaßte er, ihr Schweigen müßte noch eine andere ungewöhnliche Ursache haben. Dies veranlaßte ihn, sich auf der Stelle nach den Zimmern der Sultanin zu begeben und diese zu der Prinzessin zu schicken.

Als die Sultanin angekleidet war, begab sie sich nach den Zimmern der Prinzessin, welche noch nicht aufgestanden war. Sie näherte sich ihrem Bette, küßte sie und bot ihr den Morgengruß; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nicht nur keine Antwort von ihr erhielt, sondern auch bei näherer Betrachtung an ihr eine tiefe Niedergeschlagenheit entdeckte, welche schließen ließ, daß ihr irgend etwas begegnet sein müßte, was sie nicht zu erraten vermochte. „Liebe Tochter," sagte die Sultanin zu ihr, „woher kommt es denn, daß du mir auf meine Liebkosungen gar nicht antwortest? Solltest du gegen deine Mutter dergleichen Förmlichkeiten annehmen? Ich will gern glauben, daß dir dies nicht in den Sinn gekommen sei; aber dann muß dir etwas anderes begegnet sein. Gesteh es mir nur frei heraus und laß mich nicht länger in einer so drückenden Ungewißheit."

Die Prinzessin Badrulbudur unterbrach endlich ihr Stillschweigen durch einen tiefen Seufzer: „Ach, verehrte Mutter," rief sie aus, „verzeihet mir, wenn ich es an der gebührenden Ehrerbietung gegen Euch habe fehlen lassen. Mein Gemüt ist so lebhaft mit den außerordentlichen Dingen beschäftigt, die mir diese Nacht begegnet sind, daß ich mich von meinem Staunen und Entsetzen noch nicht erholt, ja sogar Mühe habe, mich selber wiederzuerkennen." Sie schilderte ihr nun mit den lebhaftesten Farben, wie gleich nach ihrem beiderseitigen Niederlegen ihr Bett aufgehoben und in einem Augenblick in ein düsteres und dumpfiges Gemach versetzt worden, wo sie sich ganz allein und von ihrem Gemahl getrennt gesehen hätte, ohne zu wissen, was aus ihm geworden wäre. Sie fügte dann hinzu, daß sie da einen jungen Mann gesehen, der ihr zuerst einige Worte gesagt, welche sie vor Schrecken aber nicht verstanden, und der sich sodann zum Schlafen niedergelegt hätte; sie erzählte auch, wie ihr Gemahl ihr endlich wiedergegeben und das Bett in ebenso kurzer Zeit wieder an seine vorige Stelle zurückgetragen worden. „Dies alles," fuhr sie fort, „war soeben geschehen, als mein Vater, der Sultan, in mein Zimmer trat. Ich war so von Traurigkeit niedergedrückt, daß ich nicht imstande war, ihm auch nur ein einziges Wort zu antworten. Vielleicht mag er auch die Art und Weise übel aufgenommen haben, wie ich die mir von ihm erzeigte Ehre aufnahm; aber ich hoffe, er wird mir verzeihen, wenn er mein seltsames Abenteuer und den beklagenswerten Zustand, worin ich mich jetzt noch befinde, erfahren haben wird."

Die Sultanin hörte die Erzählung der Prinzessin ganz ruhig an, wollte ihr aber keinen Glauben beimessen. „Liebe Tochter," sagte sie zu ihr, „du hast wohl gethan, daß du deinem Vater, dem Sultan, nichts davon gesagt hast. Hüte dich nur ja, irgend jemand etwas davon zu sagen; wenn man dich so sprechen hörte, so könnte man dich leicht für wahnsinnig halten." — „Verehrungswürdigste Mutter," erwiderte die Prinzessin, „ich kann Euch versichern, daß ich dies alles bei vollem Verstande rede; Ihr könnt Euch bei meinem Gemahl erkundigen; er wird Euch dasselbe sagen." — „Ich werde mich bei ihm erkundigen," antwortete die Sultanin; „aber wenn er auch dasselbe sagte wie du, ich würde deshalb noch immer nicht überzeugt sein. Steh nur auf und schlag dir diese Gedanken aus dem Sinn. Das wäre was Schönes, wenn du durch eine solche Einbildung die wegen deiner Hochzeit veranstalteten Feierlichkeiten stören wolltest, die in diesem Palaste wie im ganzen Reiche noch mehrere Tage lang fortdauern sollen! Hörst du nicht schon die Trompeten blasen und den Einklang der Trompeten, Pauken und Trommeln? Dies alles sollte dir Vergnügen und Fröhlichkeit erwecken und dich alle die Einbildungen, wovon du soeben gesprochen hast, vergessen lassen." Zu gleicher Zeit rief die Sultanin die Frauen der Prinzessin, und nachdem sie dieselbe zum Aufstehen bewogen hatte und sah, daß sie sich zu schmücken begann, begab sie sich nach den Zimmern des Sultans und sagte diesem, es wäre wirklich ihrer Tochter etwas durch den Kopf gegangen, doch nun schon wieder beseitigt. Sie ließ hierauf den Sohn des Großveziers kommen, um von ihm etwas über das, wovon die Prinzessin gesprochen hatte, zu erfahren; doch dieser, welcher sich durch die Verwandtschaft mit dem Sultan unendlich geehrt fühlte, hatte beschlossen, die Sache zu verheimlichen. „Lieber Schwiegersohn," sagte die Sultanin zu ihm, „sage mir doch, hast du dieselbe Einbildung dir in den Kopf gesetzt wie deine Frau?" — „Euer Majestät," erwiderte der Sohn des Veziers, „dürfte ich Euch wohl fragen, worauf Eure Frage hinzielt?" — „Dies ist mir genug," antwortete die Sultanin, „ich will nicht mehr wissen; du bist klüger als sie."

Die Lustbarkeiten im Palaste dauerten den ganzen Tag fort; und die Sultanin, welche der Prinzessin nicht von der Seite wich, unterließ nichts, was ihr irgend Freude machen oder in ihr irgend Teilnahme an den Vergnügungen und

Schauspielen, die ihr zu Ehren gegeben wurden, erwecken konnte; allein das Begebnis der verflossenen Nacht hatte auf sie einen so tiefen Eindruck gemacht, daß man leicht sehen konnte, daß sie bloß damit beschäftigt war. Der Sohn des Großveziers fühlte sich von der Nacht, die er so schlimm zugebracht hatte, nicht minder niedergedrückt; allein sein Ehrgeiz bewog ihn, dies zu verhehlen, und wer ihn nur sah, zweifelte nicht, daß er ein sehr glücklicher Ehemann wäre.

Aladdin, der von allem, was im Palaste vorging, sehr wohl unterrichtet war, zweifelte nicht, daß die Neuvermählten, ungeachtet des verdrießlichen Abenteuers, welches ihnen in der vorigen Nacht begegnet war, wieder beisammen schlafen würden, und hatte nicht Lust, sie in Ruhe zu lassen. Sobald daher die Nacht etwas vorgerückt war, nahm er wieder seine Zuflucht zu der Lampe. Augenblicklich erschien der Geist, begrüßte Aladdin ebenso wie zuvor und bot ihm seine Dienste an. „Der Sohn des Großveziers und die Prinzessin Badrulbudur," sagte Aladdin zu ihm, „werden diese Nacht wieder beisammen schlafen; geh du nun hin und bringe mir in dem Augenblick, wo sie sich gelegt haben, das Bett wie gestern hierher."

Der Geist diente dem Aladdin mit ebensoviel Treue und Pünktlichkeit als den vorigen Tag; der Sohn des Großveziers brachte die Nacht wieder so kalt und unangenehm zu wie die erste, und die Prinzessin mußte zu ihrem Verdruß wieder die Nacht bei Aladdin zubringen. Der Geist kam, dem Befehl Aladdins zufolge, den folgenden Morgen wieder, legte den Gatten neben seine Gemahlin, hob das Bett mit den Neuvermählten auf und trug es in das Zimmer des Palastes zurück, wo er es weggenommen hatte.

Der Sultan, welcher nach dem Empfang, den er am vorigen Morgen bei der Prinzessin Badrulbudur gefunden, ungeduldig war, zu wissen, wie sie die zweite Nacht zugebracht hatte, und ob sie ihn ebenso wie das erste Mal empfangen würde, begab sich wieder, und zwar ebenso früh, nach ihrem Zimmer, um sich davon zu unterrichten. Der Sohn des Großveziers, welcher sich über den schlechten Ausgang dieser Nacht noch mehr schämte und ärgerte als über den der ersten, hatte kaum gehört, daß der Sultan käme, als er auch schon eilig aufstand und in die Kleiderkammer stürzte.

Der Sultan näherte sich dem Bett der Prinzessin, wünschte ihr einen guten Morgen und sagte dann, nachdem er ihr die-

selben Liebkosungen wie am vorigen Tage erzeigt hatte: „Nun, meine Tochter, bist du diesen Morgen ebenso übel gestimmt wie gestern? Wirst du mir wohl sagen, wie du die Nacht zugebracht hast?“ Die Prinzessin beobachtete dasselbe Stillschweigen, und der Sultan bemerkte, daß ihr Gemüt noch weit unruhiger und niedergeschlagener war als das erste Mal. Er zweifelte jetzt nicht mehr, daß ihr etwas Außerordentliches begegnet sein müßte, und über ihr Geheimhalten erbittert, rief er ihr im höchsten Zorne und mit gezücktem Säbel zu: „Meine Tochter, entweder gesteh mir, was du mir verhehlst, oder ich haue dir augenblicklich den Kopf ab.“

Die Prinzessin, mehr über den Ton und die Drohung des beleidigten Sultans als über den Anblick des blanken Säbels erschrocken, brach endlich ihr Stillschweigen und rief mit Thränen in den Augen: „Mein teurer Vater und Gebieter, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, wofern ich Euch beleidigt habe. Ich hoffe von Eurer Güte und Gnade, daß an die Stelle des Zornes bei Euch Mitleid treten wird, wenn ich Euch den traurigen und kläglichen Zustand, worin ich mich diese und die ganze vorige Nacht befunden, treu geschildert habe.“

Nach dieser Einleitung, welche den Sultan ein wenig besänftigte und rührte, erzählte sie ihm ganz treu alles, was ihr während dieser zwei bösen Nächte begegnet war, aber auf eine so rührende Weise, daß er davon tiefbetrübt wurde. Sie schloß mit den Worten: „Wenn Euer Majestät an der Wahrheit meiner Erzählung auch nur im mindesten zweifelt, so könnt Ihr Euch bei dem Gemahl, den Ihr mir gegeben habt, danach erkundigen. Ich bin überzeugt, daß er die Wahrheit der Sache ebenso bezeugen wird wie ich.“

Der Sultan ging ganz auf die tiefe Bekümmernis ein, welche ein so überraschendes Abenteuer der Prinzessin verursacht haben mußte. „Meine Tochter,“ sagte er zu ihr, „du hast sehr unrecht gethan, daß du nicht gestern bereits dich gegen mich über einen so seltsamen Vorfall erklärt hast, wie dieser ist, an dem ich nicht geringeren Anteil nehme als du selber. Ich habe dich nicht in der Absicht verheiratet, um dich unglücklich zu machen, sondern vielmehr in der Absicht, dich zufrieden zu machen und in den Besitz alles des Glückes zu setzen, das du verdienst, und das du in den Armen eines Gemahls, der für dich zu passen schien, hoffen konntest. Verscheuche aus deinem Gemüte die traurigen Gedanken an das,

was du mir soeben erzählt hast. Ich werde sogleich Befehle erteilen, damit du von nun an nie wieder eine Nacht so unangenehm und unerträglich zubringen darfst wie die bisherigen."

Sobald der Sultan in seine Zimmer zurückgekehrt war, ließ er seinen Großvezier rufen. „Vezier," sagte er zu ihm, „hast du deinen Sohn schon gesprochen, und hat er dir nichts gesagt?" Als der Großvezier antwortete, er hätte ihn noch nicht gesehen, so teilte ihm der Sultan alles das mit, was die Prinzessin Badrulbudur ihm soeben erzählt hatte. „Ich zweifle nicht," fügte er hinzu, „daß meine Tochter mir die Wahrheit gesagt hat, indes würde es mir sehr lieb sein, es durch deinen Sohn bestätigen zu hören; geh daher zu ihm und frage ihn, was an der Sache ist."

Der Großvezier begab sich sogleich zu seinem Sohne, meldete ihm, was der Sultan ihm soeben mitgeteilt hatte, und schärfte ihm ein, ihm ja nichts zu verhehlen und ihm zu sagen, ob dies wahr wäre. „Ich kann dir nicht verhehlen, mein Vater," erwiderte der Sohn, „daß alles, was die Prinzessin dem Sultan gesagt hat, völlig wahr ist; aber sie konnte zugleich nicht auch die schlechte Behandlung erzählen, die ich insbesondere erfahren habe. Die Sache verhält sich nämlich also: Seit meiner Vermählung habe ich zwei Nächte so schrecklich hingebracht, als man sich es nur denken kann, und Leiden ausgestanden, für deren umständliche und genaue Schilderung ich keinen Ausdruck habe. Ich will hier nicht erst von dem Entsetzen reden, welches ich empfand, als ich viermal nacheinander in meinem Bett emporgehoben wurde, ohne daß ich sehen konnte, wer denn das Bett aufhob und von einem Orte nach dem anderen versetzte, und ohne daß ich begriff, wie dies möglich wäre. Du kannst dir meinen traurigen Zustand leicht denken, wenn ich dir sage, daß ich zwei ganze Nächte, stehend und im bloßen Hemd, in einer Art von engem Abtritt zugebracht habe, ohne imstande zu sein, mich von der Stelle zu rühren oder die geringste Bewegung zu machen, obwohl ich kein Hindernis vor mir sah, welches mich davon hätte abhalten können. Wie viel ich dabei gelitten habe, darf ich dir wohl nicht erst bis ins einzelne ausmalen. Ich will dir nicht verhehlen, daß dies alles mich nicht abgehalten hat, gegen die Prinzessin, als meine Gemahlin, alle Gefühle der Liebe der Ehrerbietung und Dankbarkeit zu hegen, die sie verdient, allein ich kann dir bei meiner Treue versichern, daß,

ungeachtet aller der Ehre und des Glanzes, welcher aus der Vermählung mit der Tochter des Sultans für mich entspringt, ich gleichwohl lieber sterben als länger in einer so glänzenden Verbindung leben will, wenn ich immer eine so unangenehme Behandlung wie die bisherige erfahren soll. Ich zweifle nicht, daß die Prinzessin ebenso denken wird wie ich, und sie wird leicht zugeben, daß unsere Trennung ebenso nötig für ihre Ruhe als für die meinige ist. Darum bitte ich, lieber Vater, bei der Liebe, die dich bewog, mir eine so hohe Ehre zu verschaffen, jetzt den Sultan dahin zu vermögen, daß er unsere Ehe für null und nichtig erklärt."

Wie groß auch immer der Ehrgeiz des Großveziers war, seinen Sohn als Schwiegersohn des Sultans zu sehen, so bewirkte doch der feste Entschluß desselben in Hinsicht einer Scheidung von der Prinzessin, daß er es nicht für gut fand, ihn noch für einige Tage zur Geduld zu ermahnen, um abzuwarten, ob diese Widerwärtigkeit nicht vorübergehen würde. Er verließ ihn daher, um dem Sultan Bescheid zu bringen, welchem er feierlich versicherte, daß nach dem, was er soeben von seinem Sohne erfahren habe, die Sache wirklich sich so verhielte. Ohne erst abzuwarten, bis der Sultan von einer Ehescheidung zu reden anfinge, wofür er ihn nur zu sehr gestimmt sah, bat er ihn selber um die Erlaubnis, daß sein Sohn sich aus dem Palast entfernen und in sein Haus zurückkehren dürfte, indem er vorgab, es wäre nicht billig, daß die Prinzessin wegen ihrer Liebe zu seinem Sohne auch nur einen Augenblick länger einer so schrecklichen Plage ausgesetzt würde.

Es kostete den Großvezier nicht viel Mühe, die Gewährung seines Gesuchs zu erlangen. Augenblicklich gab der Sultan, der bereits denselben Entschluß gefaßt hatte, seine Befehle wegen Einstellung der Lustbarkeiten in seinem Palast, in der Hauptstadt, ja im ganzen Gebiet seines Königreiches, wohin er sofort Gegenbefehle abfertigte; und in kurzer Zeit hörten alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Lustbarkeiten auf.

Diese plötzliche und unerwartete Veränderung gab zu allerlei Gerede Anlaß. Man fragte sich, wodurch dieser Querstrich wohl veranlaßt sein könnte, und man wußte sich nichts weiter zu sagen, als daß man den Großvezier mit seinem Sohne, beide mit sehr traurigem Angesicht, aus dem Palaste weggehen und sich nach ihrer Behausung begeben gesehen hatte. Aladdin allein wußte um dies Geheimnis, und

freute sich im Herzen über den glücklichen Erfolg, den der Gebrauch der Lampe ihm zusicherte. Als er daher mit Gewißheit erfahren hatte, daß sein Nebenbuhler den Palast verlassen, und daß die Ehe zwischen ihm und der Prinzessin völlig aufgelöst war, so hatte er nicht weiter nötig, die Lampe zu reiben und den Geist zu rufen, um die Vollziehung derselben zu hindern. Das Merkwürdigste bei der Sache war, daß weder der Sultan noch der Großvezier, welche längst Aladdin und seinen Antrag vergessen hatten, auch nur im geringsten daran dachten, daß er an dieser Zauberei, welche die Auflösung der Ehe der Prinzessin herbeigeführt hatte, irgend Anteil haben könnte.

Aladdin ließ unterdes die drei Monate vollends verstreichen, welche der Sultan als Frist für seine Vermählung mit der Prinzessin Badrulbudur festgesetzt hatte. Er hatte sorgfältig jeden Tag gezählt, und als sie vorüber waren, schickte er schon am folgenden Morgen seine Mutter nach dem Palast, um den Sultan an sein gegebenes Wort zu erinnern.

Aladdins Mutter ging nach dem Palast, wie ihr Sohn ihr gesagt hatte, und stellte sich am Eingange des Diwans an denselben Ort, wo sie früher immer gestanden hatte. Der Sultan hatte kaum einen Blick auf sie geworfen, als er sie auch schon wiedererkannte, und sich zugleich der von ihr gethanen Bitte erinnerte, und der Zeit, worauf er sie vertröstet hatte. Der Großvezier hielt ihm soeben einen Vortrag. Der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: „Vezier, ich bemerke da die gute Frau, die uns vor einigen Monaten ein so schönes Geschenk machte. Laß sie hierher treten; du kannst ja deinen Bericht fortsetzen, wenn ich sie angehört habe.“ Der Großvezier warf einen Blick nach dem Eingange des Diwans und erkannte ebenfalls die Mutter Aladdins. Sogleich rief er den Ober-Thürsteher, zeigte sie ihm, und befahl ihm, sie näher treten zu lassen.

Die Mutter Aladdins näherte sich dem Fuße des Thrones, wo sie sich, der bestehenden Sitte zufolge, niederwarf. Nachdem sie wieder aufgestanden war, fragte sie der Sultan, was sie wünsche. „Herr,“ erwiderte sie, „ich erscheine nochmals vor dem Throne Euer Majestät, um in dem Namen meines Sohnes Aladdin Euch in Erinnerung zu bringen, daß die Frist von drei Monaten verstrichen ist, worauf Ihr ihn bei dem Gesuche, welches ich an Euch zu thun die Ehre hatte, vertröstet habt.“

Der Sultan, welcher das erste Mal, wo er die Frau gesprochen, sich für seine Antwort auf ihr Gesuch einen Aufschub von drei Monaten genommen, hatte geglaubt, daß gar nicht mehr die Rede sein werde von einer Heirat, die er für seine Tochter, die Prinzessin, eben nicht angemessen fand, indem er die Niedrigkeit und die Armut der Mutter Aladdins erwog, die in einem sehr gemeinen Anzuge vor ihm erschien. Gleichwohl setzte ihn ihre Mahnung an sein gegebenes Wort in einige Verlegenheit. Er hielt es nicht für gut, ihr auf der Stelle zu antworten, sondern zog seinen Großvezier zu Rate, und bezeigte ihm seine Abneigung gegen eine Vermählung seiner Tochter mit einem Unbekannten, dessen Stand, wie zu vermuten war, tief unter der Mittelmäßigkeit sein müßte.

Der Großvezier nahm keinen Anstand, dem Sultan das, was er hierüber dachte, auseinander zu setzen. „Herr," sagte er zu ihm, „es giebt, wie mich dünkt, nur ein einziges unfehlbares Mittel, um einer so unpassenden Verheiratung auszuweichen, ohne daß Aladdin, selbst wenn er Euer Majestät bekannt wäre, sich darüber zu beklagen Ursache hätte: nämlich dies, auf die Prinzessin einen so hohen Preis zu setzen, daß seine Reichtümer, wie groß sie auch immer sein mögen, nicht zureichen. Dies wird ein gutes Mittel sein, um ihn von einer so kühnen, ich möchte sagen, verwegenen Bewerbung abzubringen, die er sich offenbar nicht gehörig überlegt hat."

Der Sultan billigte den Rat des Großveziers. Er wandte sich zu Aladdins Mutter, und sagte nach einigem Nachdenken zu ihr: „Gute Frau, ein Sultan muß sein gegebenes Wort halten, drum bin ich auch bereit, das meinige zu halten, um deinen Sohn durch die Hand meiner Tochter zu beglücken. Allein, da ich sie nicht wohl verheiraten kann, ohne zu wissen, welche Vorteile sie davon haben wird, so kannst du deinem Sohne sagen, daß ich mein Wort erfüllen werde, sobald er mir vierzig große Becken von gediegenem Golde, ganz mit dergleichen Kostbarkeiten angefüllt, wie du mir früher einmal in seinem Namen überreicht hast, überschickt, und zwar durch eben so viele schwarze Sklaven, die von vierzig anderen weißen und jungen Sklaven, alle sehr wohlgebildet, vom schönsten Wuchs und in der prächtigsten Kleidung, geführt sein müssen. Dies sind die Bedingungen, unter denen ich bereit bin, ihm meine Tochter, die Prinzessin, zu geben. Geh nun, gute Frau; ich werde seine Antwort erwarten."

Aladdins Mutter warf sich nochmals vor dem Throne des Sultans nieder, und entfernte sich. Unterwegs lachte sie bei sich selbst über die närrische Grille ihres Sohnes. „Wahrhaftig," sagte sie, „wo wird er so viele goldene Becken und eine so große Menge solcher farbigen Gläser hernehmen, um sie anzufüllen? Wird er wieder in jenes unterirdische Gewölbe, dessen Eingang verschlossen ist, hinabsteigen? Und wo wird er ferner alle diese Sklaven, wie sie der Sultan haben will, hernehmen? Da ist er nun freilich von seinen Ansprüchen weit entfernt, und ich glaube, er wird mit meiner Sendung schwerlich zufrieden sein." Als sie nun mit diesen Gedanken, die ihr alle Aussichten für Aladdin zu benehmen schienen, nach Hause kam, sagte sie zu ihm: „Mein Sohn, ich rate dir, nicht weiter an eine Vermählung mit der Prinzessin Badrulbudur zu denken. Der Sultan hat mich wirklich mit vieler Güte empfangen, und ich glaube, daß er ganz gut gegen dich gesinnt ist; allein der Großvezier hat ihn, wenn ich mich nicht irre, auf andere Gedanken gebracht, und du wirst das, so wie ich, aus dem, was ich dir sagen werde, abnehmen können. Nachdem ich dem Sultan vorgestellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen seien, und nachdem ich ihn in deinem Namen gebeten, sich an sein Versprechen zu erinnern, bemerkte ich, daß er erst mit dem Großvezier eine Weile ganz leise sprach, und mir dann erst die Antwort gab, die ich dir melden werde." Die Mutter Aladdins stattete nun ihrem Sohne über das, was der Sultan ihr gesagt hatte, und über die Bedingungen, unter denen er in eine Verbindung mit der Prinzessin mit ihm einwilligen würde, einen sehr genauen Bericht ab, und schloß mit den Worten: „Mein Sohn, er erwartet deine Antwort; allein, unter uns gesagt," fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube, er wird da lange warten müssen."

„Nicht so lange, als du vielleicht glaubst, liebe Mutter," erwiderte Aladdin; „und der Sultan täuscht sich selber, wenn er denkt, mich durch seine ungeheueren Forderungen außer Stand zu setzen, an die Prinzessin Badrulbudur zu denken. Ich hatte andere unüberwindliche Schwierigkeiten erwartet, oder daß er auf meine unvergleichliche Prinzessin einen noch höheren Preis setzen würde. Doch jetzt bin ich schon zufrieden, und das, was er verlangt, ist eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was ich imstande wäre, ihm für den Besitz derselben zu bieten. Während ich nun darauf denken werde, ihn

zu befriedigen, geh du und besorge uns etwas zum Mittagsessen, und laß mich nur machen."

Sobald die Mutter nach Lebensmitteln ausgegangen war, nahm Aladdin die Lampe und rieb sie. Augenblicklich erschien ihm der Geist, und fragte ihn in den Ausdrücken, die wir schon kennen, was er befehle. Aladdin sprach: „Der Sultan giebt mir seine Tochter, die Prinzessin, zur Frau; aber er verlangt zuvor von mir vierzig große und schwere Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Früchten aus jenem Garten, wo ich die Lampe holte, deren Sklave du bist. Auch verlangt er von mir, daß diese vierzig Becken von eben so vielen schwarzen Sklaven getragen werden sollen, vor welchen vierzig weiße, junge und wohlgebildete Sklaven vom schönsten Wuchs und in der prächtigsten Kleidung hergehen müssen. Geh, und schaffe mir dies Geschenk aufs schnellste herbei, damit ich es dem Sultan senden kann, bevor er die Sitzung des Diwans schließt." Der Geist erwiderte, sein Befehl sollte unverzüglich vollzogen werden, und verschwand.

Kurze Zeit darauf ließ sich der Geist wieder sehen, begleitet von vierzig schwarzen Sklaven, deren jeder ein zwanzig Mark schweres Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, an Schönheit und Größe noch auserlesener als die vorigen, auf dem Kopfe trug; jedes Becken war mit goldgeblümtem Silberstoff überdeckt. Alle diese Sklaven, sowohl die weißen, als die schwarzen mit den goldenen Becken, erfüllten fast das ganze Haus, welches ziemlich klein war, nebst dem kleinen Hofe an der Vorder-, und dem Gärtchen an der Hinterseite. Der Geist fragte hierauf Aladdin, ob er zufrieden wäre, und ob er ihm noch etwas anderes aufzutragen hätte. Aladdin erwiderte, daß er nichts weiter verlangte, und so verschwand denn der Geist auf der Stelle.

Aladdins Mutter kam vom Markte zurück, und war beim Eintritt ganz erstaunt, als sie so viele Menschen und Kostbarkeiten erblickte. Als sie die Nahrungsmittel, welche sie mitbrachte, niedergelegt hatte, wollte sie den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, ablegen; doch Aladdin hinderte sie daran. „Liebe Mutter," sagte er zu ihr, „es ist jetzt keine Zeit zu verlieren. Es kommt sehr viel darauf an, daß du, noch ehe der Sultan seinen Diwan schließt, nach dem Palast zurückkehrest, und das Geschenk und die Morgengabe, die er für die Prinzessin Badrulbudur verlangt hat, hinbringest, damit er

aus meiner Emsigkeit und Pünktlichkeit auf das heiße und aufrichtige Verlangen schließen kann, womit ich nach der Ehre einer Heiratsverbindung mit seinem Hause trachte."

Ohne erst die Antwort seiner Mutter abzuwarten, öffnete Aladdin die Thür nach der Straße, und ließ alle seine Sklaven, paarweise nacheinander, immer einen weißen und einen schwarzen Sklaven mit einem goldenen Becken auf dem Kopfe, und so fort bis zum letzten, hindurchgehen. Nachdem auch seine Mutter hinter dem letzten schwarzen Sklaven hinausgegangen war, verschloß er die Thür, und wartete ruhig in seinem Zimmer, in der Hoffnung, daß der Sultan nach diesem Geschenk, welches er gefordert hatte, ihn endlich zum Schwiegersohne annehmen würde.

Sobald der erste weiße Sklave aus Aladdins Hause hervortrat, blieben alle Vorübergehenden, die ihn sahen, stillstehen, und ehe die achtzig weißen und schwarzen Sklaven alle heraus waren, wimmelte die Straße von Volk, welches von allen Seiten herbeiströmte, um ein so prachtvolles und außerordentliches Schauspiel anzusehen. Die Kleidung eines jeden Sklaven war so reich an Stoff und Edelgestein, daß die besten Kenner nicht zu fehlen glaubten, wenn sie jeden Anzug auf mehr denn eine Million schätzten. Die Nettigkeit und das genaue Anpassen eines jeden Kleides, der Anstand, das angenehme Wesen, der ebenmäßige und stattliche Wuchs eines jeden Sklaven, ihr feierlicher Zug in gleichmäßig abgemessenen Zwischenräumen, der Glanz der außerordentlich großen Edelsteine, die in der schönsten Anordnung rings um ihre Gürtel in echtes Gold gefaßt waren, und die ebenfalls aus Edelsteinen zusammengesetzten Rosen an ihren Turbanen, die in einem ganz eigenthümlichen Geschmacke gearbeitet waren, setzten diese ganze Menge von Zuschauern in eine solche Verwunderung, daß sie nicht müde wurden, sie anzusehen, und sie mit den Augen so weit als möglich zu verfolgen. Die Straßen waren so mit Menschen eingefaßt, daß jeder genötigt war, an der Stelle zu bleiben, wo er stand.

Da man mehrere Straßen entlang gehen mußte, ehe man zum Palast gelangte, so machte dies, daß ein guter Teil der Stadt, Personen aus allen Klassen und Ständen, Augenzeugen dieses bezaubernden Aufzuges waren. Endlich langte der erste dieser achtzig Sklaven an der Pforte des ersten Schloßhofes an. Die Pförtner, welche gleich bei Annäherung dieses wundervollen Zuges sich in zwei Reihen aufgestellt hatten,

hielten ihn für einen König, so reich und prachtvoll war er gekleidet, und näherten sich ihm, um den Saum seines Kleides zu küssen. Doch der Sklave, vom Geist unterwiesen, hielt ihn zurück, und sprach zu ihnen ganz ernst: „Wir sind bloß Sklaven; unser Herr wird erst erscheinen, wenn es Zeit sein wird."

Der erste Sklave kam an der Spitze des ganzen Zuges hierauf in den zweiten Hof, der sehr geräumig, und worin der Hofstaat des Sultans während der Sitzung des Diwans aufgestellt war. Die Anführer eines jeden dieser Trupps waren sehr prächtig gekleidet, aber sie wurden weit verdunkelt, als die achtzig Sklaven erschienen und Aladdins Geschenk brachten, wozu sie selber mitgehörten. Im ganzen Hofstaate des Sultans gab es nichts so Glänzendes zu sehen, und der gesamte Schimmer und Glanz der ihn umgebenden Herren vom Hofe war nichts im Vergleiche mit dem, was sich hier ihren Blicken darbot.

Sobald dem Sultan der Zug und die Ankunft dieser Sklaven gemeldet worden war, hatte er Befehl gegeben, sie hereintreten zu lassen. Als sie nun erschienen, fanden sie den Diwan frei und offen, und sie traten daher in der vollkommensten Ordnung hinein, ein Teil zur Rechten, ein anderer Teil zur Linken. Nachdem sie alle herein waren, und vor dem Throne des Sultans einen großen Halbkreis gebildet hatten, setzte ein jeder der schwarzen Sklaven das Becken, welches er trug, auf den Fußteppich nieder. Sie warfen sich sämtlich nieder und berührten mit ihrer Stirn den Teppich. Die weißen Sklaven thaten dasselbe zu gleicher Zeit. Sie standen dann alle wieder auf, und die Schwarzen enthüllten sehr geschickt die Becken, welche vor ihnen standen, und alle blieben dann, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit der größten Ehrerbietung stehen.

Aladdins Mutter, welche unterdessen bis zum Fuße des Thrones vorgeschritten war, sagte zu dem Sultan, nachdem sie sich niedergeworfen hatte: „Herr, mein Sohn Aladdin weiß recht wohl, daß dieses Geschenk, welches er Euer Majestät sendet, weit unter dem steht, was die Prinzessin Badrulbudur verdienen würde. Gleichwohl hofft er, daß Euer Majestät, sowie die Prinzessin, es genehmigen und anzunehmen geruhen werden, und zwar mit um so mehr Zuversicht, da er der Bedingung, die Ihr ihm vorzuschreiben beliebtet, nachzukommen gesucht hat."

Der Sultan war gar nicht imstande, die Begrüßung der Mutter Aladdins aufmerksam anzuhören. Der erste Blick, den er auf die vierzig goldenen, mit den glänzendsten und kostbarsten Kleinodien angefüllten Becken und auf die achtzig Sklaven warf, welche sowohl ihren Mienen nach als wegen der erstaunlichen Pracht und Kostbarkeit ihrer Kleidung Könige zu sein schienen, hatten ihn gleich so überrascht, daß er sich von seiner Verwunderung gar nicht erholen konnte. Anstatt auf die Anrede der Mutter Aladdins zu antworten, wandte er sich an den Großvezier, der selber nicht begreifen konnte, wo ein solcher Überfluß von Reichtum wohl hergekommen sein möchte. „Nun, Vezier," sagte er jetzt ganz öffentlich, „was denkst du von dem, wer er auch sein mag, der mir ein so reiches und außerordentliches Geschenk schickt, und den wir beide nicht kennen? Hältst du ihn wohl für unwürdig, die Prinzessin Badrulbudur, meine Tochter, zu heiraten?"

Wie viel Eifersucht und Betrübnis der Vezier auch darüber empfand, zu sehen, daß ein Unbekannter vorzugsweise vor seinem Sohne der Schwiegersohn des Sultans werden sollte, so wagte er doch nicht, seine wahre Meinung zu verhehlen. Es war zu augenscheinlich, daß das Geschenk Aladdins mehr als hinreichend war, um ihn zu der Aufnahme in eine so hohe Verbindung würdig zu machen. Er antwortete also dem Sultan, indem er ganz auf dessen Ansicht einging: „Herr, ich bin so weit entfernt zu denken, als sei derjenige, der Euer Majestät ein so würdiges Geschenk dargebracht hat, der ihm zugedachten Ehre unwürdig, daß ich vielmehr wagen würde, zu behaupten, er verdiente noch mehr, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es auf der Welt keinen Schatz giebt, der die Prinzessin, Tochter Euer Majestät, an Wert aufwiegen könnte." Die Herren vom Hofe, welche dieser Sitzung beiwohnten, gaben durch ihre Beifallsbezeugungen zu erkennen, daß ihre Meinungen von der des Großveziers nicht verschieden waren.

Der Sultan verschob jetzt die Sache nicht länger, und dachte selbst nicht einmal daran, sich zu erkundigen, ob Aladdin auch wohl die übrigen erforderlichen Eigenschaften besäße, um sein Schwiegersohn werden zu können. Der bloße Anblick dieser unermeßlichen Reichtümer, und die Emsigkeit, womit Aladdin seine Forderungen erfüllt hatte, ohne wegen der ungeheueren Bedingungen, die ihm vorgeschrieben worden, die mindeste Schwierigkeit zu machen, überredete ihn leicht, daß ihm nichts fehlte, um ihn zu einem ganz vollkommenen Manne

und zu einem solchen zu machen, wie er ihn wünschte. Um daher Aladdins Mutter so befriedigt zu entlassen, als sie es nur irgend wünschen konnte, sagte er zu ihr: „Gute Frau, geh und sage deinem Sohne, daß ich ihn mit offenen Armen erwarte, und daß, je eher er kommen wird, um aus meiner Hand die Prinzessin, meine Tochter, zu empfangen, um so mehr Vergnügen es mir machen wird."

Sobald Aladdins Mutter sich mit jener Freude, deren eine Frau von diesem Stande, wenn sie ihren Sohn unerwartet auf eine so hohe Stufe gelangt sieht, nur irgend fähig sein kann, sich entfernt hatte, hob der Sultan die Sitzung des Tages auf, stand vom Throne auf und befahl, daß die zum Dienste der Prinzessin verordneten Sklaven herbeikommen, die goldenen Becken aufheben und sie nach den Zimmern ihrer Gebieterin tragen sollten, wo er dieselben mit Muße näher betrachten wollte. Dieser Befehl wurde durch die Fürsorge des Oberhauptes der Sklaven auf der Stelle vollzogen.

Die achtzig weißen und schwarzen Sklaven wurden nicht vergessen. Man ließ sie in das Innere des Palastes hineinkommen, und kurze Zeit darauf befahl der Sultan, der von ihrer prächtigen Kleidung mit der Prinzessin Badrulbudur gesprochen hatte, daß man sie vor ihrem Zimmer aufstellen sollte, damit sie dieselben durch die Gitterfenster beobachten und sich überzeugen könnte, daß er, weit entfernt, in seiner Beschreibung irgend etwas übertrieben zu haben, vielmehr ihr weit weniger gesagt hatte, als an der Sache wirklich war.

Aladdins Mutter kam unterdes nach Hause, und zwar mit einer Miene, welche die gute Nachricht, die sie ihrem Sohne brachte, genugsam ankündigte. „Mein Sohn," sagte sie zu ihm, „du hast alle Ursache vergnügt zu sein; du bist, wider meine Erwartung, zur Erfüllung deiner Wünsche gelangt, und du weißt, was ich dir hierüber gesagt habe. Um dich nicht zu lange in gespannter Erwartung zu halten, will ich dir nur sagen, daß der Sultan, mit Zustimmung seines ganzen Hofes, dich für würdig erklärt hat, die Prinzessin Baldrulbudur zu besitzen. Er erwartet dich, um dich zu umarmen und die Heirat abzuschließen. Denke jetzt nur darauf, dich auf diese Zusammenkunft vorzubereiten, damit sie der hohen Meinung, die er von dir gefaßt hat, entspreche; allein nach den Wundern, die ich dich bisher habe vollführen sehen, bin ich fest überzeugt, daß du es hierin an nichts fehlen lassen wirst. Ich darf indes nicht vergessen, dir zu sagen, daß der Sultan voll

Ungeduld auf dich wartet. Verliere daher keine Zeit, um dich zu ihm zu begeben."

Aladdin, der über diese Nachricht höchst erfreut und ganz von dem Gegenstande, der ihn bezaubert hatte, eingenommen war, sagte zu seiner Mutter bloß einige Worte und entfernte sich in sein Zimmer. Hier nahm er die Lampe, die ihm bisher in allen seinen Bedürfnissen und bei allen seinen Wünschen so hilfreich gewesen war, und hatte sie kaum gerieben, als auch schon der Geist durch sein unverzügliches Erscheinen seinen Gehorsam an den Tag legte. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, damit du mir schnell ein Bad zurechtmachen sollst, und sobald ich es genommen habe, will ich, daß du für mich die reichste und prachtvollste Kleidung, die nur jemals ein Fürst getragen, in Bereitschaft hältst." Er hatte dies kaum gesprochen, als der Geist ihn, sowie sich selbst, unsichtbar machte, ihn aufhob und in ein Bad trug, welches von dem feinsten buntgestreiften Marmor gebaut war. Ohne daß er sehen konnte, wer ihn bediente, ward er in einem sehr geräumigen und sauberen Saale ausgekleidet; aus dem Saale ließ man ihn dann in ein Bad treten, welches eine mäßige Wärme hatte, und worin er gerieben und in verschiedenen wohlriechenden Wassern gebadet wurde. Nachdem er in den verschiedenen Badegemächern alle Grade der Wärme durchgegangen, ging er wieder heraus, aber ganz anders, als er hineingekommen war. Seine Gesichtsfarbe war frisch, weiß und rosig geworden und sein ganzer Leib viel leichter und behender als zuvor. Er ging in den Saal zurück, und fand darin nicht mehr die Kleidung, welche er darin zurückgelassen; der Geist hatte an die Stelle derselben diejenige gelegt, welche er verlangt hatte. Aladdin war ganz erstaunt, als er die Pracht des Anzuges betrachtete, welcher für ihn hingelegt war. Er kleidete sich mit Hilfe des Geistes an, indem er jedes Stück, so wie er es anzog, bewunderte; so sehr übertraf alles seine höchsten Erwartungen! Als er fertig war, trug ihn der Geist nach seiner Wohnung zurück und zwar in dasselbe Zimmer, woraus er ihn weggeführt hatte, und fragte ihn dann, ob er ihm noch etwas aufzutragen hätte. „Ja," erwiderte Aladdin, „ich erwarte von dir, daß du mir auf der Stelle ein Pferd herbeiführst, welches an Schönheit und Trefflichkeit das kostbarste Pferd in dem Marstalle des Sultans übertrifft, und dessen Decke, Sattel, Zaum und Zeug über eine Million wert sein muß. Auch verlange ich, daß du mir zu gleicher Zeit zwanzig Sklaven

herbeischaffst, ganz ebenso reich und so zierlich gekleidet, wie die, welche das Geschenk trugen, damit sie mir zur Seite und als mein Gefolge einhergehen können, ferner zwanzig andere der Art, um in zwei Reihen vor mir her zu ziehen. Auch meiner Mutter bringe sechs Sklavinnen zur Aufwartung, jede wenigstens ebenso reich gekleidet als die Sklavinnen der Prinzessin Badrulbudur, und jede einen vollständigen Anzug auf dem Kopfe tragend, der ebenso prächtig und so stattlich sein muß, als wäre er für die Sultanin. Ferner bedarf ich noch zehntausend Goldstücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch anzubefehlen hatte. Geh, und beeile dich."

Sobald Aladdin dem Geiste seine Befehle gegeben hatte, verschwand der Geist, und erschien bald nachher mit dem Pferde, den vierzig Sklaven, von denen zehn jeder einen Beutel mit zehntausend Goldstücken trug, und mit sechs Sklavinnen, wovon jede auf ihrem Kopfe einen verschiedenen Anzug für Aladdins Mutter, in Silberstoff eingewickelt, trug. Der Geist übergab dies alles an Aladdin.

Von den zehn Beuteln nahm Aladdin bloß vier, welche er seiner Mutter mit den Worten gab, sie möchten sich derselben in Notfällen bedienen. Die sechs übrigen ließ er in den Händen der Sklaven, welche sie trugen, mit dem Befehle, sie zu bewahren, und während ihres Zuges durch die Straßen nach dem Palast des Sultans das Gold handvollweise unter das Volk auszustreuen. Auch befahl er ihnen, sie sollten nebst den übrigen dicht vor ihm, und zwar drei zur Rechten und drei zur Linken, einhergehen. Zugleich stellte er seiner Mutter die sechs Sklavinnen vor, indem er ihr sagte, daß sie ihr gehörten und daß sie ganz als Gebieterin über dieselben verfügen könnte, ferner auch, daß die Kleider, welche sie trügen, für sie bestimmt wären.

Als Aladdin alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geist, und sagte zu ihm, daß er ihn rufen würde, sobald er seiner bedürfte; der Geist verschwand augenblicklich. Jetzt dachte Aladdin bloß daran, dem Wunsche des Sultans, der ihn gern sehen wollte, zu entsprechen. Er fertigte einen von den vierzig Sklaven — ich will nicht sagen den schönsten, denn sie waren alle gleich — nach dem Palast ab, mit dem Befehle, sich an das Oberhaupt der Thürsteher zu wenden und ihn zu fragen, wann er die Ehre haben könnte, sich dem Sultan zu Füßen zu werfen. Der Sklave hatte die Botschaft sehr schnell ausgerichtet, und brachte

die Antwort zurück, daß der Sultan ihn voll Ungeduld erwartete.

Aladdin stieg nun unverzüglich zu Pferde und setzte den ganzen Zug in der schon angezeigten Ordnung in Bewegung. Obgleich er noch nie zuvor zu Pferde gesessen hatte, so benahm er sich dennoch auf demselben mit so viel Anstand, daß selbst der erfahrenste Reiter ihn nicht für einen Neuling gehalten haben würde. Die Straßen, durch welche er zog, waren fast in einem Augenblicke mit einer unermeßlichen Volksmenge angefüllt, welche die Luft von ihrem Beifallsruf, ihrer Bewunderung und ihren Lobpreisungen wiederhallen ließen, besonders jedesmal, wenn die sechs Sklaven, welche die Beutel trugen, ganze Hände voll Goldstücke links und rechts in die Luft warfen. Der Beifallsruf kam indes nicht von denen her, welche sich drängten und niederbückten, um einige Goldstücke aufzulesen, sondern von Personen aus dem Mittelstande, die sich nicht enthalten konnten, der Freigebigkeit Aladdins das verdiente Lob zu spenden. Nicht bloß die, welche ihn in der Jugend als Gassenjungen auf der Straße spielen gesehen, hatten Mühe, ihn wieder zu kennen; so sehr hatten sich seine Gesichtszüge verändert. Dies kam daher, daß die Lampe die Eigenschaft hatte, ihren Besitzern allmählich alle die Vollkommenheiten zu verleihen, welche dem Range, zu dem sie durch Hilfe der Lampe gelangten, angemessen waren. Man schenkte nun Aladdins Person weit mehr Aufmerksamkeit als dem ganzen ihn begleitenden Aufzug; auch hatten die meisten an demselben Tage bereits das nämliche gesehen, als der Zug von Sklaven die Geschenke überbrachte. Indes wurde besonders das Pferd von den Kennern bewundert, welche die Schönheit desselben gar wohl zu unterscheiden wußten, ohne von dem Reichtum oder dem Schimmer der Diamanten und Edelsteine, womit es bedeckt war, sich im geringsten blenden zu lassen. Da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß der Sultan ihm die Prinzessin Badrulbudur zur Ehe gäbe, so war doch niemand, der in Hinsicht auf seine Herkunft ihm sein Glück oder seine Standeserhöhung im mindesten beneidet hätte, so sehr schien er dessen würdig zu sein.

Aladdin langte beim Palaste an, wo alles zu seinem Empfange in Bereitschaft gesetzt war. Als er zu dem zweiten Schloßthore kam, wollte er der Sitte gemäß, welche der Großvezier, die Oberfeldherren und Oberstatthalter der Provinzen zu beobachten pflegen, vom Pferde steigen; doch der Ober-

Thürsteher, der ihn auf Befehl des Sultans selbst erwartete, ließ es nicht zu und begleitete ihn bis an den großen Versammlungs- oder Empfangssaal, wo er ihm vom Pferde heruntersteigen half; obwohl Aladdin sich sehr dagegen sträubte und es von ihm nicht annehmen wollte, so konnte er es doch nicht hindern. Unterdes bildeten die Thürsteher am Eingange des Saales eine doppelte Reihe. Ihr Oberhaupt ging zur Linken Aladdins und führte ihn mitten durch sie hindurch bis zu dem Throne des Sultans.

Als der Sultan den Aladdin erblickte, war er ebensosehr erfreut, ihn reicher und prächtiger gekleidet zu sehen, als er selber es jemals gewesen, als auch überrascht von seinem schönen Wuchs und von seiner würdevollen Haltung, die himmelweit von jenem niedrigen Aufzuge entfernt war, worin seine Mutter vor ihm erschienen war. Sein Erstaunen und seine Überraschung hinderten ihn indes nicht, aufzustehen und zwei bis drei Stufen des Thrones eiligst herabzusteigen, um Aladdin zu verhindern, daß er sich nicht zu seinen Füßen werfe und ihn mit allen Zeichen der Freundschaft zu umarmen. Nach dieser artigen Begrüßung wollte Aladdin sich gleichwohl noch zu seinen Füßen werfen; doch der Sultan hielt ihn eigenhändig davon zurück, und nötigte ihn, heraufzusteigen, und sich zwischen ihn und den Großvezier zu setzen.

Aladdin nahm nun das Wort und sagte: „Herr, ich nehme die Ehre, die Euer Majestät mir erzeigt, an, weil Ihr mir sie huldvoll zu erweisen geruhet; doch erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich keineswegs vergessen habe, daß ich meiner Geburt nach Euer Sklave bin, daß ich den Umfang Eurer Macht kenne, und daß ich sehr wohl weiß, wie tief meine Herkunft mich unter den Glanz und die Herrlichkeit des hohen Ranges stellt, in welchem Ihr stehet. Wenn ich irgend einen günstigen Empfang verdient haben sollte, so gestehe ich, daß ich ihn bloß jener durch einen bloßen Zufall veranlaßten Kühnheit verdanke, die mich bewog, meine Augen, Gedanken und Wünsche zu jener himmlischen Prinzessin zu erheben, welche der Gegenstand aller meiner Wünsche ist. Ich bitte Euer Majestät wegen dieser Verwegenheit um Verzeihung; aber ich kann es nicht verhehlen, daß ich vor Betrübnis sterben würde, wenn ich die Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches verlieren sollte."

„Mein Sohn," erwiderte der Sultan, indem er ihn nochmals umarmte, „du würdest sehr unrecht thun, wenn du auch nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit meines gegebenen

Wortes zweifeln wolltest. Dein Leben ist mir von nun an zu teuer, als daß ich es nicht durch Darbietung des Heilmittels, das in meiner Gewalt steht, dir zu erhalten suchen sollte. Das Vergnügen, dich zu sehen und zu hören, ziehe ich allen meinen und deinen Schätzen zusammen vor."

Bei diesen Worten gab der Sultan ein Zeichen, und sogleich hörte man den Klang der Trompeten, Hoboen und Pauken, und zugleich führte der Sultan den Aladdin in einen prachtvollen Saal, worin man ein kostbares Festmahl auftrug. Der Sultan speiste mit Aladdin ganz allein. Der Großvezier und die Großen des Hofes waren — ein jeder nach seinem Rang und Würden — während der Mahlzeit ihnen zur Seite. Der Sultan, welcher seine Augen immerfort auf Aladdin gerichtet hatte, — so viel Vergnügen machte ihm der Anblick desselben — lenkte das Gespräch auf verschiedene Gegenstände. Doch während der ganzen Unterhaltung, die sie unter dem Essen zusammen führten, und auf welchen Gegenstand auch immer die Rede kam, sprach Aladdin mit so viel Kenntnis und Verstand, daß er den Sultan in der guten Meinung, welche dieser gleich anfangs von ihm gefaßt hatte, vollends bestärkte.

Nach Endigung der Mahlzeit ließ der Sultan den Oberrichter seiner Hauptstadt rufen und befahl ihm, auf der Stelle den Ehevertrag zwischen der Prinzessin Badrulbudur, seiner Tochter, und Aladdin, zu entwerfen und ins reine zu bringen. Während dieser Zeit unterhielt sich der Sultan mit Aladdin über verschiedene gleichgiltige Dinge, in Gegenwart des Großveziers und der Herren vom Hofe, welche seinen gründlichen Verstand, seine große Gewandtheit in der Rede und im Ausdruck, wie die feinen und sinnreichen Bemerkungen, womit er seine Unterhaltungen würzte, bewunderten.

Als der Richter den Ehevertrag nach allen erforderlichen Förmlichkeiten vollendet hatte, fragte der Sultan den Aladdin, ob er in dem Palaste bleiben und noch an demselben Tage die Hochzeits-Ceremonie vollziehen lassen wolle. „Herr," erwiderte Aladdin, „wie groß auch meine Sehnsucht ist nach dem vollen Genuß dessen, was Euer Majestät Huld mir gewährt, so muß ich doch bitten, daß Ihr mir so lange noch Frist gestattet, bis ich einen Palast habe erbauen lassen, um die Prinzessin darin nach Würden empfangen zu können. Ich bitte mir daher von Euch einen angemessenen Platz in der Nähe des Eurigen aus, damit ich es möglichst nahe und bequem habe, um Euch meine Aufwartung machen zu können. Ich

werde nichts unterlassen, damit er möglichst bald fertig wird." — „Mein Sohn," sagte der Sultan zu ihm, „wähle dir jede beliebige Stelle aus, die du für dich passend findest. Der leere Raum vor meinem Palaste ist groß genug, und ich habe wohl schon selber daran gedacht, ihn auszufüllen. Doch vergiß dabei nicht, daß ich je eher je lieber dich mit meiner Tochter verbunden zu sehen wünsche, um das volle Maß der Freude zu genießen." Nachdem er diese Worte gesprochen, umarmte er nochmals Aladdin, welcher vom Sultan ganz mit eben der Artigkeit Abschied nahm, als ob er von jeher am Hofe gewesen und darin erzogen worden wäre.

Aladdin setzte sich wieder zu Pferde und kehrte wieder mit demselben Zuge, womit er gekommen war, durch dasselbe Volksgewühl und unter dem Beifallsrufe der Menge, welche ihm alles mögliche Glück und Heil wünschte, nach Hause zurück. Sobald er an seiner Wohnung abgestiegen war, begab er sich ganz allein in sein Zimmer, nahm die Lampe, und rief auf die gewöhnliche Weise den Geist. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, sondern erschien sogleich, und bot ihm seine Dienste an. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich habe alle Ursache, deine Pünktlichkeit in Vollziehung aller der Befehle, die ich dir bisher kraft dieser Lampe, welcher du dienst, gegeben, zu rühmen. Gegenwärtig kommt es darauf an, daß du womöglich noch mehr Eifer und Sorgfalt als bisher an den Tag legest. Ich verlange nämlich, daß du mir in möglichst kurzer Zeit dem Palast des Sultans gegenüber, jedoch in gehöriger Entfernung, einen Palast erbauen lässest, welcher würdig genug ist, um die Prinzessin Badrulbudur, meine Gemahlin, aufzunehmen. Die Wahl der Materialien, ob aus Porphyr, oder Jaspis, oder Achat, oder Lasurstein, oder buntgestreiftem Marmor, sowie auch die ganze übrige Einrichtung des Baues überlasse ich ganz dir; allein ich erwarte, daß du mir oben darauf einen großen Saal mit einer Kuppel und vier ganz gleichen Schauseiten baueſt, dessen Wände aus wechselnden Schichten von Gold und Silber aufgeführt sein müssen, mit sechs Fenstern auf jeder Seite, deren Vergitterung sämtlich — mit Ausnahme eines einzigen, welches unvollendet bleiben soll — mit Diamanten, Rubinen und Smaragden kunstreich und symmetrisch geschmückt sein muß, und zwar so, daß man dergleichen noch nie in der Welt gesehen hat. Ferner will ich, daß sich bei diesem Palaste ein Hof, ein Vorhof und ein Garten befinde, vor allen Dingen aber an einem bestimmten

Orte ein Schatz voll gemünzten Goldes und Silbers; außerdem müssen im Palast Küchen, Speisekammern, Vorratsgewölbe und Gerätkammern voll der kostbarsten Geräte für jede Jahreszeit und der übrigen Pracht des Palastes angemessen, vorhanden sein, ferner Marställe, voll der schönsten Pferde, mit ihren Stallmeistern und Stallknechten; außerdem auch noch eine hinlängliche Dienerschaft für die Küche und Aufwartung, nebst den für den Dienst der Prinzessin nötigen Sklavinnen. Du wirst jetzt begreifen, wie ich es haben will. Geh nun also, und komm wieder, wenn alles fertig ist."

Die Sonne ging eben unter, als Aladdin dem Geiste wegen Erbauung des Palastes, den er sich ausgesonnen, seine Aufträge gab. Bei Anbruch des folgenden Tages war Aladdin, den seine Liebe zur Prinzessin nicht ruhig schlafen ließ, kaum aufgestanden, als auch schon der Geist erschien und zu ihm sagte: „Herr, dein Palast ist fertig; komm und siehe, ob du damit zufrieden bist." Aladdin hatte kaum sich geäußert, daß er es wolle, als ihn auch schon der Geist in einem Augenblick hinversetzte. Aladdin fand alles so weit über seiner Erwartung, daß er sich nicht genug darüber wundern konnte. Der Geist führte ihn überall umher, und überall fand er Reichtum, Sauberkeit und Pracht, dazu Diener und Sklaven, alle nach ihrem Range und dem Dienste gemäß gekleidet, wozu sie bestimmt waren. Auch unterließ er nicht, ihm die Hauptsache, nämlich den Schatz zu zeigen, dessen Thür vom Schatzmeister geöffnet wurde. Aladdin sah hier ganze Haufen von Goldsäcken von verschiedener Größe, je nach den Summen, die sie enthielten, bis an das Gewölbe emporgetürmt, und zwar in so schöner Anordnung, daß man sie mit Vergnügen ansah. Beim Herausgehen versicherte ihn der Geist von der vollkommenen Treue des Schatzaufsehers. Hierauf führte er ihn in die Marställe und zeigte ihm hier die schönsten Pferde von der Welt und die Stallknechte, welche eifrig mit der Pflege und Wartung derselben beschäftigt waren. Sodann durchging er mit ihm die Vorratskammern, welche mit allen Arten von Vorräten, sowohl von Nahrungsmitteln als von Pferdeschmuck und Geschirren, angefüllt waren.

Nachdem Aladdin so den ganzen Palast von Zimmer zu Zimmer und von Gemach zu Gemach, von oben bis unten, besonders den großen Saal mit den vierundzwanzig Fenstern, durchgemustert und darin mehr Reichtum und Pracht, als er nur je gehofft, angetroffen hatte, sagte er zu dem Geiste:

„Geist, es kann niemand zufriedener sein als ich es bin, und ich würde sehr unrecht handeln, wenn ich mich im geringsten beschweren wollte. Bloß etwas fehlt noch, wovon ich dir nichts gesagt habe, weil es mir damals nicht einfiel; es muß nämlich von dem Palastthore des Sultans bis an den Eingang der Zimmer, die in diesem Palast für die Prinzessin bestimmt sind, ein Teppich von dem schönsten Sammet ausgebreitet werden, damit sie, wenn sie aus dem Palast des Sultans kommt, darüber hinweg gehen kann." — „Ich komme in einem Augenblick wieder," sagte der Geist. Und kurze Zeit nach seinem Verschwinden sah Aladdin zu seinem Erstaunen seinen Wunsch vollzogen, ohne daß er wußte, wie es zugegangen war. Der Geist erschien dann wieder und trug Aladdin in seine Wohnung zurück, während man eben die Palastpforte des Sultans aufthat.

Die Pförtner des Palastes, die das Thor öffneten und sonst immer nach der Seite hin, wo jetzt Aladdins Palast stand, eine freie Aussicht gehabt hatten, waren sehr überrascht, als sie diese Aussicht verbaut und von dort her bis an die Palastpforte des Sultans einen Sammetteppich herüber gebreitet sahen. Sie konnten anfangs nicht unterscheiden, was es wäre, doch ihr Erstaunen wuchs, als sie ganz deutlich den stolzen Palast Aladdins dastehen sahen. Die Nachricht von diesem seltsamen Wunder verbreitete sich binnen kurzem im Palast. Der Großvezier, der sich gleich nach Öffnung der Pforte im Palast einfand, war von dieser Neuigkeit nicht weniger überrascht als die anderen; er teilte es zuerst dem Sultan mit, suchte ihm aber die Sache als ein bloßes Blendwerk vorzustellen. „Vezier," erwiderte der Sultan, „warum willst du dies für ein bloßes Blendwerk halten? Du weißt so gut wie ich, daß es der Palast ist, den Aladdin vermöge der Erlaubnis, die ich ihm in deiner Gegenwart erteilte, zur Wohnung für meine Prinzessin Tochter hat erbauen lassen; und können wir nach den Proben, die er uns von seinem Reichtum gegeben, es wohl noch befremdend finden, daß er denselben in so kurzer Zeit vollendet hat? Er hat uns damit überraschen und uns zeigen wollen, daß man mit barem Gelde von einem Tage bis zum andern Wunder thun kann. Gestehe nur mit mir, daß jene Reden von Blendwerken, die du soeben äußerst, bloß von etwas Eifersucht herrührten." Da unterdes der Augenblick herangekommen war, wo er in die Ratsversammlung gehen mußte, so konnte er dies Gespräch nicht länger fortsetzen.

Als Aladdin in seine Wohnung zurückgebracht worden war und den Geist entlassen hatte, fand er seine Mutter bereits aufgestanden und mit dem Anlegen eines der Kleider beschäftigt, die er ihr geschenkt hatte. Um die Zeit, wo der Sultan gewöhnlich aus der Ratsversammlung zu kommen pflegte, bewog Aladdin seine Mutter, in Begleitung der Sklavinnen, die ihr der Geist zugeführt, sich nach dem Palast zu verfügen. Zugleich bat er sie, wenn sie den Sultan sähe, demselben zu sagen, sie käme, um die Ehre zu haben, die Prinzessin gegen den Abend, wenn sie sich nach ihrem neuen Palast begeben würde, dahin zu begleiten. Sie ging demnach fort; allein, obschon sie und ihre sie begleitenden Sklavinnen wie Sultaninnen gekleidet waren, so war doch die Volksmenge, die sich zum Zuschauen drängte, weit geringer an Zahl, weil sie verschleiert waren, und weil ein angemessener Überwurf den Reichtum und die Pracht ihrer Kleidung überdeckte. Was Aladdin anbetrifft, so setzte sich dieser zu Pferde, und nachdem er sein väterliches Haus verlassen hatte, um nie mehr in dasselbe zurückzukehren, — doch ohne die Wunderlampe zu vergessen, die ihm zu Erlangung seines Glücks so gute Dienste geleistet hatte, — so zog er öffentlich nach seinem Palast, und zwar mit demselben Pompe, womit er an dem vorhergehenden Tage sich dem Sultan vorgestellt hatte.

Sobald die Pförtner des Palastes des Sultans die Mutter Aladdins erblickten, benachrichtigten sie den Sultan davon. Sogleich ward nun den Chören von Trompetern, Pauken- und Trommelschlägern, Querpfeifern und Hoboenbläsern, welche bereits auf den Terrassen des Palastes an verschiedenen Punkten aufgestellt waren, ein Zeichen gegeben, worauf sogleich Trompeten- und Paukenschall und Konzerte ertönten, welche der ganzen Stadt die Freude verkündigten. Die Kaufleute fingen an, ihre Läden mit schönen Teppichen und Laubwerk zu schmücken, und für die Nacht Anstalten zur Erleuchtung zu treffen. Die Handwerksleute verließen ihre Arbeit, und das Volk begab sich scharenweise nach dem großen Platze, der zwischen des Sultans und Aladdins Palaste lag. Der letztere zog gleichfalls ihre Bewunderung auf sich, nicht etwa wegen seiner Verschiedenheit von dem des Sultans, sondern sie erstaunten, einen so prächtigen Palast auf einer Stelle zu erblicken, wo man am vorigen Tage weder den Grund legen noch Baumaterialien gesehen hatte.

Aladdins Mutter wurde in dem Palast sehr ehrenvoll

empfangen und von dem Oberhaupt der Verschnittenen in die Zimmer der Prinzessin Badrulbudur eingeführt. Sobald die Prinzessin sie erblickte, ging sie auf sie zu, umarmte sie, und ließ sie auf ihrem Sofa Platz nehmen; und während ihre Frauen sie vollends ankleideten und mit den kostbarsten Juwelen, die ihr Aladdin geschenkt, ausschmückten, ließ sie ihr unterdes einen köstlichen Imbiß vorsetzen. Der Sultan, welcher kam, um noch so lange als möglich mit seiner Tochter zusammen sein zu können, ehe sie sich von ihm trennte und den Palast Aladdins bezöge, erwies ihr ebenfalls große Ehre. Aladdins Mutter hatte mit dem Sultan schon mehrmals vor dem versammelten Hofe gesprochen, aber er hatte sie noch nie ohne Schleier gesehen wie an dem Tage. Obwohl sie an Jahren ziemlich weit vorgerückt war, so entdeckte man auf ihrem Gesicht doch noch viele Züge, welche schließen ließen, daß sie in ihrer Jugend einst sehr schön gewesen sein müsse. Der Sultan, welcher sie immer nur sehr einfach — man möchte sagen armselig — gekleidet gesehen hatte, war voll Verwunderung, als er sie eben so reich und prachtvoll als die Prinzessin angezogen erblickte. Auch dies brachte ihn zu der Überzeugung, daß Aladdin in allen Dingen gleich erfahren, verständig und einsichtsvoll sein müsse.

Als die Nacht anbrach, nahm die Prinzessin von ihrem Vater Abschied. Dieser Abschied war höchst rührend und thränenreich. Sie umarmten sich mehrmals, ohne ein Wort zu reden, und endlich ging die Prinzessin aus ihren Zimmern und trat den Zug an, während Aladdins Mutter ihr zur Linken einherschritt, und hundert Sklavinnen in der prachtvollsten Kleidung ihr folgten. Alle die Musikchöre, die seit Ankunft der Mutter Aladdins nicht aufgehört hatten zu spielen, hatten sich jetzt vereinigt und gingen dem Zuge voran, ihnen folgten hundert Trabanten und eine ebenso große Anzahl schwarzer Verschnittener in zwei Reihen, mit ihren Befehlshabern an der Spitze. Vierhundert junge Edelknaben des Sultans, die in zwei Zügen auf beiden Seiten einhergingen und Fackeln trugen, verbreiteten einen Lichtglanz, der im Verein mit der Erleuchtung der beiden Paläste des Sultans und Aladdins den Mangel des Tageslichts auf eine wunderbare Weise ersetzte.

In dieser Ordnung zog nun die Prinzessin den Teppich entlang von dem Palast des Sultans bis zu dem Palast Aladdins, und je weiter sie vorwärts kam, desto mehr mischte

und vereinigte sich das Spiel ihres Musikchors mit dem Klange dessen, welches sich von den Terrassen an Aladdins Palast hören ließ, und bildete so mit diesem ein Konzert, welches, so seltsam und verwirrt es auch schien, dennoch die allgemeine Freude vermehrte, nicht bloß auf dem großen Platze, der von Menschen wimmelte, sondern auch in den beiden Palästen, in der ganzen Stadt und in der Umgegend.

Endlich langte die Prinzessin bei dem neuen Palast an, und Aladdin eilte mit einer Freude, die sich leicht denken läßt, an den Eingang der für sie bestimmten Zimmer, um sie daselbst zu empfangen. Aladdins Mutter hatte die Prinzessin bereits mit vieler Sorgfalt auf ihren Sohn, der in der Mitte seiner umgebenden Palastdienerschaft stand, aufmerksam gemacht und die Prinzessin fand ihn beim ersten Anblick so schön, daß sie von ihm ganz bezaubert wurde. „Anbetungswürdige Prinzessin," sagte Aladdin zu ihr, indem er sie voll Ehrerbietung anredete und begrüßte, „sollte ich das Unglück gehabt haben, Euch um der Verwegenheit willen, womit ich nach dem Besitze einer so liebenswürdigen Prinzessin und der Tochter meines Sultans getrachtet, zu mißfallen, so würdet Ihr Euren schönen Augen und der Macht Eurer Reize die Schuld davon beizumessen haben, aber nicht mir." — „Mein Prinz," erwiderte die Prinzessin, „ich gehorche dem Willen des Sultans, meines Vaters, und es ist für mich genug, Euch gesehen zu haben, um Euch zu sagen, daß ich ihm ohne Widerwillen und gern gehorche."

Aladdin, welcher von einer so angenehmen Antwort ganz bezaubert war, ließ die Prinzessin nach einem so weiten und ungewohnten Wege, den sie zurückgelegt, nicht länger stehen, sondern nahm ihre Hand, die er mit vieler Zärtlichkeit küßte, und führte sie in einen großen Saal, der von einer Menge von Wachskerzen erleuchtet war und worin auf Veranstaltung des Geistes ein herrliches Mahl aufgetragen war. Die Schüsseln waren von gediegenem Golde und mit dem köstlichsten Fleische angefüllt. Die Vasen, die Becken und die Becher, womit der Tafelaufsatz reichlich besetzt war, waren ebenfalls von Gold und von auserlesener Arbeit; auch die übrigen Verzierungen und der ganze Ausschmuck des Saales entsprachen dieser hohen Pracht. Die Prinzessin, welche ganz bezaubert war, so viel Reichtum an einem einzigen Orte beisammen zu sehen, sagte zu Aladdin: „Prinz, ich glaubte sonst immer, daß es auf der Welt nichts Schöneres gäbe als den Palast meines Vaters, des

Sultans, aber beim Anblick dieses Saales sehe ich allein schon, daß ich mich getäuscht habe."

Die Prinzessin Badrulbudur, Aladdin und seine Mutter setzten sich jetzt zu Tische, und sogleich begann ein sehr harmonisches Musikchor, von den schönsten Mädchenstimmen begleitet, ein Konzert, welches ohne Unterbrechung bis ans Ende der Mahlzeit dauerte. Die Prinzessin war so entzückt davon, daß sie versicherte, noch nie etwas so Schönes in dem Palast des Sultans, ihres Vaters, gehört zu haben. Aber sie wußte nicht, daß diese Sängerinnen sämtlich Feen waren, die der Geist hierzu ausgewählt hatte.

Als das Abendessen vorüber war und man schnell abgeräumt hatte, so trat an die Stelle des Musikchores ein Trupp von Tänzern und Tänzerinnen. Sie führten nach der Landessitte allerlei Arten von figurierten Tänzen auf; zuletzt tanzten ein Tänzer und eine Tänzerin ganz allein mit einer erstaunlichen Leichtigkeit, und jeder von ihnen entwickelte all den Anstand und die Gewandtheit, deren sie nur irgend fähig waren. Es war nahe an Mitternacht, als Aladdin — der damals in China bestehenden Sitte zufolge — aufstand und der Prinzessin Badrulbudur die Hand bot, um mit ihr zu tanzen und damit die Hochzeitsfeierlichkeiten zu beschließen. Sie tanzten so schön, daß sie die Bewunderung der ganzen Gesellschaft erregten. Nach Endigung des Tanzes behielt Aladdin die Prinzessin an der Hand und sie gingen miteinander in das Zimmer, wo das hochzeitliche Lager für sie bereitet war. Die Frauen der Prinzessin kleideten sie aus und brachten sie zu Bette; Aladdins Diener thaten ihm ein gleiches, und alle entfernten sich sodann. So endigten die Feierlichkeiten und Lustbarkeiten der Hochzeit Aladdins mit der Prinzessin Badrulbudur.

Als Aladdin am folgenden Morgen erwachte, erschienen seine Kammerdiener, um ihn anzukleiden. Sie zogen ihm ein ganz anderes, aber nicht minder reiches und prächtiges Kleid an als am Hochzeitstage. Hierauf ließ er sich eins von seinen Leibpferden vorführen, bestieg es, und begab sich, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Sklaven, welche vor ihm, hinter ihm und zu beiden Seiten gingen, nach dem Palast des Sultans. Der Sultan empfing ihn mit denselben Ehrenbezeugungen wie das erste Mal, er umarmte ihn, ließ ihn neben sich auf dem Throne sitzen und befahl, daß man ein Frühmahl auftragen solle. „Herr," erwiderte Aladdin, „ich

bitte Euer Majestät, mich für heute wegen dieser mir zugedachten Ehre zu entschuldigen, ich komme soeben Euch zu bitten, daß Ihr mir die Ehre erzeigen möchtet, in dem Palast der Prinzessin nebst Eurem Großvezier und den Großen Eures Hofes ein Mittagsmahl einzunehmen." Der Sultan genehmigte dies mit vielem Vergnügen. Er stand sogleich auf, und da der Weg nicht weit war, so geruhete er, sich zu Fuße dahin zu begeben. Er brach also auf, während Aladdin zu seiner Rechten, der Großvezier zu seiner Linken, die Großen des Hofes hinter ihm als Gefolge, und vor ihm her die Trabanten und seine vornehmsten Hausbeamten gingen.

Je näher der Sultan dem Palast Aladdins kam, desto mehr erstaunte er über die Schönheit desselben. Diese Verwunderung stieg bei seinem Eintritt noch höher; bei jedem Zimmer, welches er sah, brach er in neue Beifallsbezeugungen aus. Aber als sie nun in den Saal von vierundzwanzig Fenstern, wohin Aladdin sie eingeladen, hinaufgelangt waren, und er die Verzierungen desselben, besonders aber die mit den schönsten und größten Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzten Gitterfenster betrachtet hatte, sagte er zu dem neben ihm stehenden Großvezier: „Vezier, ist es möglich, daß es in meinem Königreiche und so nahe an meinem Palast einen so prächtigen Palast geben konnte, von welchem ich bis jetzt nichts wußte?" — „Euer Majestät," erwiderte der Großvezier, „wird sich vielleicht erinnern, daß Ihr vorgestern dem Aladdin, als Ihr ihn für Euren Schwiegersohn anerkannt hattet, die Erlaubnis erteiltet, einen Palast dem Eurigen gegenüber aufzuführen. An demselben Tage war bei Sonnenuntergang an dieser Stelle noch kein Palast vorhanden, und gestern hatte ich die Ehre, Euch zuerst zu melden, daß der Palast fertig gebaut sei." — „Ich erinnere mich wohl daran," antwortete der Sultan, „aber ich hatte mir nicht eingebildet, daß dieser Palast ein Wunder der Welt sein würde. Wo in aller Welt findet man denn Bauwerke, die, statt aus Stein- oder Marmorschichten, aus Gold- und Silberschichten aufgeführt sind, und wo die Fenster Vergitterungen haben, die mit Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzt wären? Dergleichen ist auf Erden nie gesehen worden."

Der Sultan besah und bewunderte die Schönheit der vierundzwanzig Gitterfenster. Doch indem er sie zählte, fand er, daß bloß dreiundzwanzig so reich geschmückt waren, und wunderte sich nicht wenig, daß das vierundzwanzigste unvollendet

geblieben war. „Vezier," rief er — denn der Großvezier machte es sich zur Pflicht, nicht von seiner Seite zu weichen — „ich bin sehr erstaunt, daß ein Saal von solcher Pracht an dieser Stelle unvollendet geblieben ist." — „Herr," erwiderte der Großvezier, „Aladdin war offenbar zu sehr gedrängt, und es fehlte ihm an Zeit, dies Fenster den übrigen gleich machen zu lassen; aber es läßt sich denken, daß er die erforderlichen Edelsteine besitzt, und daß er ehestens daran arbeiten lassen wird."

Aladdin, welcher den Sultan verlassen hatte, um einige Befehle zu geben, hatte sich mittlerweile wieder zu ihm gefunden. „Mein Sohn," sagte der Sultan zu ihm, „dieser Saal ist unter allen, die in der Welt sind, der bewunderungswürdigste. Bloß etwas setzt mich in Erstaunen — daß nämlich dies eine Gitterfenster unvollendet geblieben ist. Ist dies aus Vergeßlichkeit geschehen, oder aus Nachlässigkeit, oder weil die Werkleute nicht Zeit hatten, die letzte Hand an ein so schönes Denkmal der Baukunst zu legen?" — „Herr," antwortete Aladdin, „das Gitterfenster ist aus keinem dieser Gründe so unvollendet geblieben, als Ihr es da sehet; sondern es ist absichtlich geschehen und die Werkleute haben es auf meinen ausdrücklichen Befehl nicht angerührt. Ich wünschte nämlich, daß Euer Majestät den Ruhm haben sollte, diesen Saal und Palast vollenden zu lassen; und bitte Euch, diese meine gute Absicht zu genehmigen, damit ich mich dieser von Euch empfangenen Gunst und Gnade einst rühmen und erinnern kann." — „Wenn Ihr es in dieser Absicht gethan habt," erwiderte der Sultan, „so weiß ich Euch vielen Dank dafür, und werde augenblicklich die nötigen Befehle hierzu erteilen." Auch ließ er wirklich die Juwelenhändler, welche am reichsten mit Edelsteinen versehen waren, und die geschicktesten Goldarbeiter seiner Hauptstadt kommen.

Der Sultan stieg unterdes aus dem Saale wieder herab und Aladdin führte ihn in denjenigen, worin er die Prinzessin Badrulbudur am Hochzeitstage bewirtet hatte. Die Prinzessin erschien einen Augenblick später, und empfing den Sultan, ihren Vater, mit Mienen, welche deutlich verrieten, wie zufrieden sie mit ihrer Ehe sei. Zwei Tafeln standen da, mit den köstlichsten Speisen besetzt, und mit Tischgeschirren, die sämtlich von Gold waren. Der Sultan setzte sich an die erste Tafel, und speiste mit der Prinzessin, mit Aladdin und dem Großvezier; alle Großen des Hofes wurden an der anderen

Tafel bewirtet. Der Sultan fand die Speisen sehr wohlschmeckend und gestand, daß er noch nie herrlicher gespeist habe; dasselbe sagte er von dem Weine, welcher in der That ganz köstlich war. Was er ferner bewunderte, waren vier große Tafelaufsätze, die im Überfluß mit Flaschen, Schalen und Bechern, alle von gediegenem Gold und mit Edelsteinen geschmückt, versehen und besetzt waren. Auch war er über die Musikchöre ganz entzückt, welche im Saale verteilt waren, während das Geschmetter der Trompeten, Pauken und Trommeln in angemessenen Pausen von draußen her ertönte.

Als der Sultan vom Tische aufgestanden war, meldete man ihm, daß die Juwelenhändler und Goldarbeiter, die auf seinen Befehl gerufen worden, da wären. Er stieg zum Saale von vierundzwanzig Fenstern hinauf, und als er oben angelangt war, zeigte er den Juwelieren und Goldarbeitern, die ihm gefolgt waren, das Fenster, welches noch unvollendet war. „Ich habe euch kommen lassen," sagte er zu ihnen, „damit ihr mir dieses Fenster zurecht machet und ihm denselben Grad von Vollendung gebet, als die übrigen haben. Besichtiget die anderen, und verlieret keine Zeit, um mir dieses ganz ebenso zu machen."

Die Juweliere und Goldschmiede besahen sich die dreiundzwanzig Fenster sehr aufmerksam, und nachdem sie sich miteinander beraten und darüber eins geworden waren, was jeder seinerseits hierzu beitragen könne, erschienen sie wiederum vor dem Sultan, und der Hofjuwelier nahm das Wort und sagte: „Herr, wir sind bereit, unseren Fleiß und unsere Sorgfalt anzuwenden, um Euer Majestät zu gehorchen; allein wir alle, so viel wir unser hier sind, haben nicht so kostbare noch auch so unendlich viele Edelsteine, als zu einer so bedeutenden Arbeit erforderlich sind." — „Ich habe deren," sagte hierauf der Sultan, „und zwar mehr als nötig sein werden; kommt nach meinem Palast, ich werde sie euch zu eurer Auswahl und Benutzung überlassen."

Als der Sultan nach seinem Palast zurückgekehrt war, ließ er alle seine Edelsteine bringen, und die Juweliere nahmen eine große Anzahl derselben, hauptsächlich von denen, welche Aladdin geschenkt hatte. Sie brachten sie an dem Fenster an, ohne daß man sonderlich die Fortschritte ihrer Arbeit merkte; sie holten sich zu wiederholten Malen noch mehrere, und binnen einem Monat hatten sie kaum die Hälfte des Werkes vollendet. Sie benutzten endlich alle Edelsteine des Sultans nebst denen,

welche der Großvezier von den seinigen dazu hergab, aber alles, was sie davon möglich machen konnten, war, daß das Fenster höchstens zur Hälfte vollendet wurde.

Aladdin, welcher wohl sah, daß der Sultan sich vergeblich bemühte, das eine Gitterfenster den übrigen gleich zu machen, und daß er dabei dennoch nicht viel Ehre einlegen würde, ließ die Goldschmiede kommen, und sagte ihnen, daß sie nicht nur ihre Arbeit einstellen, sondern sogar alles das, was sie bisher daran gearbeitet, wieder auseinandernehmen und dem Sultan alle seine Edelsteine, nebst denen, die ihm der Großvezier geliehen, wieder zustellen sollten.

Die Arbeit, zu welcher die Juweliere und Goldschmiede mehr als sechs Wochen gebraucht hatten, wurde nun binnen wenigen Stunden zerstört. Sie entfernten sich dann und ließen Aladdin allein im Saale. Er zog nun die Lampe heraus, die er bei sich hatte, und rieb sie. Sogleich erschien der Geist. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich hatte dir befohlen, eines von den vierundzwanzig Fenstern dieses Saales unvollendet zu lassen, und du hast diesen Befehl befolgt. Gegenwärtig habe ich dich kommen lassen, um dir zu sagen, daß du es den übrigen gleich machest." Der Geist verschwand, und Aladdin ging aus dem Saale herunter. Als er nach einigen Augenblicken wieder hinaufging, fand er das Gitterfenster in dem Zustande, wie er es gewünscht hatte, und den übrigen ganz gleich.

Unterdes kamen die Juweliere und Goldarbeiter in den Palast des Sultans, wurden hineingeführt und dem Sultan in seinem Zimmer vorgestellt. Der erste Juwelier überreichte ihm die sämtlichen Edelsteine, welche sie wiederbrachten und sagte im Namen der übrigen: „Euer Majestät weiß, wie lange Zeit wir bereits mit Anstrengung unserer ganzen Kunst an der Vollendung des Werkes gearbeitet haben, welches Ihr uns auftrugt. Es war schon ziemlich weit vorgerückt, als Aladdin uns nötigte, nicht bloß unsere Arbeit einzustellen, sondern sogar alles wieder zu zerstören, was wir bisher gearbeitet hatten, und Euch Eure Edelsteine und die des Großveziers wieder zurückzubringen." Der Sultan fragte sie, ob Aladdin ihnen nicht die Ursache gesagt hätte, und da sie ihm diese Frage verneinend beantworteten, gab er auf der Stelle Befehl, daß man ihm ein Pferd vorführen solle. Man führte es vor, er bestieg es und ritt fort, ohne alles Gefolge, außer einigen seiner Leute, die ihn zu Fuße begleiteten. Er gelangt

zu Aladdins Palaste und steigt unten an der Treppe ab, die zu dem Saale von vierundzwanzig Fenster hinaufführt. Ohne Aladdin einen Wink geben zu lassen, geht er hinauf; doch Aladdin kam noch zu rechter Zeit, um den Sultan wenigstens noch an der Thür des Saales zu empfangen.

Der Sultan ließ Aladdin gar nicht Zeit, sich höflichst darüber zu beklagen, daß Seine Majestät ihm keinen Wink geben ließ und ihn in die Notwendigkeit versetzt habe, seine schuldige Pflicht zu unterlassen, sondern sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich komme, um dich selber zu fragen, aus welchem Grunde du denn einen so prächtigen und so einzigen Saal, wie der in deinem Palast ist, unvollendet lassen willst."

Aladdin verhehlte ihm den wahren Grund, nämlich den, daß der Sultan nicht reich genug an Edelsteinen sei, um einen solchen Aufwand bestreiten zu können. Indes um ihm zu zeigen, wie weit dieser Palast, so wie er da war, nicht bloß den seinigen, sondern auch jeden anderen in der Welt weit überträfe, da er nicht einmal den kleinsten Teil desselben hatte vollenden können, antwortete er ihm: „Herr, es ist wahr, Ihr habt diesen Saal unvollendet gesehen, doch sehet jetzt einmal — ich bitte Euch — zu, ob noch etwas daran fehlt."

Der Sultan ging geradeswegs nach dem Fenster hin, dessen Vergitterung er unvollendet gesehen hatte, und als er bemerkte, daß es den übrigen gleich war, so meinte er, daß er sich getäuscht hätte. Er besichtigte nicht bloß die Fenster auf beiden Seiten daneben, sondern besah sie auch noch eins nach dem andern; und als er sich überzeugt hatte, daß das Gitterfenster, woran er so lange hatte arbeiten lassen, und das den Werkleuten so viele Tage gekostet hatte, in so kurzer Zeit, als er wußte, vollendet worden sei, umarmte er Aladdin, küßte ihn zwischen seinen beiden Augen auf die Stirn und sagte zu ihm voll Verwunderung: „Mein Sohn, was für ein Mann bist du, daß du so erstaunliche Dinge und zwar in einem Augenblick auszurichten vermagst. Du hast auf der ganzen Welt nicht deinesgleichen, und je mehr ich dich kennen lerne, desto bewunderungswürdiger finde ich dich."

Aladdin nahm die Lobsprüche des Sultans mit vieler Bescheidenheit auf, und antwortete ihm in folgenden Ausdrücken: „Herr, es ist ein großer Ruhm für mich, das Wohlwollen und den Beifall Euer Majestät zu verdienen; ich versichere Euch, daß ich nichts unterlassen werde, um beides immer mehr zu verdienen."

Der Sultan kehrte nach seinem Palast auf die Weise zurück, wie er gekommen war, ohne daß er Aladdins Begleitung annahm. Bei seiner Ankunft fand er den Großvezier, der ihn erwartete. Der Sultan, der noch ganz voll von Staunen über das Wunder war, wovon er Augenzeuge gewesen, erzählte ihm die ganze Sache in Ausdrücken, die den Minister nicht zweifeln ließen, daß die Sache wirklich so sei, die aber den Großvezier in dem Glauben bestärkten, daß Aladdins Palast ein Werk der Zauberei sei — eine Meinung, die er dem Sultan gleich anfangs geäußert hatte, als der Palast erschienen war. Er wollte ihm dieselbe jetzt noch einmal wiederholen. Doch der Sultan unterbrach ihn und sagte: „Vezier, du hast mir das schon einmal gesagt; aber ich sehe wohl, daß du noch immer die Vermählung meiner Tochter mit deinem Sohne nicht vergessen hast."

Der Großvezier sah wohl, daß der Sultan eine vorgefaßte Meinung hatte; er ließ ihn denn auch dabei, um nicht mit ihm in Streit zu geraten. Der Sultan pflegte regelmäßig alle Tage, wenn er aufgestanden war, sich in ein Kabinett zu begeben, von wo aus man den Palast Aladdins sehen konnte und ging auch wohl den Tag über mehrmals dahin, um ihn zu betrachten und zu bewundern.

Aladdin blieb indes nicht in seinem Palast verschlossen. Jede Woche ließ er sich mehr als einmal in der Stadt sehen; sei es, daß er in diese oder jene Moschee ging, um sein Gebet zu verrichten, oder daß er bisweilen dem Großvezier seinen Besuch abstattete, der sich beeiferte, ihm an bestimmten Tagen seine Aufwartung zu machen, oder daß er einigen Großen, die er öfter in seinem Palast bewirtete, die Ehre erzeigte, sie zu Hause zu besuchen. Jedesmal, wenn er ausging, ließ er durch zwei seiner Sklaven, die neben seinem Pferde hergingen, auf den Straßen und Plätzen, über die er kam, ganze Hände voll Goldstücke unter das zahlreich versammelte Volk ausstreuen.

Übrigens, jeder Arme, der an der Thür seines Palastes erschien, kehrte voll Zufriedenheit über die Gaben, die auf Aladdins Befehl daselbst verteilt wurden, heim.

Da Aladdin seine Zeit so eingeteilt hatte, daß nicht leicht eine Woche verging, wo er nicht wenigstens einmal auf die Jagd ging, bald in die nächsten Umgebungen der Stadt, bald in größere Ferne, so übte er auf den Landstraßen und in den Dörfern dieselbe Freigebigkeit. Dieser Hang zur Großmut

erwarb ihm bei dem ganzen Volke tausend Segenswünsche, und es war zuletzt gewöhnlich, daß man stets bei seinem Kopfe schwor. Mit einem Wort, ohne den Sultan gerade in Schatten zu stellen, dem er regelmäßig seine Aufwartung machte, kann man doch gestehen, daß Aladdin durch sein leutseliges und menschenfreundliches Betragen sich die Zuneigung des ganzen Volkes erworben hatte, und daß er im allgemeinen mehr geliebt wurde als der Sultan selber. Mit allen diesen schönen Eigenschaften verband er nun noch eine Bravheit und einen Eifer für das allgemeine Beste, die man nicht genug loben konnte. Beweise davon gab er bei Gelegenheit eines Aufruhrs an den Grenzen des Reiches. Kaum hatte er erfahren, daß der Sultan ein Heer ausrüstete, um ihn zu dämpfen, als er ihn bat, ihm den Oberbefehl darüber anzuvertrauen. Er erlangte dies ohne Mühe. Sobald er sich an der Spitze des Heeres befand, ließ er es gegen die Empörer vorrücken, und führte diese Unternehmung mit so vielem Eifer aus, daß der Sultan die Niederlage und Bestrafung der Aufrührer fast früher vernahm als Aladdins Ankunft beim Heere. Diese That, welche seinen Namen im ganzen Reiche berühmt machte, änderte gleichwohl sein Herz nicht. Er kehrte siegreich zurück, war aber immer noch so leutselig wie zuvor.

Aladdin hatte bereits mehrere Jahre auf diese Weise gelebt, als der Zauberer, der ihm, ohne daran zu denken, das Mittel zu seiner bedeutenden Standeserhöhung in die Hand gegeben, sich in Afrika, wohin er zurückgekehrt war, seiner erinnerte. Obwohl er sich bisher überredet hatte, Aladdin sei in dem unterirdischen Gewölbe, worin er ihn gelassen, elend umgekommen, so kam es ihm dennoch in den Sinn, genau zu erfahren, welches Ende er genommen habe. Da er ein großer Meister in der Punktierkunst war, so zog er aus seinem Schranke ein Viereck in Form einer verschlossenen Schachtel hervor, dessen er sich bei seinen Beobachtungen in der Punktierkunst bediente. Er setzte sich auf sein Sofa, nahm das Viereck vor, nahm den Deckel ab, und nachdem er den Sand zurecht gemacht und geebnet hatte, um zu erfahren, ob Aladdin in der unterirdischen Höhle gestorben, machte er seine Punkte, zog seine Linien und stellte ihm die Nativität. Indem er nun die Nativitätstellung in Augenschein nahm, um sie zu beurteilen, entdeckte er, daß Aladdin, anstatt in dem unterirdischen Gewölbe gestorben zu sein, sich daraus gerettet habe und auf Erden in großem Glanz und gewaltigem

Reichtum, vermählt mit einer Prinzessin, und geehrt und geachtet lebe.

Kaum hatte der Zauberer vermittelst seiner teuflischen Kunst in Erfahrung gebracht, daß Aladdin sich auf diesem Standpunkt befände, als ihm auch schon das Blut ins Gesicht stieg. Voll Wut sagte er zu sich selbst: „Dieser elende Schneidersohn hat also das Geheimnis und die Eigenschaft der Lampe entdeckt! Ich hielt seinen Tod für gewiß und nun genießt er die Frucht meiner Mühen und Nachtwachen! Indes ich will es wohl zu hindern wissen, daß er sie nicht länger mehr genießen soll, oder ich will des Todes sein.“ Er überlegte nicht erst lange, welcher Entschluß zu fassen sei. Gleich am folgenden Morgen bestieg er einen Berberhengst, den er im Stalle hatte und machte sich auf den Weg. So kam er denn von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, ohne sich unterwegs länger aufzuhalten, als sein Pferd zum Ausruhen Zeit bedurfte bis nach China und bis in die Hauptstadt des Sultans, dessen Tochter Aladdin geheiratet hatte. Er stieg in einem Chan ab, wo er sich ein Zimmer mietete. Er blieb darin den noch übrigen Teil des Tages und die folgende Nacht, um sich von den Beschwerden der Reise zu erholen.

Den folgenden Tag wünschte der Afrikanische Zauberer vor allen Dingen zu wissen, was man von Aladdin spräche. Indem er durch die Stadt spazierte, trat er in einen sehr berühmten und von vornehmen Leuten stark besuchten Ort, wo man zusammenkam, um ein gewisses warmes Getränk (Thee) zu sich zu nehmen, und den er noch von seiner ersten Reise her kannte. Er hatte kaum Platz genommen, als man ihm von diesem Getränk in eine Schale einschenkte und sie ihm überreichte. Während er trank, horchte er rechts und links hin, und hörte, daß man von Aladdins Palast sprach. Als er ausgetrunken hatte, näherte er sich einem von denen, die sich darüber unterhielten, nahm den Augenblick wahr, und fragte ihn beiseite, was das für ein Palast wäre, von dem man so rühmend spräche? „Woher seid Ihr denn?“ erwiderte ihm der, an den er sich gewendet hatte. „Ihr müßt erst ganz kürzlich hier angekommen sein, wenn Ihr den Palast des Prinzen Aladdin noch nicht gesehen oder gar nicht davon reden gehört habt.“ Man nannte nämlich Aladdin, seitdem er die Prinzessin Badrulbudur geheiratet hatte, nicht anders als bei diesem Titel. „Ich sage nicht,“ fuhr derselbe Mann

fort, „daß er eins von den Wunderwerken der Welt ist, sondern ich behaupte vielmehr, daß es das einzige Wunderwerk in seiner Art auf der ganzen Welt ist; denn noch nie ist etwas so Großes, so Kostbares und Prächtiges gesehen worden. Ihr müßt sehr weit herkommen, da Ihr davon noch nicht habt sprechen hören: in der That, man muß, dünkt mich, seit seiner Erbauung auf der ganzen Erde von ihm sprechen. Sehet ihn Euch selber an, und Ihr mögt dann urteilen, ob ich Euch etwas davon übertrieben habe." — „Entschuldigt meine Unwissenheit," erwiderte der Afrikanische Zauberer; „ich bin erst gestern hier angelangt, und komme wirklich so weit her, ich kann sagen vom äußersten Ende Afrikas, daß der Ruf davon bei meiner Abreise noch nicht bis dahin gedrungen war. Und da ich wegen des dringenden Geschäfts, welches mich hierher führt, auf meiner Reise immer nur den Zweck vor Augen hatte, möglichst bald hierher zu gelangen, ohne mich unterwegs aufzuhalten oder irgend eine Bekanntschaft zu machen, so weiß ich von der Sache nichts weiter, als was ich soeben von Euch erfahren habe. Indes ich werde nicht unterlassen, mir ihn ansehen zu gehen; meine Sehnsucht ist danach so groß, daß ich Lust hätte, meine Neugier augenblicklich zu befriedigen, wenn Ihr mir gefälligst den Weg dahin bezeichnen wolltet."

Derjenige, an welchen sich der Afrikanische Zauberer gewandt hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm den Weg zu beschreiben, den er nehmen müßte, um zu der Ansicht des Palastes von Aladdin zu gelangen: und der Afrikanische Zauberer stand nun sogleich auf und ging hin. Als er hingekommen war, und den Palast in der Nähe von allen Seiten betrachtet hatte, zweifelte er nicht mehr daran, daß sich Aladdin zur Erbauung desselben der Lampe bedient habe. Ohne weiter das Unvermögen Aladdins als eines bloßen Schneidersohnes in Anschlag zu bringen, wußte er recht gut, daß dergleichen Wunderwerke nur von den Geistern der Lampe, deren Besitz ihm entgangen war, geschaffen werden könnten. Tief sich kränkend über das Glück und die Größe Aladdins, welche fast der des Sultans gleichkam, kehrte er nach dem Chan zurück, in welchem er eingekehrt war.

Es kam jetzt darauf an, zu wissen, wo die Lampe sei; ob Aladdin sie bei sich trüge, oder wo er sie aufbewahrte, und dies mußte der Zauberer vermittelst der Punktierkunst entdecken. Sobald er in seiner Wohnung angekommen war,

nahm er sein Viereck nebst dem Sande wieder vor, welches beides er auf allen seinen Reisen bei sich führte. Nachdem er damit die gewöhnlichen Versuche vorgenommen, erfuhr er, daß die Lampe sich in Aladdins Palaste befände, und er war über die Entdeckung so erfreut, daß er ganz außer sich war. „So werde ich denn also zum Besitz dieser Lampe gelangen," sagte er bei sich selbst; „und Trotz sei Aladdin geboten, wenn er mich hindern wollte, sie ihm zu entreißen und ihn wieder in den niedrigen Stand hinabzudrücken, aus dem er so hoch emporgestiegen ist."

Das Unglück wollte, daß Aladdin damals gerade auf acht Tage auf die Jagd gegangen und erst seit drei Tagen fort war. Der Afrikanische Zauberer erfuhr dies auf folgende Weise. Sobald er durch sein Punktierverfahren die frohe Kunde bekommen, ging er zu dem Aufseher des Chans unter dem Vorwande, sich mit ihm zu unterhalten, und dieser hatte dazu einen solchen Hang, daß es nicht erst nötig war, weit auszuholen. Er erzählte ihm, daß er Aladdins Palast besehen, und nachdem er ihm alles herausgepriesen, was er daran Bewunderungswertes entdeckt hatte, fuhr er fort: „Meine Neugier geht noch weiter, und ich werde nicht eher befriedigt sein, als bis ich den Herrn dieses wundervollen Gebäudes selbst gesehen haben werde." — „Diesen zu sehen, wird nicht schwer halten, da fast jeden Tag Gelegenheit dazu ist, sobald er sich in der Stadt aufhält; doch seit drei Tagen befindet er sich auf der Jagd, welche acht Tage dauern wird."

Mehr wollte der Afrikanische Zauberer nicht wissen. Er nahm von dem Manne Abschied, entfernte sich und sagte bei sich selber: „Dies ist ein günstiger Augenblick zum Handeln, ich darf mir ihn nicht entgehen lassen." Er ging hierauf in den Laden eines Mannes, welcher Lampen zum Verkauf machte, und sagte zu diesem: „Meister, ich brauche ein Dutzend kupferne Lampen; könnt Ihr mir sie wohl ablassen?" Der Lampenverkäufer antwortete, daß ihm zwar einige zum vollen Dutzend fehlten, doch wenn er sich bis morgen gedulden wolle, so könne er ihm die volle Anzahl bis zu jeder beliebigen Stunde schaffen. Der Zauberer nahm dies an, nur empfahl er ihm, daß sie sauber und blank sein müßten, und nachdem er ihm eine gute Bezahlung versprochen, ging er in seinen Chan zurück.

Den folgenden Tag wurde das Dutzend Lampen dem Zauberer abgeliefert, welcher sie nach dem Preise, der verlangt

wurde, bezahlte, ohne das Mindeste davon abzuhandeln. Er legte sie in einen Korb, womit er sich zu diesem Behuf versehen hatte, und mit diesem Korb am Arme ging er nach Aladdins Palaste, und fing, als er sich demselben näherte, zu rufen an:

„Wer will alte Lampen gegen neue eintauschen?"

Je näher er kam, kamen die kleinen Kinder, die auf dem Platze spielten, so wie sie ihn nur hörten, herbeigelaufen, versammelten sich mit lautem Hohngelächter um ihn her und betrachteten ihn wie einen Narren. Selbst die Vorübergehenden lachten über seine Dummheit, wofür sie es hielten. „Er muß wohl," sagten sie, „den Verstand verloren haben, daß er alte Lampen zum Tausch gegen neue anbietet."

Der Afrikanische Zauberer wunderte sich weder über das Auspfeifen und Auszischen von seiten der Kinder, noch über das, was man etwa über ihn reden mochte; sondern, um seine Waren loszuwerden, fuhr er fort zu schreien:

„Wer will alte Lampen gegen neue vertauschen?"

Er wiederholte diesen Ruf so oft im Auf- und Niedergehen auf dem Platze vor dem Palast und neben demselben, daß die Prinzessin Badrulbudur, welche damals eben in dem Saale von vierundzwanzig Fenstern war, die Stimme des Mannes hörte; da sie indes nicht verstehen konnte, was er ausrief, wegen des Pfeifens und Zischens der ihn begleitenden Kinder, deren Menge jeden Augenblick größer wurde, so schickte sie eine ihrer Sklavinnen, die ihr am nächsten stand, hinunter, um zu sehen, was denn dieser Lärm zu bedeuten habe.

Die Sklavin kam bald wieder und trat mit lautem Lachen in den Saal. Sie lachte so herzlich, daß die Prinzessin nicht umhin konnte, bei ihrem Anblick mitzulachen. „Nun, du Närrin," sagte die Prinzessin, „willst du mir nicht sagen, warum du lachst?" — „Prinzessin, erwiderte die Sklavin, indem sie noch immerfort lachte, „wer wollte nicht lachen, wenn man einen Narren sieht, mit einem Korbe voll schöner neuer Lampen am Arm, der sie nicht etwa verkaufen, sondern sie gegen alte eintauschen will? Den Lärm aber, den man hört, machen die Kinder, die ihn in solcher Menge umringen, daß er kaum von der Stelle gehen kann, und die ihn zum besten haben."

Auf diese Nachricht nahm eine andere Sklavin das Wort und sagte: „Da von alten Lampen die Rede ist, so weiß ich nicht, ob die Prinzessin schon bemerkt hat, daß da eine auf

dem Kranzgesims steht. Der, dem sie gehört, wird es nicht übelnehmen, wenn er statt der alten eine neue findet. Wenn die Prinzessin es genehmigt, so kann sie das Vergnügen genießen, zu erfahren, ob dieser Narr wirklich so verrückt ist, eine neue Lampe für eine alte hinzugeben, ohne Geld dazu zu verlangen."

Die Lampe, wovon die Sklavin sprach, war die Wunderlampe, deren sich Aladdin bedient hatte, um sich zu dieser hohen Stufe, auf der er stand, zu erheben. Er selber hatte sie, bevor er auf die Jagd ging, auf jenes Kranzgesims gestellt, aus Furcht, sie zu verlieren, und er hatte diese Vorsichtsmaßregel jedesmal angewandt, so oft er sich vom Hause entfernte; doch weder die Sklavinnen, noch die Verschnittenen, noch die Prinzessin selber hatten jemals während seiner Abwesenheit dieselbe bemerkt. Außer der Zeit, wo er sich auf der Jagd befand, trug er sie beständig bei sich. Man wird vielleicht hierbei bemerken, die Vorsicht Aladdins sei recht gut gewesen, doch hätte er wenigstens die Lampe wohin verschließen sollen. Dies ist freilich wahr, doch dergleichen Versehen sind zu allen Zeiten begangen worden, sie fallen heutzutage noch vor, und sie werden auch in Zukunft nicht ausbleiben.

Die Prinzessin Badrulbudur, welche den Wert der Lampe nicht kannte und nicht wußte, wie viel ihr und dem Aladdin daran liegen müsse, daß dieselbe niemand anrühre und daß sie aufbewahrt werde, ging auf den Scherz ein und befahl einem der Verschnittenen, sie zu nehmen und einzutauschen. Der Verschnittene gehorchte, ging die Treppe hinunter, und war kaum aus der Thür des Palastes getreten, als er auch schon den Afrikanischen Zauberer bemerkte. Er rief ihn, und als er zu ihm getreten war, zeigte er ihm die alte Lampe und sagte: „Gieb mir eine neue Lampe für diese da."

Der Afrikanische Zauberer zweifelte nicht, daß es die Lampe sei, die er suchte; auch konnte es in Aladdins Palast, wo alles Tischgeschirr nur von Silber oder Gold war, nicht füglich eine andere außer dieser noch geben. Er nahm sie daher schnell aus der Hand des Verschnittenen, und nachdem er sie zuvor in seinen Busen geschoben, überreichte er ihm seinen Handkorb und ließ ihn daraus nach Belieben eine auswählen. Der Verschnittene wählte sich eine aus, verließ den Zauberer und brachte die neue Lampe der Prinzessin Badrulbudur. Doch kaum war der Tausch geschehen, als auch schon

die Kinder auf dem Platze ein lautes Gelächter erhoben und sich über die Dummheit des Zauberers lustig machten.

Doch dieser ließ sie schreien, so viel sie wollten, und ohne sich länger in der Nähe von Aladdins Palast zu verweilen, entfernte er sich unvermerkt und ohne alles Geräusch, das heißt ohne weiter zu schreien und ohne weiter neue Lampen gegen alte zum Tausch anzubieten. Er wollte ja auch keine andere mehr, als die er jetzt eben empfangen hatte, und sein Stillschweigen bewirkte, daß die Kinder sich entfernten und ihn gehen ließen.

Sobald er von dem Platze, der zwischen den beiden Palästen lag, herunter war, entschlüpfte er durch einige unbesuchte Straßen, und da er jetzt weder der übrigen Lampen noch des Korbes weiter bedurfte, setzte er den Korb mit den Lampen mitten auf einer Straße hin, wo gerade niemand vorüberging. Hierauf schlug er eine andere Straße ein und schritt hastig fort, bis er eines von den Stadtthoren erreichte; sodann setzte er seinen Weg durch die Vorstadt, die sehr lang war, fort, und kaufte sich einige Lebensmittel ein, ehe er aus derselben hinaus war. Sobald er auf freiem Felde war, lenkte er von der großen Straße ab, nach einem abgelegenen Platze hin, wo er von niemand bemerkt werden konnte, und wo er den günstigen Augenblick abwartete, um seinen Plan vollends auszuführen. Er bedauerte jetzt nicht weiter den Verlust des Berberhengstes, den er in dem Chan, wo er abgestiegen, zurückgelassen hatte; sondern hielt sich durch den soeben erworbenen Schatz hinlänglich dafür entschädigt.

Der Afrikanische Zauberer brachte den übrigen Teil des Tages an diesem Orte zu, bis um ein Uhr nachts, wo die Finsternis am größten war. Da erst zog er die Lampe aus seinem Busen und rieb sie. Auf diesen Ruf erschien der Geist sogleich.

„Was willst du?“ fragte ihn der Geist. „Hier bin ich, als dein Sklave, und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben!“

„Ich befehle dir,“ erwiderte der Afrikanische Zauberer, „daß du augenblicklich den Palast, den du oder die übrigen Sklaven der Lampe in dieser Stadt erbaut haben, so wie er da ist, mit allen seinen lebenden Bewohnern aufhebst und ihn zugleich mit mir an den und den Ort nach Afrika führest.“ Ohne etwas zu antworten, schaffte der Geist mit Hilfe der übrigen, der Lampe dienstbaren Geister in sehr kurzer Zeit

ihn selber und den ganzen Palast nach Afrika an den von ihm bezeichneten Ort. Wir wollen indes den Afrikanischen Zauberer und den Palast nebst der Prinzessin Badrulbudur in Afrika lassen, und jetzt bloß von dem Erstaunen des Sultans reden.

Als der Sultan aufgestanden war, unterließ er nicht, seiner Gewohnheit zufolge, sich nach dem offenen Erker zu begeben, um das Vergnügen zu haben, den Palast Aladdins zu betrachten und zu bewundern. Er richtete seinen Blick nach der Gegend hin, wo er sonst diesen Palast zu sehen gewohnt war, und erblickte bloß einen leeren Platz, ganz so wie er früher war, ehe noch das Gebäude darauf errichtet worden. Er glaubte anfangs, daß er sich täusche, und rieb sich die Augen; doch er sah ebensowenig etwas als früher, obwohl das Wetter sehr heiter, der Himmel rein und die Morgenröte, die bereits im Aufgehen war, alle Gegenstände sehr deutlich zeigte. Er blickte links und rechts durch die beiden Öffnungen, und sah noch immer nichts. Sein Erstaunen war so groß, daß er eine Zeitlang auf derselben Stelle stehen blieb, die Augen nach dem Platze hingewandt, wo bisher der Palast gewesen, aber jetzt nicht mehr zu finden war, indem er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ein so großer und ansehnlicher Palast wie der des Aladdin, den er seit jenem Tage, wo er mit seiner Erlaubnis erbaut worden, tagtäglich und selbst gestern noch gesehen hatte, auf einmal so spurlos verschwunden sein könne. „Ich täusche mich nicht," sprach er bei sich selbst, „er stand wirklich auf jenem Platze; wäre er zusammengestürzt, so würden sich doch Haufen von Trümmern noch zeigen, und hätte die die Erde ihn verschlungen, so müßte man doch noch einige Spur davon sehen." Obwohl er nun überzeugt war, daß der Palast nicht mehr da sei, so unterließ er doch nicht, noch eine Weile zu warten, um zu sehen, ob er sich wirklich nicht täusche. Endlich entfernte er sich, und nachdem er noch einmal zurückgeblickt, kehrte er in sein Zimmer zurück und befahl, daß man in aller Eile den Großvezier rufen möchte. Unterdes setzte er sich nieder, während sein Geist von so verschiedenartigen Gedanken bestürmt wurde, daß er nicht wußte, welchen Entschluß er fassen sollte.

Der Großvezier ließ den Sultan nicht lange auf sich warten. Er kam in solcher Eile, daß weder er noch seine Leute im Vorübergehen darauf acht hatten, daß Aladdins Palast nicht mehr an seiner Stelle stand. Selbst die Pförtner,

als sie die Pforte des Palastes öffneten, hatten es nicht einmal bemerkt.

Der Großvezier redete den Sultan mit den Worten an: „Herr, die Eile, womit Euer Majestät mich hat rufen lassen, läßt mich schließen, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen sei, da Euch ja nicht unbekannt ist, daß heute Sitzung der Ratsversammlung ist, und daß ich folglich meiner Pflicht gemäß mich ohnehin bald eingestellt haben würde." — „Das, was vorgefallen ist, ist wirklich etwas Außerordentliches, wie du gesagt hast, und du wirst mir es bald zugeben. Sage mir, wo ist der Palast Aladdins?" — „Der Palast Aladdins?" erwiderte der Großvezier ganz erstaunt. „Ich ging soeben an demselben vorbei, und er war, wie mich dünkt, noch an seiner Stelle. Gebäude, die so fest und dauerhaft als dieses da aufgeführt sind, ändern nicht so leicht ihre Stelle." — „Geh einmal in dies Kabinett und sieh hin," antwortete der Sultan, „und du wirst mir bald etwas Neues davon melden."

Der Großvezier begab sich in den offenen Erker und es ging ihm wie dem Sultan. Als er sich völlig versichert hatte, daß Aladdins Palast nicht mehr dastehe, wo er gestanden, und daß keine Spur mehr davon vorhanden sei, so trat er wieder zu dem Sultan. „Nun, hast du Aladdins Palast gesehen?" fragte ihn dieser. — „Herr," erwiderte der Großvezier, „Euer Majestät wird sich erinnern, daß ich früher immer sagte, daß dieser Palast, der durch seinen ungeheueren Reichtum Eure Bewunderung auf sich zog, bloß ein Werk der Zauberei sei; doch Euer Majestät wollte nicht darauf achten."

Der Sultan, welcher das, was der Großvezier ihm in Erinnerung brachte, nicht abzuleugnen vermochte, geriet in einen um so größeren Zorn, da er seinen früheren Unglauben nicht in Abrede stellen konnte. „Wo ist," rief er, „dieser Betrüger, dieser Verbrecher, damit ich ihm den Kopf abschneiden lassen kann?" — „Herr," antwortete der Großvezier, „er hat sich vor einigen Tagen bei Euer Majestät beurlaubt. Man muß ihn fragen, wo sein Palast hingekommen ist; er muß es wissen." — „Das hieße ihn mit zu viel Schonung behandeln," erwiderte der Sultan; „geh du und gieb dreißig meiner Reiter den Befehl, ihn gefesselt vor mich zu führen." Der Großvezier ging und überbrachte den Reitern den Befehl des Sultans, und unterrichtete den Befehlshaber derselben, wie sie

sich benehmen sollten, damit er ihnen nicht entschlüpfte. Sie gingen ab und trafen Aladdin etwa fünf bis sechs Stunden von der Stadt auf der Heimkehr von der Jagd. Der Anführer ritt an ihn heran und sagte zu ihm, der Sultan habe große Sehnsucht, ihn wiederzusehen, und habe sie daher abgeschickt, um es ihm anzuzeigen und ihn auf dem Rückwege zu begleiten.

Aladdin ahnte nicht das mindeste von dem wirklichen Anlaß, der diese Abteilung der Leibwache des Sultans zu ihm geführt hatte, und setzte seinen Rückweg fort. Doch als er etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, umringte ihn die Reiterschar und der Anführer derselben nahm das Wort und sagte zu ihm: „Prinz Aladdin, zu unserem großen Bedauern müssen wir Euch erklären, daß wir vom Sultan den Befehl haben, Euch zu verhaften und Euch als einen Staatsverbrecher zu ihm zu führen; wir bitten Euch zugleich, es nicht übel aufzunehmen, daß wir unsere Pflicht erfüllen, und es uns zu verzeihen."

Diese Erklärung war eine große Überraschung für Aladdin, der sich unschuldig fühlte. Er fragte den Anführer, ob er wohl wisse, welches Verbrechens man ihn angeklagt habe; doch dieser antwortete, daß weder er noch seine Leute das geringste davon wüßten.

Als Aladdin sah, daß seine Leute der Reiterschar nicht gewachsen waren und ihn sogar verließen, so stieg er vom Pferde ab und sagte: „Hier bin ich; vollziehet den Befehl, der euch aufgetragen ist. Gleichwohl kann ich versichern, daß ich mir keines Verbrechens bewußt bin, weder gegen die Person des Sultans noch gegen den Staat." Man warf ihm sogleich eine dicke und lange Kette um den Hals, womit man ihn auch mitten um den Körper band, sodaß er die Hände nicht frei hatte. Als der Anführer sich an die Spitze der Reiterschaar gestellt hatte, faßte ein Reiter das Ende der Kette und führte so, hinter dem Anführer herreitend, Aladdin, der zu Fuß ihm folgen mußte und in diesem Zustande in die Stadt hineingebracht wurde.

Als die Reiter in die Vorstadt kamen, zweifelten die ersten, welche Aladdin als Staatsverbrecher daher geführt sahen, keinen Augenblick, daß es ihm den Kopf kosten würde. Da er allgemein beliebt war, so ergriffen einige Säbel und andere Waffen, und die, welche keine hatten, bewaffneten sich mit Steinen und folgten hinter den Reitern drein. Einige derselben,

die sich im Nachtrab befanden, schwenkten um und machten Miene, sie auseinander zu sprengen; doch die Anzahl der letzteren nahm so sehr zu, daß die Reiter beschlossen, es sich nicht weiter merken zu lassen und zufrieden zu sein, wenn sie den Palast des Sultans erreichten, ohne daß man ihnen den Aladdin entrisse. Um dies zu bewerkstelligen, trugen sie große Sorge, die ganze Breite der Straße, je nachdem sie weiter oder enger war, einzunehmen, und so gelangten sie denn an den Platz vor dem Palast, wo sie sich in einer Linie aufstellten und gegen die bewaffnete Volksmasse Front machten, bis ihr Befehlshaber und der Reiter, welcher Aladdin führte, in den Palast eingetreten waren und die Pförtner das Thor hinter ihnen abgeschlossen hatten, um das Volk abzuhalten.

Aladdin wurde vor den Sultan geführt, der in Begleitung des Großveziers ihn auf dem Balkon erwartete. Sobald er ihn erblickte, befahl er dem Scharfrichter, welcher dazu hinbestellt war, ihm den Kopf abzuschneiden, ohne daß er ihn weiter anhören oder irgend einen Aufschluß von ihm haben wollte.

Als der Scharfrichter sich Aladdins bemächtigt hatte, nahm er ihm die Kette ab, die um seinen Hals und Leib geschlungen war, und nachdem er ein Leder, das mit dem Blute von unzähligen hingerichteten Verbrechern befleckt war, auf die Erde hingebreitet hatte, ließ er ihn darauf niederknien und verband ihm die Augen. Hierauf zog er sein Schwert heraus und schickte sich an, den tödlichen Streich zu führen, indem er ausholte, und den Säbel dreimal in der Luft herumschwang, auf das Zeichen des Sultans wartend, um Aladdin den Kopf abzuhauen.

In diesem Augenblick bemerkte der Großvezier, daß der Pöbel, der die Reiter überwältigt und den Platz erfüllt hatte, anfing, die Mauern des Palastes an mehreren Stellen mit Leitern zu ersteigen und sie sogar niederzureißen, um eine Öffnung zu machen. Er sagte daher zu dem Sultan, noch ehe dieser das Zeichen gab: „Herr, ich bitte Euer Majestät, den Schritt, den Ihr zu thun im Begriff seid, reiflich zu überlegen. Ihr lauft Gefahr, Euren Palast erstürmt zu sehen, und wenn dies Unglück geschieht, so könnten die Folgen davon sehr unheilbringend sein.“ — „Meinen Palast erstürmt?“ erwiderte der Sultan. „Wer dürfte sich dies erkühnen?“ — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „Euer Majestät darf nur einen Blick auf die Mauern Ihres Palastes und

auf den Platz werfen, um die Wahrheit meiner Behauptung einzusehen."

Als der Sultan den lebhaften und heftigen Volksaufstand gewahrte, war sein Schrecken so groß, daß er augenblicklich dem Scharfrichter befahl, sein Schwert wieder in die Scheide zu stecken, die Binde von Aladdins Augen zu nehmen und ihn freizulassen. Zugleich befahl er seinen Trabanten, auszurufen, daß der Sultan ihm Gnade widerfahren lasse, und daß jeder sich nur entfernen möge.

Nunmehr gaben alle die, welche bereits die Mauern des Palastes erstiegen hatten, und Zeugen von dem waren, was da vorging, ihr Vorhaben auf. Sie stiegen in kurzer Zeit wieder hinab, und voll Freude darüber, einem Manne, den sie wahrhaft liebten, das Leben gerettet zu haben, teilten sie diese Neuigkeit allen Umstehenden mit; sie verbreitete sich sehr bald unter der ganzen Volksmasse, die den Platz des Palastes erfüllte, und das Ausrufen der Trabanten, welche oben von den Terrassen herab dasselbe verkündigten, machte sie vollends allgemein bekannt. Die Gerechtigkeit, welche der Sultan durch Aladdins Begnadigung demselben erwiesen hatte, entwaffnete den Pöbel und dämpfte den Aufruhr, und nach und nach ging jeder von dannen nach Hause.

Sobald Aladdin sich wieder freien Fußes sah, hob er sein Haupt nach dem Balkon empor, und als er auf demselben den Sultan erblickte, rief er in einem rührenden Tone: „Herr, ich bitte Euer Majestät, mir zu der schon erwiesenen Gnade noch eine neue hinzuzufügen und mich gnädigst wissen zu lassen, welches denn eigentlich mein Verbrechen ist." — „Was dein Verbrechen ist, Treuloser?" erwiderte der Sultan; „weißt du das noch nicht einmal? Steige hier herauf, ich werde dir es zeigen."

Aladdin stieg hinauf und nachdem er sich dem Sultan vorgestellt, sagte dieser zu ihm: „Folge mir!" und ging vor ihm her, ohne ihn weiter anzusehen. Er führte ihn bis zu dem offenen Erker und sagte, als er an der Thür war, zu ihm: „Tritt hier hinein. Du mußt ja wohl noch wissen, wo dein Palast stand; sieh dich hier nach allen Seiten um und sage mir dann, was aus ihm geworden ist."

Aladdin sah hin und erblickte nichts. Er bemerkte wohl den ganzen Platz, den sein Palast sonst eingenommen; aber da er gar nicht erraten konnte, wie er so ganz habe verschwinden können, so setzte ihn dies seltsame und überraschende

Ereignis in ein Staunen und in eine Bestürzung, die ihn hinderten, dem Sultan auch nur ein einziges Wort zu antworten.

Der Sultan wiederholte voll Ungeduld die Frage: „Sage mir doch, wo dein Palast und wo meine Tochter ist?“ Aladdin brach nun sein Schweigen und sagte: „Herr, ich sehe wohl und gestehe es ein, daß der Palast, den ich habe erbauen lassen, nicht mehr auf seiner Stelle steht; ich sehe, daß er verschwunden ist, und ich kann Euer Majestät nicht sagen, wo er sein mag. Indes kann ich Euch versichern, daß ich keinen Anteil an diesem Ereignis habe.“

„Was aus deinem Palast geworden ist,“ fuhr der Sultan fort, „kümmert mich eben nicht sehr; meine Tochter ist mir millionenmal mehr wert als jener. Darum verlange ich, daß du sie mir wiederschaffst, sonst lasse ich dir ohne weitere Rücksicht den Kopf abschneiden.“

„Herr,“ erwiderte Aladdin, „ich bitte Euer Majestät um vierzig Tage Frist, um die nötigen Maßregeln zu ergreifen, und wenn ich binnen dieser Zeit meinen Zweck nicht erreiche, so gebe ich Euch mein Wort, daß ich selber meinen Kopf zu den Füßen Eures Thrones niederlegen will, damit Ihr nach Belieben darüber verfügen könnet.“ — „Ich bewillige dir die Frist von vierzig Tagen, welche du verlangst,“ sagte hierauf der Sultan; „doch denke ja nicht etwa, diese meine Gnade zu mißbrauchen und meinem Zorn entfliehen zu können. In welchem Winkel der Erde du auch sein magst, ich werde dich schon zu finden wissen.“

Aladdin entfernte sich tief gedemütigt und in einem mitleiderregenden Zustande aus dem Angesicht des Sultans. Er ging mit gesenktem Haupte über die Höfe des Palastes, ohne daß er in seiner Niedergeschlagenheit die Augen aufzuheben wagte. Die obersten Hofbeamten, die er nie im geringsten beleidigt hatte und die seine Freunde waren, kehrten gleichwohl, anstatt sich ihm zu nähern, ihn zu trösten oder ihm einen Zufluchtsort in ihrem Hause anzubieten, vielmehr den Rücken, sowohl um ihn nicht zu sehen, als auch, damit er sie nicht erkennen möchte. Aber hätten sie sich auch ihm genähert, um ihm Trost zuzusprechen oder ihm ihre Dienste anzubieten, sie hätten Aladdin nicht wiedererkannt. Kannte er sich doch selbst nicht mehr und war seines Verstandes nicht mehr mächtig. Dies zeigte er, sobald er aus dem Palast hinausgetreten war; denn ohne zu bedenken, was er that, fragte er von Thür zu

Thür und alle, denen er begegnete, ob man nicht seinen Palast gesehen habe, oder ihm davon Nachricht geben könne.

Die Fragen brachten jedermann auf den Gedanken, daß Aladdin seinen Verstand verloren habe. Einige lachten darüber, doch die Vernünftigen und hauptsächlich alle die, welche in irgend einer Freundschaftsverbindung oder in irgend einem Verkehr mit ihm gestanden hatten, wurden von wahrhaftem Mitleid ergriffen. Er blieb drei Tage in der Stadt, indem er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite hin wendete, und nichts aß, als was man ihm aus Mitleid reichte, und ohne übrigens einen Entschluß zu fassen.

Endlich, da er in einer Stadt, wo er einst mit so viel Glanz aufgetreten war, in seinem unglücklichen Zustande nicht länger verweilen konnte, so entfernte er sich aus derselben und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er vermied die großen Heerstraßen; und nachdem er mehrere Felder in einer schrecklichen Ungewißheit durchirrt hatte, kam er bei Anbruch der Nacht an das Ufer eines Stromes. Hier faßte er einen Gedanken der Verzweiflung. „Wo soll ich meinen Palast jetzt suchen?“ sagte er bei sich selbst, „in welcher Provinz, in welchem Lande, in welchem Teile der Welt werde ich ihn nebst meiner teuren Prinzessin, welche der Sultan von mir fordert, wiederfinden? Es wird mir nicht gelingen. Es ist folglich besser, daß ich mich von so vielen Beschwerden, die zu nichts führen, und von all den schmerzlichen Bekümmernissen, die an mir nagen, auf immer befreie.“ Seinem nunmehr gefaßten Entschlusse gemäß wollte er sich in den Strom stürzen; doch als guter und religiöser Muselmann glaubte er es nicht eher thun zu dürfen, als nachdem er sein Gebet verrichtet hätte. Indem er sich dazu anschicken wollte, näherte er sich dem Rande des Gewässers, um sich, der Landessitte gemäß, die Hände und das Gesicht zu waschen; allein, da die Stelle etwas abschüssig und von dem anspülenden Wasser feucht war, so glitt er aus und würde in den Strom gefallen sein, wenn er sich nicht noch an einem kleinen, etwa zwei Fuß aus dem Erdreich hervorragenden Felsstück festgehalten hätte. Glücklicherweise trug er noch den Ring, den der Afrikanische Zauberer ihm an den Finger gesteckt, bevor er in das unterirdische Gewölbe hinabstieg, um die kostbare Lampe zu holen, die ihm jetzt soeben entrissen worden war. Beim Anhalten rieb er diesen Ring sehr heftig gegen den Felsen und augenblicklich erschien ihm wieder der Geist, der ihm in jenem unterirdischen

Gewölbe, worin der Afrikanische Zauberer ihn eingeschlossen, erschienen war.

„Was verlangst du?" sagte der Geist zu ihm. „Hier bin ich, dir zu gehorchen bereit, als dein Sklave und als Sklave aller, die den Ring am Finger tragen, sowohl ich als die übrigen Sklaven des Ringes."

Aladdin, der durch eine so unerwartete Erscheinung in seiner Verzweiflung höchst angenehm überrascht wurde, antwortete: „Geist, rette mir zum zweitenmal das Leben, dadurch, daß du mir anzeigst, wo der Palast ist, den ich erbauen ließ, oder daß du mir unverzüglich ihn wieder auf die vorige Stelle zurücktragen lässest." — „Was du von mir verlangst, erwiderte der Geist, „liegt außer meinem Wirkungskreise. Ich bin bloß Sklave des Ringes, wende dich deshalb an den Sklaven der Lampe." — „Wenn das ist," antwortete Aladdin, „so befehle ich dir vermöge des Ringes, mich an den Ort hinzubringen, wo mein Palast sich befindet — an welchem Ort der Erde er auch sein mag — und mich unter die Fenster der Prinzessin Badrulbudur hinzusetzen." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geist ihn nach Afrika mitten auf eine Wiese, auf welcher der Palast unweit von einer großen Stadt stand, hintrug, ihn dicht unter die Fenster der Prinzessin Badrulbudur niedersetzte, und ihn da verließ. Alles dies geschah binnen einem Augenblick.

Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht erkannte Aladdin recht gut seinen Palast und die Zimmer der Prinzessin Badrulbudur; da indes die Nacht schon weit vorgerückt und im Palast alles ruhig war, so entfernte er sich etwas abseits, und setzte sich unter einen Baum. Hier, voll guter Hoffnungen und in Betrachtungen über sein Glück, das er einem bloßen Zufall verdankte, fühlte er sich seit jenem Augenblick, wo er verhaftet, vor den Sultan geführt und in augenscheinlicher Lebensgefahr gewesen, zum erstenmal wieder in einem ruhigeren Gemütszustande. Er hing eine Weile diesen angenehmen Gedanken nach; doch endlich, da er seit fünf bis sechs Tagen gar nicht geschlafen hatte, konnte er sich zuletzt nicht mehr des Schlafes enthalten, der ihn überfiel und so schlummerte er am Fuße des Baumes ein.

Als am folgenden Tage die Morgenröte anbrach, wurde Aladdin durch den Gesang der Vögel, die teils auf dem Baume über ihm, teils auf den dickbelaubten Bäumen im Garten seines Palastes die Nacht zugebracht hatten, sehr angenehm

geweckt. Er warf sogleich seine Augen auf diesen wundervollen Bau und fühlte eine unaussprechliche Freude darüber, daß er jetzt auf dem Punkte stand, wieder Herr desselben zu werden und noch einmal zum Besitz seiner geliebten Prinzessin Badrulbudur zu gelangen. Er stand auf und näherte sich den Zimmern der Prinzessin. Er spazierte eine Weile unter ihren Fenstern auf und nieder, wartend, bis sie wach sein und sich sehen lassen würde. Unter diesem Warten dachte er bei sich selbst darüber nach, woher wohl die Ursache seines Unglücks gekommen, und nach langem Hin- und Herdenken zweifelte er nicht mehr, daß sein ganzes Mißgeschick bloß davon herrühre, daß er seine Lampe aus den Augen verloren. Er klagte sich selber der Nachlässigkeit und der Sorglosigkeit an, daß er dieselbe habe je aus den Händen geben können. Was ihn aber noch weit mehr beunruhigte, war, daß er gar nicht erraten konnte, wer denn derjenige sei, der auf sein Glück so neidisch gewesen. Er hätte es früher begriffen, wenn er gewußt hätte, daß er und sein Palast sich jetzt in Afrika befänden; doch der dienstbare Geist des Ringes hatte ihm nichts davon gesagt, und er selbst hatte sich nicht davon unterrichten können. Die bloße Nennung des Namens Afrika hätte ihn sogleich an den Afrikanischen Zauberer, seinen schlimmsten Feind, erinnert.

Die Prinzessin Badrulbudur stand früher als gewöhnlich auf, und zwar erst seit ihrer Entführung und ihrer Versetzung nach Afrika durch die Künste des Afrikanischen Zauberers, dessen Anblick sie bisher täglich einmal hatte ertragen müssen, weil er Herr des Palastes war; jedoch sie hatte ihn jedesmal so spröde behandelt, daß er noch nicht gewagt hatte, seinen Wohnsitz darin aufzuschlagen. Als sie angekleidet war, sah eine von ihren Frauen zufällig durchs Gitterfenster und bemerkte Aladdin. Sie eilte sogleich zu ihrer Gebieterin und meldete es ihr. Die Prinzessin, welche diese Nachricht gar nicht glauben konnte, stellte sich schnell ans Fenster, bemerkte ebenfalls Aladdin, und öffnete das Gitter. Bei dem Geräusch, welches die Prinzessin durch Öffnung des Fenstergitters machte, hob Aladdin den Kopf in die Höhe, erkannte sie und begrüßte sie mit einer Miene, worin sich seine grenzenlose Freude abspiegelte. „Um keine Zeit zu verlieren," sagte die Prinzessin zu ihm, „habe ich dir die geheime Thür öffnen lassen; geh durch dieselbe herein und komme herauf."

Die geheime Thür befand sich unter dem Zimmer der

Prinzessin. Aladdin fand sie offen und ging rasch die Treppe hinauf. Es ist unmöglich, die Freude zu schildern, welche beide Ehegatten empfanden, als sie sich nach einer Trennung, die sie für ewig geglaubt hatten, endlich wiedersahen. Sie umarmten sich mehrmals und gaben sich alle möglichen Beweise von Liebe und Zärtlichkeit, die man sich nach einer so traurigen und unerwarteten Trennung, als die ihrige war, nur denken kann. Nach diesen Umarmungen, unter die sich Thränen der Freude mischten, setzten sie sich, und Aladdin nahm das Wort und sagte: „Prinzessin, bevor wir von etwas anderem reden, bitte ich Euch um Gottes willen, sowie auch um Eurer selbst, Eures verehrungswürdigen Vaters und meiner selbst willen, mir zu sagen, was aus einer alten Lampe geworden ist, die ich, bevor ich auf die Jagd ging, in dem Saale von vierundzwanzig Fenstern auf den Kranzsims gestellt hatte."

„Ach, teurer Gemahl," antwortete die Prinzessin, „ich darf nicht mehr daran zweifeln, daß unser beiderseitiges Mißgeschick von dieser Lampe herrührt, und was mich trostlos macht, ist, daß ich selber die Ursache bin." — „Prinzessin," erwiderte Aladdin, „messet Euch nicht die Schuld davon bei, sie ist ganz mein, denn ich hätte in Aufbewahrung derselben sorgsamer sein sollen. Wir wollen jetzt bloß darauf denken, den Schaden wieder gut zu machen, und daher erweiset mir die Gefälligkeit und erzählt mir, wie die Sache zuging, und in wessen Hände sie geraten."

Nun erzählte die Prinzessin Badrulbudur Aladdin, wie es mit dem Umtausch der alten Lampe gegen die neue, welche sie ihm zur Ansicht herbeibringen ließ, ergangen war, und wie sie in der folgenden Nacht die Versetzung des Palastes bemerkt und sich am Morgen in einem unbekannten Lande, wo sie jetzt beide wären, und welches Afrika sei, befunden habe. Den letzteren Umstand hatte sie aus dem Munde des Verräters selber erfahren, der sie durch seine Zauberkünste dahin gebracht hatte.

„Prinzessin," unterbrach sie Aladdin, „Ihr habt mir den Verräter dadurch genug bezeichnet, daß Ihr mir sagt, daß ich mit Euch in Afrika bin. Es ist der treuloseste aller Menschen. Doch es ist hier weder Zeit noch Ort, Euch eine ausführliche Schilderung von seinen Bosheiten zu entwerfen; ich bitte Euch bloß, mir zu sagen, was er mit der Lampe gemacht hat und wo er sie hingethan hat?" — „Er trägt sie

wohl eingehüllt in seinem Busen," erwiderte die Prinzessin, „und ich kann dies um so mehr bezeugen, da er sie in meiner Gegenwart herausgezogen und enthüllt hat, um sich damit gegen mich zu brüsten."

„Geliebte Prinzessin," sagte hierauf Aladdin, „verdenket mir nur ja nicht die vielen Fragen, womit ich Euch ermüde, sie sind für mich und Euch von gleicher Wichtigkeit. Doch um auf das zu kommen, was mich ganz besonders interessiert, sagt mir doch, ich beschwöre Euch, welche Behandlung Ihr bei diesem bösen und treulosen Manne erlitten habt?" — „Seitdem ich hier bin," erwiderte die Prinzessin, „hat er sich täglich mir bloß einmal gezeigt und ich bin überzeugt, daß er mich darum nicht öfter belästigt, weil er durch seine Besuche so wenig ausrichtet. Alle seine Reden, die er bei dieser Gelegenheit gegen mich führt, zielen bloß dahin, daß ich das Euch gegebene Wort brechen und ihn zum Manne nehmen soll; indem er mir immer begreiflich zu machen sucht, daß ich nimmermehr hoffen darf, Euch jemals wiederzusehen, daß Ihr nicht mehr am Leben seid, und daß mein Vater, der Sultan, Euch habe den Kopf abhauen lassen. Um sich zu rechtfertigen, fügte er dann noch hinzu, Ihr wäret ein Undankbarer, all Euer Glück sei bloß von ihm hergekommen, und so noch tausend anderes, was ich ihn immerhin reden lasse. Da er von mir nichts zur Antwort bekommt als schmerzliche Klagen und Thränen, so muß er sich jedesmal so unbefriedigt wieder entfernen, als er gekommen ist. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß seine Absicht ist, meinen lebhaftesten Schmerz erst vorübergehen zu lassen, in der Hoffnung, daß ich meine Gesinnung ändern würde, und am Ende Gewalt zu brauchen, wenn ich auf meiner Widersetzlichkeit beharren sollte. Indes, teurer Gemahl, Eure Gegenwart hat bereits alle meine Besorgnisse verscheucht."

„Prinzessin," unterbrach sie Aladdin, „ich habe die Zuversicht, daß ich Eure Besorgnisse nicht vergebens verscheucht, sondern ein Mittel gefunden habe, Euch von meinem und Eurem Feinde zu befreien. Zu diesem Behuf ist es indes nötig, daß ich in die Stadt gehe; ich werde gegen Mittag von da wieder zurückkehren und Euch dann meinen Plan mitteilen und was Ihr zu Ausführung desselben beitragen sollt. Doch um es Euch gleich im voraus anzukündigen, wundert Euch nicht, wenn Ihr mich in einer anderen Kleidung zurückkehren sehet, und gebt Befehl, daß man

mich an der verborgenen Thür, sobald ich klopfe, nicht lange warten läßt."

Die Prinzessin versprach, daß man ihn an der Thür erwarten und ihm schnell öffnen würde.

Als Aladdin aus den Zimmern der Prinzessin hinuntergegangen und durch dieselbe Thür wieder hinausgetreten war, sah er sich nach allen Seiten um und bemerkte einen Bauer, der ins Feld ging.

Da der Bauer jenseits des Palastes ging und ein wenig entfernt war, so schritt Aladdin rasch zu, und machte ihm, sobald er ihn eingeholt hatte, den Antrag, die Kleidung mit ihm zu wechseln, worauf der Bauer endlich auch einging. Der Umtausch geschah hinter einem Gebüsch, und als sie sich getrennt hatten, schlug Aladdin den Weg nach der Stadt ein. Sobald er hineingekommen war, schlug er die Straße ein, die vom Thore auslief, lenkte dann durch die besuchtesten Straßen, und kam endlich dahin, wo die Verkäufer und Handwerker von allen Gattungen ihre besondere Gasse hatten. Er trat nun in die Gasse der Spezereihändler, wandte sich an den größten und warenreichsten Laden, und fragte den Kaufmann, ob er ein gewisses Pulver vorrätig habe, welches er ihm nannte.

Der Kaufmann, welcher aus Aladdins Kleidung schloß, daß er sehr arm sei, und wohl nicht Geld genug habe, um bezahlen zu können, sagte zu ihm, er habe dergleichen wohl, aber es sei sehr teuer. Aladdin erriet die Gedanken des Kaufmanns, zog seinen Geldbeutel, ließ einige Goldstücke hervorblinken und verlangte ein halbe Drachme von diesem Pulver. Der Kaufmann wog so viel ab, packte es ein, überreichte es Aladdin und verlangte ein Goldstück dafür. Aladdin händigte es ihm ein, und ohne sich in der Stadt länger aufzuhalten als nötig war, um etwas Speise zu sich zu nehmen, kehrte er nach seinem Palast zurück. Er durfte an der verborgenen Thür nicht lange warten; sie wurde ihm sogleich geöffnet und er ging in das Zimmer der Prinzessin Badrulbudur hinauf. „Prinzessin," sagte er zu ihr, „die Abneigung, die Ihr, wie Ihr mir sagt, gegen Euren Entführer hegt, wird es Euch vielleicht schwer machen, den Rat, den ich Euch geben werde, zu befolgen; indes erlaubt mir, Euch zu sagen, daß es nötig ist, Euch zu verstellen und sogar Euch Gewalt anzuthun, wofern Ihr Euch von seinen Nachstellungen befreien und Eurem Vater, dem Sultan, die Freude machen

wollt, Euch wiederzusehen. Wenn Ihr also meinem Rate folgen wollt," fuhr Aladdin fort, „so würdet Ihr jetzt augenblicklich eins der schönsten Kleider anziehen müssen; sobald der Afrikanische Zauberer dann kommt, so scheut Euch nicht, ihn auf die möglichst beste Weise zu empfangen, und zwar ohne allen Zwang und Befangenheit, mit heiterer Miene, und so, daß, wenn ja ein Wölkchen von Trübsinn auf Eurem Gesicht zurückbleiben sollte, dies von nicht langer Dauer zu sein scheine. Im Gespräch gebt ihm sodann zu erkennen, daß Ihr Euch bemühtet, mich zu vergessen, und um ihn ganz von Eurer Aufrichtigkeit zu überzeugen, so ladet ihn zum Abendessen mit Euch ein und zeigt ihm an, daß Ihr gern den besten Wein seines Landes kosten möchtet. Er wird dann nicht unterlassen, wegzugehen, um dergleichen zu holen. Während Ihr dann auf seine Wiederkunft wartet und die Tafel schon in Bereitschaft gesetzt ist, so schüttet in einen dieser Becher, aus denen Ihr zu trinken pflegt, dies Pulver hier, setzt ihn dann beiseite, und gebt dann derjenigen von Euren Frauen, die Euch zu trinken bringt, die Anweisung, daß sie auf ein verabredetes Zeichen ihn Euch voll Wein bringe, und sich in acht nehme, daß nicht etwa ein Irrtum dabei vorfällt. Wenn der Zauberer zurückgekehrt sein wird und Ihr bei Tafel sitzen und so viel gegessen und getrunken haben werdet, als Euch gut dünkt, so laßt den Becher mit dem Pulver bringen, und vertauschet Euren Becher mit dem seinigen. Er wird die Gunst, die Ihr ihm dadurch erzeiget, so hoch aufnehmen, daß er es nicht ablehnen, sondern sogar den Becher rein austrinken wird; und kaum wird er ihn geleert haben, so werdet Ihr ihn rücklings hinsinken sehen. Sollte Euch ekeln, aus seinem Becher zu trinken, so dürft Ihr Euch bloß so stellen, als tränket Ihr, und zwar ganz ohne Furcht; denn die Wirkung des Pulvers wird so schnell erfolgen, daß er gar nicht Zeit haben wird zu bemerken, ob Ihr trinket oder nicht trinket."

Als Aladdin dies gesagt hatte, sprach die Prinzessin: „Ich gestehe Euch, daß es mir viel Überwindung kosten wird, dem Zauberer diese Schritte entgegen zu thun, die, wie ich sehe, durchaus notwendig sind; aber welcher Entschließungen ist man nicht fähig gegen einen so grausamen Feind? Ich werde also thun, was Ihr mir da ratet, da hiervon ebensosehr meine als Eure Ruhe abhängt." Nachdem Aladdin diese Maßregeln mit der Prinzessin verabredet hatte, nahm er Abschied von ihr, um den übrigen Teil des Tages in den

Umgebungen des Palastes zuzubringen und die Nacht zu erwarten.

Die Prinzessin Badrulbudur, welche untröstlich darüber war, nicht bloß von ihrem teuren Gemahl Aladdin, den sie immer noch mehr aus Neigung denn aus Pflicht liebte, sondern auch von ihrem Vater, dem Sultan, der so zärtlich an ihr hing, getrennt zu sein, hatte seit dem Moment jener schmerzlichen Trennung ihr Äußeres sehr vernachlässigt. Sie hatte sogar — sozusagen — jene Reinlichkeit aus den Augen gesetzt, welche Personen ihres Geschlechts so wohl ansteht, besonders seitdem der Afrikanische Zauberer sich ihr zum erstenmal vorgestellt, und sie durch ihre Frauen, die ihn wiedererkannten, erfahren hatte, daß er es gewesen, der die alte Lampe gegen eine neue durch Tausch an sich genommen, durch welchen entsetzlichen Betrug er ihr zum Abscheu geworden war. Indes die sich darbietende Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, wie er es verdiente, und zwar früher, als sie es zu hoffen gewagt, machte, daß sie sich entschloß, Aladdins Wunsche zu willfahren. Sobald er sich daher entfernt hatte, setzte sie sich an ihren Putztisch, ließ sich durch ihre Frauen auf die vorteilhafteste Weise schmücken, und legte das reichste und ihrem Vorhaben angemessenste Kleid an. Der Gürtel, den sie sich anlegte, war von Gold und mit den größten und auserlesensten Diamanten ausgelegt; außer dem Gürtel hing sie sich bloß ein Perlenhalsband um, an welchem die sechs Seitenperlen zu der mittleren, welche die größte und kostbarste war, in einem solchen Verhältnis standen, daß die größten Sultaninnen und Königinnen sich glücklich geschätzt haben würden, wenn sie eine vollständige Schnur von der Größe der zwei kleinsten Perlen im Halsbande der Prinzessin besessen hätten. Die Armbänder, welche abwechselnd mit Diamanten und Rubinen besetzt waren, entsprachen wunderbar dem Reichtum des Gürtels und des Halsbandes.

Als die Prinzessin Badrulbudur völlig angekleidet war, zog sie ihren Spiegel zu Rate, holte die Meinung ihrer Frauen über ihren ganzen Anzug ein, und nachdem sie gesehen, daß ihr keiner von jenen Reizen fehle, welche der thörichten Leidenschaft des Afrikanischen Zauberers schmeicheln konnte, setzte sie sich auf ihr Sofa und erwartete seine Ankunft.

Der Afrikanische Zauberer unterließ nicht, sich zur gewohnten Stunde einzustellen. Sobald die Prinzessin ihn in den Saal

von vierundzwanzig Fenstern, worin sie ihn erwartete, eintreten sah, stand sie im vollen Glanze ihrer Schönheit und ihrer Reize auf und bezeichnete ihm mit der Hand den Ehrenplatz, den er ihrem Wunsche zufolge einnehmen sollte, um sich mit ihm zugleich setzen zu können, eine ausgezeichnete Artigkeit, die sie ihm bis hierher noch nie erwiesen hatte.

Der Afrikanische Zauberer, mehr von dem Glanze der schönen Augen der Prinzessin als von dem Schimmer der sie umgebenden Edelsteine geblendet, war davon sehr überrascht. Ihre majestätische Haltung und ein gewisser Ton von Anmut, womit sie ihn empfing, und der mit ihrer bisherigen zurückweisenden Art so sehr kontrastierte, machte ihn ganz verwirrt. Anfangs wollte er am äußersten Rande des Sofas Platz nehmen, doch da er sah, daß die Prinzessin ihren Platz nicht eher einnehmen wollte, als bis er sich dahin gesetzt, wohin sie gewünscht, so gehorchte er.

Als der Afrikanische Zauberer sich gesetzt hatte, nahm die Prinzessin, um ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen, das Wort, und indem sie ihn auf eine Weise anblickte, die in ihm den Glauben erweckte, er sei ihr nicht mehr so verhaßt wie zuvor, sagte sie zu ihm: „Ihr werdet Euch ohne Zweifel wundern, daß Ihr mich heute ganz anders findet, als Ihr mich bisher gefunden habt; doch Ihr werdet nicht weiter darüber erstaunen, wenn ich Euch sage, daß meiner inneren Gemütsstimmung alle Traurigkeit, Schwermut, Betrübnis und Kummer zuwider ist, daß ich sie sobald als möglich los zu werden suche, wenn der Anlaß dazu vorüber ist. Ich habe mir das, was Ihr mir von Aladdins Schicksal sagtet, wohl überlegt, und bei der bekannten Gemütsart meines Vaters bin ich mit Euch überzeugt, daß er dem furchtbaren Ausbruch seines Zornes nicht hat entgehen können. Wenn ich daher auch hartnäckig darauf beharren wollte, ihn mein Lebenlang zu beweinen, so sehe ich doch, daß ihn meine Thränen nicht wieder lebendig machen würden. Nachdem ich ihm nun bis ins Grab alle Pflichten erwiesen habe, welche die Liebe von mir forderte, scheint es mir gleichwohl, daß ich alle Mittel, um mich zu trösten, aufbieten müsse. Dies sind nun die Beweggründe zu der Veränderung, die Ihr an mir wahrnehmt. Um jeden Anlaß zur Traurigkeit, die ich ganz zu verbannen entschlossen bin, zu entfernen, und in der Meinung, daß Ihr mir wohl Gesellschaft leisten würdet, habe ich befohlen, daß man uns eine Abendmahlzeit bereiten soll. Allein,

da ich nur chinesischen Wein vorrätig habe, und ich mich doch in Afrika befinde, so habe ich Lust bekommen, den hier zu Lande wachsenden zu kosten, und ich glaube, daß, wenn dergleichen hier wächst, Ihr wohl den besten herausfinden würdet."

Der Afrikanische Zauberer, der das Glück, so schnell und so leicht zu der Gunst der Prinzessin Badrulbudur zu gelangen, für eine Unmöglichkeit gehalten hatte, sagte zu ihr, er könne nicht Ausdrücke finden, um ihr genugsam an den Tag zu legen, wie tief er ihre Güte fühle; und um sich möglichst bald aus diesem Gespräch herauszuziehen, lenkte er schnell auf den afrikanischen Wein ab, von dem sie gesprochen, und sagte ihr, daß unter allen Vorzügen, deren sich Afrika nur irgend rühmen könne, die Hervorbringung eines trefflichen Weines einer der hauptsächlichsten sei; er habe ein Faß, das schon sieben Jahre alt und noch nicht angebohrt sei, und dies sei ohne Übertreibung ein Wein, der an Güte die vortrefflichsten Weine der Welt übertreffe. „Wenn meine Prinzessin," fuhr er fort, „mir es erlauben will, so werde ich zwei Flaschen davon holen und unverzüglich wieder da sein." — „Es würde mir leid thun, Euch diese Mühe zu machen," sagte die Prinzessin; „es wäre wohl besser, wenn Ihr jemand danach schicktet." — „Es ist durchaus notwendig, daß ich selber danach gehe," erwiderte der Afrikanische Zauberer, „niemand außer mir weiß nämlich, wo der Schlüssel zu dem Weinkeller liegt, und so weiß auch niemand außer mir das Geheimnis, wie man ihn aufschließt." — „Wenn es so ist," sagte die Prinzessin, „so gehet denn nur selber und kommt bald wieder. Je länger Ihr wegbleibt, je größer wird meine Ungeduld sein, Euch wiederzusehen, und bedenket zugleich, daß wir sogleich, wenn Ihr wiederkommt, uns zu Tische setzen werden."

Der Afrikanische Zauberer, der nun voll guter Hoffnung auf sein vermeintliches Glück war, lief nicht etwa, um seinen siebenjährigen Wein zu holen, sondern er flog danach, und kam schnell wieder. Die Prinzessin, die nicht daran gezweifelt hatte, daß er sich sehr beeilen würde, hatte selber das Pulver, welches Aladdin ihr gebracht, in einen Becher geworfen, den sie beiseite gesetzt hatte, und ließ jetzt auftragen. Sie setzten sich zur Tafel, und zwar einander gegenüber, sodaß der Zauberer dem Schenktisch den Rücken kehrte. Indem die Prinzessin ihm nun von dem Besten vorlegte, sagte sie zu ihm: „Wenn Ihr wollt, so will ich Euch das Vergnügen eines

Konzertes verschaffen, doch da wir beide allein hier sitzen, so scheint es mir, daß die Unterhaltung uns noch mehr Vergnügen gewähren wird." Der Zauberer betrachtete diese Wahl der Prinzessin als eine neue Gunst.

Nachdem sie einige Bissen gegessen hatten, verlangte die Prinzessin zu trinken. Sie trank auf die Gesundheit des Zauberers, und als sie getrunken hatte, sagte sie: „Ihr hattet sehr recht, Euren Wein zu loben, ich habe noch nie so köstlichen getrunken." — „Reizende Prinzessin," erwiderte er, indem er den Becher, den man ihm dargereicht hatte, in der Hand hielt, „mein Wein erhielt durch den Beifall, den Ihr ihm gebet, eine neue Güte." — „Trinket auf meine Gesundheit," fuhr die Prinzessin fort, „Ihr werdet selber finden, daß ich mich sehr gut auf dergleichen verstehe." Er trank auf die Gesundheit der Prinzessin und sagte dann, indem er den Becher zurückgab: „Prinzessin, ich fühle mich glücklich, daß ich dies Faß für eine gute Gelegenheit aufgespart habe; ich gestehe selber, daß ich noch nie in meinem Leben so vortrefflichen Wein getrunken habe."

Als sie weiter gegessen und noch dreimal getrunken hatten, gab endlich die Prinzessin, welche den Zauberer durch ihre Höflichkeiten und artigen Manieren vollends bezaubert hatte, der Dienerin, welche ihr zu trinken brachte, das Zeichen, und während man ihr ihren Becher voll Wein brachte, sagte sie zugleich, daß man den des Afrikanischen Zauberers ebenfalls vollschenken und ihm überreichen möchte. Als nun jeder von beiden seinen Becher in der Hand hatte, sagte sie zu dem Afrikanischen Zauberer: „Ich weiß nicht, wie es bei Euch zu Lande unter Liebenden, die zusammen trinken, Sitte ist; bei uns in China überreichen sich die Geliebte und der Liebende einander gegenseitig ihre Becher, und trinken so einer auf des andern Gesundheit." Zugleich überreichte sie ihm den Becher, den sie in der Hand hielt, und streckte ihre Hand aus, um den seinigen in Empfang zu nehmen. Der Afrikanische Zauberer beeilte sich um so freudiger, diesen Tausch vorzunehmen, da er diesen als das sicherste Zeichen betrachtete, daß er das Herz der Prinzessin völlig erobert habe, was ihn denn auf den Gipfel des Glückes erhob. Ehe er trank, sagte er, mit dem Becher in der Hand: „Prinzessin, es fehlt viel, daß wir Afrikaner in der Kunst, die Liebe durch alle mögliche Annehmlichkeiten zu versüßen, so weit wären als man in China ist, und indem ich hier etwas lerne, das ich noch nicht

kannte, fühle ich zugleich, wie hoch ich diese mir erzeigte Begünstigung aufnehmen muß. Ich werde das nie vergessen, meine liebenswürdige Prinzessin; indem ich aus Eurem Becher trank, fand ich ein Leben wieder, worauf ich, wenn Eure Grausamkeit nicht erloschen, hätte verzichten müssen."

Die Prinzessin Badrulbudur, welche sich bei dem leeren Geschwätz des Afrikanischen Zauberers langweilte, unterbrach ihn und sagte: „Lasset uns jetzt trinken, Ihr könnt ja nachher das hinzufügen, was Ihr noch sagen wolltet." Zugleich setzte sie den Becher an den Mund, berührte ihn aber bloß mit den Lippen, während der Afrikanische Zauberer sich so sehr beeilte, ihr es zuvorzuthun, daß er den seinigen leerte, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Da er beim Austrinken seinen Kopf etwas rückwärts geneigt hatte, um seinen Eifer zu zeigen, blieb er noch eine Weile in dieser Stellung, bis die Prinzessin, welche noch immer den Rand der Schale an ihren Lippen hielt, sah, daß seine Augen sich verdrehten und er ohne Besinnung rücklings aufs Sofa stürzte.

Die Prinzessin hatte nicht erst nötig zu befehlen, daß man die geheime Thür für Aladdin aufschließen solle. Ihre Frauen, die mit ihr im Einverständnis waren, hatten sich in gehörigen Zwischenräumen vom Saale bis unten an die Treppe hinab aufgestellt, sodaß fast in demselben Augenblick, wo der Afrikanische Zauberer rücklings hinsank, auch schon unten die verborgene Thür geöffnet wurde.

Aladdin kam herauf und trat in den Saal ein. Als er den Afrikanischen Zauberer auf dem Sofa ausgestreckt liegen sah, hielt er die Prinzessin Badrulbudur, welche aufgestanden war und ihn mit offenen Armen entgegeneilte, zurück und sagte: „Prinzessin, noch ist es nicht Zeit; seid so gefällig, Euch in Euer Zimmer zu begeben und dafür zu sorgen, daß man mich allein läßt, während ich daran arbeite, Euch eben so schnell wieder nach China zurückzuschaffen, als Ihr daraus entfernt worden seid."

Sobald die Prinzessin mit ihren Frauen und Verschnittenen aus dem Saal gegangen war, verschloß Aladdin die Thür, näherte sich dem entseelten Leichnam des Zauberers, öffnete dessen Kleid und zog die Lampe heraus, welche noch so verhüllt war, wie die Prinzessin es ihm beschrieben hatte. Er enthüllte sie und rieb sie. Sogleich erschien der Geist mit der gewöhnlichen Begrüßung. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, um dir im Namen dieser Lampe zu befehlen,

daß du diesen Palast unverzüglich wieder nach China zurücktragen lässest, und zwar an denselben Ort und dieselbe Stelle, von wo er weggenommen worden." Der Geist, nachdem er durch ein Kopfneigen angedeutet hatte, daß er gehorchen werde, verschwand. Die Versetzung ging wirklich vor sich, und man bemerkte sie bloß an zwei sehr leichten Erschütterungen, die eine beim Emporheben des Palastes von seiner Stelle in Afrika, die andere bei Niedersetzung desselben in China neben dem Palast des Sultans — welches alles in höchst kurzer Zeit geschah.

Aladdin ging nun in das Zimmer der Prinzessin hinab, umarmte sie und sagte zu ihr: „Prinzessin, ich kann Euch versichern, daß meine und Eure Freude morgen früh vollkommen sein wird." Da die Prinzessin noch nicht völlig zu Abend gegessen hatte und Aladdin zu essen verlangte, so ließ die Prinzessin aus dem Saal von vierundzwanzig Fenstern die Speisen, die dort aufgetragen aber kaum berührt worden waren, auf ihr Zimmer bringen. Die Prinzessin und Aladdin speisten zusammen und tranken von dem guten alten Weine des Afrikanischen Zauberers. Um von ihrer Unterhaltung, die nicht anders als höchst vergnügt sein konnte, zu schweigen, füge ich bloß so viel hinzu, daß sie sich hierauf zur Ruhe begaben.

Seit der Entführung des Palastes Aladdins und der Prinzessin Badrulbudur war ihr Vater, der Sultan, über ihren Verlust untröstlich. Er konnte weder bei Nacht noch bei Tage schlafen, und anstatt alles zu vermeiden, was seiner Betrübnis Nahrung geben konnte, suchte er im Gegenteil alles dergleichen auf. So zum Beispiel, während er zuvor alle Morgen nach dem offenen Erker seines Palastes gegangen war, um sich an dem angenehmen Anblick, dessen er gar nicht satt werden konnte, zu letzen, ging er jetzt mehrmals des Tages dahin, um seine Thränen zu erneuern, und um durch den Gedanken, daß er das, was ihm so wohlgefallen, nie mehr wiedersehen würde, und daß er zugleich sein Liebstes auf der Welt verloren habe, sich immer tiefer in seine Betrübnis zu versenken. An demselben Morgen, wo Aladdins Palast wieder an seine vorige Stelle zurückgebracht worden war, ging der Sultan, als kaum die Morgenröte aufgegangen war, wieder in diesen Erker. Beim Eintritt in denselben war er so in sich gekehrt, und so von Betrübnis erfüllt, daß er seine Augen ganz traurig nach der Seite hinwandte, wo er nur

den leeren Raum und keinen Palast mehr zu erblicken vermeinte. Allein, als er auf einmal diese Leere ausgefüllt sah, hielt er es für die Wirkung eines Nebels. Er betrachtete es aufmerksamer und erkannte nun unzweifelhaft, daß es Aladdins Palast sei. Freude und Lust traten nun bei ihm an die Stelle des Kummers und der Traurigkeit. Eilig kehrte er nach seinem Zimmer zurück und befahl, daß man ihm ein Pferd satteln und vorführen solle. Man führte ihm eins vor, er stieg auf, ritt fort, und ihm war, als könne er nicht schnell genug zu Aladdins Palast kommen.

Aladdin, welcher vorausgesehen hatte, was kommen könnte, war mit Tagesanbruch aufgestanden, und nachdem er sich eines seiner prächtigsten Kleider angelegt, war er in den Saal von vierundzwanzig Fenstern hinaufgegangen, von wo aus er den Sultan kommen sah. Er eilte hinunter, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um ihn unten an der Haupttreppe zu empfangen und ihm vom Pferde herabsteigen zu helfen. „Aladdin," sagte der Sultan zu ihm, „ich kann mit dir kein Wort sprechen, bevor ich nicht meine Tochter gesehen und umarmt habe."

Aladdin führte den Sultan nach den Zimmern der Prinzessin Badrulbudur, und diese, welche beim Aufstehen durch Aladdin erinnert worden war, daß sie sich nicht mehr in Afrika, sondern in China und in der Hauptstadt ihres Vaters und zwar dicht an seinem Palast befände, war soeben mit ihrem Ankleiden fertig. Der Sultan umarmte sie mehrmals, das Gesicht voll Freudenthränen, und die Prinzessin gab ihm ihrerseits alle möglichen Beweise der Freude, die sie darüber empfand, ihn wiederzusehen.

Der Sultan war eine Weile völlig sprachlos vor Rührung, daß er seine geliebte Tochter, die er so lange als verloren beweint hatte, wiedergefunden habe, und die Prinzessin vergoß ihrerseits ebenfalls Thränen der Freude, daß sie ihren Vater, den Sultan, wiedersah.

Endlich nahm der Sultan das Wort und sagte: „Meine Tochter, ich muß annehmen, daß die Freude, dich wiederzusehen, macht, daß du mir so wenig verändert vorkommst, als ob dir nichts Unangenehmes begegnet wäre; und doch bin ich überzeugt, daß du viel ausgestanden haben magst. Man kann mit einem ganzen Palast so plötzlich, wie du, nicht leicht fortgebracht werden, ohne daß es dabei große Unruhe und

schreckliche Angst geben sollte. Erzähle mir alles und verhehle mir nichts."

Die Prinzessin machte sich ein Vergnügen daraus, dem Sultan, ihrem Vater, dies Verlangen zu gewähren. „Eure Majestät," sagte sie, „wenn ich Euch so wenig verändert vorkomme, so bitte ich Euch, zu erwägen, daß ich bereits gestern ganz früh wieder aufzuleben anfing durch die Gegenwart meines teuern Gemahls und Befreiers Aladdin, den ich bereits als für mich verloren betrachtet und beweint hatte, und daß das Glück, welches ich soeben gehabt, Euch zu umarmen, mich wieder ganz in denselben Zustand versetzt wie zuvor. Um frei heraus zu sagen — mein ganzes Leiden bestand darin, mich Eurer Majestät und meinem teuern Gemahl entrissen zu sehen, und zwar nicht bloß hinsichtlich meiner Liebe zu meinem Gemahl, sondern auch in Besorgnis wegen der traurigen Ausbrüche des Zornes Euer Majestät, denen er, so unschuldig er war, ohne Zweifel ausgesetzt sein mußte. Minder habe ich von der Unverschämtheit meines Entführers zu leiden gehabt, welcher gegen mich Reden führte, die mir nicht gefallen konnten. Doch wußte ich, vermöge des Übergewichts, das ich mir über ihn verschaffte, denselben ein Ziel zu setzen. Übrigens that man mir so wenig Zwang an, als es in diesem Augenblick der Fall ist. Was aber meine Entführung anbetrifft, so hat Aladdin daran gar keinen Anteil; sondern ich bin die einzige, obwohl unschuldige Ursache davon."

Um den Sultan zu überzeugen, daß sie die Wahrheit rede, erzählte sie ihm umständlich, wie sich der Afrikanische Zauberer in einen Lampenhändler verkleidet habe, um neue Lampen gegen alte einzutauschen, wie sie zur Kurzweil die Lampe Aladdins, deren geheime Kraft und Wichtigkeit sie nicht gekannt, gegen eine neue von ihm eingetauscht habe; ferner, wie nach diesem Tausch sie und ihr Palast aufgehoben und nach Afrika versetzt worden seien, nebst dem Afrikanischen Zauberer, welcher von zweien ihrer Dienerinnen und von dem Verschnittenen, welcher dem Umtausch gemacht hatte, sogleich wiedererkannt worden sei, als er nach dem glücklichen Erfolg seines Unternehmens sich ihr das erste Mal vorzustellen und um ihre Hand anzuhalten wagte; endlich die Anfechtungen, die sie bis zu Aladdins Ankunft zu erleiden gehabt, welche Maßregeln sie gemeinschaftlich ergriffen hatten, um ihm die Lampe, welche er bei sich trug, zu entreißen: wie ihnen dies geglückt sei, indem sie sich gegen ihn verstellt und ihn

zum Abendessen auf ihr Zimmer geladen, und so fort, bis zum gemischten Becher, den sie ihm dargereicht hatte. „Was das übrige betrifft," fuhr sie fort, „so überlasse ich es meinem Gemahl, Euch davon Rechenschaft abzulegen."

Aladdin hatte nur weniges noch hinzuzufügen. „Als man mir," erzählte er weiter, „die verborgene Thür geöffnet hatte, und ich zum Saal von vierundzwanzig Fenstern hinaufgestiegen war und den Verräter durch die Kraft des Pulvers tot auf dem Sofa liegen sah, so bat ich die Prinzessin, da ein längeres Verweilen ihr nicht wohl geziemt hätte, sich mit ihren Frauen und Verschnittenen nach ihrem Zimmer zu begeben. Ich blieb allein zurück, und nachdem ich dem Zauberer die Lampe aus dem Busen gezogen, bediente ich mich derselben geheimen Kraft, deren er sich bedient hatte, um diesen Palast nebst der Prinzessin zu entführen. Ich habe nun bewirkt, daß der Palast sich wieder an seiner Stelle befindet, und habe das Glück gehabt, Eurer Majestät, wie mir befohlen, die Prinzessin wieder zuzuführen. Übrigens täusche ich Eure Majestät gewiß nicht, und wenn Ihr Euch bis in den Saal hinaufbemühen wollt, so werdet Ihr sehen, wie der Zauberer nach Gebühr bestraft worden ist."

Um sich ganz von der Wahrheit zu überzeugen, stand der Sultan auf und ging hinauf, und als er den Afrikanischen Zauberer tot und im Gesicht schwarzblau vom Gifte auf dem Sofa liegen gesehen hatte, umarmte er Aladdin sehr zärtlich und sagte zu ihm: „Mein Sohn, nimm mir die Maßregeln, die ich gegen dich ergriffen, nicht übel; meine väterliche Liebe zwang mich dazu, und ich verdiene es, daß du mir diesen übereilten Schritt, zu welchem ich mich hinreißen ließ, verzeihest." — „Herr," erwiderte Aladdin, „ich habe nicht die mindeste Ursache, mich über das Verfahren Eurer Majestät zu beklagen; Ihr thatet bloß, was Ihr thun mußtet. Dieser Zauberer, dieser Schändliche, dieser Nichtswürdige war die einzige Ursache, daß ich in Eure Ungnade fiel. Wenn Eure Majestät einmal Muße haben wird, so werde ich Euch einen anderen boshaften Streich erzählen, den er mir gespielt hat, und der nicht minder schwarz ist als dieser, vor welchem mich noch Gottes besondere Gnade behütet hat." — „Ich werde selber," erwiderte der Sultan, „dir eine gewisse Stunde dazu bestimmen, und das recht bald. Doch laß uns jetzt darauf denken, uns zu erholen, und laß diesen verhaßten Gegenstand fortschaffen."

Aladdin ließ den Leichnam des Afrikanischen Zauberers hinwegnehmen und befahl, ihn auf den Schindanger zum Fraß für Thiere und Vögel hinzuwerfen. Der Sultan befahl unterdes, durch Trommeln, Pauken, Trompeten und andere Instrumente ein Zeichen zur allgemeinen und öffentlichen Freude zu geben, und ließ zur Feier der Rückkehr der Prinzessin Badrulbudur und Aladdins ein zehntägiges Fest ankündigen.

So entkam denn Aladdin zum zweitenmal einer fast unvermeidlichen Lebensgefahr; aber es war noch nicht die letzte, sondern er kam noch zum drittenmal in eine solche, die wir hier umständlich erzählen wollen.

Der Afrikanische Zauberer hatte noch einen jüngeren Bruder, der in der Zauberkunst nicht minder erfahren war als er, ja man kann sagen, daß er an Bösartigkeit und verderblichen Ränken ihn noch übertraf. Da sie nicht immer beisammen, noch auch in einer und derselben Stadt lebten, und da oft der eine im Osten, der andere im Westen sich befand, so unterließen sie nicht, mit Hilfe der Punktierkunst gegenseitig alle Jahre auszumitteln, in welchem Theile der Welt ein jeder von ihnen lebe, wie jeder sich befände, und ob er nicht der Hilfe des anderen bedürfe.

Kurze Zeit nachher, als der Afrikanische Zauberer in seiner Unternehmung gegen Aladdins Glück seinen Tod gefunden, wollte sein jüngerer Bruder, der seit Jahr und Tag nichts von ihm erfahren, und sich nicht in Afrika, sondern in einem sehr entfernten Lande aufhielt, gern wissen, an welchem Orte der Erde jener lebe, wie er sich befinde, und was er treibe. Wo er nur ging und stand, hatte er, so wie sein Bruder, stets sein Punktiervieréck bei sich. Er nahm jetzt dieses vor, ordnete den Sand, machte seine Punkte, zog Figuren und Linien und stellte die Nativität. Indem er alle die Figuren durchlief, fand er, daß sein Bruder nicht mehr auf der Welt, sondern vergiftet und plötzlich gestorben sei, und das in der Hauptstadt Chinas, an dem und dem Orte, und zwar sei er durch einen Mann von niederer Herkunft, welcher des Sultans Tochter geheiratet, vergiftet worden.

Als der Zauberer auf diese Weise das traurige Schicksal seines Bruders erfahren hatte, verlor er keine Zeit mit fruchtlosem Bedauern; sondern faßte auf der Stelle den Entschluß, seinen Tod zu rächen, setzte sich zu Pferde und machte sich auf den Weg nach China. Die Reise ging über Ebenen, Ströme, Gebirge, Wüsten, eine lange Strecke fort, ohne unter-

wegs irgendwo anzuhalten, und so kam er denn unter unglaublichen Beschwerden nach China und auch in die Hauptstadt des Landes. In der Gewißheit, daß er sich nicht getäuscht und nicht dies Reich mit einem anderen verwechselt habe, machte er in dieser Hauptstadt Halt und nahm da seine Wohnung.

Den Tag nach seiner Ankunft ging der Zauberer aus, und indem er durch die Stadt spazierte, nicht etwa um die Schönheiten derselben zu besehen, die ihm sehr gleichgiltig waren, sondern in der Absicht, die Maßregeln zur Vollführung seines verderblichen Anschlages einzuleiten, ging er an die besuchtesten Orte und horchte auf das, was man da sprach. An dem einen dieser Orte, wo man sich die Zeit mit allerlei Spielen vertrieb, und wo, während die einen spielten, sich die anderen von den Neuigkeiten und Angelegenheiten des Tages unterhielten, hörte er seltsame Dinge erzählen von der Tugend und Frömmigkeit und selbst von den Wunderthaten einer von der Welt abgeschieden lebenden Frau, Namens Fatime. In der Meinung, daß ihm diese Frau in irgend etwas bei seinem Vorhaben behilflich sein könne, zog er einen von der Gesellschaft beiseite und bat ihn, ihm doch etwas Genaueres über diese heilige Frau und über die Wunder, die sie verrichte, zu sagen.

„Wie," sagte dieser Mann, „ihr habt diese Frau noch nie gesehen, noch auch niemals von ihr reden gehört? Durch ihr Fasten, durch ihre strenge Lebensweise und durch das gute Beispiel, das sie giebt, ist sie Gegenstand der Bewunderung der ganzen Stadt. Außer Montags und Freitags geht sie nie aus ihrer kleinen Einsiedelei heraus, und an den Tagen, wo sie sich in der Stadt sehen läßt, thut sie unendlich viel Gutes, und jeden, der mit Kopfschmerzen behaftet ist, heilt sie durch das Auflegen ihrer Hände."

Der Zauberer verlangte über diesen Punkt nichts weiter zu wissen und fragte den Mann nur noch, in welcher Gegend der Stadt die Einsiedelei dieser heiligen Frau sich befände. Der Mann beschrieb ihm genau die Stelle. Nachdem er diese Erkundigung eingezogen und seinen ruchlosen Plan, von dem wir bald sprechen werden, gefaßt und entworfen hatte, beobachtete er, um seiner Sache noch gewisser zu sein, gleich an dem nächsten Tage wo sie ausging, alle ihre Schritte, ohne sie aus den Augen zu verlieren, bis er sie am Abend in ihre Einsiedelei zurückkehren sah. Als er sich den Ort gut

gemerkt hatte, begab er sich an einen der schon erwähnten Orte, wo man ein gewisses warmes Getränk zu sich nahm, und wo man die ganze Nacht zubringen konnte wenn man Lust hatte, besonders bei großer Hitze, wo man in diesem Lande lieber auf Matten als in Betten schläft.

Nachdem der Zauberer dem Wirt das wenige, was er sich da hatte geben lassen, bezahlt hatte, ging er um Mitternacht fort und geradeswegs nach der Einsiedelei der heiligen Fatime, — unter diesem Namen war sie nämlich in der ganzen Stadt bekannt. Er öffnete ohne Mühe die Thür, denn sie war mit einer einfachen Klinke versehen. Als er eingetreten war und die Thür ganz leise wieder zugemacht hatte, sah er Fatime bei hellem Mondschein an freier Luft schlafend auf einem Sofa, das mit einer schlechten Matte überdeckt und gegen ihre Zelle hingelehnt war. Er näherte sich ihr, zog einen Dolch und weckte sie.

Als die arme Fatime die Augen aufschlug, erschrak sie nicht wenig darüber, einen Mann zu erblicken, der im Begriff war, sie zu erdolchen. Er setzte ihr den Dolch auf die Brust und sagte zu ihr: „Wenn du schreist oder nur das mindeste Geräusch machst, so bist du des Todes; aber stehe auf und thue, was ich dir sage."

Fatime, welche angekleidet schlief, stand vor Schrecken zitternd auf. „Fürchte dich nicht," sagte der Zauberer zu ihr, „ich will nur dein Kleid haben; gieb es mir her und nimm dir dafür das meinige." Sie vertauschten ihre Kleider, und nachdem sich der Zauberer das Kleid Fatimes angezogen, sagte er zu ihr: „Jetzt färbe mir mein Gesicht gleich dem deinigen, und zwar so, daß ich dir ähnlich sehe, und daß die Farbe nicht ausgeht." Da er sah, daß sie noch immer zitterte, so sagte er, um sie zu beruhigen und zu bewegen, das, was er verlangte, mit größerer Zuversicht zu thun: „Fürchte dich nicht, sage ich dir noch einmal; ich schwöre dir bei dem Namen Gottes, daß ich dir das Leben lasse." Fatime ließ ihn in ihre Zelle eintreten, zündete ihre Lampe an, nahm einen Pinsel und einen gewissen Saft, den sie in einem Gefäße stehen hatte, rieb ihm damit das Gesicht ein und versicherte ihn, daß die Farbe nicht ausgehen, und daß sein Gesicht ganz wie das ihrige aussehen würde, ohne den mindesten Unterschied. Sodann setzte sie ihm ihre eigene Kopfbedeckung aufs Haupt, nebst einem Schleier, und zeigte ihm, wie er sich mit demselben auf dem Gange durch die Stadt das Gesicht

verhüllen müßte. Endlich, nachdem sie ihm einen großen Rosenkranz, der ihr vorn bis auf den Gürtel herabhing, um den Hals geschlungen, gab sie ihm denselben Stab in die Hand, den sie gewöhnlich zu führen pflegte, hielt ihm zugleich einen Spiegel vor und sagte: „Da, blicket einmal hinein, und Ihr werdet sehen, daß Ihr mir auf das vollkommenste ähnlich seid.“ Der Zauberer fand alles nach Wunsch, hielt aber der guten Fatime den Schwur nicht, den er ihr so feierlich geleistet hatte. Damit man nicht, wenn er sie erstäche, Blutspuren sehen möchte, so erwürgte er sie, und als er sah, daß sie ihren Geist aufgegeben, schleppte er ihre Leiche bei den Füßen zu dem Wasserbehälter der Einsiedelei, und warf sie da hinein.

Der so als heilige Fatime verkleidete Zauberer brachte nach Vollführung dieser verruchten Mordthat den übrigen Teil der Nacht in der Einsiedelei zu. Den folgenden Tag früh um ein oder zwei Uhr, obwohl die heilige Frau an diesem Tage nicht auszugehen pflegte, unterließ er doch nicht das Ausgehen, in der Überzeugung, daß ihn niemand deshalb fragen würde, und im Fall es doch geschähe, wollte er schon darauf antworten. Da er bei seiner Ankunft sich vor allen Dingen nach Aladdins Palast erkundigt und ihn sich angesehen hatte, und da er dort seine Rolle zu spielen willens war, nahm er sogleich seinen Weg dahin.

Sobald man die heilige Frau erblickte, — als wofür den Zauberer das Volk hielt — ward sie sogleich von einer großen Menge Menschen umringt. Einige empfahlen sich ihrem Gebet, andere küßten ihr die Hand, andere, die bescheidener waren, küßten ihr bloß den Saum des Gewandes, und noch andere — sei es nun, daß sie wirklich Kopfschmerzen hatten, oder daß sie sich bloß dagegen verwahren wollten — neigten sich vor ihr, damit sie ihnen die Hände auflegen möchte, welches er denn auch that, indem er über sie einige Worte nach Art eines Gebetes murmelte; kurz, er ahmte die heilige Frau so gut nach, daß alle Leute ihn dafür hielten. Nachdem er mehrmals unterwegs stehen geblieben war, um den Leuten zu genügen, die von dieser Art Händeauflegen weder eine gute noch schlimme Wirkung empfanden, kam er endlich auf den Platz vor Aladdins Palast, wo es, da das Herbeiströmen der Menschen immer größer wurde, jedem noch mehr erschwert wurde, ihm nahe zu kommen. Die stärksten und eifrigsten drängten sich mit Gewalt durch den Haufen, darüber erhoben

sich denn Klagen, die man bis in den Saal von vierundzwanzig Fenstern, worin die Prinzessin Badrulbudur sich aufhielt, hören konnte.

Die Prinzessin fragte, was das für ein Lärm sei, und da es ihr niemand sagen konnte, befahl sie, daß jemand hingehen und ihr darüber Nachricht bringen solle. Eine ihrer Frauen sah, ohne den Saal zu verlassen, durch ein Gitterfenster, und meldete ihr sodann, der Lärm rühre von der Volksmenge her, welche die heilige Frau umringe, um sich durch ihr Händeauflegen vom Kopfweh heilen zu lassen.

Die Prinzessin, welche schon sehr lange viel Gutes von der heiligen Frau hatte erzählen hören, sie aber noch nie gesehen hatte, war neugierig, sie zu sehen und zu sprechen. So wie sie etwas davon verlauten ließ, sagte das Oberhaupt der Verschnittenen, welches zugegen war, zu ihr, daß wenn sie es wünsche, er sie mit Vergnügen heraufholen lassen wolle, sie dürfe nur befehlen. Die Prinzessin genehmigte es, und sogleich fertigte er vier Verschnittene ab, mit dem Befehl, die angebliche Heilige heraufzuholen.

Sobald man die Verschnittenen aus dem Palast heraustreten und nach dem Punkte, wo der verkleidete Zauberer stand, hingehen sah, wich das Volk auseinander; und als jener sich nun frei und die vier auf sich zukommen sah, ging er ihnen um so freudiger entgegen, da er jetzt seine Betrügerei eine gute Wendung nehmen sah. Einer von den Verschnittenen nahm das Wort und sagte: „Heilige Frau, die Prinzessin wünscht Euch zu sprechen; kommt und folget uns." — „Die Prinzessin erzeigt mir viel Ehre," antwortete die angebliche Fatime, „ich bin bereit, Ihr zu gehorchen." Mit diesen Worten folgte sie den Verschnittenen, die schon auf dem Rückwege nach dem Palast waren.

Als der Zauberer, der unter dem Heiligenkleide ein teuflisches Herz verbarg, in den Saal von vierundzwanzig Fenstern eintrat und die Prinzessin bemerkte, begann er mit einem Gebet, welches eine lange Reihe von Wünschen für ihr Glück, ihr Wohlbefinden, und für die Erfüllung alles dessen, was sie irgend wünschen könnte, enthielt. Hierauf entfaltete er all seine betrügerische und heuchlerische Beredsamkeit, um sich unter dem Mantel der Frömmigkeit bei der Prinzessin einzuschmeicheln, was ihm um so leichter gelang, da die Prinzessin von Natur gutherzig und der Meinung war, alle Leute wären so gesinnt wie sie, besonders alle diejenigen, welche

es sich zur Pflicht machten, Gott in der Zurückgezogenheit zu dienen.

Sobald die falsche Fatime ihre lange Anrede beendigt hatte, sagte die Prinzessin zu ihr: „Meine gute Mutter, ich danke Euch für Eure schönen Gebete; ich habe großes Vertrauen dazu und hoffe, daß Gott sie erhören wird. Tretet näher, und setzt Euch zu mir." Die falsche Fatime setzte sich mit verstellter Bescheidenheit nieder. Die Prinzessin nahm hierauf wieder das Wort und sagte: „Meine gute Mutter, ich bitte Euch bloß um etwas, das Ihr mir aber bewilligen und ja nicht abschlagen müßt, nämlich darum, daß Ihr bei mir bleibet, mir Euer Leben erzählet, und mich durch Euer gutes Beispiel lehret, wie ich Gott dienen soll."

„Prinzessin," sagte hierauf die vermeintliche Fatime, „ich bitte Euch, von mir nicht etwas zu verlangen, worein ich nicht willigen kann, ohne mich ganz von meinen Gebeten und erbaulichen Übungen abzulenken und zu zerstreuen." — „Das darf Euch nicht beunruhigen," erwiderte die Prinzessin, „ich habe mehrere Zimmer, die nicht besetzt sind, unter diesen könnt Ihr Euch das auswählen, was Euch am besten zusagen wird, und darin alle Eure Übungen ebenso ungestört verrichten, als in Eurer Einsiedelei."

Der Zauberer, welcher keinen anderen Zweck hatte, als sich in den Palast Aladdins einzuführen, wo es ihm viel leichter sein mußte, den bösen Streich, den er vorhatte, auszuführen, wenn er darin unter Begünstigung und Schutz der Prinzessin wohnen bliebe, als wenn er immer von der Einsiedelei nach dem Palast und von da wieder zurück hätte gehen müssen, machte keine großen Einwendungen und Entschuldigungen gegen das gefällige Anerbieten der Prinzessin. „Prinzessin," sagte er, „wie sehr auch immer eine arme und elende Frau, wie ich bin, entschlossen sein mag, so wage ich doch nicht, dem Wunsche und Befehl einer so frommen und mildthätigen Prinzessin zu widerstreben."

Auf diese Rede des Zauberers stand die Prinzessin auf und sagte zu ihm: „Stehet auf und kommet mit mir, damit ich Euch die leeren Zimmer, die ich habe, zeige und Euch darunter wählen lasse." Er folgte der Prinzessin Badrulbudur, und wählte unter allen den sauberen und schön geschmückten Zimmern, die sie ihm zeigte, sich dasjenige aus, was am wenigsten schön war, indem er aus Heuchelei hinzufügte, es sei noch zu gut für ihn und er wähle es bloß der Prinzessin zu Gefallen.

Die Prinzessin wollte den Betrüger in den Saal von vierundzwanzig Fenstern zurückführen und ihn mit sich zu Mittag speisen lassen; allein da er beim Essen sein bis jetzt immer noch verschleiertes Gesicht hätte enthüllen müssen, und da er fürchtete, die Prinzessin möchte es merken, daß er nicht die heilige Frau Fatime sei, so bat er sie so inständig, ihm dies zu erlassen — indem er, wie er meinte, bloß Brot und trockene Früchte äße — und ihm zu erlauben, seine kleine Mahlzeit auf seinem Zimmer zu sich zu nehmen, daß sie es ihm bewilligte. „Meine gute Mutter," sagte sie zu ihm, „Ihr seid frei, thut, als ob Ihr in Eurer Einsiedelei wäret; ich werde zu essen bringen; aber vergesset nicht, daß ich Euch zurückerwarte, sobald Ihr Eure Mahlzeit eingenommen haben werdet."

Die Prinzessin speiste zu Mittag, und die falsche Fatime unterließ nicht, sich wieder einzufinden, sobald sie durch einen Verschnittenen erfahren hatte, daß sie von der Tafel aufgestanden sei. „Meine gute Mutter," sagte die Prinzessin, „ich freue mich, eine so heilige Frau, wie Ihr seid, zu besitzen, welche diesem Palast Segen bringen wird. Beiläufig, wie gefällt Euch der Palast? Doch, ehe ich Euch denselben Zimmer vor Zimmer zeige, sagt mir zuvor, was Ihr zu diesem Saale meint?"

Die falsche Fatime, welche, um ihre Rolle besser spielen zu können, bisher immer nur mit gesenktem Haupte dagestanden und den Kopf weder rechts noch links hingewendet hatte, hob ihn bei dieser Frage empor, durchlief mit ihren Blicken den Saal von einem Ende bis zum andern, und als sie ihn genugsam betrachtet hatte, sagte sie: „Prinzessin, dieser Saal ist wirklich bewunderungswürdig und sehr schön. Indes, so viel eine Einsiedlerin, die sich auf das, was in der Welt für schön gilt, nicht versteht, hiervon urteilen kann, scheint mir bloß eine einzige Sache zu fehlen." „Was denn, meine gute Mutter?" fragte die Prinzessin. „Saget es mir, ich beschwöre, Euch darum. Ich für meinen Teil hatte bisher geglaubt und auch sogar sagen hören, daß nichts daran fehle. Wenn indes noch irgend etwas daran fehlt, so werde ich der Sache abhelfen lassen."

„Prinzessin," erwiderte die falsche Fatime mit vieler Verstellung, „verzeihet mir die Freiheit, die ich mir nehme. Meine Meinung — wenn Euch an dieser nämlich etwas liegen kann — würde sein, daß, wenn oben von der Mitte

dieser Kuppel ein Roch-Ei herabhinge, dieser Saal nicht seinesgleichen auf Erden haben und dieser Palast ein Wunder der Welt sein würde."

„Meine gute Mutter," fragte die Prinzessin, „was ist denn das für ein Vogel, der Roch, und wo könnte man wohl ein Ei von ihm herbekommen?" — „Prinzessin," erwiderte die falsche Fatime, „es ist dies ein Vogel von bewunderungswürdiger Größe, der auf der höchsten Spitze des Berges Kaukasus wohnt. Der Erbauer Eures Palastes wird Euch schon eins verschaffen."

Die Prinzessin Badrulbudur, nachdem sie der falschen Fatime für ihren vermeintlichen guten Rat gedankt hatte, fuhr fort, sich mit ihr über andere Gegenstände zu unterhalten; doch vergaß sie das Roch-Ei nicht und nahm sich vor, sobald Aladdin von der Jagd zurückkäme, mit ihm davon zu reden. Seit sechs Tagen war er nämlich fort, und der Zauberer, der es recht gut wußte, hatte diese Abwesenheit benutzen wollen. Aladdin kam noch denselben Tag des Abends zurück, während die falsche Fatime soeben von der Prinzessin sich beurlaubt, und sich nach ihrem Zimmer begeben hatte. Er stieg in das Zimmer der Prinzessin hinauf, welche soeben in dasselbe zurückkehrte, er begrüßte sie und umarmte sie: doch schien es ihm, als ob sie ihn etwas kälter empfinge. „Teure Prinzessin," sagte er zu ihr, „ich finde Euch nicht so heiter wie sonst. Ist in meiner Abwesenheit etwas vorgefallen, das Euch mißfallen oder Euch Verdruß oder Mißvergnügen verursacht hat? Beim Himmel, verhehlet es mir nicht, ich werde alles aufbieten, um es von Euch zu entfernen, wofern es in meiner Macht steht." „Es ist bloß eine Kleinigkeit," antwortete die Prinzessin, „und es kümmert mich so wenig, daß ich gar nicht geglaubt habe, daß Ihr auf meinem Gesicht eine Spur davon bemerken würdet. Indes, da Ihr wider mein Erwarten eine Veränderung auf demselben wahrgenommen, so will ich Euch die Ursache nicht verhehlen, obwohl sie von geringer Bedeutung ist. Ich hatte, so wie Ihr, immer geglaubt," fuhr die Prinzessin fort, „daß unser Palast der herrlichste, prachtvollste und vollendetste auf der Welt wäre. Indes muß ich Euch sagen, was mir bei genauer Besichtigung des Saales mit den vierundzwanzig Fenstern in den Sinn gekommen ist. Meinet Ihr nicht auch, daß nichts zu wünschen übrig sein würde, wenn in der Mitte des Kuppelgewölbes ein Roch-Ei schwebend hinge?" — „Prinzessin," antwortete Aladdin, „wenn

Ihr findet, daß ein Roch-Ei noch daran fehlt, so ist das für mich hinlänglich, um denselben Mangel zu empfinden, und aus der Emsigkeit, womit ich diesem Mangel abhelfen werde, werdet Ihr Euch überzeugen, daß ich Euch zuliebe alles mögliche thue."

Aladdin verließ augenblicklich die Prinzessin, stieg in den Saal von vierundzwanzig Fenstern hinauf, zog dort aus seinem Busen die Lampe, die er seit jener Gefahr, in die er durch Vernachlässigung derselben geraten, überall bei sich trug, und rieb sie. Sogleich erschien ihm der Geist. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „es fehlt diesem Kuppelgewölbe noch ein Roch-Ei, welches mitten in der Vertiefung desselben aufgehangen sein müßte; ich befehle dir nun im Namen der Lampe, die ich in der Hand halte, daß du diesem Mangel abhelfest."

Kaum hatte Aladdin diese Worte ausgesprochen, als der Geist einen so lauten und entsetzlichen Schrei ausstieß, daß der Saal davon erbebte, und daß Aladdin taumelte und fast umzufallen in Gefahr war. „Wie, Elender," sagte der Geist in einem Tone zu ihm, der auch dem unerschrockensten Manne Furcht eingeflößt haben würde, „ist es dir nicht genug, daß ich und meine Gefährten aus Rücksicht gegen dich alles Mögliche gethan haben, daß du mir jetzt, vermöge einer Undankbarkeit, die ihresgleichen nicht hat, befiehlst, dir meinen Vater zu bringen und ihn mitten in dieser Kuppelwölbung aufzuhängen? Dieser Frevel verdiente, daß du nebst deiner Frau und deinem Palast auf der Stelle in Staub und Asche verwandelt würdest; indes zu deinem Glücke geht dieser Wunsch nicht unmittelbar von dir aus. Du mußt nämlich wissen, daß der Bruder des Afrikanischen Zauberers, deines Feindes, den du verdientermaßen vertilgt hast, der eigentliche Urheber davon ist. Er befindet sich in deinem Palast, verkleidet in den Anzug der heiligen Frau Fatime, die er ermordet hat, und er ist es, der deiner Frau das verderbliche Verlangen eingab, das du gegen mich geäußert hast. Seine Absicht ist, dich umzubringen; du magst dich also in acht nehmen." Mit diesen Worten verschwand er.

Aladdin verlor keines von den letzten Worten des Geistes. Er hatte von der heiligen Frau Fatime reden hören, und ihm war nicht unbekannt, auf welche Weise sie, wie vorgegeben wurde, das Kopfweh heilte. Er kehrte demnach in das Zimmer der Prinzessin zurück, und ohne ein Wort von dem, was ihm

begegnet war, zu reden, setzte er sich nieder, stützte seine Stirn auf die Hand, und sagte, daß ihn plötzlich ein heftiges Kopfweh befallen habe. Die Prinzessin befahl sogleich die heilige Frau zu rufen, und während diese geholt wurde, erzählte sie Aladdin, bei welcher Gelegenheit sie in den Palast gekommen und wie sie ihr darin ein Zimmer eingeräumt habe.

Die falsche Fatime kam. Sobald sie eingetreten war, sagte Aladdin zu ihr: „Kommt her, meine gute Mutter, es freut mich, Euch zu sehen, und daß Ihr gerade zu meinem guten Glücke hier seid. Ich werde von einem heftigen Kopfschmerz geplagt, der mich soeben befallen hat. Im Vertrauen auf Eure Gebete verlange ich von Euch Hilfe und hoffe, daß Ihr die Wohlthat, die Ihr so vielen mit dieser Krankheit Behafteten erzeiget, mir nicht abschlagen werdet." Mit diesen Worten stand er auf, indem er den Kopf niederdrückte. Die falsche Fatime näherte sich ihm, doch mit der Hand an einen Dolch fassend, den sie unter ihrem Kleide am Gürtel stecken hatte. Aladdin, der ihn immerfort beobachtete, hielt jenem plötzlich die Hand fest, noch ehe er den Dolch gezückt hatte, durchbohrte ihm mit seinem Dolch das Herz und warf ihn auf den Fußboden hin.

„Mein teurer Gemahl, was habt Ihr gethan?" rief die Prinzessin voll Schrecken aus. „Ihr habt ja die heilige Frau umgebracht!" — „Nein, geliebte Prinzessin," erwiderte Aladdin ganz ruhig, „nicht Fatime habe ich getötet, sondern einen Schurken, der mich umgebracht haben würde, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wäre. Dieser Bösewicht, den Ihr hier sehet," fuhr er fort, indem er ihn enthüllte, „war es, der Fatime ermordete und sich mit ihrem Anzug verkleidete, um mich zu erdolchen; und damit Ihr es nur wißt, er war ein Bruder des Afrikanischen Zauberers, Eures Entführers." Aladdin erzählte ihr hierauf, wie er diese einzelnen Umstände erfahren habe, und ließ sodann den Leichnam wegschaffen.

Auf diese Art wurde also Aladdin von der Verfolgung der beiden verbrüderten Zauberer befreit. Wenige Jahre nachher starb der Sultan in hohem Alter. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm die Prinzessin Badrulbudur als gesetzmäßige Erbin auf dem Throne und teilte ihre Herrschaft mit Aladdin. Sie regierten miteinander lange Jahre und hinterließen eine berühmte Nachkommenschaft.

Die Abenteuer des Kalifen Harun al Raschid.

Der Kalif Harun al Raschid war einst von einer großen Schwermut befallen, als Giafar, sein treuer Großvezier, vor ihm erschien. Der Minister fand ihn ganz allein, was höchst selten vorkam, und da er beim Nähertreten bemerkte, daß er in eine düstere Laune versenkt war und nicht einmal die Augen aufhob, um ihn anzusehen, so blieb er so lange wartend stehen, bis er ihn eines Blickes würdigte.

Der Kalif hob endlich die Augen empor und sah Giafar an; doch schlug er sie sogleich wieder nieder und blieb in der vorigen Stellung, und zwar so starr wie zuvor.

Da der Großvezier in den Augen des Kalifen keinen Unwillen gewahrte, der ihn persönlich anginge, so nahm er endlich das Wort und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, erlaubt mir Euer Majestät wohl die Frage, woher diese Schwermut rührt, die Ihr heute blicken lasset, und von der Ihr sonst immer so weit entfernt zu sein schienet."

„Es ist wahr, Vezier," erwiderte der Kalif, indem er seine Stellung änderte, „daß ich sonst eben nicht dazu geneigt bin, und wenn du nicht gekommen wärest, so hätte ich meinen gegenwärtigen Trübsinn gar nicht bemerkt, in welchem ich nun aber auch keinen Augenblick länger verharren will. Wenn dich nicht etwa etwas Besonderes zu mir führt, so wäre mir es lieb, wenn du irgend etwas erfändest, um mich zu zerstreuen."

„Beherrscher der Gläubigen," antwortete hierauf der Großvezier Giafar, „bloß meine Pflicht führt mich hierher zu Euch, und ich bin so frei, Euch zu erinnern, daß Ihr Euch selber die Verpflichtung aufgelegt habt, auf die gute Ordnung in Eurer Hauptstadt und deren Umgegend persönlich ein wachsames Auge zu haben. Heute ist gerade der Tag, den Ihr Euch dazu vorgesetzt hattet, und es ist dies zugleich die beste Gelegenheit, die sich Euch darbietet, um die Wolken, welche Eure Heiterkeit, die man sonst an Euch bemerkt, trüben, zu verscheuchen."

„Ich hatte es ganz vergessen," sagte der Kalif, „und du erinnerst mich recht zur gelegenen Stunde daran. Geh also und kleide dich um, während ich meinerseits dasselbe thun werde."

Sie legten jeder Kaufmannstracht an, und gingen in dieser Verkleidung ganz allein miteinander durch eine geheime Gartenthür des Palastes, welche aufs freie Feld hinausging. Sie machten in ziemlich weiter Entfernung von den Thoren die Runde auswendig um die Stadt, bis an die Ufer des Tigris, ohne etwas zu bemerken, was gegen die gute Ordnung gewesen wäre. Sie setzten sodann auf dem ersten Boot, das sie antrafen, über den Strom, machten auch um die entgegengesetzte Seite der Stadt auswendig die Runde und nahmen dann ihren Weg über die Brücke, welche beide Hälften der Stadt in Verbindung setzte.

Bei ihrem Gange über die Brücke trafen sie am Ende derselben einen alten blinden Mann, der sie um ein Almosen ansprach. Der Kalif wandte sich zu ihm hin und drückte ihm ein Goldstück in die Hand.

Der Blinde faßte ihn augenblicklich bei der Hand, hielt ihn an und sagte:

„Mildthätiger Mann, wer Ihr auch immer sein möget, welchem Gott eingegeben hat, mir dies Almosen zu reichen, versagt mir die Gnade nicht, um die ich Euch bitte, daß Ihr mir nämlich eine Ohrfeige gebet. Ich habe sie verdient, ja vielleicht noch eine derbere Züchtigung."

Bei diesen Worten ließ er die Hand des Kalifen los, um ihm die Freiheit zu lassen, ihm eine Ohrfeige zu geben; indes aus Besorgnis, daß er nicht etwa vorübergehen möchte, ohne es zu thun, faßte er ihn am Kleide.

Der Kalif, der über die Bitte und das Benehmen des Blinden ganz erstaunt war, sagte zu ihm: „Guter Mann, ich kann dir deine Bitte nicht gewähren. Ich werde mich wohl hüten, das Verdienstliche meines Almosens durch eine so schlechte Behandlung, als du von mir verlangst, wieder aufzuheben." Mit diesen Worten suchte er sich mit Gewalt von dem Blinden loszumachen.

Der Blinde, welcher vermöge der Erfahrung, die er seit langer Zeit über diesen Punkt gemacht, eine Weigerung von seiten seines Wohlthäters vermutet hatte, wandte eine noch größere Kraft an, um ihn festzuhalten, und fügte zugleich hinzu: „Herr, vergebet mir meine Kühnheit und Zudringlichkeit. Gebet mir entweder die Ohrfeige, oder nehmet Euer Almosen wieder zurück; ich kann es nur unter dieser Bedingung annehmen, wofern ich nicht einem feierlichen Schwur, den ich zu Gott gethan, zuwiderhandeln soll, und wenn Ihr den

Grund davon wüßtet, so würdet Ihr mit mir übereinstimmen, daß diese Strafe sehr gering sei."

Der Kalif, der sich nicht länger wollte aufhalten lassen, gab der Zudringlichkeit des Blinden nach und versetzte ihm eine leichte Ohrfeige. Der Blinde ließ ihn nun auf der Stelle los, indem er ihm dankte und ihn segnete. Der Kalif setzte seinen Weg mit dem Großvezier fort; doch kaum waren sie einige Schritte weiter gegangen, als er zum Vezier sagte: „Die Ursache, welche diesen Blinden zu einem solchen Benehmen gegen alle, die ihm ein Almosen geben, antreibt, muß von sehr wichtiger Art sein. Ich wünschte wohl das nähere hierüber zu wissen. Kehre daher rasch um, sage ihm, wer ich bin, und daß er ja nicht unterlassen soll, morgen um die Zeit des Nachmittagsgebets sich im Palast einzufinden, weil ich ihn zu sprechen wünsche."

Der Großvezier ging auf der Stelle zurück, und bevor noch der Kalif seinen Palast erreicht hatte, erblickte er in einer Straße, durch die er schon lange nicht gegangen war, ein neu aufgeführtes Gebäude, welches ihm das Haus irgend eines Großen des Hofes zu sein schien. Er fragte den Großvezier, ob er wisse, wem es angehöre. Dieser antwortete, er wisse es zwar nicht, werde aber sogleich dem Wunsche des Sultans Folge leisten und sich danach erkundigen.

Er fragte auch wirklich einen Nachbar, der ihm sagte, dieses Haus gehöre dem Kodja Hassan, genannt Alhabbal, wegen seines Seilerhandwerks, das er ihn selber noch in der größten Armut treiben gesehen, indes sei er — ohne daß man wisse, wie — zu so großem Vermögen gekommen, daß er die Kosten dieses stattlichen Baues sehr gut aushalten könne.

Der Großvezier eilte jetzt dem Kalifen nach und stattete ihm von dem, was er erfahren, Bericht ab. „Ich will doch diesen Kodjah Hassan Alhabbal sprechen," sagte der Kalif, „geh und sage ihm, daß er sich morgen um dieselbe Stunde wie der andere in meinem Palast einfinden solle." Der Großvezier unterließ nicht, den Befehl des Kalifen auszurichten.

Den folgenden Tag nach dem Nachmittagsgebet trat der Kalif in sein Zimmer, und der Großvezier führte sogleich die beiden erwähnten Personen zu ihm hinein und stellte sie ihm vor.

Sie warfen sich beide vor seinem Throne nieder, und als

sie wieder aufgestanden waren, fragte der Kalif den Blinden, wie er denn heiße?

„Ich heiße Baba Abdallah," antwortete der Blinde.

„Baba Abdallah," fuhr der Kalif fort, „deine Art und Weise um ein Almosen zu bitten, erschien mir gestern so seltsam, daß, wenn mich nicht gewisse Rücksichten zurückgehalten hätten, ich mich wohl gehütet haben würde, dir diesen Gefallen zu thun, sondern dich vielmehr von dem Augenblick an gehindert haben würde, der Welt noch fernerhin ein so anstößiges Benehmen zu zeigen. Ich habe dich deshalb hierher kommen lassen, um von dir den Grund zu erfahren, warum du einen so unbesonnenen Schwur gethan hast, und erst aus dem, was du mir hierüber mitteilen wirst, werde ich beurteilen können, ob du daran wohlgethan hast, und ob ich dir noch länger ein Verfahren gestatten kann, was ein so übles Beispiel zu geben scheint. Sage mir also ohne Hehl, woher dir dieser tolle Einfall gekommen ist; verschweige mir nichts, denn ich will es durchaus wissen."

Baba Abdallah, welcher durch diesen Verweis eingeschüchtert worden war, warf sich abermals vor dem Throne des Kalifen auf sein Angesicht, und als er wieder aufgestanden, sagte er zu ihm Folgendes: „Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euer Majestät demütigst um Verzeihung wegen der Kühnheit, womit ich von Euch eine Sache zu verlangen und zu erzwingen gewagt habe, die mit der gesunden Vernunft zu streiten scheint. Ich erkenne meine Strafbarkeit; indes, da ich damals Euer Majestät noch nicht kannte, so flehe ich Eure Gnade an und hoffe, daß Ihr meine Unkenntnis berücksichtigen werdet. Was jenes Benehmen betrifft, das Ihr als eine Narrheit zu betrachten geruhet, so gestehe ich, daß es wirklich eine ist, und daß mein Verfahren vor den Augen der Welt als eine solche erscheinen muß; indes in den Augen Gottes ist es eine nur sehr mäßige Buße für eine ungeheuere Sünde, deren ich mich strafbar gemacht, und die ich nicht abbüßen werde, wenn auch alle Sterblichen einer nach dem andern mir eine Ohrfeige geben. Euer Majestät wird selber hierüber urteilen können, wenn ich durch Erzählung meiner Geschichte Euch gezeigt haben werde, worin dieses ungeheuere Vergehen besteht."

*

Geschichte des blinden Baba Abdallah.

„Beherrscher der Gläubigen," fuhr Baba Abdallah fort, „ich wurde zu Bagdad geboren. Von meinem Vater und meiner Mutter, welche beide binnen wenigen Tagen nacheinander starben, erbte ich ein kleines Vermögen. Obwohl ich an Jahren noch nicht weit vorgerückt war, so verwandte ich es doch nicht nach der gewöhnlichen Weise junger Leute, die dergleichen binnen kurzer Zeit durch unnützen Aufwand oder in Üppigkeit verschwenden; sondern im Gegenteil unterließ ich nichts, um durch meine Betriebsamkeit, und durch alle mögliche Sorge und Mühe, die ich mir gab, es zu vermehren. Auf diese Weise wurde ich denn endlich so reich, daß ich für mich allein achtzig Kamele besaß, die ich an Karawanen-Kaufleute vermietete, und die mir bei jeder Reise, die ich mit ihnen in die verschiedenen Provinzen Eures Reiches machte, große Summen einbrachten.

Als ich einst während der Blüte dieses meines Glückes und mit dem brennendsten Verlangen, noch reicher zu werden, von Balsora leer mit meinen Kamelen zurückkehrte, die ich auf dem Hinwege mit Waren, die nach Indien verschifft werden sollten, bepackt gehabt hatte, und die ich jetzt in einer menschenleeren Einöde, wo die gute Weide mich anzuhalten bewog, eben weiden ließ, redete ein Derwisch, der zu Fuß nach Balsora wanderte, mich an und setzte sich neben mich, um auszuruhen. Ich fragte ihn, woher er käme und wohin er ginge? Er that dieselben Fragen an mich, und nachdem wir unsere Neugier gegenseitig befriedigt hatten, teilten wir unseren Mundvorrat miteinander und speisten zusammen.

Während der Mahlzeit unterhielten wir uns von verschiedenen gleichgiltigen Dingen, und der Derwisch erzählte mir unter anderem auch, er wüßte an einem Orte, der nicht gar weit von unserem Ruheplatze entfernt sei, einen Schatz von so unermeßlichen Reichtümern, daß, wenn ich auch davon so viel wegnähme, als meine achtzig Kamele tragen könnten, man doch nicht merken würde, daß etwas davon weggenommen worden sei.

Diese gute Nachricht überraschte und erfreute mich zugleich. Die Freude, die ich in meinem Innersten darüber empfand, machte, daß ich ganz außer mir war. Ich hielt den Derwisch nicht für fähig, daß er mir da bloß etwas vorspiegeln

wolle; ich warf mich ihm daher um den Hals und sagte zu zu ihm: „Guter Derwisch, ich sehe wohl, daß du dich wenig um die Güter dieser Welt kümmerst, wozu kann dir also deine Kenntnis von diesem Schatze nützen? Du bist allein, und kannst also doch nur sehr wenig davon mitnehmen. Zeige mir daher, wo er liegt, ich will dann meine achtzig Kamele davon beladen und werde dir selber eins davon schenken, zum Dank für das Gute und für das Vergnügen, das du mir dadurch erzeigst."

Freilich war es nur sehr wenig, was ich ihm anbot, mir indes schien es sehr viel zu sein, vermöge des unmäßigen Geldgeizes, der sich bei dieser mir gemachten Eröffnung meiner bemächtigt hatte, und mir dünkten die neunundsiebzig Kamel-Lasten, die mir noch übrig blieben, so viel wie gar nichts, im Vergleich mit derjenigen, deren ich mich berauben und die ich ihm überlassen sollte.

Der Derwisch, welcher meine leidenschaftliche Gier nach den Reichtümern bemerkte, nahm gleichwohl keinen Anstoß an einem so wenig angemessenen Anerbieten, als ich ihm soeben gemacht hatte, sondern sagte ganz ruhig zu mir: „Mein Bruder, du siehst, wie wenig dein Anerbieten im Verhältnis zu der Wohlthat steht, die du von mir verlangst. Ich konnte mir es ja ganz ersparen, von dem Schatze zu reden, und lieber mein Geheimnis für mich behalten; indes das, was ich dir gutwillig darüber mitgeteilt habe, wird dir wenigstens die gute Absicht zeigen, die ich hatte, dir gefällig zu sein, und dadurch, daß ich dein und mein Glück machte, mir ein gutes Andenken bei dir zu stiften. Ich habe dir nun also einen gerechteren und billigeren Vorschlag zu machen, und du magst selber sehen, ob er dir genehm ist. Du sagst," fuhr der Derwisch fort, „du habest achtzig Kamele. Ich bin demnach bereit, dich zu dem Schatze hinzuführen, und dort mit dir ihnen so viel an Gold und Edelsteinen, als sie nur immer zu tragen vermögen, aufzupacken, unter der Bedingung, daß, wenn wir sie gehörig bepackt haben werden, du mir die Hälfte derselben nebst ihrer Last abtrittst und dir bloß die andere Hälfte behältst, worauf wir uns dann trennen wollen, sodaß jeder von uns die seinigen hinführen kann, wohin er nur immer will. Du siehst, daß diese Teilung ganz der Billigkeit angemessen ist, und wenn du mir vierzig Kamele schenkst, so erhältst du dagegen durch mich so viel, daß du dir tausend andere dafür kaufen kannst."

Ich konnte nicht leugnen, daß die Bedingung, die mir der Derwisch machte, höchst billig war. Indes, ohne auf die großen Reichtümer zu achten, die mir durch Annahme derselben zu teil werden konnten, betrachtete ich die Abtretung der Hälfte meiner Kamele als einen großen Verlust, besonders wenn ich erwog, daß der Derwisch dann ebenso reich als ich werden würde. Kurz ich bezahlte bereits eine Wohlthat mit Undank, die rein freiwillig war, und die ich vom Derwisch noch nicht einmal erhalten hatte. Allein es war hier nicht lange zu überlegen. Entweder mußte ich die Bedingung eingehen, oder mich gefaßt machen, mein Lebenlang Reue darüber zu fühlen, daß ich durch meine Schuld mir eine Gelegenheit, zu bedeutendem Vermögen zu kommen, habe entschlüpfen lassen.

Ich versammelte also augenblicklich meine Kamele, und wir zogen miteinander fort. Nachdem wir eine Weile so fortgezogen waren, gelangten wir an ein sehr weites Thal, dessen Eingang aber sehr eng und schmal war. Meine Kamele konnten bloß einzeln nacheinander hindurchgehen; sobald die Gegend sich erweiterte, ward es ihnen wieder möglich, in der besten Ordnung zusammenzuhalten. Die beiden Berge, welche das Thal bildeten und es hinten in einem Halbkreis schlossen, waren übrigens so hoch, steil und unzugänglich, daß wir nicht fürchten durften, daß irgend ein Sterblicher uns da sehen könnte.

Als wir zwischen den beiden Bergen angelangt waren, sagte der Derwisch zu mir: „Wir wollen jetzt nicht weiter vorwärts gehen; halte du deine Kamele an, und laß sie auf dem Platze, den du da vor dir siehst, sich auf den Bauch niederlegen, damit wir sie ohne Mühe beladen können, und wenn du das gethan haben wirst, so werde ich zur Öffnung des Schatzes schreiten."

Ich that, wie der Derwisch mir gesagt hatte, und eilte ihm sodann nach. Ich fand ihn, wie er mit einem Feuerzeuge in der Hand etwas dürres Holz, um Feuer anzumachen, zusammentrug. Sobald er es angemacht hatte, warf er etwas Räucherwerk hinein, indem er einige Worte dazu sprach, die ich nicht verstand. Augenblicklich stieg ein dicker Rauch davon auf. Er zerteilte diesen Rauch, und in diesem Augenblick entstand in dem Felsen, der zwischen den beiden Bergen lag und in senkrechter Linie sehr hoch emporstieg, obwohl er gar keine Spur von irgend einer Öffnung zeigte, dennoch eine sehr große, in Gestalt eines Thores mit zwei Thorflügeln,

das mit bewunderungswürdiger Kunst in den Felsen hineingearbeitet war.

Diese Öffnung zeigte unseren Blicken in einer großen, in den Felsen gehauenen Vertiefung einen prächtigen Palast, der mehr ein Werk von Geistern als von Menschenhänden zu sein schien, denn es schien nicht möglich, daß sich Menschen ein so kühnes und erstaunenswürdiges Unternehmen auch nur hätten einfallen lassen können.

Indes, o Beherrscher der Gläubigen, diese Bemerkung mache ich erst jetzt vor Euer Majestät, und ich machte sie nicht gleich damals. Ich bewunderte selbst nicht einmal die unermeßlichen Reichtümer, die ich da auf allen Seiten erblickte, sondern, ohne mich bei Betrachtung der zweckmäßigen Anordnung dieser bedeutenden Schätze lange aufzuhalten, warf ich mich, wie der Adler auf seine Beute herabschießt, auf den ersten besten Haufen von Goldstücken, den ich zunächst vor mir sah, und fing an, so viel davon in einen Sack, den ich eben ergriffen hatte, hineinzuraffen, als ich forttragen zu können glaubte. Die Säcke waren sehr groß, und ich hätte sie gern bis oben vollgefüllt, allein ich mußte sie mit den Kräften meiner Kamele doch in einiges Verhältnis setzen.

Der Derwisch machte es ebenso wie ich; doch bemerkte ich, daß er sich mehr an die Edelsteine hielt, und als er mir den Grund davon gesagt hatte, folgte ich seinem Beispiel, und wir nahmen weit mehr Edelsteine mit als gemünztes Gold. Endlich hatten wir alle Säcke angefüllt und luden sie auf die Kamele, und es blieb uns nichts weiter zu thun übrig, als den Schatz zu verschließen und wegzugehen.

Ehe wir weggingen, ging der Derwisch noch einmal in den Schatz hinein, und da sich in demselben mehrere Vasen von kunstreicher goldner Arbeit und aus anderem kostbaren Stoff befanden, so bemerkte ich, daß er aus einer dieser Vasen eine kleine Büchse, aus einem mir unbekannten Holze verfertigt, herauszog und in seinen Busen steckte, nachdem er gezeigt hatte, daß darin nichts weiter war als eine Art von Haarsalbe.

Der Derwisch verrichtete hierauf dieselbe Ceremonie, um den Schatz zu verschließen, die er bei der Öffnung desselben angewendet hatte, und nachdem er gewisse Worte gesprochen, schloß sich das Schatzgewölbe wieder, und der Felsen erschien uns wieder ganz wie zuvor.

Wir ließen nun die Kamele mit ihrer Last aufstehen und

teilten sie unter uns. Ich stellte mich an die Spitze der vierzig, welche ich mir vorbehalten hatte, und der Derwisch an die Spitze der übrigen, die ich ihm abgetreten.

Wir zogen sodann wieder durch den engen Weg hindurch, durch welchen wir hereingekommen, und so gingen wir denn miteinander bis zu der großen Heerstraße fort, wo wir uns trennen wollten, der Derwisch nämlich, um seine Reise nach Balsora fortzusetzen, und ich, um nach Bagdad zurückzukehren. Um ihm für eine so große Wohlthat zu danken, wählte ich die stärksten Ausdrücke und die höchsten Versicherungen meiner Erkenntlichkeit dafür, daß er mich jedem anderen Sterblichen vorgezogen, um mir einen Teil von diesen ungeheuren Reichtümern zukommen zu lassen. Wir umarmten uns sodann sehr herzlich, und nachdem wir einander lebewohl gesagt, zog jeder seine Straße von dannen.

Ich hatte kaum einige Schritt gethan, um meine Kamele, welche unterdes auf dem ihnen angewiesenen Wege vorausgegangen, wieder einzuholen, als der böse Geist des Undanks und des Neides sich meines Herzens bemächtigte. Ich bejammerte den Verlust meiner vierzig Kamele und noch mehr die Reichtümer, womit sie beladen waren. „Der Derwisch," dachte ich bei mir selbst, „braucht ja alle diese Reichtümer gar nicht; er kann ja über den ganzen Schatz nach Belieben schalten und davon so viel nehmen, als er nur will." Ich überließ mich also dem schwärzesten Undank und entschloß mich auf einmal, ihm seine Kamele mit ihren Ladungen wegzunehmen.

Um meinen Plan ausführen zu können, ließ ich zuerst meine Kamele anhalten, und lief dann hinter dem Derwisch her, dem ich aus Leibeskräften nachrief, als hätte ich ihm noch etwas zu sagen; zugleich gab ich ihm ein Zeichen, daß er auch seine Kamele anhalten und auf mich warten sollte. Er hörte mein Rufen und stand still.

Als ich ihn eingeholt hatte, sagte ich zu ihm: „Mein Bruder, kaum hatte ich dich verlassen, als ich mir etwas überlegte, woran ich zuvor nicht gedacht hatte, und woran du selber vielleicht nicht einmal gedacht haben wirst. Du bist ein guter Derwisch, und daran gewöhnt, ein ruhiges Leben zu führen, entbunden von allen irdischen Sorgen und ohne alle weiteren Geschäfte, außer demjenigen, Gott zu dienen. Du weißt aber wohl nicht, welche Last du dir aufgebürdet hast, indem du eine so große Anzahl von Kamelen übernahmst. Wenn du

mir folgen wolltest, so würdest du dir bloß dreißig mitnehmen, und ich glaube, daß du selbst mit der Führung dieser noch Mühe genug haben wirst. Du kannst dich hierin auf mich verlassen, denn ich habe in diesem Punkte Erfahrung."

„Ich glaube, daß du recht hast," erwiderte der Derwisch, der sich außer stande sah, mir irgend etwas streitig machen zu können; „und ich gestehe," fuhr er fort, „daß ich daran wirklich nicht gedacht hatte. Ich fing auch bereits an, in Hinsicht dessen, was du mir da vorstellst, unruhig zu werden. Wähle dir also nach deinem Belieben zehn davon aus und führe sie in Gottes Namen fort."

Ich wählte mir nun zehn aus, ließ sie umdrehen und meinen übrigen Kamelen nachziehen. Ich hatte in der That nicht geglaubt, daß der Derwisch sich so leicht überreden lassen würde; dies steigerte nun meine Gier noch mehr, und ich schmeichelte mir, daß ich wohl noch zehn andere ohne Schwierigkeit von ihm erhalten würde.

Anstatt ihm also für das reiche Geschenk, das er mir soeben gemacht hatte, zu danken, sagte ich zu ihm weiter: „Mein Bruder, aus jener Teilnahme, die ich für deine Ruhe hege, kann ich mich nicht entschließen, von dir zu scheiden, ohne dich zu bitten, daß du noch einmal überlegen mögest, wie schwer dreißig Kamele zu leiten sind, besonders für einen Mann wie du, der an dergleichen Geschäfte gar nicht gewöhnt ist. Du würdest dich weit wohler fühlen, wenn du mir noch ein solches Geschenk machen wolltest, als du mir soeben gemacht hast. Ich sage dir das, wie du leicht siehst, nicht sowohl mir und meinem eigenen Vorteil zuliebe, als vielmehr, um dir ein größeres Vergnügen zu verschaffen. Erleichtere dir also deine Last um noch zehn andere Kamele, und übergieb sie mir auch noch, als einem Manne, dem es nicht mehr Mühe macht, für hundert Kameele zu sorgen, als für ein einziges."

Meine Rede machte den gewünschten Eindruck, und der Derwisch trat mir ohne Weigern die zehn Kamele ab, die ich abermals von ihm verlangt hatte, sodaß ihm nicht mehr als zwanzig übrig blieben. Ich sah mich nun im Besitz von sechzig Kamelladungen, deren Wert die Reichtümer vieler Fürsten weit überstieg, und man hätte demnach denken sollen, daß ich jetzt endlich zufrieden gewesen sein müßte.

Allein, o Beherrscher der Gläubigen, gleich einem Wassersüchtigen, der, je mehr er trinkt, nur noch mehr Durst bekommt, fühlte ich in mir eine nur noch heftigere Begierde als

zuvor, mir auch die übrigen zwanzig Kamele, die dem Derwisch geblieben, noch dazu zu verschaffen.

Ich verdoppelte also mein inständiges Bitten, Anliegen und Andringen, um den Derwisch zu bewegen, daß er mir noch zehn von den zwanzig schenken möchte, und er willfahrte mir endlich. Was nun noch die übrigen zehn Kamele betrifft, die er noch hatte, so umarmte ich ihn, küßte ihn, und erzeigte ihm so viele Liebkosungen, indem ich ihn beschwor, mir es ja nicht abzuschlagen, und dadurch der ewigen Verpflichtung, die ich gegen ihn haben würde, die Krone aufzusetzen, daß er endlich durch die Erklärung, er bewillige mir alles, meine Freude vollkommen machte.

„Mache indes einen guten Gebrauch davon, Bruder," fuhr er fort, „und erinnere dich stets, daß Gott uns ebenso leicht die Reichtümer wieder nehmen kann, als er sie uns giebt, wenn wir sie nicht zur Unterstützung der Armen anwenden, die er bloß deshalb in Dürftigkeit läßt, um den Reichen Gelegenheit zu geben, sich durch ihre Almosen einen größeren Lohn in jener Welt zu verdienen."

Meine Verblendung war so groß, daß ich nicht imstande war, einen so heilsamen Rat zu benutzen. Ja, ich begnügte mich nicht einmal damit, mich im Besitz meiner achtzig Kamele zu sehen, und zu wissen, daß sie mit einem Schatze beladen waren, der mich zum glücklichsten aller Menschen machen mußte; sondern es kam mir in den Sinn, daß das kleine Büchschen mit Salbe, in dessen Besitz sich der Derwisch gesetzt und das er mir gezeigt hatte, wohl noch etwas weit Kostbareres sein könne als diese Reichtümer, die ich ihm verdankte.

„Der Ort, wo der Derwisch es wegnahm," sprach ich bei mir selber, „und die Sorgfalt, womit er nach dem Besitz desselben trachtete, läßt mich glauben, daß es etwas Geheimnisvolles in sich schließt."

Dies bewog mich denn, Folgendes zu thun, um mir es zu verschaffen. Ich hatte ihn soeben umarmt und von ihm Abschied genommen. Ich drehte mich indes noch einmal zu ihm und sagte: „Noch eins, was willst du denn mit dem kleinen Salbenbüchschen machen? Es scheint mir sehr wertlos," fuhr ich fort, „daß es nicht der Mühe wert ist, daß du es mitnimmst; ich bitte dich also, mir es zu schenken. Überhaupt braucht ja ein Derwisch wie du, der den Eitelkeiten der Welt so ganz entsagt hat, keine Haarsalbe."

Wollte Gott, er hätte mir dies Büchschen zu geben abgeschlagen! Doch, wenn er es hätte thun wollen, so wäre ich meiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen, auch war ich ja stärker als er, und zugleich fest entschlossen, es ihm mit Gewalt zu nehmen, damit ich die Befriedigung hätte, daß niemand sagen könne, jener habe auch nur das geringste von dem Schatze bekommen, — wie viele Verpflichtungen ich ihm auch immer schuldig sein mochte.

Der Derwisch indes, anstatt mir es zu verweigern, zog es sogleich aus seinem Busen und überreichte mir es auf die artigste Weise von der Welt, indem er sagte: „Da hast du es, Bruder, damit nicht dies Eine noch zu deiner völligen Zufriedenheit mangele. Wenn ich sonst noch etwas für dich thun kann, so darfst du es nur sagen; ich bin bereit, dir zu willfahren."

Als ich die Büchse in meinen Händen hatte, öffnete ich sie, betrachtete die Salbe und sagte zu ihm: „Da du so gutwillig bist und nicht müde wirst, dich mir gefällig zu beweisen so bitte ich dich, daß du mir gefälligst sagest, welchen besonderen Gebrauch man von dieser Salbe machen kann."

„Einen höchst merkwürdigen und wunderbaren," erwiderte der Derwisch. „Wenn du nämlich etwas Weniges davon um das linke Auge und auf das Augenlid streichst, so werden vor deinen Augen alle Schätze erscheinen, die im Schoße der Erde verborgen sind; streichst du aber etwas davon auf das rechte Auge, so macht es dich blind."

Ich wünschte diese wunderbare Wirkung an mir selber zu erfahren, und sagte zu dem Derwisch, indem ich ihm die Büchse reichte: „Hier nimm und streiche mir etwas von der Salbe um das linke Auge; du verstehst es besser als ich. Ich bin voll Ungeduld, etwas an mir selber zu erfahren, das mir unglaublich scheint."

Der Derwisch war so gefällig, sich dieser Mühe zu unterziehen. Ich mußte das linke Auge schließen, und er brachte etwas von der Salbe darauf. Als es geschehen war, öffnete ich das Auge und sah, daß er mir die Wahrheit gesagt hatte. Ich erblickte wirklich eine unendliche Menge von Schatzgewölben, mit so ungeheuren und mannigfaltigen Reichtümern angefüllt, daß es mir unmöglich sein würde, sie alle einzeln genau anzugeben. Da ich jedoch währenddessen das rechte Auge mit der Hand fest zuhalten mußte und ich dessen müde wurde, so bat ich den Derwisch, mir von dieser Salbe auch etwas auf das rechte Auge zu streichen.

„Das will ich dir wohl thun," sagte der Derwisch, „doch darfst du nicht vergessen, was ich dir bereits gesagt habe, daß, wenn du etwas davon auf das rechte Auge bringst, du augenblicklich blind werden wirst. Die Salbe hat nun einmal diese Kraft, und du mußt dich danach richten."

Anstatt zu glauben, daß der Derwisch die Wahrheit rede, bildete ich mir vielmehr ein, daß es dabei noch ein anderes Geheimnis gäbe, das er mir verbergen wolle.

„Bruder," erwiderte ich lächelnd, „ich sehe wohl, daß du mich etwas überreden willst; es wäre ja widernatürlich, wenn ein und dieselbe Salbe zwei so durchaus entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen sollte."

„Und doch ist die Sache ganz so, wie ich es dir sage," antwortete der Derwisch, indem er den Namen Gottes zum Zeugen anrief, „und du kannst mir es auf mein Wort glauben, denn ich vermag nie die Wahrheit zu verhehlen."

Ich wollte auf das Wort des Derwisches, der als rechtlicher Mann mit mir redete, nicht trauen; die unüberwindliche Begierde, nach meinem Belieben alle Schätze der Erde zu betrachten, und vielleicht dieselben, so oft ich nur Lust hätte, genießen zu können, bewirkte, daß ich weder auf seine Warnungen hören noch eine Sache glauben wollte, die — wie ich es bald nachher zu meinem großen Unglück erfuhr — nur zu gewiß war.

In dem Vorurteil, das ich gefaßt hatte, bildete ich mir ein, daß, wenn diese Salbe, auf das linke Auge gestrichen, die Kraft hatte, mich alle Schätze der Erde sehen zu lassen, so möge sie, auf das rechte Auge angewendet, vielleicht die Kraft haben, dieselben sofort zu meiner Verfügung zu stellen. In diesem Gedanken drang ich hartnäckig in den Derwisch, mir etwas davon selber um das rechte Auge zu streichen; jedoch er weigerte sich standhaft, es zu thun.

„Nachdem ich dir so viel Gutes erzeigt, mein Bruder," sagte er zu mir, „kann ich mich nicht entschließen, dir ein so großes Unheil zuzufügen. Bedenke selber, was für ein Unglück es ist, seines Gesichts beraubt zu sein, und versetze mich nicht in die traurige Notwendigkeit, dir in einer Sache zu willfahren, die du dein ganzes Leben lang bereuen würdest."

Ich trieb meine Hartnäckigkeit bis aufs äußerste. „Bruder," sagte ich ziemlich fest zu ihm, „ich bitte dich, alle diese Schwierigkeiten, die du mir da machst, zu beseitigen; du hast mir auf eine großmütige Weise alles gewährt, um was ich

dich bisher bat, willst du nun, daß ich mich wegen einer so unbedeutenden Kleinigkeit unzufrieden von dir trennen soll? Im Namen Gottes, bewillige mir auch diese letzte Gunst noch. Was auch daraus hervorgehen mag, ich werde mich nie an dich halten, sondern die Schuld davon wird stets die meinige sein.

Der Derwisch bot allen nur möglichen Widerstand auf, doch da er sah, daß ich imstande sei, ihn zu zwingen, sagte er: „Da du es denn durchaus haben willst, so werde ich dir den Willen thun."

Er nahm nun etwas von dieser unheilbringenden Salbe und strich mir es auf das rechte Auge, das ich fest zuhielt. Aber, ach, als ich es wieder öffnete, sah ich bloß dichte Finsternis vor meinen Augen und blieb fortan blind wie du siehest.

„Ach, unglücklicher Derwisch," rief ich augenblicklich aus, „was du mir sagtest, ist nur zu wahr! Unselige Neugier," fügte ich hinzu, „unersättliches Verlangen nach Reichtümern, in welchen Abgrund von Unglück habt ihr mich gestürzt! Ich fühle freilich, daß ich mir das alles selber zugezogen; jedoch, liebster Bruder," rief ich, zu dem Derwisch mich wendend, „der du so mildthätig und wohlthuend bist, besitzest du denn unter so vielen wunderbaren Geheimnissen, um die du weißt, nicht auch eines, das mir mein Augenlicht wiedergeben könnte?"

„Unglücklicher," antwortete mir hierauf der Derwisch, „daß du dies Unglück nicht vermiedest, lag gewiß nicht an mir; aber du hast jetzt bloß, was du verdienest, und deine Herzensverblendung hat dir die Blindheit deines Körpers zugezogen. Freilich bin ich im Besitze von Geheimnissen; du hast dies in der kurzen Zeit, wo ich bei dir war, leicht merken können; doch weiß ich kein einziges, wodurch ich dir das Gesicht wiedergeben könnte. Glaubst du, daß es doch eines dergleichen giebt, so wende dich an Gott; bloß er kann dir es wiedergeben. Er hatte dir Reichtümer verliehen, deren du nicht wert warest; er hat dir sie jetzt wieder genommen, und wird sie durch meine Hände an Menschen gelangen lassen, die nicht so undankbar sein werden als du."

Der Derwisch sagte kein Wort weiter, und ich wußte ihm auch nichts zu erwidern. Er ließ mich nun in meiner Bestürzung und in einen unbeschreiblich tiefen Schmerz versenkt stehen, und nachdem er meine achtzig Kamele versammelt hatte, trieb er sie vor sich her und setzte seine Reise nach Balsora fort.

Ich bat ihn, mich doch nicht in diesem unglücklichen Zustande zu verlassen, und mich wenigstens bis zu der nächsten Karawane zu geleiten; aber er blieb taub gegen meine Bitten und Wehklagen. Auf diese Weise meines Augenlichts und alles dessen beraubt, was ich auf der Welt besaß, würde ich vor Hunger und Betrübnis gestorben sein, wenn nicht eine Karawane, die von Balsora kam, mich mitleidig mitgenommen und nach Bagdad geführt hätte.

Aus einer Lage, die, wenn auch nicht an Macht und Gewalt, doch gewiß an Reichtum und Pracht mich den Fürsten gleich stellte, sah ich mich jetzt hilflos an den Bettelstab gebracht. Ich mußte mich also entschließen, um Almosen zu betteln, was ich denn auch bisher gethan habe; doch um mein Vergehen gegen Gott abzubüßen, legte ich mir zugleich die Strafe auf, von der Hand einer jeden mildthätigen Person, die mein Elend bemitleiden würde, eine Ohrfeige zu empfangen.

Dies ist nun, o Beherrscher der Gläubigen, der Grund jenes Benehmens, das Euer Majestät gestern so seltsam vorkam und mir vielleicht Euren Zorn zugezogen hat. Ich bitte Euch nochmals als Euer Sklave um Verzeihung, und unterwerfe mich gern jeder Strafe, die ich verdient habe. Solltet Ihr indes über die Buße, die ich mir aufgelegt, ein Urteil zu fällen geruhen, so bin ich überzeugt, daß Ihr sie viel zu leicht und weit unter meinem Vergehen finden werdet."

*

Als der Blinde seine Geschichte erzählt hatte, sagte der Kalif zu ihm: „Baba Abdallah, deine Sünde ist groß; doch Gott sei gelobt, daß du die Größe derselben eingesehen und dir diese öffentliche Buße deshalb aufgelegt hast. Es ist jetzt damit genug. Von nun an setze du diese Bußübung für dich fort und höre nicht auf, in jedem Gebete, was du aus Pflichten der Religion jeden Tag an ihn richtest, ihn um Vergebung zu bitten; und damit du nicht durch die Sorge um deinen Lebensunterhalt davon abgezogen werden mögest, setze ich dir für dein ganzes Leben ein Almosen aus, nämlich jeden Tag vier Drachmen meines Geldes, welche dir mein Großvezier verabreichen lassen wird. Gehe daher nicht weg, und warte, bis er meinen Befehl vollzogen haben wird."

Bei diesen Worten warf sich Baba Abdallah vor dem Throne des Kalifen nieder, und beim Aufstehen dankte er ihm sodann und wünschte ihm alles mögliche Glück und Heil.

Der Kalif Harun al Raschid, zufrieden mit der Geschichte Baba Abdallahs und des Derwisches, wendete sich jetzt an Kodjah Hassan.

„Kodjah Hassan," sagte er zu diesem, „als ich gestern an deinem Hause vorüberging, schien es mir so prächtig zu sein, daß ich zu wissen wünschte, wem es gehörte. Ich erfuhr, daß du es habest erbauen lassen, nachdem du früher ein Gewerbe getrieben, welches dir kaum so viel einbrachte, um davon leben zu können. Man sagte mir zugleich, daß du dich nicht verkennest, daß du einen guten Gebrauch von den Reichtümern machst, die dir Gott gegeben, und daß deine Nachbarn tausenderlei Gutes von dir erzählen. Alles dieses," fuhr der Kalif fort, „hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich bin überzeugt, daß die Mittel und Wege, auf welchen es der Vorsehung gefallen hat, dir ihre Gaben zufließen zu lassen, von ganz außerordentlicher Art sein müssen. Ich bin neugierig, sie aus deinem eigenen Munde zu erfahren, und mir diese Befriedigung zu verschaffen, habe ich dich kommen lassen. Rede also ganz offen mit mir, damit ich mit desto mehr Vergnügen und Einsicht an deinem Glück teilnehmen kann. Damit aber dir meine Neugier nicht Argwohn errege, und damit du nicht etwa glaubst, daß ich noch einen anderen eigennützigeren Anteil an deinem Glück nehme, so erkläre ich dir hiermit, daß ich, anstatt irgend einen Anspruch darauf zu machen, dir vielmehr meinen Schutz bewillige, um es in ungestörter Sicherheit genießen zu können."

Nach diesen Versicherungen des Kalifen warf sich Kodjah Hassan vor dem Throne nieder, berührte mit der Stirn den Teppich, der darauf gelegt war, und sagte dann, nachdem er wieder aufgestanden: „Beherrscher der Gläubigen, jeder andere als ich, der sein Gewissen nicht so rein und unbefleckt fühlte, als ich es fühle, hätte beim Empfang des Befehls, vor dem Throne Euer Majestät zu erscheinen, erschrecken können. Doch da ich gegen Euch niemals andere Gesinnungen gehegt habe als die der Ehrfurcht und Ehrerbietung, und da ich nie etwas gegen den Euch schuldigen Gehorsam, noch gegen die Gesetze gethan habe, was mir Euren Unwillen irgend hätte zuziehen können, so war das einzige, was mich bekümmerte, die Besorgnis, daß ich den Glanz Euer Majestät nicht würde ertragen können. Indes da dem allgemeinen Rufe zufolge Euer Majestät mit so viel Güte den geringsten Unterthan annimmt und anhört, so habe ich mich wieder

beruhigt und nicht gezweifelt, daß Ihr mir selber den Mut und die Zuversicht einflößen würdet, Euch die verlangte Auskunft zu geben. Dies hat nun Euer Majestät soeben gethan, indem Ihr mir Euren mächtigen Schutz zusichert, ohne daß Ihr wißt, ob ich ihn verdiene. Gleichwohl hoffe ich, daß Ihr diese mir so werten Gesinnungen nicht zurücknehmen werdet, wenn ich, um Eurem Befehl zu genügen, von meinen Abenteuern Bericht abgestattet haben werde."

Nach dieser höflichen Anrede, wodurch er sich das Wohlwollen und die Aufmerksamkeit des Kalifen zusichern wollte, und nachdem er sich einige Augenblicke auf das, was er sagen wollte, besonnen hatte, begann Kodjah Hassan in folgenden Worten seine Erzählung:

*

Geschichte von Kodjah Hassan Alhabbal.

„Beherrscher der Gläubigen," fing er an, „um Euer Majestät besser zeigen zu können, auf welchen Wegen ich zu dem großen Glück, dessen ich gegenwärtig genieße, gelangt bin, muß ich vor allen Dingen von zwei vertrauten Freunden reden, welche Bürger dieser Stadt Bagdad und noch am Leben sind, und die von der Wahrheit meiner Aussage Zeugnis ablegen können. Ihnen, nächst Gott, dem Urheber alles Guten, verdanke ich hauptsächlich mein Glück.

Von diesen beiden Freunden heißt der eine Saadi, der andere Saad. Saadi, welcher gewaltig reich ist, war stets der Meinung, auf dieser Welt könne man nur insofern glücklich sein, als man große Reichtümer besäße, um von jedermann unabhängig leben zu können.

Saad hat eine andere Ansicht. Er giebt zwar zu, daß man freilich Reichtümer besitzen müsse, insofern sie zum Leben notwendig sind; doch er behauptet, daß die Tugend das Glück der Menschen machen müsse, ohne daß diese sich weiter an die Güter dieser Welt hängen sollen, als insofern sie davon ihre Bedürfnisse befriedigen und Wohlthaten an andere spenden können. Saad gehört zu dieser Zahl von Menschen, und er lebt in seinen gegenwärtigen Verhältnissen sehr glücklich und zufrieden. Obwohl Saadi sozusagen unendlich reicher als er ist, so ist ihre Freundschaft dessenungeachtet sehr aufrichtig und herzlich, und der Reichere schätzt sich selber nicht höher als den

andern. Sie haben nie einen Streit unter sich gehabt, außer über diesen einzigen Punkt, und in allen übrigen Stücken war ihre Eintracht stets sich gleich.

Eines Tages behauptete Saadi in einem Gespräche über diesen Gegenstand — wie sie mir beide selber nachher erzählt haben, — daß die Armen bloß darum arm wären, weil sie entweder in Armut geboren worden oder weil, wenn sie auch in Reichtum geboren worden, sie denselben durch Liederlichkeit oder durch einen jener unvorhergesehenen Zufälle, die nicht so gar selten sind, verloren hätten. „Meine Meinung ist," fuhr er fort, „daß diese Armen es nur darum sind, weil sie nicht dazu gelangen können, eine Geldsumme zusammenzubringen, die groß genug wäre, um sich durch sorgfältige Anlegung derselben aus ihrem Elend zu ziehen, und ich bin der Ansicht, daß, wenn sie je auf diesen Punkt gelangten und einen angemessenen Gebrauch von dieser Summe machten, sie mit der Zeit nicht bloß reich, sondern sehr vermögend werden würden."

Saad wollte den von Saadi aufgestellten Satz nicht zugeben. „Das Mittel, welches du vorschlägst," erwiderte er, „um einen Armen reich zu machen, scheint mir nicht so sicher, als du glaubst. Deine Ansicht hiervon ist nicht begründet genug, und ich könnte dagegen die meinige mit mehreren sehr guten Gründen unterstützen, die uns aber zu weit führen würden. Ich glaube, und zum wenigsten mit ebensoviel Wahrscheinlichkeit, daß ein Armer durch jedes andere Mittel eher reich werden kann, als gerade durch eine Summe Geldes; man macht oft durch Zufall ein größeres und überraschenderes Glück als mit einer Summe Geldes, wie du behauptest — wie viel Sparsamkeit und gute Wirtschaft man auch dabei anwenden mag, um sie durch ein gut geführtes Geschäft zu vervielfältigen."

„Saad," antwortete Saadi, „ich sehe wohl, daß ich bei dir nichts ausrichten würde, wenn ich auch darauf beharrte, meine Meinung gegen die deinige zu verteidigen; ich will daher lieber selber einen Versuch machen, um dich zu überzeugen, und zum Beispiel eine Summe, so groß als mir hinlänglich scheint, einem jener Handwerker zum Geschenk geben, die von Haus aus arm, von ihrem täglichen Verdienst leben und in derselben Armseligkeit sterben, in welcher sie geboren wurden. Wenn es mir damit nicht gelingt, so wollen wir dann sehen, ob es dir auf dem Wege, den du meinst, besser gelingen wird."

Einige Tage nach diesem Wortwechsel traf es sich, daß die beiden Freunde auf einem Spaziergange durch das Stadtviertel kamen, wo ich mein Seilerhandwerk trieb, welches ich von meinem Vater erlernt, der es wiederum von meinem Großvater, dem Stammvater unserer Familie, erlernt hatte. Wer meinen Aufzug und meine Kleidung ansah, konnte daraus sehr leicht meine Armut abnehmen.

Saad, der sich an Saadis gegebenes Wort erinnerte, sagte zu diesem: „Wenn du nicht etwa vergessen hast, wozu du dich gegen mich verbindlich gemacht hast, so hast du hier einen Mann," — hiermit wies er auf mich hin, — „den ich schon sehr lange sein Seilerhandwerk treiben sehe und immer in derselben Dürftigkeit. Es ist dies ein Gegenstand, der deiner Freigebigkeit durchaus würdig und zu einem Versuch der Art, als du neulich sagtest, ganz geeignet ist."

„Ich erinnere mich noch so gut daran," erwiderte Saadi, „daß ich seitdem immer so viel Geld bei mir trage, als zu einem Versuch der Art nötig ist, und daß ich bloß auf einen gelegenen Anstoß wartete, wo du zugegen wärest und Augenzeuge sein könntest. Wir wollen ihn anreden und zu erfahren suchen, ob er wirklich Geld nötig hat."

Die beiden Freunde kamen auf mich zu, und da ich sah, daß sie mit mir reden wollten, so hielt ich in meiner Arbeit inne. Sie begrüßten mich beide auf die gewöhnliche Weise, indem sie mir allen Frieden wünschten, und Saadi nahm hierauf das Wort und fragte mich, wie ich denn hieße.

Ich erwiderte ihnen denselben Gruß und sagte, um auf Saadis Frage zu antworten: „Herr, mein Name ist Hassan, und wegen meines Gewerbes bin ich allgemein unter dem Namen Hassan Alhabbal bekannt."

„Hassan," sagte hierauf Saadi, „da es kein Gewerbe giebt, das nicht seinen Meister nährt, so zweifle ich nicht, daß nicht auch das Eurige Euch so viel einträgt, um bequem davon leben zu können, und ich wundere mich selbst, daß, seitdem Ihr es treibt, Ihr Euch nicht etwas erspart und einen bedeutenden Vorrat von Hanf gekauft habt, um noch mehr Arbeit fertigen zu können, sowohl selber als auch durch angenommene Gesellen, und um Euch Euer Leben bequemer machen zu können."

„Herr," erwiderte ich ihm, „Ihr würdet aufhören, Euch darüber zu wundern, daß ich nichts erspare und daß ich nicht den von Euch bezeichneten Weg einschlage, um reich zu

werden, wenn Ihr wüßtet, daß ich mit all der Arbeit, die ich von früh bis Abend zu fertigen imstande bin, mir kaum so viel erwerben kann, als nötig ist, um mich und meine Familie mit Brot und Gemüse nähren zu können. Ich habe eine Frau und fünf Kinder, von denen noch kein einziges so alt ist, um mich im mindesten unterstützen zu können; sie brauchen Unterhalt und Kleidung, und in einer Wirtschaft, sei sie auch noch so klein, giebt es immer tausenderlei Bedürfnisse, die man nicht wohl beseitigen kann. Obwohl der Hanf nicht teuer ist, so ist doch Geld zum Einkauf desselben nötig, und das ist immer das erste, was ich von dem Erlös meiner Arbeit beiseite legen muß, sonst würde es mir nicht möglich sein, so viel als meine Haushaltung erfordert, zu verdienen. Ihr könnt nun leicht urteilen, Herr," fuhr ich fort, „ob es mir möglich ist, so viel zu ersparen, um mich und meine Familie auf einen größeren und bequemeren Fuß einzurichten. Es ist für uns genug, daß wir mit dem Wenigen, was Gott uns giebt, zufrieden sind, und daß er uns die Kenntnis und das Verlangen nach dem, was uns etwa fehlt, nicht erst erregt hat, sondern wir finden vielmehr immer, daß uns nichts fehlt, sobald wir nur unser tägliches Auskommen haben, und niemand darum ansprechen dürfen."

Als ich dies alles Saadi so umständlich gesagt hatte, sprach er zu mir: „Hassan, ich wundere mich jetzt nicht mehr und begreife recht wohl, warum du mit deiner gegenwärtigen Lage zufrieden sein mußt. Doch wenn ich dir einen Beutel mit zweihundert Goldstücken zum Geschenk machte, würdest du wohl einen guten Gebrauch davon machen, und glaubst du nicht, daß du vermittelst dieser Summe sehr bald wenigstens ebenso reich werden könntest als die angesehensten Männer deines Berufes?"

„Herr," antwortete ich, „Ihr scheint mir ein so wackerer Mann zu sein, daß ich überzeugt bin, Ihr treibt nicht etwa Euren Scherz mit mir, sondern Euer Anerbieten ist ernstlich gemeint. Ich bin daher so dreist, Euch zu sagen, daß eine weit geringere Summe für mich hinreichen würde, nicht bloß um ebenso reich zu werden als die Ersten meines Standes, sondern auch, um in kurzer Zeit reicher zu werden als alle zusammen in dieser großen Stadt Bagdad, so groß und so bevölkert sie auch ist."

Der großmütige Saadi zeigte mir sehr bald, daß er im vollen Ernst gesprochen habe. Er zog den Beutel aus seinem

Busen, gab mir ihn in die Hand und sagte: „Da nimm diesen Beutel, du wirst darin die zweihundert Goldstücke bar finden. Ich bitte Gott, daß er seinen Segen dazu geben und dir die Gnade verleihen möge, sie gut anzuwenden. Zugleich sei überzeugt, daß wir beide, mein Freund Saadi hier und ich, uns sehr freuen werden, wenn wir hören werden, daß sie dazu beigetragen haben, dich glücklicher zu machen als du jetzt bist."

Als ich, o Beherrscher der Gläubigen, den Beutel empfangen und ihn in meinen Busen gesteckt hatte, war ich so voll Entzücken und so von Dankgefühl durchdrungen, daß die Sprache mir versagte und daß es mir nicht möglich war, meinem Wohlthäter irgend ein anderes Zeichen zu geben, als daß ich die Hand nach dem Saume seines Gewandes ausstreckte, um es zu küssen; aber er wich vor mir zurück und entfernte sich, indem er mit seinem Freund seinen Weg fortsetzte.

Als ich nach ihrem Weggange wieder an meine Arbeit ging, war der erste Gedanke, der mir einfiel, der, daß ich auf einen sicheren Ort denken müßte, wo ich den Beutel aufheben könnte. Ich hatte nämlich in meinem kleinen, armseligen Häuschen weder einen Kasten noch einen Schrank, der verschlossen werden konnte, noch irgend einen anderen Ort, wo ich sicher war, daß er nicht alsbald entdeckt würde, wenn ich ihn dahin versteckte.

Da ich, wie andere arme Leute meines Standes, die Gewohnheit hatte, das wenige Geld, das ich besaß, in die Falten meines Turbans zu stecken, so verließ ich in dieser Verlegenheit meine Arbeit und ging nach Hause, unter dem Vorwand, meinen Turban wieder etwas in Ordnung zu bringen. Ich nahm meine Vorsichtsmaßregeln so gut, daß ich, ohne daß meine Frau und Kinder etwas davon merkten, zehn Goldstücke aus dem Beutel zog und sie für die dringendsten Ausgaben beiseite legte, das übrige aber in die Falten der Leinwand einhüllte, womit ich meine Kopfbedeckung umwickelte.

Die erste Ausgabe, die ich noch an demselben Tage machte, bestand darin, daß ich mir einen bedeutenden Vorrat von Hanf einkaufte; sodann — da schon seit langer Zeit kein Fleisch auf meinen Tisch gekommen war — ging ich nach der Fleischbank und kaufte Fleisch zum Abendessen.

Auf dem Rückwege trug ich mein Fleisch in der Hand, als plötzlich ein hungriger Hühnergeier, ohne daß ich mich

verteidigen konnte, auf mich herabschoß und mir es gewiß aus der Hand gerissen haben würde, wenn ich es nicht sehr fest gehalten hätte. Doch, ach, ich hätte besser gethan, es ihm mir nehmen zu lassen, um nur nicht meinen Geldbeutel einzubüßen. Je mehr er von meiner Seite Widerstand fand, desto hartnäckiger bestand er darauf, mir es zu entreißen; er zog mich herüber und hinüber, während er selber in der Luft schwebte, ohne seine Beute fahren zu lassen. Unglücklicherweise fiel mir unter diesen Anstrengungen, die ich machte, mein Turban zu Boden.

Sogleich ließ der Hühnergeier seine Beute fahren, stürzte auf meinen Turban los und führte ihn in die Luft empor, noch ehe ich Zeit hatte, ihn von der Erde aufzuraffen. Ich stieß ein so durchdringendes Geschrei aus, daß die Männer, Weiber und Kinder der Nachbarschaft darüber erschraken und ihr Geschrei mit dem meinigen vereinigten, um den Hühnergeier dadurch zu bewegen, seinen Raub fallen zu lassen.

Es gelingt bisweilen durch dieses Mittel, diese Art von Raubvögeln zu vermögen, ihre Beute wieder fahren zu lassen; doch diesmal schüchterte das Geschrei den Hühnergeier nicht ein, sondern er führte meinen Turban so weit weg, daß wir ihn aus dem Gesicht verloren, ehe er ihn fallen ließ. Es würde daher auch ganz fruchtlos gewesen sein, mir noch die Mühe und Anstrengung zu machen, ihm nachzulaufen, um ihn wiederzubekommen.

Traurig über den Verlust meines Geldes und meines Turbans kehrte ich nach Hause zurück. Indes mußte ich mir einen anderen kaufen, wodurch die Summe von zehn Goldstücken, die ich aus dem Beutel genommen, abermals geschmälert wurde. Ich hatte davon bereits den Einkauf des Hauses bestritten, und was mir nun noch übrig blieb, reichte nicht hin, um die schönen Hoffnungen, die ich gefaßt, zu verwirklichen.

Was mich am meisten peinigte, war, daß mein Wohlthäter, wenn er das mir zugestoßene Unglück erfuhr, das ihm vielleicht ganz unglaublich und folglich als eine leere Entschuldigung erscheinen konnte, sehr unzufrieden darüber sein mußte, daß seine Freigebigkeit so übel angebracht gewesen.

So lange die wenigen Goldstücke, die mir übrig geblieben, noch währten, ließen wir, meine kleine Familie und ich, uns davon wohl sein; indes geriet ich sehr bald wieder in dieselbe Lage und in dieselbe Unmöglichkeit, mich aus meinem Elend

herauszureißen wie zuvor. Gleichwohl murrte ich nicht darüber. „Gott," dachte ich, „hat mich prüfen wollen, indem er mir zu einer Zeit, wo ich es am wenigsten erwartete, Vermögen in die Hände gab; er hat mir es augenblicklich wieder entzogen, weil es ihm so gefallen und in seiner Macht gestanden hat. Er sei deshalb gelobt, so wie ich ihn bisher stets für die Wohlthaten gepriesen habe, die er mir zu verleihen für gut fand. Ich unterwerfe mich seinem göttlichen Willen!"

Diese Betrachtungen stellte ich an, während meine Frau, der ich nicht umhin gekonnt hatte, meinen erlittenen Verlust und die Ursache desselben mitzuteilen, ganz untröstlich war. Auch war mir in meiner Bestürzung die Äußerung gegen meine Nachbarn entschlüpft, daß ich in meinem Turban zugleich einen Beutel von hundertundneunzig Goldstücken verlöre. Da ihnen indes meine Armut bekannt war und da sie nicht begreifen konnten, wie ich mir durch meine Arbeit eine so große Summe Geldes habe verdienen können, so lachten sie bloß darüber, und die Kinder noch mehr als sie.

Es waren etwa sechs Monate seit jenem Unglück, welches mir der Hühnergeier angerichtet hatte, vergangen, als die beiden Freunde nicht weit von dem Stadtviertel, wo ich wohnte, vorübergingen. Die Nachbarschaft machte, daß Saad sich meiner erinnerte. Er sagte zu Saadi: „Wir sind hier nicht weit von der Straße, worin Hassan Alhabbal wohnt; laß uns durch dieselbe gehen und zusehen, ob die zweihundert Goldstücke, die du ihm gegeben, etwas dazu beigetragen haben, ihm den Weg zu einer besseren Lage zu bahnen, als die war, worin wir ihn trafen."

„Es ist mir ganz recht," antwortete Saadi; „schon vor einigen Tagen dachte ich an ihn und freute mich im voraus über das Vergnügen, welches ich haben würde, dich zum Zeugen des Erfolges zu machen, den ich bei meinem Versuch gehabt. Du wirst sehen, daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen ist, und ich mache mich darauf gefaßt, daß wir Mühe haben werden, ihn wiederzuerkennen."

Die beiden Freunde hatten in diesem Augenblick, wo Saadi noch redete, bereits in die Straße eingelenkt. Saad, der mich zuerst und schon von ferne gewahr wurde, sagte zu seinem Freunde: „Es kommt mir vor, als hättest du den Prozeß schon sehr zeitig gewonnen. Ich sehe zwar Hassan Alhabbal, aber ich entdecke an seiner Person auch nicht die mindeste

Veränderung. Er ist ebenso schlecht gekleidet als damals, wo wir beide mit ihm sprachen. Die einzige Veränderung, die ich an ihm bemerkte, besteht darin, daß sein Turban etwas neuer und reinlicher aussieht. Überzeuge dich selber, ob ich mich irre oder nicht."

Beim Näherkommen bemerkte Saadi, der mich nun ebenfalls ins Auge gefaßt hatte, recht gut, daß Saad recht habe, und er wußte nicht, welcher Ursache er die geringe Veränderung, die er an mir wahrnahm, beimessen sollte. Er war darüber so sehr erstaunt, daß er kein Wort zu mir sprach; Saad dagegen begrüßte mich mit dem gewöhnlichen Gruße und sagte dann zu mir: „Nun, Hassan, wir dürfen wohl nicht erst fragen, wie deine kleinen Angelegenheiten seit unserem letzteren Zusammentreffen gehen. Sie haben ohne Zweifel einen besseren Gang genommen, und die zweihundert Goldstücke müssen dazu bedeutend beigetragen haben."

„Edle Herren," antwortete ich, indem ich mich an alle beide wendete, „zu meinem großen Leidwesen muß ich euch sagen, daß eure guten Wünsche und Hoffnungen, sowie die meinigen, nicht den Erfolg gehabt haben, den ihr zu erwarten Ursache hattet, und den ich mir selber davon versprochen. Ihr werdet das seltsame Abenteuer, das mich betroffen, kaum glauben wollen. Gleichwohl versichere ich euch als rechtlicher Mann, dem ihr trauen könnt, daß nichts so gewiß wahr ist als das, was ihr sogleich hören werdet."

Ich erzählte ihnen nun mein Abenteuer mit allen den einzelnen Umständen, die ich soeben Euer Majestät mitzuteilen die Ehre hatte.

Saadi verwarf meine Erzählung ganz und gar. „Hassan," sagte er zu mir, „du willst mich zum besten haben und mich hintergehen. Was du da sagst, ist ganz unglaublich. Die Hühnergeier machen nicht auf Turbane Jagd, sie suchen bloß das, was ihren Heißhunger befriedigen kann. Du hast es indes gemacht, wie es alle Leute deines Standes zu machen pflegen. Wenn sie nämlich irgend einen außerordentlichen Gewinn machen, oder wenn ihnen irgend ein unerwartetes Glück zu teil wird, so lassen sie ihre Arbeit, gehen ihrem Vergnügen nach, bewirten einander und führen einen guten Tisch, so lange das Geld währt, und wenn sie dann alles verzehrt haben, befinden sie sich in derselben Not und in derselben Dürftigkeit wie zuvor. Ihr bleibet bloß darum in Eurem Elend stecken, weil Ihr es verdient und weil Ihr

Euch selber der Wohlthaten, die man Euch erzeigt, unwürdig macht."

„Herr," erwiderte ich, „ich ertrage gern diese Vorwürfe und bin bereit, noch weit heftigere zu erdulden; ich ertrage sie um so geduldiger, da ich auch nicht einen einzigen verdient zu haben glaube. Die Sache ist im ganzen Stadtviertel so allgemein bekannt, daß mir jeder dies bezeugen wird. Erkundigt Euch selber und Ihr werdet finden, daß ich Euch nicht hintergehe. Ich gestehe es, ich selber habe noch nie gehört, daß Hühnergeier auch Turbane entführen, allein die Sache ist mir begegnet, und so gut wie unzählige Dinge, die sonst nie vorgefallen sind und gleichwohl tagtäglich sich ereignen."

Saad nahm meine Partei, und erzählte Saadi so viele andere, nicht minder überraschende Geschichten von Hühnergeiern, die er wußte, daß dieser zuletzt seinen Geldbeutel aus dem Busen zog. Er zählte mir zweihundert Goldstücke in die Hand, und in Ermangelung eines Beutels steckte ich sie demgemäß ebenfalls in meinen Busen. Als Saadi diese Summe mir zugezählt hatte, sagte er zu mir: „Hassan, ich will dir noch diese zweihundert Goldstücke schenken; aber verwahre sie ja an einem sicheren Orte, damit du nicht etwa wieder so unglücklich bist, sie wie die vorigen zu verlieren, und denke zugleich darauf, dir durch sie denselben Vorteil zu verschaffen, den dir eigentlich schon die früheren hätten verschaffen sollen."

Ich versicherte ihn, daß die Dankverpflichtung, die ich um dieser zweiten Gnade willen gegen ihn fühlte, um so größer sei, da ich sie nach meinem letzten Begebnis eigentlich nicht verdiente, und daß ich nicht unterlassen würde, seinen guten Rat zu benutzen. Ich wollte noch weiter reden, aber er ließ mir nicht Zeit dazu, sondern verließ mich, indem er mit seinem Freunde seinen Spaziergang fortsetzte.

Ich ging nach ihrem Weggange nicht wieder an meine Arbeit, sondern kehrte nach meiner Wohnung zurück, wo ich weder meine Frau noch meine Kinder anwesend fand. Ich legte nun von den zweihundert Goldstücken zehn beiseite und hüllte die übrigen in ein Tuch, welches ich mit Knoten zuknüpfte. Es kam nun darauf an, das Tuch an einem sicheren Orte zu verbergen. Nach reiflicher Überlegung fiel mir endlich ein, es in ein irdenes, mit Kleie angefülltes Gefäß, das in einem Winkel stand, unten auf den Boden zu legen, da ich

nicht glauben konnte, daß meine Frau oder meine Kinder es darin suchen würden. Meine Frau kam bald darauf nach Hause, und da ich nur noch sehr wenig Hanf in Vorrat hatte, sagte ich zu ihr — ohne die beiden Freunde zu erwähnen, — daß ich Hanf einkaufen wollte.

Ich ging fort; doch während ich diesen Einkauf machte, kam ein Mann, welcher Waschthon, wie ihn die Frauen beim Baden brauchen, zu verkaufen hatte, durch die Straße gegangen und rief seine Ware aus.

Meine Frau, die von diesem Thone nichts mehr vorrätig hatte, rief den Verkäufer an, und da sie nicht bei Gelde war, so fragte sie ihn, ob er ihr wohl etwas von seinem Thone durch Austausch gegen Kleie ablassen wolle. Der Verkäufer verlangte die Kleie zu sehen; meine Frau zeigte ihm das Gefäß, worin sie war, und der Handel wurde abgeschlossen. Sie empfing den Waschthon, und der Händler nahm sich das Gefäß mit der Kleie.

Ich kam zurück, mit einer solchen Menge von Hanf bepackt, als ich nur immer fortbringen konnte, hinter mir her folgten fünf Packträger, die gleich mir mit derselben Ware beladen waren, womit ich einen hölzernen Verschlag anfüllte, den ich in meinem Hause angebracht hatte. Ich bezahlte die Lastträger für ihre Mühe, und als sie fortgegangen waren, wendete ich einige Augenblicke dazu an, um mich von meiner Müdigkeit zu erholen. Sodann warf ich meine Blicke nach der Stelle hin, wo ich das irdene Kleiengefäß zuvor gelassen hatte, und sah es jetzt nicht mehr.

Es ist unmöglich, Euer Majestät die Größe meines Erstaunens, noch die Wirkung desselben auf mein Gemüt zu schildern. Ich fragte hastig meine Frau, wo es denn hingekommen sei, und sie erzählte mir den Tauschhandel, den sie damit getroffen und wobei sie sehr viel gewonnen zu haben glaubte.

„Ach, unglückliches Weib," rief ich aus, „du weißt nicht, welches Unheil du mir, dir und deinen Kindern durch diesen Handel, der uns rettungslos zu Grunde richtet, zugefügt hast. Du glaubtest bloß Kleie zu verkaufen, und hast durch diese Kleie deinen Waschthonhändler um hundertundneunzig Goldstücke reicher gemacht, womit Saadi in Begleitung seines Freundes mich zum zweitenmal beschenkt hatte."

Es fehlte wenig, so wäre meine Frau in Verzweiflung geraten, als sie erfuhr, welch einen großen Fehler sie in der

Unwissenheit begangen hatte. Sie jammerte, zerschlug die Brust, raufte sich die Haare aus und zerriß sich das Kleid, das sie an hatte. „Wie unglücklich bin ich," rief sie aus, „verdiene ich nach einem so schrecklichen Mißgriff wohl noch zu leben? Wo soll ich diesen Waschthonverkäufer suchen? ich kenne ihn ja nicht, er ist bloß dies einzige Mal durch unsere Straße gekommen, und vielleicht werde ich ihn nie mehr wiedersehen. Ach, lieber Mann," fuhr sie fort, „du hast sehr unrecht gehandelt, daß du in einer so wichtigen Sache gegen mich so zurückhaltend gewesen bist. Dies alles wäre gar nicht geschehen, wenn du mir dein Geheimnis mitgeteilt hättest."

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Euer Majestät alles das wieder sagen wollte, was der Schmerz ihr damals in den Mund legte. Ihr wißt ja, wie redselig die Frauen in ihren Trübsalen zu sein pflegen.

„Liebe Frau," sagte ich zu ihr, „mäßige dich; du bedenkst gar nicht, daß du durch dein Weinen und Schreien alle Nachbarn herbeilocken wirst, und was brauchen diese denn um unseren Unfall zu wissen. Anstatt an unserem Mißgeschick teilzunehmen oder uns Trost zuzusprechen, würden sie sich ein Vergnügen daraus machen, über deine und meine Einfalt zu spotten. Der beste Entschluß, der hierbei zu nehmen, ist noch der, daß wir unseren Verlust verschweigen, ihn geduldig ertragen, sodaß niemand das mindeste davon merkt, und uns in den Willen Gottes fügen. Zugleich wollen wir denselben preisen, daß er von den zweihundert Goldstücken, die er uns verliehen, uns bloß hundertundneunzig wieder genommen und uns vermöge seiner Güte wenigstens noch zehn gelassen hat, deren Anwendung uns doch immer noch einige Unterstützung gewähren wird."

Wie richtig auch meine Gründe waren, so ward es mir dennoch sehr schwer, denselben bei meiner Frau Eingang zu verschaffen. Doch die Zeit, welche die größten und unerträglich scheinenden Leiden mildert, bewirkte zuletzt, daß sie sich darein ergab.

„Wir leben freilich arm," sagte ich zu ihr, „indes was haben denn die Reichen, das wir nicht auch hätten? Atmen wir nicht dieselbe Luft; genießen wir nicht dasselbe Sonnenlicht und dieselbe Sonnenwärme? Die Bequemlichkeiten des Lebens, die sie etwa vor uns voraus haben, könnten uns ihr Los beneidenswert erscheinen lassen, wenn sie nicht ebenso

sterben müßten wie wir. Genau genommen, ist der Vorzug, den sie vor uns voraus haben, so unbedeutend, daß wir ihn gar nicht erst in Betracht ziehen sollten."

Das einzige, was mich — und zwar nicht selten — ärgerte, war, wenn ich mich fragte, wie ich denn wohl den Anblick Saadis zu ertragen imstande sein würde, wenn er nun von mir über die Verwendung der zweihundert Goldstücke, und wie ich vermittelst seines Geschenkes meine Lage verbessert hätte, Rechenschaft verlangen würde, und ich sah dann keinen anderen Ausweg vor mir, als Verlegenheit und Beschämung, obwohl ich dies zweite Mal so wenig als das erste Mal durch meine Schuld zu diesem Unglück beigetragen hatte.

Es dauerte diesmal länger als das erste Mal, ehe die beiden Freunde kamen, und über meine Lage Erkundigung einzogen. Saad hatte oft mit Saadi davon gesprochen, doch dieser hatte es immer aufgeschoben.

„Je länger wir es verschieben," sagte er, „desto reicher wird Hassan werden und desto größer wird das Vergnügen sein, das ich darüber empfinden werde."

Saad hatte von der Wirkung des Geschenks seines Freundes nicht dieselbe Ansicht. „Glaubst du denn," äußerte er, „daß Hassan dein Geschenk diesmal besser als das erste Mal angewendet haben wird? Ich rate dir, nicht zu sehr darauf zu rechnen, damit dein Ärger, wenn du das Gegenteil davon finden wirst, nicht zu groß ist."

„Allein," fuhr Saadi fort, „es kommt ja doch nicht alle Tage vor, daß ein Hühnergeier einen Turban entführt. Hassan ist von diesem Unfall einmal betroffen worden, und wird sich nun wohl vorgesehen haben, daß es ihm nicht noch einmal so gegangen ist."

„Ich zweifle daran gar nicht," erwiderte Saad; „allein jeder andere Zufall, an den wir beide gerade nicht denken konnten, kann sich ebensogut ereignet haben. Ich sage es dir nochmals, mäßige deine Freude und mache dich auf Hassans Unglück nicht minder gefaßt als auf sein Glück. Um dir zu sagen, was ich denke und was ich von jeher gedacht habe, — wie schlechten Dank du mir auch für diesen Glauben wissen wirst, — ich habe eine Vorahnung, daß es dir nicht gelungen ist, und daß es mir besser gelingen wird als dir, zu zeigen, daß ein Armer auf jedem anderen Wege eher reich werden kann als durch Geld."

Als Saad eines Tages wiederum bei Saadi war, und sie sich lange miteinander gestritten hatten, sagte Saadi: „Es ist genug; ich will mir heute noch Aufschluß darüber zu verschaffen suchen, wie es mit der Sache steht. Es ist jetzt gerade die Zeit, wo man spazieren geht, laß sie uns nicht versäumen, sondern hingehen und uns erkundigen, wer von uns beiden die Wette gewonnen haben wird."

Die beiden Freunde gingen aus, und ich sah sie von weitem kommen. Ich wurde ganz bestürzt und war auf dem Punkte, meine Arbeit zu lassen, und mich irgendwo zu verstecken, um ihnen nur nicht unter die Augen zu kommen. Indes ich blieb bei meiner Arbeit, und that, als sähe ich sie nicht; und so schlug ich denn meine Augen nicht eher zu ihnen auf, als bis sie mir so nahe waren, daß sie mich grüßten und ich den Gruß nicht füglich unerwidert lassen konnte. Ich schlug jedoch meine Augen sogleich wieder nieder, und indem ich ihnen meinen letzten Unfall ausführlich erzählte, machte ich ihnen begreiflich, warum sie mich noch immer in derselben Armut fänden als damals, wo sie mich zum erstenmal gesehen.

Als ich damit zu Ende war, fuhr ich fort: „Ihr werdet mir vielleicht einwenden, daß ich die hundertundneunzig Goldstücke hätte anderswo aufheben sollen als in einem irdenen Gefäß, welches noch an demselben Tage aus meinem Hause fortgeschafft wurde. Allein schon seit einer Reihe von Jahren stand das Gefäß immer auf derselben Stelle, und so oft auch meine Frau, wenn es voll war, die Kleie verkauft hatte, so war doch das Gefäß immer stehen geblieben. Konnte ich mir nun träumen lassen, daß gerade an demselben Tage in meiner Abwesenheit ein Waschthon-Verkäufer da vorbeigehen, und daß meine Frau ohne Geld sein und mit ihm diesen Tauschhandel abschließen würde? Ihr könntet mir freilich einwerfen, daß ich meiner Frau etwas davon hätte sagen sollen; indes Personen von so klugem Verstande, als ich bei euch voraussetzen muß, würden mir einen Rat von der Art gewiß nie geben. Was aber den Punkt betrifft, daß ich sie nicht anderswo versteckt habe, so frage ich euch, wer bürgt mir dafür, daß ich sie da sicherer gehabt hätte? — „Herr," fuhr ich dann fort, indem ich mich an Saadi wandte, „es hat Gott nicht gefallen, daß ich durch Eure Freigebigkeit reich werden sollte. Er gehört mit zu seinen unerforschlichen Geheimnissen, die wir nicht ergründen, daß ich arm und nicht reich sein soll. Deshalb werde ich doch nie aufhören, gegen Euch dieselbe Dankbarkeit

zu fühlen, als wenn Eure Freigebigkeit, wie Ihr gewünscht, ihren Zweck völlig erreicht hätte."

Ich schwieg, und Saadi nahm hierauf das Wort und sagte: „Hassan, wenn ich mich auch überreden wollte, daß alles das, was du mir da sagst, so gewiß wahr ist, als du es uns gern glauben machen möchtest, und daß es kein bloßer Deckmantel ist, um deine Liederlichkeit oder deine schlechte Wirtschaft zu beschönigen, so würde ich mich dennoch sehr hüten, irgend einen Schritt weiter zu thun, und hartnäckig in Versuchen fortzufahren, die mich am Ende zu Grunde richten würden. Mich dauern die vierhundert Goldstücke nicht, deren ich mich beraubt habe, um einen Versuch zu machen, dich aus deiner Dürftigkeit zu ziehen; ich that es dem Himmel zu Gefallen, und erwartete von dir keinen Dank, sondern bloß das Vergnügen, dir etwas Gutes erwiesen zu haben. Wenn mich irgend etwas dabei reuen könnte, so wäre es bloß das, daß ich mich an dich und nicht lieber an einen anderen gewandt habe, der dies vielleicht besser benutzt haben würde." Nach diesen Worten wandte er sich zu seinem Freunde und fuhr fort: „Saad, du kannst aus dem, was ich soeben gesprochen, abnehmen, daß ich das Spiel noch nicht ganz verloren gebe. Gleichwohl steht es dir frei, die Wahrheit deiner bisherigen Behauptung ebenfalls durch einen Versuch zu erproben. Zeige mir, daß es außer dem Gelde noch andere Mittel und Wege giebt, um das Glück eines Armen — in dem Sinne, wie ich und du es meinen — zu gründen, und suche dir keinen anderen dazu aus, als Hassan. Was du ihm auch immer geben magst, ich kann mich nicht überreden, daß er dadurch reicher werden könnte, als er durch die vierhundert Goldstücke hätte werden können."

Saad hatte ein Stück Blei in der Hand und zeigte es Saadi. „Du hast gesehen," sagte er dann zu diesem, „wie ich das Stück Blei zu meinen Füßen aufraffte; ich werde es jetzt Hassan schenken, und du wirst sehen, wie viel es ihm einbringen wird."

Saadi lachte laut auf, und machte sich über Saad lustig. „Ein Stück Blei?" rief er aus; „nun was kann das dem Hassan weiter einbringen als einen Heller, und was wird er mit einem Heller anfangen?"

Saad überreichte mir indes das Stück Blei und sagte: „Laß jenen da immer lachen, und nimm du es nur. Du wirst uns dereinst von dem Glück, das es dir ins Haus gebracht, viel zu sagen haben."

Ich glaubte, Saad meinte dies nicht im Ernst, sondern wollte bloß seinen Scherz treiben. Gleichwohl nahm ich das Stück Blei mit Dank an, und um ihm seinen Willen zu thun, steckte ich es zum Schein in meine Weste. Darauf verließen mich die beiden Freunde, um ihren Spaziergang fortzusetzen, und ich ging wieder an meine Arbeit.

Als ich mich am Abend auskleidete, um schlafen zu gehen, und eben meinen Gürtel ablegte, fiel das Stück Blei, das mir Saad gegeben und woran ich nicht weiter gedacht hatte, auf die Erde. Ich hob es von der Erde auf und legte es an den ersten besten Ort, den ich gerade fand.

Dieselbe Nacht traf es sich, daß einer meiner Nachbarn, ein Fischer, bei Zubereitung seiner Netze bemerkte, daß es ihm an einem Stück Blei fehle. Er hatte keins, um es an die Stelle zu setzen, auch war es nicht mehr an der Zeit, um sich welches zu kaufen, da die Kaufläden alle verschlossen waren. Gleichwohl mußte er, wofern er mit den Seinen für den folgenden Tag Lebensunterhalt haben wollte, zwei Stunden vor Tage auf den Fischfang ausgehen. Er gab daher seiner Frau seinen Verdruß zu erkennen und schickte sie aus, um in der Nachbarschaft für diesen Notfall irgend etwas Blei aufzutreiben.

Die Frau gehorchte ihrem Manne, und ging von Thür zu Thür auf beiden Seiten der Straße, fand aber nirgends etwas. Sie brachte diese Antwort ihrem Manne, der ihr mehrere seiner Nachbarsleute nannte, und zugleich fragte: ob sie an deren Thür auch schon angeklopft habe. Sie antwortete: „Ja." „Und auch bei Hassan Alhabbal?" fuhr er fort, „ich wette, du bist bei dem nicht gewesen."

„Es ist wahr," erwiderte die Frau, „ich bin nicht bis da gewesen, denn es war mir zu weit, aber wenn ich mich auch die Mühe nicht hätte verdrießen lassen, glaubst du denn, daß ich bei ihm etwas gefunden hätte? Zu dem muß man nur hingehen, wenn man nichts nötig hat; ich weiß das aus Erfahrung."

„Das thut nichts zur Sache," sagte darauf der Fischer, „du bist bloß faul, und ich will, daß du dahin gehst. Du bist hundertmal bei ihm gewesen, ohne das zu finden, was du suchtest, vielleicht aber wirst du gerade heute das Blei finden, dessen ich bedarf; noch einmal, ich will, daß du dahin gehst."

Die Frau des Fischers ging murrend und brummend fort,

und klopfte an meine Thür. Ich schlief bereits, wachte aber auf und fragte, was es gäbe.

„Hassan Alhabbal," sagte die Frau mit verstärkter Stimme, „mein Mann bedarf etwas Blei, um seine Netze zurecht zu machen; solltet Ihr etwas dergleichen haben, so läßt er Euch darum bitten."

Die Erinnerung an das Stück Blei, welches mir Saad gegeben, war mir, besonders nach dem, was mir beim Auskleiden begegnet war, noch in so frischem Andenken, daß ich es nicht vergessen haben konnte. Ich antwortete also der Nachbarin, ich hätte etwas, und sie möchte nur einen Augenblick warten, so würde meine Frau ihr ein Stück geben.

Meine Frau, welche bei dem Lärm ebenfalls aufgewacht war, steht auf, findet im Dunkeln tappend das Blei an der Stelle, wo ich es ihr bezeichnet hatte, öffnet die Thür ein wenig und reicht es der Nachbarin hinaus.

Die Frau des Fischers war ganz entzückt darüber, daß sie nicht vergebens gekommen war, und sagte zu meiner Frau: „Nachbarin, die Freude, die Ihr mir und meinem Manne damit machet, ist so groß, daß ich Euch alle die Fische verspreche, welche mein Mann beim ersten Wurf seiner Netze fangen wird; ich weiß, er wird mein gegebenes Wort nicht zurücknehmen."

Der Fischer, voll Freude, daß er wider Erwarten das ihm fehlende Blei noch bekommen, billigte das Versprechen, das seine Frau uns gethan hatte. „Ich weiß dir vielen Dank dafür," sagte er, „daß du hierin meiner Absicht nachgekommen bist."

Er setzte nun die Netze vollends instand und ging, seiner Gewohnheit gemäß, zwei Stunden vor Tage auf den Fischfang aus. Er zog beim ersten Wurf seiner Netze bloß einen einzigen Fisch herauf, der aber über eine Elle lang und verhältnismäßig dick war. Hierauf machte er mehrere andere Würfe, die alle sehr glücklich ausfielen, doch fehlte viel, daß unter all den Fischen, die er fing, auch nur ein einziger dem ersten gleichgekommen wäre.

Als der Fischer seinen Fischzug vollendet und seine Wohnung wieder erreicht hatte, so war seine erste Sorge, an mich zu denken, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich bei meiner Arbeit ihn mit dem Fische beladen vor mich hintreten sah.

„Nachbar," sagte er zu mir, „meine Frau hat Euch in der verflossenen Nacht zum Dank für Eure mir erzeigte Ge-

fälligkeit die Fische versprochen, die ich beim ersten Auswurf meiner Netze fangen würde, und ich habe ihr Versprechen gebilligt. Gott hat mir für Euch bloß diesen einzigen beschert, und ich bitte Euch, ihn von mir anzunehmen. Hätte er mir mein Netz voll Fische gegeben, so würden sie ebenfalls Euer gewesen sein. Nehmt ihn daher, ich bitte Euch, so wie er nun da ist, an, und nehmet damit vorlieb."

„Nachbar," antworte ich, „das Stück Blei, das ich Euch geschickt habe, ist eine solche Kleinigkeit, daß es gar nicht wert ist, von Euch so hoch angeschlagen zu werden. Nachbarsleute müssen sich in ihren kleinen Bedürfnissen aushelfen, und ich habe bloß das für Euch gethan, was ich in einem ähnlichen Falle ebenfalls von Euch erwartet haben würde. Ich würde daher Euer Geschenk ausschlagen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr mir es aus gutem Herzen gebt, und daß ich Euch sogar beleidigen würde, wenn ich es thäte. Ich nehme es folglich an, da Ihr es so wollt, und sage Euch dafür meinen besten Dank."

Damit hatten unsere gegenseitigen Artigkeiten ein Ende, und ich trug den Fisch zu meiner Frau.

„Da nimm," sagte ich zu ihr, „diesen Fisch, den unser Nachbar, der Fischer, mir soeben zum Dank für das Stück Blei, um welches er uns verflossene Nacht bitten ließ, gebracht hat. Es ist dies, denke ich, alles, was wir von diesem Geschenk hoffen dürfen, welches mir Saad gestern mit der Verheißung machte, es werde mir Glück bringen."

Zugleich erzählte ich ihr bei dieser Gelegenheit von der Rückkehr der beiden Freunde, und was zwischen ihnen und mir vorgegangen.

Meine Frau geriet beim Anblick dieses großen und dicken Fisches in Verlegenheit. „Was meinst du denn," sagte sie, „das wir damit anfangen sollen? Unser eiserner Bratrost ist nicht rein und auch nur für kleine Fische geeignet, und um ihn mit einer kurzen Brühe zu kochen, haben wir keinen Topf, der groß genug wäre."

„Das ist deine Sache," sagte ich zu ihr, „richte ihn nach deinem Belieben zu; sei er gebraten oder gekocht, ich werde schon damit zufrieden sein." Nachdem ich dies gesprochen, kehrte ich zu meiner Arbeit zurück.

Während der Zubereitung des Fisches zog meine Frau mit den Eingeweiden einen großen Diamanten heraus, den sie, nachdem sie ihn rein abgespült, für bloßes Glas hielt. Sie

hatte wohl schon von Diamanten reden hören, aber wenn sie auch deren schon gesehen oder in den Händen gehabt hätte, so war sie doch nicht Kennerin genug, um sie genau unterscheiden zu können. Sie gab ihn also unserem jüngsten Kinde, auf daß es mit seinen übrigen Geschwistern damit spielen möchte, die ihn alle nach der Reihe sehen und betasten wollten, und sich ihn einander wechselweise in die Hände gaben, um seine Schönheit, seinen Glanz und sein Feuer zu bewundern.

Als des Abends die Lampe angezündet worden war, bemerkten unsere Kinder, die noch immer ihr Spiel fortsetzten und sich ihn einander zureichten, um ihn zu betrachten, daß er, je nachdem meine Frau bei Zubereitung des Abendessens zufällig vor der Lampe vorbeiging und Schatten machte, einen Schein von sich gab, und dies bewog denn die Kinder, sich ihn einander aus den Händen zu reißen, um Versuche damit zu machen. Dabei weinten die Kleinen, wenn die größeren ihnen denselben nicht so lange lassen wollten, als sie es wünschten, und diese waren dann gezwungen, ihnen den Stein wiederzugeben, um sie nur zu besänftigen.

Da oft eine Kleinigkeit hinlänglich ist, um Kinder zu unterhalten oder Streit unter ihnen zu erregen, und da dies sehr häufig bei ihnen der Fall ist, so gab weder ich noch meine Frau darauf acht, was wohl Anlaß zu diesem Lärm und Getümmel gäbe, womit sie unsere Ohren betäubten. Endlich hörte es auf, als die Größeren sich mit uns an den Tisch gesetzt hatten, um zu Abend zu essen, und meine Frau den Kleineren jedem seinen Teil gegeben hatte.

Nach dem Abendessen versammelten sich die Kinder wieder und der vorige Lärm begann aufs neue. Ich wollte jetzt die Ursache ihres Streites ausmitteln, rief den Ältesten, und fragte ihn, warum sie denn einen so großen Lärm machten? Er antwortete: „Lieber Vater, die Ursache ist ein Stück Glas, das einen Schein von sich giebt, wenn wir es mit dem Rücken gegen die Lampe gekehrt betrachten.“ Ich ließ mir es bringen, und machte selber damit den Versuch.

Die Sache schien mir seltsam und veranlaßte mich, meine Frau zu fragen, was denn das für ein Stück Glas wäre. „Ich weiß nicht,“ antwortete sie, „es ist ein Stück Glas, das ich aus dem Bauche des Fisches, als ich ihn zubereitete, herausgezogen habe.“

Mir fiel so wenig als ihr ein, daß es etwas anderes als Glas sein könnte; doch trieb ich meine Versuche noch weiter.

Ich sagte meiner Frau, sie möchte doch einmal die Lampe in den Kamin verstecken. Sie that es, und ich sah nun, daß das vermeintliche Stück Glas einen so hellen Schein verbreitete, daß wir keiner Lampe bedurften, um uns zu Bett zu legen. Ich ließ sie daher auslöschen, und ich selber legte das Stück Glas auf den Rand des Kamins, damit es uns leuchtete.

„Das ist," sagte ich, „nun schon ein zweiter Vorteil, den das Stück Blei, das der Freund Saadis uns gegeben, uns verschafft, daß wir uns nämlich die Ausgabe auf Öl ersparen können."

Als meine Kinder sahen, daß ich die Lampe hatte auslöschen lassen, und daß das Stück Glas die Stelle derselben vertrat, so stießen sie über dieses Wunder ein so lautes und gellendes Geschrei aus, daß man es weit umher in der Nachbarschaft hören konnte.

Meine Frau und ich vermehrten den Lärm, indem wir ihnen zuschrien, sie sollten schweigen; doch konnten wir unseren Zweck nicht erreichen, als bis sie zu Bette gegangen und eingeschlafen waren, nachdem sie sich zuvor noch eine lange Weile nach ihrer Weise von dem wunderbaren Schein des Glasstückes unterhalten hatten.

Meine Frau und ich legten uns darauf auch nieder. An dem folgenden Morgen, als es heller Tag war, ging ich, ohne weiter an das Stück Glas zu denken, an meine gewöhnliche Arbeit. Es wird niemand befremden, daß dies einem Manne, wie ich war, begegnen konnte, der in seinem Leben bloß Glas, aber niemals Diamanten gesehen, und der, hätte er auch je dergleichen vor die Augen bekommen, sich doch nie um ihren Wert oder Preis bekümmert hatte.

Ich muß Euer Majestät bei dieser Stelle bemerklich machen, daß zwischen meinem Hause und dem meines nächsten Nachbars bloß eine mit Ziegeln ausgesetzte Wand von Bindwerk sich befand, die noch dazu sehr dünn war. Dies Haus gehörte einem sehr reichen Juden, der seinem Gewerbe nach ein Juwelier war, und das Zimmer, worin er und seine Frau schliefen, stieß an die Scheidewand. Sie waren schon zu Bette und eingeschlafen gewesen, als meine Kinder den ärgsten Lärm gemacht hatten; sie waren davon aufgeweckt worden, und es hatte lange Zeit gedauert, ehe sie wieder einschlafen konnten.

Den folgenden Morgen kam die Frau des Juden in ihrem

und ihres Mannes Namen, und beschwerte sich bei meiner Frau darüber, daß sie bei Nacht in ihrem ersten Schlafe gestört worden wären.

„Meine liebe Rachel," — so hieß nämlich die Jüdin — sagte meine Frau zu ihr, „es thut mir sehr leid, daß dies vorgefallen ist und ich bitte deshalb um Entschuldigung. Ihr wißt ja, wie es mit Kindern ist; sie lachen oft über eine Kleinigkeit. Tretet herein, so werde ich Euch die Ursache zeigen, die Eure Beschwerden veranlaßt hat."

Die Jüdin trat herein und meine Frau nahm den Diamanten, — denn es war wirklich einer und zwar ein sehr ausgezeichneter — der noch auf dem Kaminrande lag, zeigte ihr denselben und sagte: „Da sehet, dies Stück Glas war die Ursache des ganzen Lärms, den Ihr gestern abend hörtet." Während die Jüdin, die eine sehr gute Kenntnis von allen Arten von Edelsteinen hatte, den Diamanten voll Bewunderung besichtigte, erzählte sie ihr, wie sie denselben in dem Bauche des Fisches gefunden, und wie alles gekommen.

Als meine Frau ausgeredet hatte, sagte die Jüdin zu ihr, indem sie ihr den Diamanten wieder einhändigte: „Aïscha" — so hieß nämlich meine Frau — „ich halte es so wie Ihr für bloßes Glas, da es indes schöner als das gewöhnliche Glas ist und da ich ein ganz ähnliches Stück Glas zu Hause habe, womit ich mich zuweilen schmücke, und wozu es schön passen würde, so würde ich es kaufen, wenn Ihr mir es ablassen wolltet."

Meine Kinder, die von dem Verkauf ihres Spielwerks reden hörten, unterbrachen das Gespräch, indem sie dagegen ein Geschrei erhoben und ihre Mutter baten, es ihnen zu lassen, sodaß sie es ihnen zu versprechen genötigt war, um sie nur wieder zu beruhigen.

Die Jüdin, welche wieder nach Hause gehen mußte, entfernte sich, und bat meine Frau, die sie bis an die Hausthür geleitete, beim Abschied noch ganz leise, wofern sie dies Stück Glas zu verkaufen Lust hätte, so möchte sie es ja niemand zeigen, ohne daß sie es ihr zuvor sagen ließ.

Der Jude war sehr früh schon nach dem Juwelierplatz in seinen Laden gegangen. Die Jüdin eilte ihm nach und meldete ihm die Entdeckung, die sie gemacht hatte; zugleich beschrieb sie ihm die Größe, das ungefähre Gewicht, die Schönheit, den Glanz und das schöne Wasser des Diamanten,

und vor allen Dingen seine Eigenschaft, bei Nacht zu leuchten, wie meine Frau in ihrer naiven Erzählung ihr versichert hatte.

Der Jude schickte seine Frau sogleich zurück, mit dem Befehle, mit der meinigen zu unterhandeln, ihr anfangs nur wenig darauf zu bieten, sodann, je nachdem sie größere Schwierigkeiten fände, immer höher zu gehen, und endlich den Handel um jeden Preis abzuschließen.

Die Jüdin sprach dem Befehle ihres Mannes zufolge mit meiner Frau beiseite, ohne zu erwarten, daß sie sich zum Verkauf des Diamanten entschlossen haben würde, und fragte sie, ob sie zwanzig Goldstücke dafür haben wolle? Für ein Stück Glas — denn dafür hielt sie es — fand meine Frau die gebotene Summe sehr ansehnlich; doch wollte sie weder Ja noch Nein sagen, sondern äußerte bloß gegen die Jüdin, daß sie darauf nicht eher hören könnte, als bis sie mit mir zuvor gesprochen haben würde.

Mittlerweile kam ich eben von meiner Arbeit, und wollte in meiner Wohnung zu Mittag essen, als die beiden noch immer an der Thür miteinander sprachen. Meine Frau rief mich an und fragte mich, ob ich es wohl genehmigte, wenn sie das Glasstück, das sie im Bauche des Fisches gefunden, für zwanzig Goldstücke verkaufte, die unsere Nachbarin, die Jüdin, soeben darauf geboten habe.

Ich gab nicht sogleich eine entscheidende Antwort, sondern dachte an die Zuversicht, womit Saadi bei Überreichung des Stückes Blei mir versprochen hatte, daß es dereinst mein Glück machen würde. Die Jüdin glaubte, ich antwortete bloß darum nicht, weil ich ihr Gebot verschmähte, und sagte daher: „Nachbar, ich werde Euch fünfzig dafür geben; seid Ihr damit zufrieden?"

Da ich sah, daß die Jüdin von zwanzig Goldstücken so schnell auf fünfzig stieg, so hielt ich fest darauf, und sagte ihr, sie sei noch sehr weit von dem Preise entfernt, um welchen ich es zu verkaufen gesonnen sei.

„Nachbar," sagte sie hierauf, „nehmet hundert Goldstücke dafür; das ist gewiß sehr viel, und ich weiß selbst nicht einmal, ob mein Mann es gutheißen wird."

Bei dieser neuen Steigerung sagte ich zu ihr, daß ich hunderttausend Goldstücke dafür haben wollte, obwohl ich recht gut wüßte, daß der Diamant weit mehr wert sei; indes um ihr und ihrem Manne, als Nachbarsleuten, gefällig zu sein,

so wolle ich mich auf diese Summe beschränken, die ich aber durchaus haben müsse, und wenn sie ihn um diesen Preis nicht möchten, so würden mir andere Juweliere schon noch mehr dafür geben.

Die Jüdin bestärkte mich noch mehr in meinem gefaßten Entschlusse durch den Eifer, womit sie den Handel abzuschließen suchte, indem sie mir zu wiederholten Malen bis zu fünfzigtausend Goldstücken bot, die ich aber nicht annahm.

„Ich kann," sagte sie, „ohne Zustimmung meines Mannes nicht mehr bieten. Er wird erst diesen Abend heimkommen, und die einzige Gefälligkeit, die ich mir von Euch ausbitte, ist die, daß Ihr so lange Geduld habt, bis er mit Euch gesprochen, und den Diamanten gesehen haben wird." Ich versprach ihr denn auch dieses.

Als der Jude des Abends heimkam, erfuhr er von seiner Frau, daß sie in ihrer Unterhandlung mit mir und meiner Frau noch nicht zum Ziele gelangt sei, daß sie mir fünfzigtausend Goldstücke geboten, und um welche Gefälligkeit sie mich ersucht habe.

Der Jude gab auf die Zeit acht, wo ich meine Arbeit verließ und nach Hause zurückkehrte. „Nachbar Hassan," rief er mich unterwegs an, „ich bitte Euch, zeigt mir doch den Diamanten, den Eure Frau der meinigen gewiesen." Ich forderte ihn auf, hereinzutreten, und zeigte ihm denselben.

Da es bereits dämmerte und die Lampe noch nicht angezündet war, so erkannte er sogleich aus dem Scheine, den der Diamant von sich strahlte, und aus seinem gewaltigen Glanze, wovon meine Hand ganz erleuchtet war, daß seine Frau eine sehr richtige Schilderung davon gemacht hatte. Er nahm ihn in die Hand, besichtigte ihn eine lange Weile, und konnte gar nicht aufhören, ihn zu bewundern. „Nun, lieber Nachbar," sagte er darauf, „meine Frau hat, wie sie mir gesagt hat, Euch fünfzigtausend Goldstücke geboten; damit Ihr nun zufrieden seid, biete ich Euch noch zwanzigtausend mehr."

„Nachbar," antwortete ich, „Eure Frau wird Euch vielleicht gesagt haben, daß ich ihr hunderttausend Goldstücke gesetzt habe; entweder gebt mir nun so viel, oder der Diamant bleibt in meinen Händen; hier ist kein Mittelweg weiter."

Er handelte noch eine Weile, in der Hoffnung, daß ich ihm noch etwas herunterlassen würde; indes richtete er bei mir nichts aus, und aus Furcht, daß ich den Diamanten nicht

etwa anderen Juwelieren zeigen möchte — was ich auch wirklich gethan haben würde — verließ er mich nicht eher, als bis ich den Handel um den verlangten Preis abgeschlossen hatte. Zugleich sagte er mir, er habe zwar die hunderttausend Goldstücke nicht bar bei sich zu Hause, er werde mir aber den folgenden Tag um dieselbe Stunde und noch früher die ganze Summe überbringen, und damit der Kauf ganz fest stünde, brachte er mir noch an demselben Abend zwei Beutel, jeden mit tausend Goldstücken.

Als nun so der Verkauf des Diamanten geschehen und ich über alle Erwartung reich geworden war, dankte ich Gott für seine an mir bewiesene Güte und Milde, und ich würde jetzt zu Saad hingeeilt sein und mich ihm aus Dankbarkeit zu Füßen geworfen haben, wenn ich gewußt hätte, wo er wohnte. Ein gleiches hätte ich gegen Saadi gethan, dem ich die erste Verpflichtung für mein Glück schuldig war, obschon ihm sein guter Plan, den er mit mir vor hatte, nicht gelungen war.

Ich dachte nun daran, wie ich eine so bedeutende Summe am besten anwenden könnte. Meine Frau, deren Kopf von der gewöhnlichen Eitelkeit ihres Geschlechts erfüllt war, schlug mir sogleich vor, kostbare Kleider für sie und ihre Kinder, ferner ein Haus zu kaufen und es reich auszuschmücken.

„Liebe Frau," sagte ich zu ihr, „wir müssen nicht mit solchem Aufwande anfangen. Verlasse dich auf mich; was du da verlangst, wird mit der Zeit auch schon kommen. Obwohl das Geld bloß dazu da ist, um es auszugeben, so muß man dabei doch so verfahren, daß davon ein Kapital gebildet werde, dessen Ertrag man genießen kann, ohne vom Ganzen zu zehren. Daran denke ich nun jetzt und von morgen an werde ich anfangen, dieses Kapital anzulegen."

Den folgenden Tag wandte ich ganz dazu an, daß ich zu einer ziemlichen Anzahl von Leuten meines Gewerbes, die in keinen besseren Verhältnissen waren, als ich bisher gewesen war, ging, und indem ich ihnen Geld vorschoß, verpflichtete ich sie, jeden nach seiner Geschicklichkeit und Fähigkeit, allerlei Arten von Seilerarbeit für mich zu arbeiten, mit dem Versprechen, daß ich sie nicht warten lassen, sondern, so wie sie mir ihre Arbeit bringen würden, sie pünktlich und gut dafür bezahlen würde. Den nächstfolgenden Tag forderte ich vollends die noch übrigen Seiler dieser Klasse auf, für mich zu arbeiten, und seitdem sind alle Leute dieses Gewerbes in ganz Bagdad für mich in Arbeit und sehr zufrieden

mit der Pünktlichkeit, womit ich mein ihnen gegebenes Wort zu erfüllen pflege.

Da eine so große Zahl von Handwerksleuten eine verhältnismäßig bedeutende Menge von Arbeit fertig machen mußte, so mietete ich mir an verschiedenen Orten Lagerhäuser, und in jedes derselben setzte ich einen Faktor, sowohl für den Empfang der angefertigten Arbeit als auch für den Verkauf im Ganzen wie im Einzelnen; durch welche Einrichtung ich mir sehr bald einen bedeutenden Gewinn und eine ansehnliche Einnahme verschaffte.

In der Folge kaufte ich, um meine vielen zerstreuten Warenlager auf einem einzigen Punkte zu vereinigen, ein großes Haus, das sehr weitläufig, aber höchst baufällig war. Ich ließ es niederreißen, und an der Stelle desselben das aufführen, welches Euer Majestät gestern sah. Doch wie stattlich auch immer das Äußere desselben aussehen mag, so besteht es doch nur aus großen Warenböden, deren ich bedarf, und aus Wohnzimmern, die ich für mich und für meine Familie brauche.

Es war schon einige Zeit vergangen, seit ich mein ehemaliges kleines Häuschen verlassen und dies neue und große bezogen hatte, als Saadi und Saad, die gar nicht mehr an mich gedacht hatten, sich auf einmal meiner erinnerten. Sie verabredeten eines Tages einen Spaziergang, und indem sie durch die Straße gingen, wo sie mich sonst immer gesehen hatten, wunderten sie sich außerordentlich, als sie mich da nicht mehr wie sonst an meinem kleinen Seilergestell arbeitend antrafen. Sie fragten, was aus mir geworden, und ob ich noch am Leben oder tot sei? Ihr Erstaunen stieg, als sie vernahmen, daß der, nach dem sie fragten, ein großer Kaufmann geworden sei, und nicht mehr schlechthin Hassan, sondern Kodjah Hassan Alhabbal, d. h. „der Kaufmann Hassan der Seiler" heiße, und sich in der und der Straße ein Haus habe erbauen lassen, das von außen wie ein Palast aussehe.

Die beiden Freunde gingen und suchten mich nun in der ihnen bezeichneten Straße auf, und unterwegs sagte Saadi, der sich gar nicht denken konnte, daß das Stück Blei, welches mir Saad gegeben, Ursache eines so großen Glückes für mich geworden sein sollte, zu Saad:

„Meine Freude ist vollkommen, daß ich das Glück Hassan Alhabbals gegründet habe; allein ich kann es doch nicht billigen, daß er mich zweimal belogen hat, um mir vierhundert Gold-

stücke, statt zweihundert, abzulocken; denn sein Glück dem Stück Blei zuzuschreiben, welches du ihm gegeben, scheint mir ganz undenkbar, und niemand würde auf einen Gedanken der Art verfallen können."

„So denkst du freilich," erwiderte Saad, „aber nicht ich; und ich sehe nicht ein, warum du gegen Kodjah Hassan so ungerecht sein willst, ihn für einen Lügner zu halten. Laß mich vielmehr glauben, daß er uns die Wahrheit gesagt und an nichts weniger gedacht hat, als sie uns zu verhehlen, und daß gerade das Stück Blei, das ich ihm gegeben, die einzige Ursache seines Glückes ist. Kodjah Hassan wird uns beiden sehr bald hierüber Aufschluß geben."

Unter solchen Gesprächen hatten die beiden Freunde die Straße, wo mein Haus liegt, erreicht. Sie fragten nach demselben, und man zeigte es ihnen. Als sie die Vorderseite desselben betrachteten, wollten sie kaum glauben, daß es dasselbe sein könne; dennoch klopften sie ans Thor, und mein Pförtner öffnete es ihnen.

Saadi, welcher eine Unhöflichkeit zu begehen fürchtete, wenn er das Haus, welches er suchte, mit dem irgend eines bedeutenden Mannes verwechselte, sagte zu dem Pförtner: „Man hat uns dies Haus als das des Kodjah Hassan Alhabbal bezeichnet, sagt uns daher, ob wir uns irren oder nicht."

„Nein, Herr, Ihr irret Euch gar nicht," antwortete der Pförtner, indem er die Pforte noch weiter aufthat, „es ist dasselbe. Tretet nur herein; er befindet sich soeben im Saale, und Ihr werdet schon einen unter den Sklaven finden, der Euch anmeldet."

Die beiden Freunde ließen sich bei mir anmelden und ich erkannte sie sogleich. Als ich sie hereintreten sah, stand ich von meinem Sitze auf, eilte ihnen entgegen, und wollte den Saum ihres Kleides fassen, um ihn zu küssen. Sie lehnten dies aber ab, und ich mußte mir wider meinen Willen gefallen lassen, daß sie mich umarmten. Ich lud sie ein, auf eine mit Teppichen belegte Erhöhung heraufzutreten, und bot ihnen da ein Sofa an, welches die Aussicht nach dem Garten hatte. Ich bat sie, Platz zu nehmen, sie verlangten aber, daß ich mich obenan setzen sollte.

„Edle Herren," sagte ich zu ihnen, „ich habe keineswegs vergessen, daß ich der arme Hassan bin, und wäre ich auch ein ganz anderer als ich bin, und hätte ich auch nicht die

Verpflichtungen gegen euch, die ich wirklich habe, so weiß ich doch, was euch gebührt. Ich bitte euch also, mich nicht länger zu beschämen."

Sie nahmen jetzt den ihnen gebührenden Platz ein, und ich setzte mich ihnen gegenüber.

Saadi nahm nun das Wort, und sagte zu mir sich wendend: „Kodjah Hassan, ich kann dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, dich in der Lage zu sehen, wie ich sie dir damals wünschte, als ich dir zweimal nacheinander jenes Geschenk von zweihundert Goldstücken machte, und ich bin überzeugt, daß jene vierhundert Goldstücke diese wunderbare Veränderung deiner Lage, die mich so sehr erfreut, hervorgebracht haben. Bloß eins macht mir Kopfzerbrechen. Ich kann nämlich gar nicht begreifen, welchen Grund du haben mochtest, mir zweimal die Wahrheit zu verhehlen, und mir Verluste vorzuspiegeln, deren Veranlassung mir heute noch so unglaublich erscheint wie damals. War es nicht das letzte Mal, als wir dich sahen, wo du deine Angelegenheiten weder mit Hilfe der ersten zweihundert Goldstücke, noch mit Hilfe der letzten hattest verbessern können, sodaß du dich schämtest, es uns zu gestehen? Ich will dies wenigstens zum voraus annehmen, und ich erwarte, daß du meine Meinung bestätigen wirst."

Saad hörte diese Rede Saadis mit großer Ungeduld, um nicht zu sagen mit Unwillen, an, und gab dies durch Niedersenken seiner Augen und durch Kopfschütteln zu verstehen. Gleichwohl ließ er ihn bis zu Ende reden, ohne den Mund zu öffnen. Als jener ausgeredet hatte, nahm er das Wort und sagte: „Saadi, verzeihe, wenn ich noch vor Hassan dir antworte; ich komme ihm zuvor, um dir zu erklären, daß ich mich wundere, sowohl über dein Vorurteil gegen seine Aufrichtigkeit, als auch, daß du fortwährend den Versicherungen, die er dir früher gegeben, keinen Glauben beimissest. Ich habe dir es schon einmal gesagt, und wiederhole es noch einmal, daß ich es ihm gleich anfangs auf den bloßen Bericht von diesen seinen Begegnissen geglaubt habe, und was du auch immer dazu sagen magst, ich bin überzeugt, daß alles wirklich sich so verhält. Doch, lassen wir ihn selber reden, er wird uns den besten Aufschluß geben, wer von uns beiden ihm recht oder unrecht gethan hat."

Nachdem die beiden Freunde so gesprochen, nahm ich das Wort, und sagte, zu allen beiden mich wendend: „Edle Herren,

ich würde mich in Hinsicht auf die von mir verlangte Aufklärung zu einem ewigen Stillschweigen verdammen, wofern ich nicht gewiß wäre, daß der Streit, den ihr meinetwegen führet, nicht imstande sein wird, das Freundschaftsband, welches euere Herzen verknüpft, zu zersprengen. Ich werde mich denn also, da ihr es verlanget, näher erklären. Zuvor aber beteuere ich euch, daß es mit derselben Aufrichtigkeit geschehen wird, womit ich euch früherhin das, was mir begegnet war, darlegte."

Hierauf erzählte ich ihnen die ganze Geschichte Punkt für Punkt, wie es Euer Majestät soeben gehört hat, ohne den kleinsten Umstand zu vergessen.

Meine Beteuerungen machten indes nicht so viel Eindruck auf Saadi, daß er von seinem Vorurteil geheilt worden wäre. Als ich daher mit meiner Erzählung zu Ende war, sagte er: „Kodjah Hassan, das Abenteuer mit dem Fische und dem in seinem Bauche gefundenen Diamanten kommt mir ebenso unglaublich vor als die Entführung deines Turbans durch einen Hühnergeier, und der Umtausch des Kleiengefäßes gegen Waschthon. Wie indes die Sache auch immer sich verhalten mag, so bin ich doch davon überzeugt, daß du nicht mehr arm, sondern ein reicher Mann bist, wozu dich zu machen gleich anfangs meine Absicht war, und so freue ich mich denn recht herzlich darüber."

Da es schon spät war, so stand er auf, um Abschied zu nehmen, und Saad zugleich mit ihm. Ich stand ebenfalls auf, hielt sie zurück und sagte: „Meine Herren, erlaubet, daß ich von euch eine Gefälligkeit verlange und euch bitte, mir sie nicht abzuschlagen. Erzeiget mir die Ehre, eine einfache Abendmahlzeit und ein Nachtlager bei mir anzunehmen, damit ich euch morgen früh zu Wasser nach einem kleinen Landhause führen kann, welches ich mir gekauft habe, um daselbst von Zeit zu Zeit die frische Luft zu genießen; ich werde euch noch denselben Tag von da zu Lande wieder zurückführen, und zwar jeden auf einem Pferde aus meinem Stalle."

„Wenn Saad nicht etwa Geschäfte hat, die ihn abrufen," sagte Saadi, „so nehme ich es herzlich gern an."

„Ich habe nie Geschäfte," antwortete Saad, „wenn davon die Rede ist, eure Gesellschaft zu genießen. Wir werden aber," fuhr er fort, „in deine und meine Wohnung schicken und sagen lassen müssen, daß man uns heute nicht erwarten soll."

Ich ließ ihnen einen meiner Sklaven kommen, und während sie ihm diese Sendung auftrugen, benutzte ich den Augenblick, um Befehle zur Anrichtung des Abendessens zu geben.

Bis die Stunde des Abendessens herangekommen war, zeigte ich unterdes meinen Wohlthätern mein ganzes Haus mit allem Zubehör, und sie fanden es in Bezug auf meinen Stand sehr gut angelegt. Ich nannte sie beide ohne Unterschied meine Wohlthäter, weil ohne Saadi Saad mir das Stück Blei nicht gegeben haben würde, und weil ohne Saad sich Saadi schwerlich an mich gewendet haben würde, um mir die vierhundert Goldstücke zu geben, bis zu welchen ich den Ursprung meines Glückes zurückführen muß. Ich führte sie hierauf in den Saal zurück, wo sie über die Einzelheiten meines Geschäfts allerlei Fragen an mich thaten, die ich ihnen zu ihrer völligen Zufriedenheit beantwortete.

Endlich zeigte man mir an, das Abendessen sei aufgetragen. Da die Tafel in einem anderen Saale gedeckt war, so lud ich sie ein, sich in denselben zu begeben. Die beiden Freunde waren über die glänzende Beleuchtung, über die Nettigkeit des Saales, über den Schenktisch und über die Speisen, die sie ganz nach ihrem Geschmacke fanden, außer sich. Während der Mahlzeit unterhielt ich sie durch ein Konzert von Instrumenten und Singstimmen, und nach der Mahlzeit durch einen Trupp Tänzer und Tänzerinnen und durch andere Ergötzlichkeiten, um ihnen so viel als möglich meine Dankbarkeit gegen sie an den Tag zu legen.

Den folgenden Morgen hatte ich mit Saadi und Saad verabredet, sehr früh aufzubrechen, um die Morgenkühle zu genießen, und wir begaben uns daher noch vor Sonnenaufgang an das Ufer des Stromes. Wir stiegen da in ein sehr bequemes und mit Teppichen ausgelegtes Fahrzeug ein, das für uns bereit gehalten wurde, und vermittelst sechs tüchtiger Ruderer und der Strömung des Flusses landeten wir etwa nach anderthalb Stunden an meinem Landhause.

Als wir ausstiegen, blieben beide Freunde stehen, weniger um das schöne Äußere zu betrachten, als um die vortreffliche Lage desselben, und die schönen Aussichten zu bewundern, die weder zu beschränkt noch zu weit ausgedehnt waren und es von allen Seiten her sehr angenehm machten. Ich führte sie in die Zimmer, ich machte sie auf den Ausschmuck derselben, auf den An- und Zubehör, selbst auf die dabei angelegten Bequemlichkeiten aufmerksam, und sie fanden alles sehr schön.

Endlich traten wir in den Garten, wo ihnen ein Wäldchen von Citronen- und Pomeranzenbäumen am besten gefiel, deren Blüten und Früchte die Luft durchdufteten, und die in regelmäßige Baumgänge gepflanzt und durch ein immerfließendes Bächlein von lebendigem Wasser vom Strome her bewässert waren. Der Schatten, die Kühlung während der brennendsten Sonnenglut, das sanfte Gemurmel des Wassers, der harmonische Waldgesang unzähliger Vögel und mehrere andere Annehmlichkeiten überraschten sie so, daß sie fast bei jedem Schritt stehen blieben, bald, um mir ihren Dank dafür an den Tag zu legen, daß ich sie an einen so lieblichen Ort geführt, bald, um mir zu einem solchen Besitz Glück zu wünschen, und mir andere Verbindlichkeiten der Art zu sagen.

Ich führte sie bis an das Ende dieses Waldes, der sehr lang und breit ist, und machte sie da auf ein Gehölz von großen Bäumen aufmerksam, welches meinen Garten begrenzt. Dort führte ich sie in ein nach allen Seiten hin offenes Kabinett, das von einer Gruppe von Palmbäumen, die aber nach keiner Seite hin die freie Aussicht benahmen, überschattet wurde, und lud sie ein, da hinein zu treten und auf einem mit Teppichen und Polstern versehenen Sofa auszuruhen.

Zwei meiner Söhne, die wir im Hause vorgefunden hatten, weil ich sie seit einiger Zeit mit ihrem Lehrer dahin geschickt hatte, um die frische Luft zu genießen, hatten uns verlassen, um tiefer in das Gehölz einzudringen, und da sie zufällig Vogelnester suchten, bemerkten sie eines zwischen den Zweigen eines großen Baumes. Sie versuchten anfangs hinaufzuklettern, da sie indes weder die Kraft noch die Gewandtheit dazu hatten, so zeigten sie es einem Sklaven, den ich ihnen mitgegeben und der nie von ihnen wich, und hießen ihn, das Vogelnest auszunehmen.

Der Sklave stieg auf den Baum, und als er bis an das Nest gelangt war, wunderte er sich sehr, als er sah, daß es in einem Turban angebracht war. Er nahm nun das Nest, so wie es da war, stieg vom Baume herunter und zeigte den Turban meinen Kindern. Da er indes nicht zweifelte, daß dies etwas sei, das ich wohl selber gern sehen würde, so machte er sie darauf aufmerksam, und übergab es dem ältesten, um mir es zu bringen.

Ich sah ihn schon von weitem mit jener Freude kommen, welche Kindern gewöhnlich eigen ist, wenn sie ein Nest

gefunden haben. Indem er mir es überreichte, sagte er zu mir: „Lieber Vater, siehst du dies Nest hier im Turban?"

Saadi und Saad waren über diese neue Erscheinung nicht minder überrascht als ich; doch war ich es weit mehr als sie, da ich den Turban als denjenigen wiedererkannte, den mir der Hühnergeier entführt hatte. Nachdem ich ihn voll Verwunderung näher besichtigt und ihn auf alle Seiten gedreht hatte, fragte ich meine beiden Freunde: „Meine Herren, ist euer Gedächtnis wohl gut genug, um euch zu erinnern, daß dies hier der Turban ist, den ich an dem Tage trug, wo ihr mir die Ehre erzeigtet, mich zum erstenmal anzureden?"

„Ich glaube nicht," erwiderte Saad, „daß Saadi besser als ich darauf geachtet haben wird, allein weder er noch ich können daran zweifeln, wenn die hundertundneunzig Goldstücke sich darin finden."

„Herr," antwortete ich, „Ihr dürft nicht zweifeln, daß es wirklich derselbe Turban ist; denn außer, daß ich ihn sehr gut kenne, so bemerke ich auch an der Schwere, daß es kein anderer ist, und Ihr werdet es selber bemerken, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wollt, ihn in die Hand zu nehmen."

Ich überreichte ihm sodann denselben, nachdem ich die Vögel herausgenommen hatte, die ich meinen Kindern gab; er nahm ihn in die Hände und überreichte ihn dann an Saadi, damit dieser es aus der Schwere desselben abnehmen könnte.

„Ich will es glauben, daß es dein Turban ist," sagte Saadi zu mir, „gleichwohl werde ich noch mehr davon überzeugt sein, wenn ich die hundertundneunzig Goldstücke bar vor mir sehen werde."

Als ich den Turban wieder in die Hand genommen hatte, fuhr ich fort: „Meine Herren, bemerket wenigstens, ich bitte euch darum, bevor ich ihn anrühre, daß er sich nicht erst seit heute auf dem Baume befindet, und daß der Zustand, worin er ist, und das Nest, welches darin so bequem angelegt ist, ohne daß eine menschliche Hand es berührt hat, sichere Zeichen sind, daß er sich seit jenem Tage, wo der Hühnergeier mir ihn entführte, hier befindet, und daß er ihn auf diesen Baum gelegt oder fallen gelassen hat, dessen Äste ihn auf die Erde herabzustürzen hinderten. Nehmet es nicht übel, daß ich euch darauf aufmerksam mache, es liegt mir zu viel daran, daß ich euch jeden Argwohn von Betrug von meiner Seite benehme."

Saad unterstützte mich in meiner Absicht. „Saadi," fing er an, „das geht auf dich und nicht auf mich, der ich immer überzeugt gewesen bin, daß Hassan uns nicht täusche."

Während Saad so sprach, nahm ich das Tuch weg, welches mehrfach um die innere Kopfmütze des Turbans gewickelt war, und zog den Beutel heraus, den Saadi sofort für denjenigen erkannte, den er mir gegeben hatte. Ich schüttelte ihn vor ihren Augen auf den Teppich aus und sagte zu ihnen: „Meine Herren, hier sind die Goldstücke, zählet sie selber und sehet zu, ob die Zahl richtig ist."

Saad zählte sie in Reihen zu Zehnen auf, bis alle hundertundneunzig voll waren, und nun nahm Saadi, der eine so augenscheinliche Wahrheit nicht mehr ableugnen konnte, das Wort und wendete sich an mich: „Hassan," sagte er, „ich gebe zu, daß diese hundertundneunzig Goldstücke nicht haben dazu beitragen können, dich zu bereichern. Allein die hundertundneunzig anderen Goldstücke, welche du in ein Kleiegefäß versteckteſt, wie du mir vorspiegeln willst, haben wenigstens dazu dienen können."

„Herr," erwiderte ich, „ich habe Euch in Hinsicht dieser letzten Summe ebensogut die Wahrheit gesagt wie in Hinsicht der ersteren. Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich mein Wort widerrufe, um Euch eine Lüge zu sagen."

„Hassan," sagte Saad zu mir, „laß den Saadi bei seiner Meinung. Ich gebe es herzlich gern zu, daß er denkt, du verdankst ihm vermöge der letzteren Summe die Hälfte deiner Wohlhabenheit, wofern er nur zugiebt, daß ich in betreff der anderen Hälfte durch das Stück Blei, das ich dir gab, ebenfalls beigetragen habe, und wenn er nur nicht die Findung des kostbaren Diamanten im Fischbauche in Zweifel zieht."

„Saad," antwortete Saadi, „ich will alles, was du willst, wenn du mir nur die Freiheit läſſeſt, zu glauben, daß man Geld nur durch Geld zusammenhäufen kann."

„Wie?" erwiderte Saad; „wenn der Zufall wollte, daß ich einen Diamanten, der fünfzigtausend Goldstücke wert wäre, fände und auch wirklich die Summe dafür erhielte, hätte ich dann diese Summe durch Geld erworben?"

Dabei hatte der Streit sein Bewenden. Wir standen auf, kehrten in das Haus zurück und, da das Mittagsmahl schon aufgetragen war, so setzten wir uns zu Tische. Nach dem Mittagsessen ließ ich meinen Gästen die Freiheit, die größte Hitze des Tages vorübergehen zu lassen und ihre Gemüter

unterdes zu beruhigen, während ich fortging und meinem Kastellan wie auch meinem Gärtner die nötigen Befehle gab. Ich kam dann wieder zu ihnen und wir unterhielten uns von gleichgiltigen Dingen, bis die größte Hitze vorüber war. Sodann kehrten wir in den Garten zurück, wo wir in der Kühlung bis zu Sonnenuntergang blieben. Hierauf stiegen die beiden Freunde nebst mir zu Pferde, und in Begleitung eines Sklaven gelangten wir etwa um die zweite Stunde der Nacht bei dem schönsten Mondschein in Bagdad an.

Ich weiß nicht, durch welche Nachlässigkeit meiner Leute es gekommen war, daß es in meinem Hause an Hafer für meine Pferde fehlte. Die Getreidespeicher waren verschlossen und auch zu weit entfernt, um so spät noch dahin zu schicken.

Einer meiner Sklaven suchte in der Nachbarschaft umher und fand in einem Laden doch noch ein Gefäß voll Kleie. Er kaufte die Kleie und brachte sie im Gefäß herbei, unter der Bedingung, daß er das Gefäß den folgenden Tag wiederbringen müsse. Der Sklave schüttete die Kleie in die Krippe aus, und als er sie auseinanderschürte, damit jedes von den Pferden seinen Anteil bekommen möchte, fühlte er unter den Händen ein Tuch, welches zusammengebunden und sehr schwer war. Er brachte mir das Tuch, ohne es anzurühren und ganz so, wie er es gefunden hatte, und sagte mir bei Überreichung desselben, daß dies vielleicht das Leinentuch sein könnte, wovon er mich so oft habe sprechen hören, wenn ich die Geschichte meinen Freunden erzählte.

Voll Freude sagte ich zu meinen Wohlthätern: „Meine Herren, der Himmel will nicht, daß ihr von mir scheidet, ohne daß ihr von der Wahrheit der Sache, die ich euch ohne Unterlaß versichert habe, überzeugt würdet. Hier sind," fuhr ich fort, indem ich mich an Saadi wendete, „die anderen hundertundneunzig Goldstücke, die ich von Eurer Hand empfangen, ich erkenne sie an diesem Leinentuche hier."

Ich band das Leinentuch auf und zählte die Summe vor ihren Augen. Auch ließ ich mir das Gefäß bringen. Ich erkannte es wieder und schickte es an meine Frau mit der Frage, ob sie es kenne, doch zugleich mit dem Befehl, daß ihr niemand etwas von dem, was vorgefallen, sagen möchte. Sie erkannte es sogleich, und ließ mir sagen, es wäre dasselbe Gefäß, welches sie mit Kleie angefüllt gegen Waschthon vertauscht habe.

Saadi ergab sich nun auf Treu und Glauben, und von seinem Unglauben zurückkommend, sagte er zu Saad: „Ich gebe dir jetzt nach und erkenne wie du, daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, um mehr Geld aufzuhäufen und reich zu werden."

Als Saadi ausgeredet hatte, sagte ich zu ihm: „Herr, ich wage nicht, Euch vorzuschlagen, daß Ihr die dreihundertundachzig Goldstücke, die der Himmel heute wieder zum Vorschein gebracht hat, um Eure schlechte Meinung von meiner Wahrheitsliebe zu berichtigen, wieder zurücknehmen möchtet. Ich bin überzeugt, daß Ihr mir sie nicht in der Absicht geschenkt, um sie einst von mir wieder zurückzubekommen. Ich für mein Teil bin zufrieden mit dem, was der Himmel mir von anderweitig her beschert hat, und mache keinen Anspruch auf dies Geld; indes hoffe ich, daß Ihr es nicht mißbilligen werdet, wenn ich dasselbe morgen unter die Armen verteile, damit Gott es mir und Euch einst vergelte."

Die beiden Freunde brachten diese Nacht noch in meinem Hause zu. Den folgenden Morgen umarmten sie mich und kehrten ein jeder in seine Behausung zurück, vergnügt über die Aufnahme, die sie bei mir gefunden, und darüber, daß ich, wie sie gesehen hatten, das Glück, das ich ihnen nächst Gott verdankte, nicht übel anwendete. Ich unterließ nicht, zu einem jeden von ihnen persönlich hinzugehen und mich noch besonders zu bedanken. Seitdem schätze ich mir es zur großen Ehre, daß sie mir erlaubt haben, mit ihnen Freundschaft zu halten und sie häufig zu sehen und zu sprechen."

Der Kalif Harun al Raschid schenkte dem Kodjah Hassan eine so große Aufmerksamkeit, daß er erst aus seinem Stillschweigen gewahr wurde, die Geschichte sei zu Ende. Er sagte hierauf zu ihm: „Hassan, seit langer Zeit habe ich nichts erzählen hören, was mir so viel Vergnügen gemacht hätte als die wunderbaren Wege, wodurch es dem Himmel gefallen hat, dich auf dieser Welt glücklich zu machen. Du mußt ihm dafür fortwährend durch gute Anwendung seiner Wohlthaten dich dankbar bezeigen. Ich will dir zugleich sagen, daß der Diamant, welcher dein Glück gemacht hat, sich gegenwärtig in meinem Schatze befindet, und es freut mich, zu erfahren, wie er dahin gekommen ist. Da indes in dem Herzen Saadis doch noch vielleicht ein Zweifel über die ganz einzige Vorzüglichkeit dieses Diamanten obwaltet, den ich für das Kostbarste und Bewundernswürdigste aller meiner Besitztümer

halte, so will ich, daß du ihn nebst Saad hierher führest, damit mein Schatzaufseher ihm denselben zeige, und sollte er auch nur einigermaßen noch ungläubig sein, so soll er hier erkennen, daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, um einem Armen in kurzer Zeit und ohne sonderliche Mühe Reichtümer zu verschaffen. Auch will ich, daß du diese Geschichte meinen Schatzaufseher erzählst, damit er sie schriftlich aufsetzen lasse und sie in meinem Schatze nebst dem Diamanten aufbewahre."

Als nach diesen Worten der Kalif dem Kodjah Hassan, Sidi Numan und Baba Abdallah durch Kopfnicken zu verstehen gegeben hatte, daß er mit ihnen zufrieden sei, nahmen sie Abschied, indem sie sich vor seinem Throne niederwarfen, und entfernten sich sodann.

Geschichte des Ali Kodjah, Kaufmanns zu Bagdad.

Unter der Regierung des Kalifen Harun al Raschid lebte zu Bagdad ein Kaufmann, Namens Ali Kodjah, der weder zu den reichsten noch zu den ärmsten gehörte, und der ohne Frau und ohne Kinder in seinem väterlichen Hause lebte. In der Zeit, wo er frei von anderweitigen Geschäften, mit dem Ertrage seines Handels zufrieden lebte, hatte er drei Tage nacheinander einen Traum, worin ihm ein ehrwürdiger Greis mit strengem Blick erschien und ihm einen Verweis darüber gab, daß er noch nicht die schuldige Wallfahrt nach Mekka gemacht habe.

Dieser Traum beunruhigte Ali Kodjah und setzte ihn in die größte Verlegenheit. Ihm war, als einem guten Muselmanne, die Verpflichtung zu dieser Wallfahrt keineswegs unbekannt; allein da er ein Haus, Möbel und einen Laden besaß, so hatte er immer geglaubt, dies seien hinlängliche Gründe, um jene Reise zu unterlassen, und dafür lieber Almosen und andere gute Werke zu stiften. Doch seit dem Traume peinigte ihn sein Gewissen so sehr, daß die Furcht, es könne ihn irgend ein Unfall treffen, ihn zu dem Entschlusse bewog, diese Wallfahrt nicht länger zu verschieben.

Um sich in gehörigen Stand zu setzen, seinen Vorsatz noch im laufenden Jahre auszuführen, fing Ali zuerst an, seine

Gerätschaften zu verkaufen, sodann verkaufte er seinen Laden und den größten Teil der Waren, womit derselbe versehen war, indem er bloß diejenigen zurückhielt, die in Mekka Absatz finden konnten; was sein Haus betrifft, so fand er einen Mieter, an den er es verpachtete. Nachdem er alles so angeordnet hatte, war er um die Zeit, wo die Karawane von Bagdad nach Mekka aufbrechen sollte, mitzureisen bereit. Das einzige, was ihm noch zu thun übrig blieb, war, eine Summe von tausend Goldstücken, die ihn unterwegs doch bloß belästigt haben würde, in Sicherheit zu bringen, nachdem er sich das Geld, welches er sich zu seinen Ausgaben und für andere Bedürfnisse mitzunehmen gedachte, beiseite gelegt hatte.

Ali Kodjah suchte sich ein Gefäß aus, das geräumig genug war, darein legte er die tausend Goldstücke und oben darüber Oliven. Nachdem er das Gefäß oben gut verschlossen hatte, brachte er es zu einem Kaufmann, der sein guter Freund war, und sagte zu diesem: „Bruder, du weißt, daß ich binnen wenigen Tagen mit der Karawane die Wallfahrt nach Mekka antrete. Ich bitte dich nun um die Gefälligkeit, dieses Olivengefäß in Verwahrung zu nehmen und es mir bis zu meiner Wiederkunft aufzuheben."

Der Kaufmann sagte zu ihm sehr höflich: „Da hast du den Schlüssel zu meinem Speicher; trage dein Gefäß selber dahin und setze es, wohin es dir gefällt, ich verspreche dir, du wirst es da unversehrt wiederfinden."

Als der Tag des Abgangs der Karawane von Bagdad herangekommen war, schloß sich Ali Kodjah mit einem Kamel, das er mit auserlesenen Waren bepackt hatte und das ihm zugleich zum Reiten diente, an dieselbe an und gelangte so glücklich bis nach Mekka. Er besuchte daselbst nebst anderen Wallfahrern jenen berühmten Tempel, der alljährlich von so vielen Muselmännern aus allen Nationen besucht wird, welche, um die von der Religion ihnen vorgeschriebenen Ceremonien zu erfüllen, von allen Enden der Erde daselbst anlangen. Als er seine Pflichten als Wallfahrer erfüllt hatte, stellte er seine mitgebrachten Waren aus, um sie zu verkaufen und umzutauschen.

Zwei Kaufleute, welche vorübergingen und die Waren Alis erblickten, fanden dieselben so schön, daß sie stehen blieben und sie in Augenschein nahmen, obwohl sie derselben nicht benötigt waren. Als sie ihre Neugier befriedigt hatten, sagte der eine zu dem anderen lächelnd im Weggehen: „Wenn dieser

Kaufmann wüßte, welchen Gewinn er zu Kairo mit diesen Waren machen könnte, so würde er sie dahin führen, anstatt sie hier zu verkaufen, wo sie so wenig gelten."

Ali hörte diese Worte, und da er schon unzähligemal von Ägypten reden gehört hatte, so beschloß er auf der Stelle, die Gelegenheit wahrzunehmen und dahin abzureisen. Nachdem er daher seine Waren wieder eingepackt hatte, nahm er, anstatt nach Bagdad zurückzukehren, seinen Weg nach Ägypten, indem er sich an die Karawane von Kairo anschloß. Als er in Kairo angelangt war, hatte er eben nicht Ursache, seinen gefaßten Beschluß zu bereuen, sondern er fand da so gut seine Rechnung, daß er binnen wenigen Tagen alle seine Waren verkauft hatte, und zwar mit einem weit größeren Vorteil, als er gehofft hatte. Er kaufte nun andere Waren dafür ein, um mit diesen sodann nach Damaskus zu gehen. Während er nun, um der besseren Bequemlichkeit willen, auf den Abgang einer Karawane wartete, die in sechs Wochen dahin aufbrechen sollte, so begnügte er sich nicht bloß, alles Sehenswerte in Kairo zu besichtigen, sondern er machte sich sogar nach den Pyramiden auf, fuhr den Nil eine ziemliche Strecke hinauf und besah die berühmtesten Städte, die an den Ufern dieses Stromes lagen.

Da auf der Reise von Damaskus die Karawane ihren Weg über Jerusalem nahm, so benutzte unser Kaufmann von Bagdad die Gelegenheit, um den Tempel zu besuchen, der von den Muselmännern nächst dem Tempel von Mekka für den heiligsten gehalten wird, wovon denn auch Jerusalem selber den Namen der heiligen Stadt erhalten hat.

Ali Kodjah fand die Stadt Damaskus wegen ihres Überflusses an lebendigem Wasser und wegen ihrer grünen Wiesen und bezaubernden Gärten so unendlich angenehm, daß alles, was er bisher von ihren Annehmlichkeiten in den Geschichtsbüchern gelesen, ihm tief unter der Wahrheit zu stehen schien, und daß er sich sehr lange daselbst aufhielt. Da er indes doch nicht vergessen konnte, daß er in Bagdad zu Hause sei, so brach er endlich dahin auf und gelangte nach Halep, wo er sich ebenfalls wieder einige Zeit aufhielt; von da setzte er über den Euphrat und schlug die Straße nach Mussul ein, in der Absicht, seinen Rückweg von da den Tigris hinab zu beschleunigen.

Doch als Ali bis nach Mussul gekommen war, so hatten unterdes die persischen Kaufleute, mit denen er von Halep

gekommen und in sehr freundschaftliche Verhältnisse getreten war, vermöge ihrer Artigkeiten und ihrer angenehmen Unterhaltungen so viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß es ihnen leicht war, ihn zu bereden, daß er noch ferner bis Schiras ihnen Gesellschaft leisten möchte, von wo er dann sehr bequem und mit einem bedeutenden Gewinn nach Bagdad zurückkehren könnte. So nahmen sie ihn denn mit sich durch die Städte Sultanieh, Reï, Koam, Ispahan und bis nach Schiras, von wo er sie dann aus Gefälligkeit noch weiter bis nach Indien begleitete und dann wieder mit ihnen bis nach Schiras zurückkehrte.

Auf diese Weise waren, mit Inbegriff seines Aufenthalts in jeder dieser Städte, seit Alis Abreise von Bagdad bereits sieben Jahre verflossen, als er sich endlich wieder dahin zurückzukehren entschloß. Der Freund, dem er vor seiner Abreise das Gefäß mit Oliven zur Aufbewahrung übergeben, hatte bisher weder an ihn noch an das Gefäß mehr gedacht. Doch gerade jetzt, wo Ali mit einer Karawane von Schiras her unterwegs war, speiste eines Abends dieser Kaufmann, sein Freund, im Kreise der Seinigen; das Gespräch kam unter anderen auf Oliven, und seine Frau äußerte großes Verlangen, welche zu essen, indem sie meinte, es seien schon seit langer Zeit keine bei ihnen vorgekommen.

„Bei dem Worte Oliven fällt mir ein," begann der Kaufmann, „daß Ali Kodjah mir vor sieben Jahren bei seiner Abreise nach Mekka ein mit dergleichen angefülltes Gefäß hinterlassen hat, das er selber in meinen Speicher trug, um es bei seiner Wiederkunft wieder von da abzuholen. Aber wo mag Ali geblieben sein? Freilich sagte mir einer bei Rückkehr derselben Karawane, er sei nach Ägypten gegangen. Er muß indes da wohl gestorben sein, da er seit so vielen Jahren nicht heimgekehrt ist, und wir können wohl von den Oliven essen, wenn sie noch gut sind. Gebt mir eine Schüssel und ein Licht, ich werde sogleich welche davon holen und wir wollen sie kosten."

„Lieber Mann," nahm nun die Frau das Wort, „begehe um Gottes willen keine so schändliche Handlung. Du weißt ja, daß nichts heiliger ist als anvertrautes Gut. Du sagst freilich, es seien schon sieben Jahre her, daß Ali Kodjah nach Mekka gegangen und nicht mehr wiedergekommen ist; allein man hat dir ja selber gesagt, daß er nach Ägypten gegangen, und wer weiß, ob er nicht von da noch weiter gegangen ist?

Es kann dir genug sein, daß du von seinem Tode noch keine Nachricht erhalten hast; er kann folglich schon morgen oder übermorgen wieder eintreffen. Welche Schande würde es dann für dich und für deine ganze Familie sein, wenn er wiederkäme und du ihm sein Gefäß nicht in demselben Zustande zurückgeben könntest, als er es dir übergab! Ich erkläre dir, daß ich auf diese Oliven gar keinen Appetit habe und auch nicht davon essen werde. Wenn ich auch davon sprach, so geschah es bloß gesprächsweise. Überhaupt, glaubst du denn, daß die Oliven nach so langer Zeit noch gut sein werden? Sie sind gewiß alle schon verfault und verdorben. Und wenn nun Ali, wie es mir ahnt, wiederkäme und bemerkte, daß du sie angerührt hättest, was würde er dann von deiner Freundschaft und Treue halten können? Gieb daher deine Absicht auf, ich beschwöre dich darum."

Die Frau führte bloß darum so lange Reden mit ihrem Mann, weil sie seine Hartnäckigkeit auf seinem Gesicht las. Er hörte wirklich auf ihr gutes Zureden nicht, sondern stand auf und ging mit einem Licht und einer Schüssel in seinen Speicher.

„Nun, so vergiß wenigstens nicht," rief ihm die Frau nach, „daß ich an dem Schritte, den du jetzt thust, keinen Teil habe, damit du mir nicht dereinst die Schuld beimißt, wenn du ihn je zu bereuen Ursache haben solltest."

Der Kaufmann blieb indes auch dagegen taub und beharrte bei seinem Vorsatz. Als er in den Speicher hineingetreten war, nahm er das Gefäß, riß den Deckel ab, und fand die Oliven alle verfault. Um sich zu überzeugen, ob die unteren ebenso verdorben wären wie die oberen, schüttete er einige davon in die Schüssel, und durch den Stoß, womit er sie ausschüttete, fielen auch einige Goldstücke klirrend mit hinein.

Beim Erblicken dieser Goldstücke sah der von Natur habsüchtige Kaufmann geschwind in das Gefäß hinein und bemerkte, daß er fast alle Oliven in die Schüssel ausgeschüttet hatte und daß das übrige sämtlich Goldstücke von dem schönsten Gepräge waren. Er schüttete nun die Oliven wieder in das Gefäß hinein, deckte es zu und kehrte zu seiner Familie zurück.

„Liebe Frau," sagte er, als er zur Thür hereintrat, „du hattest recht; die Oliven sind verfault, und ich habe das Gefäß wieder so verschlossen, daß Ali, wenn er je wiederkommen sollte, es nicht merken wird, daß ich es angerührt habe."

„Du hättest besser gethan, mir zu folgen," erwiderte die Frau, „und es gar nicht erst anzurühren. Gott gebe, daß uns nie ein Unheil daraus erwachse."

Auf den Kaufmann machten diese letzten Worte seiner Frau ebensowenig Eindruck als ihre vorhergegangenen Ermahnungen. Er brachte fast die ganze Nacht damit zu, daß er auf Mittel dachte, sich das Gold Ali Kodjahs anzueignen und dabei so zu verfahren, daß es ihm auch in dem Fall bliebe, wenn jener wiederkäme und sein Gefäß zurückverlangte. Den folgenden Tag ging er schon sehr früh aus und kaufte frische Oliven vom Jahre. Als er damit zurückgekehrt war, warf er die alten Oliven aus dem Gefäße des Ali heraus, nahm das Gold an sich und brachte es in Sicherheit, und nachdem er das Gefäß mit den frisch gekauften Oliven bis oben angefüllt hatte, deckte er es mit demselben Deckel wieder zu und stellte es an denselben Ort, wohin es Ali gesetzt hatte.

Etwa einen Monat nachdem der Kaufmann diese niederträchtige Handlung, die ihm so übel bekommen konnte, begangen hatte, traf Ali wieder in Bagdad ein. Da er vor seiner Abreise sein Haus vermietet hatte, so stieg er in einem Chan ab, wo er auf so lange ein Zimmer bezog, bis er seinem Mietsmann seine Ankunft angezeigt und dieser sich anderswo eine Wohnung besorgt haben würde.

Den folgenden Tag suchte Ali Kodjah seinen Freund, den Kaufmann, auf, der ihn mit einer Umarmung bewillkommnete und ihm seine Freude auszudrücken suchte über seine endliche Rückkehr nach einer so vieljährigen Abwesenheit, die ihm — wie er äußerte — beinahe schon alle Hoffnung benommen habe, ihn jemals wiederzusehen.

Nach den bei einem solchen Wiedersehen üblichen Begrüßungen bat Ali Kodjah den Kaufmann, ihm doch gefälligst das Olivengefäß, das er seiner Obhut anvertraut, zurückzugeben und ihn zu entschuldigen, daß er so frei gewesen, ihn damit zu belästigen.

„Mein teurer Freund Ali," erwiderte der Kaufmann, „du thust sehr unrecht, dich deshalb erst lange zu entschuldigen; denn dein Gefäß hat mir erstlich nicht die mindeste Last gemacht, und dann hätte ich ja in einem ähnlichen Falle eine gleiche Gefälligkeit von dir angenommen wie du nun von mir. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Speicher, geh selber hin und hole es dir, du wirst es noch auf derselben Stelle finden, wo du es damals hingestellt hast."

Ali Kodjah ging in den Speicher des Kaufmanns, holte sich sein Gefäß ab, und nachdem er ihm den Schlüssel wieder eingehändigt und ihm für die erzeigte Gefälligkeit gedankt hatte, kehrte er nach dem Chan zurück, wo er seine Wohnung hatte Er machte hierauf das Gefäß auf, steckte die Hand so tief hinein, als die tausend Goldstücke, welche er hinein versteckt hatte, liegen mußten, und war nicht wenig verwundert, als er sie nicht fand. Er glaubte sich zu täuschen, und um schnell jedem Zweifel ein Ende zu machen, nahm er eine Anzahl von Schüsseln und anderen Geschirren von seiner Reiseküche und schüttete die sämtlichen Oliven aus dem Gefäß hinein, doch ohne ein einziges Goldstück darunter zu finden. Er erstarrte vor Bestürzung, hob dann seine Hände und Augen gen Himmel und rief: „Ist es möglich, daß ein Mann, den ich für meinen Freund hielt, eine so beispiellose Untreue an mir begangen haben sollte!"

Ali ging voll Besorgnis, einen so bedeutenden Verlust erlitten zu haben, zu dem Kaufmann zurück und sagte zu ihm:

„Lieber Freund, wundere dich nicht, daß ich schon so bald wiederkomme. Ich muß dir nur gestehen, daß ich das Olivengefäß, welches ich aus deinem Speicher abgeholt, zwar für dasjenige wiedererkannt habe, welches ich dahin gebracht, allein außer den Oliven hatte ich auch noch tausend Goldstücke hineingelegt, die ich jetzt nicht mehr darin finde. Vielleicht hast du sie gebraucht und in deinem Handel angelegt? Wenn dies der Fall ist, so stehen sie dir auch ferner noch zu Diensten; nur bitte ich dich, daß du mich dann von meiner Unruhe befreiest und mir darüber einen Schuldschein giebst, wonach du sie dann nach deiner Bequemlichkeit mir zurückzahlen magst."

Der Kaufmann, welcher auf eine solche Anrede sich schon gefaßt gemacht hatte, hatte sich auch schon eine Antwort darauf ausgesonnen.

„Lieber Freund Ali," erwiderte er, „habe ich denn damals, wo du mir dein Olivengefäß brachtest, es auch nur im mindesten angerührt? Habe ich dir denn nicht den Schlüssel zu meinem Speicher gegeben? Hast du es nicht selbst dahin getragen, und hast du es nicht an derselben Stelle, wo du es hingesetzt, wiedergefunden, und zwar noch ganz in demselben Zustande und ganz ebenso verwahrt? Wenn du Gold hineingethan hast, so mußt du es auch darin wiedergefunden haben. Du sagtest mir bloß, es wären Oliven darin, und ich habe es daher auch gedacht, weiter weiß ich nichts von der Sache.

Du magst übrigens denken, was du willst, ich habe dir nichts angerührt."

Ali Kodjah wandte alle nur möglichen Mittel der Güte an, um zu bewirken, daß der Kaufmann sein Unrecht anerkennen möchte.

„Ich liebe," sagte er zu ihm, „den Frieden, und es würde mir leid thun, wenn ich hierbei zu den äußersten Maßregeln schreiten müßte, die dir vor der Welt wenig Ehre machen und die ich nur mit dem größten Bedauern ergreifen würde. Bedenke, daß Kaufleute, wie wir beide sind, jedes andere Interesse fahren lassen müssen, wenn es darauf ankommt, ihren guten Ruf zu bewahren. Noch einmal sage ich es daher: ich würde in Verzweiflung geraten, wenn deine Hartnäckigkeit mich nötigen sollte, den Weg Rechtens einzuschlagen, ich, der ich sonst lieber etwas von meinem Rechte aufopferte, als daß ich meine Zuflucht zur Rechtsbehörde genommen hätte."

„Ali," erwiderte der Kaufmann, „du gestehst doch ein, daß du bei mir bloß ein Olivengefäß zur Verwahrung niedergelegt hast; du hast dir es wiedergenommen, hast es selbst weggetragen, und kommst nun, um mir tausend Goldstücke abzufordern. Hast du mir denn gesagt, daß sie in dem Gefäß wären? Ich weiß ja nicht einmal, daß Oliven darin waren, denn du hast mir sie ja nicht gezeigt. Ich wundere mich, daß du mir nicht lieber gar Perlen und Diamanten abforderst. Glaube mir nur und entferne dich von hier, damit nicht zuletzt noch das Volk vor meinem Laden zusammenläuft."

Einige Personen waren wirklich schon stehen geblieben, und diese letzten Worte des Kaufmanns, welche in einem Tone gesprochen wurden, der über die Grenzen der Mäßigung hinauszugehen schien, bewirkten, daß sich nicht bloß eine größere Anzahl von Menschen versammelte, sondern daß sogar die benachbarten Kaufleute aus ihren Läden heraustraten und herbeikamen, um die Ursache des Streites zu erfahren und beide Männer wieder miteinander auszugleichen. Als Ali ihnen die Sache auseinandergesetzt hatte, fragten einige der angesehensten den Kaufmann, was er darauf zu antworten habe.

Der Kaufmann gestand, daß er das Gefäß Alis in seinem Speicher aufbewahrt habe, doch leugnete er, daß er es je angerührt, und schwor, er wisse bloß deshalb, daß Oliven darin gewesen, weil Ali Kodjah es ihm gesagt, zugleich nahm

er sie alle zu Zeugen des Schimpfes und der Beleidigung, die jener ihm in seiner eigenen Behausung angethan.

„Du ziehst dir den Schimpf selber zu," sagte jetzt Ali, indem er den Kaufmann beim Arme nahm; „doch da du so boshaft handelst, so fordere ich dich vor das Gesetz Gottes. Wir wollen sehen, ob du die Frechheit haben wirst, dasselbe vor dem Kadi zu äußern."

Gegen diese Vorladung, welcher jeder gute Muselmann Folge leisten muß, wofern er nicht gegen seine Religion widerspenstig erscheinen will, wagte der Kaufmann nicht sich zu sträuben, sondern sagte: „Gut, das wollte ich eben von dir! Wir werden nun bald sehen, wer von uns beiden unrecht hat."

Ali führte den Kaufmann vor den Richterstuhl des Kadi, wo er ihn anklagte, daß er ihm eine anvertraute Summe von tausend Goldstücken entwendet habe, indem er die ganze Sache so auseinandersetzte, wie wir bereits wissen. Der Kadi fragte ihn, ob er Zeugen habe. Er antwortete, diese Vorsichtsmaßregel habe er nicht einmal genommen, weil er geglaubt, derjenige, dem er dieses Geld anvertraute, wäre sein Freund, und weil er ihn bis dahin als einen rechtlichen Mann gekannt habe.

Der Kaufmann sagte zu seiner Verteidigung weiter nichts, als was er bereits dem Ali Kodjah in Gegenwart der Nachbarn gesagt hatte, und schloß mit der Erklärung: er sei bereit, durch einen Schwur zu bekräftigen, daß nicht nur die Anklage, als habe er die tausend Goldstücke genommen, falsch sei, sondern daß er sogar nicht das geringste von diesen gewußt habe. Der Kadi forderte ihm den Schwur ab und entließ ihn sodann völlig freigesprochen.

Ali, der sich außerordentlich darüber ärgerte, sich zu einer so bedeutenden Einbuße verurteilt zu sehen, protestierte gegen diese richterliche Entscheidung, indem er dem Kadi erklärte, er werde seine Beschwerde bis vor den Kalifen Harun al Raschid bringen, der ihm dann schon zu seinem Rechte verhelfen würde. Doch der Kadi wunderte sich über diese Widersetzlichkeit nicht im mindesten, sondern betrachtete sie als die Wirkung der gewöhnlichen Erbitterung aller derer, die ihren Rechtshandel verloren haben, und glaubte vollkommen seine Schuldigkeit gethan zu haben, daß er einen Angeklagten freigesprochen, gegen den man keine Zeugen aufzustellen vermocht hatte.

Während der Kaufmann triumphierend und voll Freude

darüber, daß er so wohlfeilen Kaufs zu den tausend Goldstücken gekommen war, nach Hause zurückkehrte, ging Ali Kodjah hin und verfaßte eine Bittschrift. Und schon am folgenden Tage, sobald er die Zeit wahrgenommen hatte, wo der Kalif nach dem Mittagsgebete aus der Moschee zurückkehren mußte, stellte er sich in eine Straße ihm in den Weg, und in dem Augenblick, wo er vorüberging, erhob er den Arm und hielt die Bittschrift hoch empor, worauf einer von den Beamten, der dies Geschäft über sich hatte und dicht vor dem Kalifen herging, aus dem Zuge heraustrat und ihm die Bittschrift abnahm, um sie jenem sodann zu überreichen.

Da Ali wußte, der Kalif Harun al Raschid habe die Gewohnheit, bei der Rückkehr in seinen Palast die Bittschriften, die man ihm auf diese Weise überreichte, selber zu lesen, so folgte er dem Zuge, trat in den Palast hinein und wartete, bis der Hofbeamte, der ihm die Bittschrift abgenommen, aus den Zimmern des Kalifen wieder herauskam. Beim Heraustreten sagte der Palastbeamte zu ihm, der Kalif habe seine Bittschrift gelesen, und bezeichnete ihm zugleich die Stunde, wo er ihm am folgenden Tage Gehör geben würde; sodann fragte er ihn nach der Wohnung des Kaufmanns, und schickte auch zu diesem hin, um ihn für den folgenden Tag um dieselbe Stunde hinzubestellen.

An dem Abend desselben Tages machte der Kalif mit dem Großvezier Giafar und dem Oberhaupte der Verschnittenen, Mesrur, und zwar alle drei verkleidet, wieder seine gewöhnliche Runde durch die Stadt, wie er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte.

Indem der Kalif durch eine Straße ging, hörte er einigen Lärm. Er beschleunigte seine Schritte und kam an eine Thür, die in einen Hof ging, worin zehn bis zwölf Kinder, die noch nicht schlafen gegangen waren, im Mondschein spielten, — wie er durch eine Ritze schauend wahrnehmen konnte.

Der Kalif, welcher neugierig war, zu wissen, welches Spiel die Kinder da spielten, setzte sich auf eine steinerne Bank, die sich gerade vor der Thür befand, und als er fortwährend durch die Ritze schaute, hörte er das eine Kind, welches das lebhafteste und aufgeweckteste unter allen war, zu den anderen sagen: „Wir wollen Kadi spielen. Ich bin der Kadi und ihr mögt mir den Ali Kodjah und den Kaufmann, der ihm die tausend Goldstücke gestohlen, vorführen.“

Bei diesen Worten des Kindes erinnerte sich der Kalif an

die Bittschrift, die ihm an demselben Tage erst überreicht worden war und die er soeben gelesen hatte. Dies machte, daß er seine Aufmerksamkeit verdoppelte, um zu sehen, wie der Urteilsspruch ausfallen würde.

Da der Streithandel zwischen Ali und dem Kaufmann etwas ganz Neues war und in der ganzen Stadt Bagdad viel Aufsehen machte, sogar unter den Kindern, so nahmen die übrigen Kinder den Vorschlag mit Vergnügen an und kamen über die Rollen überein, die jeder übernehmen sollte. Niemand hinderte den, der sich zu der Rolle des Kadi erboten, dieselbe zu übernehmen. Als er nun mit der Amtsmiene eines Kadi sich hingesetzt hatte, führte ein anderer, gleichsam als ein zur Gerichtsbehörde gehörender Beamter, ihm zwei Knaben vor, von denen er den einen Ali nannte und den anderen als den Kaufmann bezeichnete, gegen den Ali Beschwerde führte.

Jetzt nahm der angebliche Kadi das Wort und fragte in gewichtigem Ton den angeblichen Ali Kodjah: „Ali, was ist dein Begehr gegen diesen Kaufmann?"

Der angebliche Ali trug nach einer tiefen Verbeugung dem Kadi die Sache Punkt für Punkt vor, und bat ihn am Schlusse, daß er mit seinem richterlichen Ansehen gütigst dazwischentreten möchte, um zu verhindern, daß er nicht eine so bedeutende Summe einbüßen dürfe.

Nachdem der angebliche Kadi den Ali Kodjah angehört hatte, wendete er sich zu dem vermeintlichen Kaufmann und fragte ihn, warum er denn dem Ali nicht die Summe zurückgäbe, welche dieser von ihm verlangte.

Der angebliche Kaufmann brachte dieselben Gründe vor, die der wirkliche vor dem Kadi von Bagdad angeführt hatte, und verlangte gleichfalls, daß er die Wahrheit seiner Aussage durch einen Schwur bestätigen dürfe.

„Wir wollen uns nicht übereilen," erwiderte der angebliche Kadi, „bevor wir zu deinem Schwure kommen, habe ich Lust, das Olivengefäß selber in Augenschein zu nehmen. Ali Kodjah," fuhr er dann fort, indem er sich an den Knaben wandte, der die Rolle desselben übernommen hatte, „hast du das Gefäß mitgebracht?"

Als dieser antwortete, er habe es nicht bei sich, so fuhr er fort: „So gehe hin und hole es."

Der angebliche Ali Kodjah verschwand auf einen Augenblick, kam dann wieder und that, als ob er vor den ver-

meintlichen Kadi ein Gefäß hinstellte, indem er erklärte, es sei dies dasselbe Gefäß, welches er im Hause des Angeklagten eingesetzt und von da wieder abgeholt habe. Um nichts, was zur herkömmlichen Form gehörte, zu unterlassen, fragte der angebliche Kadi den angeblichen Kaufmann: ob er es auch wohl für dasselbe Gefäß erkenne? Und als der Kaufmann durch sein Stillschweigen zu erkennen gegeben hatte, daß er es nicht ableugnen könne, befahl er es zu öffnen. Ali Kodjah that, als nähme er den Deckel ab, und der Kadi dagegen that, als sähe er in das Gefäß hinein und sagte: „Das sind schöne Oliven, ich muß sie doch kosten." Darauf stellte er sich, als nähme er eine, um sie zu kosten, und fuhr dann fort: „Sie sind ganz vortrefflich. Indes," fügte er darauf hinzu, „mich dünkt, Oliven, die sieben Jahre lang aufgehoben worden, könnten nicht mehr so gut sein. Man lasse mir einige Olivenhändler kommen, diese mögen dann zusehen, was an der Sache ist."

Es wurden ihm zwei Kinder als Olivenhändler vorgestellt.

Der angebliche Kadi fragte sie: „Seid ihr Olivenhändler?" und als sie ihm geantwortet hatten, dies sei ihr Gewerbe, so fuhr er fort: „So sagt mir denn, wie lange Oliven, wenn sie von sachverständigen Leuten eingelegt worden sind, sich gut und genießbar erhalten können?"

„Herr," erwiderten die angeblichen Olivenhändler, „welche Sorgfalt man auch immer bei Aufbewahrung derselben anwenden mag, so taugen sie doch schon im dritten Jahre nichts mehr; sie haben dann weder Farbe noch Wohlgeschmack mehr, und sind bloß gut zum Wegwerfen."

„Wenn das der Fall ist," nahm jetzt wieder der Kadi das Wort, „so sehet einmal dies Gefäß an und sagt mir, wie lange es wohl her sein mag, daß man die Oliven darin eingelegt hat."

Die Kaufleute thaten, als ob sie die Oliven untersuchten und kosteten, und sagten dann dem Kadi, daß sie noch ganz gut und frisch wären.

„Ihr irrt euch," erwiderte darauf der angebliche Kadi; „Ali Kodjah hier sagt ausdrücklich, daß er sie vor sieben Jahren hineingethan."

„Herr," antworteten die Knaben, welche die Rolle sachverständiger Kaufleute spielten, „wir können bloß beteuern, daß es Oliven von diesem Jahre sind, und wir behaupten zugleich

daß unter allen Kaufleuten zu Bagdad auch nicht ein einziger sein wird, der nicht dasselbe Zeugnis wie wir vor Euch ablegen sollte."

Der von dem angeblichen Ali Kodjah angeklagte Kaufmann wollte gegen dieses Zeugnis sachverständiger Kaufleute den Mund aufthun; doch der angebliche Kadi ließ ihm keine Zeit dazu, sondern sagte zu ihm: „Schweig, du bist ein Dieb. Henkt ihn sofort auf."

So endigten nun die Kinder ihr Spiel mit vieler Freude, indem sie in die Hände klatschten und auf den angeblichen Verbrecher losstürzten, als wollten sie ihn zum Henkerstode führen.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr der Kalif Harun al Raschid die Klugheit und den Verstand des Kindes bewunderte, welches soeben ein so richtiges Urteil über die Angelegenheit gefällt hatte, die den folgenden Tag vor ihm verhandelt werden sollte. Indem er sich von der Ritze entfernte und aufstand, fragte er seinen Großvezier, welcher gleichfalls auf das, was da vorgegangen, aufmerksam gewesen war, ob er wohl das von dem Kinde gefällte Urteil gehört habe und was er dazu meine?

„Beherrscher der Gläubigen," erwiderte der Großvezier Giafar, „es kann niemand mehr über eine so seltene Klugheit in so zartem Alter überrascht sein als ich es bin."

„Aber," fuhr der Kalif fort, „weißt du wohl, daß ich morgen über dieselbe Sache zu entscheiden habe, und daß der wirkliche Ali Kodjah mir heute seine Bittschrift deshalb überreicht hat?"

„Ich erfahre es erst in diesem Augenblick von Euer Majestät," antwortete der Großvezier.

„Glaubst du," fing der Kalif noch einmal an, „daß ich darüber ein anderes Urteil fällen könnte als das, was wir soeben gehört haben?"

„Wenn der Fall derselbe ist," erwiderte der Großvezier, „so scheint es mir unmöglich, daß Euer Majestät in der Sache anders verfahren oder einen anderen Ausspruch darin thun könnte."

„Merke dir das Haus wohl," sagte der Kalif weiter, „und führe morgen früh das Kind zu mir, damit es in meiner Gegenwart dieselbe Angelegenheit wieder entscheide. Melde auch dem Kadi, welcher den diebischen Kaufmann freigesprochen, daß er sich dabei einfinde und aus dem Beispiele des Kindes

erkenne, was seine Pflicht sei, und daß er sich künftig bessere. Ferner will ich, daß du dem Ali Kodjah einen Wink geben lässest, er möge sein Olivengefäß mitbringen, und daß zwei Olivenhändler zu der Verhandlung mit bestellt werden."

Der Kalif gab ihm diesen Befehl, indem er seine Runde fortsetzte, die er denn auch diesmal vollendete, ohne weiter auf etwas der Betrachtung Wertes zu stoßen.

Den folgenden Tag ging der Großvezier Giafar in das Haus, wo der Kalif Zeuge von dem Spiel der Kinder gewesen war, und verlangte mit dem Herrn des Hauses zu sprechen. Da dieser eben ausgegangen war, so wies man ihn an die Frau. Er fragte nun diese, ob sie Kinder habe? Sie antwortete: drei, und ließ sie alle vor ihn hintreten.

„Meine Kinder," fragte sie der Großvezier, „wer von euch stellte denn gestern abend, als ihr miteinander spieltet, den Kadi vor?"

Der größte, welcher zugleich der älteste war, antwortete, er sei es gewesen, änderte aber dabei die Farbe, da er nicht wußte, warum diese Frage an ihn geschähe.

„Mein Sohn," sagte der Großvezier hierauf zu ihm, „komm mit mir, der Beherrscher der Gläubigen möchte dich gern sehen und sprechen."

Die Mutter geriet in die größte Bestürzung, als sie sah, daß der Großvezier ihren Sohn mitnehmen wollte und fragte ihn: „Herr, verlangt der Beherrscher der Gläubigen etwa darum meinen Sohn, um ihn mir zu entreißen?"

Der Großvezier beruhigte sie, indem er ihr versprach, daß sie ihren Sohn spätestens binnen einer Stunde wieder zurückerhalten und dann bei seiner Rückkehr schon den Grund erfahren würde, warum er hinberufen worden.

„Wenn dies, Herr, wirklich so ist," erwiderte die Mutter, „so erlaubt mir wenigstens, daß ich ihm zuvor ein besseres Kleid anziehe, damit er vor dem Beherrscher der Gläubigen auf eine anständige Art erscheinen kann." Zugleich zog sie ihm ohne Versäumnis ein solches Kleid an.

Der Großvezier führte nun das Kind fort und stellte es dem Kalifen zu derselben Stunde vor, zu welcher er den Ali Kodjah und den Kaufmann hinbeschieden hatte.

Der Kalif bemerkte, daß das Kind etwas bestürzt war, und sagte daher, um es auf das, was er von demselben erwartete, vorzubereiten: „Komm her, mein Sohn, tritt näher. Du warst es also, der gestern abend den Streithandel zwischen

Ali Kodjah und dem Kaufmann, der ihm sein Geld gestohlen, entschied? Ich habe dich gesehen, und dir zugehört, und bin sehr zufrieden mit dir."

Der Knabe ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete ganz bescheiden, daß er es gewesen sei.

„Mein Sohn," fuhr jetzt der Kalif fort, „ich werde dir heute den wirklichen Ali Kodjah und den wirklichen Kaufmann zeigen. Komm her und setze dich neben mich."

Mit diesen Worten faßte der Kalif das Kind bei der Hand, stieg hinauf und setzte sich auf seinen Thron, und als er das Kind neben sich gesetzt hatte, fragte er sogleich, wo die Parteien wären. Man ließ sie vortreten, und nannte sie ihm, während sie sich vor ihm niederwarfen und mit ihrer Stirn den Teppich berührten, der den Thron überdeckte. Als sie wieder aufgestanden waren, sagte der Kalif zu ihnen:

„Jetzt trage jeder von euch seine Sache vor. Dies Kind hier wird euch anhören, und euch Recht sprechen, und sollte es in irgend einem Punkte etwas verfehlen, so werde ich schon ins Mittel treten."

Ali Kodjah und der Kaufmann sprachen nacheinander. Als aber der Kaufmann verlangte, wieder denselben Eidschwur abzulegen, den er schon einmal vor dem früheren Richter abgelegt hatte, so sagte das Kind, daß es noch nicht so weit sei, und daß man billigerweise zuvor das Olivengefäß sehen müsse.

Bei diesen Worten brachte Ali Kodjah das Gefäß hervor, setzte es zu den Füßen des Kalifen hin und nahm den Deckel ab. Der Kalif besah sich die Oliven, nahm eine und kostete sie. Das Gefäß ward hierauf den sachverständigen Kaufleuten, die man dazu berufen hatte, zur Untersuchung übergeben, und diese gaben den Bescheid, daß die Oliven gut und noch von diesem Jahre wären. Das Kind sagte ihnen, Ali Kodjah versichere, sie seien bereits vor sieben Jahren hineingelegt worden; worauf sie dasselbe erwiderten, was jene Kinder, welche die Rolle sachverständiger Kaufleute gespielt, zur Antwort gegeben hatten.

Obwohl nun der angeklagte Kaufmann recht wohl einsah, daß die beiden sachverständigen Kaufleute sein Verdammungsurteil ausgesprochen hatten, so wollte er doch noch mancherlei zu seiner Rechtfertigung anführen. Das Kind hütete sich indes, ihn zum Aufhängen zu verurteilen, sondern sah den Kalifen an und sagte:

„Dies, Beherrscher der Gläubigen, ist nun kein Spiel mehr; sondern Euer Majestät kommt es zu, im Ernst zum Tode zu verurteilen; nicht aber mir, der ich es gestern bloß zum Scherze that."

Der Kalif, der nun von der Unredlichkeit des Kaufmanns völlig überzeugt war, übergab ihn sofort den Gerichtsdienern, um ihn aufzuhängen. Was denn auch geschah, nachdem er zuvor angezeigt, wohin er die tausend Goldstücke versteckt hatte, die nun dem Ali Kodjah zurückgegeben wurden. Der Fürst, der so gerecht und billig dachte, gab jetzt dem Kadi, der den früheren Urteilsspruch gefällt und jetzt auch zugegen war, einen Wink, daß er von diesem Kinde lernen solle, künftig in seiner Amtsverwaltung genauer zu verfahren, sodann umarmte er das Kind und entließ es mit einem Beutel von hundert Goldstücken, den er ihm zum Zeichen seiner Freigebigkeit einhändigen ließ.

Das Zauberpferd.

Der Nurus, das heißt der neue Tag, der zugleich der erste Tag des Jahres und des Frühlings ist, ein so feierliches und uraltes Fest in ganz Persien, noch von den ersten Zeiten ihres Götzendienstes her, daß die Religionslehre unseres Propheten, so rein und wahrhaft sie auch ist, ungeachtet ihrer Einführung daselbst, bis auf diesen Tag es noch nicht ganz abzuschaffen vermocht hat, obwohl man sagen kann, daß es durchaus heidnisch ist, und daß die dabei beobachteten Ceremonien höchst abergläubisch sind. Um von den großen Städten zu schweigen — es giebt da kein Städtchen, keinen Marktflecken, kein Dorf, keinen Weiler, wo es nicht mit allen nur möglichen Lustbarkeiten begangen würde.

Doch die Lustbarkeiten, die schon am Hofe gefeiert werden, übertreffen alle übrigen durch die Mannigfaltigkeit der neuen und überraschenden Schauspiele, und aus den benachbarten Ländern nicht bloß, sondern auch aus den entferntesten, werden Fremde herbeigelockt durch die Belohnungen und durch die Freigebigkeit der Könige gegen diejenigen, welche sich durch ihre Erfindungen und durch ihre Betriebsamkeit auszeichnen, sodaß man in allen übrigen Teilen der Welt nichts zu sehen bekommt, was dieser Pracht und Herrlichkeit gleich käme.

Bei einem dieser Feste war es, wo der König, nachdem die geschicktesten und sinnreichsten Männer des Inlandes und Auslandes zu Schiras, wo der Hof damals sich aufhielt, den König und den Hof mit den ergötzlichsten Schauspielen unterhalten hatten, einen jeden nach seinem Verdienst und je nachdem er mehr oder weniger seltsame, wunderbare oder befriedigende Dinge hatte sehen lassen, beschenkte, sodaß kein einziger ohne eine angemessene Belohnung blieb. Während er nun schon im Begriff war, sich zu entfernen und die zahlreiche Versammlung zu entlassen, erschien ein Inder am Fuße seines Thrones und führte ein gesatteltes, gezäumtes und reich angeschirrtes Pferd vor, welches mit vieler Kunst verfertigt und gebildet war, sodaß man beim ersten Anblick es für ein wirkliches gehalten haben würde.

Der Inder warf sich vor dem Throne nieder, und als er wieder aufgestanden war, zeigte er dem König das Pferd mit folgenden Worten:

„Herr, obwohl ich vor Euer Majestät ganz zuletzt erscheine, um mit den übrigen zu wetteifern, so kann ich gleichwohl versichern, daß Ihr an diesem Festtage gewiß nichts so Wunderbares und Erstaunliches gesehen haben werdet als das Pferd ist, das ich Euch hier in Augenschein zu nehmen bitte."

„Ich sehe," erwiderte der König, „an diesem nichts als die Kunst und Geschicklichkeit, womit der Verfertiger demselben die täuschende Ähnlichkeit eines lebendigen zu geben gewußt hat. Indes ein anderer Künstler könnte vielleicht ein ähnliches verfertigen, welches dasselbe an Vollkommenheit wohl noch übertreffen könnte."

„Herr," antwortete darauf der Inder, „es ist nicht sowohl der Bau noch das äußere Ansehen desselben, warum ich mein Pferd vor Euer Majestät als ein Wunder ausgebe, sondern der Gebrauch, den ich davon zu machen weiß, und den jeder andere, so gut wie ich, wenn er von mir das Geheimnis erfahren, davon zu machen imstande ist. Wenn ich mich nämlich hinauf setze, so kann ich in sehr kurzer Zeit mich an jeden beliebigen Ort auf der Erde, und wäre er auch noch so weit entfernt, hinversetzen. Mit einem Wort, o Herr, darin besteht eben die wunderbare Eigenschaft meines Pferdes, — eine Eigenschaft, die noch nie erhört worden, und wovon ich vor Euer Majestät eine Probe abzulegen mich erbiete, wofern Ihr es befehlt."

Der König von Persien, der auf alles, was ans Wunderbare grenzte, sehr neugierig war und der nach so vielen Dingen dieser Art, wie er teils schon gesehen, teils zu sehen gesucht und gewünscht hatte, noch nie etwas gesehen oder davon gehört hatte, das diesem nahegekommen wäre, sagte zu dem Inder, nur ein Versuch der Art, wie er ihn vorgeschlagen, könne ihn von der Vorzüglichkeit seines Pferdes überzeugen, und er sei bereit, einen solchen zu sehen.

Der Inder setzte sogleich seinen Fuß in den Steigbügel, schwang sich mit großer Leichtigkeit aufs Pferd, und als er auch in den anderen Steigbügel den Fuß gesetzt und sich auf dem Sattel recht befestigt hatte, fragte er den König von Persien, wohin es ihn zu schicken ihm gefällig sei.

Etwa drei Stunden von Schiras lag ein hoher Berg, den man von dem großen Platze vor dem königlichen Schlosse, wo der König von Persien sich damals befand, sehr gut sehen konnte. „Siehst du jenen Berg," sagte der König zu dem Inder, indem er auf denselben hinwies, „dorthin will ich, daß du reiten sollst. Die Entfernung ist nicht groß, doch ist sie hinlänglich, um die Schnelligkeit, womit du hin und wieder zurückreiten wirst, abnehmen zu können. Und da es nicht möglich ist, dich mit den Augen bis dahin zu verfolgen, so will ich, daß du mir zum sicheren Beweise deines Dagewesenseins einen Zweig von einem Palmbaum, der am Fuße des Berges steht, mitbringst."

Kaum hatte der König seine Willensmeinung in diesen Worten ausgesprochen, als der Inder einen hölzernen Wirbel, der an der Stelle des Nackens am Pferde befestigt war, herumdrehte und ihn dem Sattelknopfe näher brachte. Augenblicklich erhob sich nun das Pferd und entführte mit Blitzesschnelle den Reiter in die Lüfte und zwar so hoch, daß ihn binnen wenigen Augenblicken selbst die Scharfsehendsten aus den Augen verloren, zur großen Verwunderung des Königs und seiner Hofleute, und unter lautem Geschrei des Erstaunens von seiten aller versammelten Zuschauer.

Der Inder war noch keine Viertelstunde fort, als man ihn in der Luft mit dem Palmzweige in der Hand zurückkehren sah. Endlich sah man ihn oberhalb des Platzes anlangen, wo er sein Pferd unter dem freudigen Beifallsruf der Zuschauer einigemal im Kreise herumtummelte, bis er sich vor dem Throne des Königs auf dieselbe Stelle wieder niederließ, von welcher er ausgeritten war, und zwar ohne die mindeste

unangenehme Erschütterung. Er stieg nun ab, warf sich vor dem Throne nieder und legte den Palmzweig dem König zu Füßen.

Der König von Persien, der mit ebenso großer Verwunderung als Erstaunen Zeuge dieses unerhörten Schauspiels war, welches der Inder ihm gegeben, ward auf einmal von einer heftigen Begierde ergriffen, dies Pferd zu besitzen. Und in der Meinung, er werde bei der Unterhandlung mit dem Inder wenig Schwierigkeiten finden, zumal da er entschlossen war, ihm jede Summe, die er nur irgend fordern könnte, dafür zu geben, so betrachtete er es bereits als das kostbarste Stück seines Schatzes.

„Nach dem äußeren Ansehen deines Pferdes," sagte er zu dem Inder, „hätte ich nie geglaubt, daß es so hoch geschätzt werden müsse, als es wirklich verdient, wie du mir soeben bewiesen hast. Ich danke dir, daß du mich eines Besseren belehrt hast, und um dir zu zeigen, wie hoch ich es aufnehme, so bin ich bereit, es zu kaufen, wofern es dir feil steht."

„Herr," erwiderte der Inder, „ich zweifelte nicht, daß Euer Majestät, die unter allen gegenwärtigen Königen, die auf Erden sind, dafür gilt, daß sie alle Dinge am besten zu beurteilen und nach ihrem Wert zu schätzen wisse, meinem Pferde die Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, sobald ich Euch gezeigt haben würde, wie sehr es Eurer Aufmerksamkeit würdig ist. Ich hatte sogar vorausgesehen, daß Ihr Euch nicht damit begnügen würdet, es zu bewundern und zu loben, sondern daß Ihr Euch es zu besitzen wünschen würdet, wie Ihr mir soeben angedeutet habt. Ich meinerseits, obwohl ich den Wert desselben so gut kenne wie nur irgend einer, und recht gut weiß, daß sein Besitz mir die Mittel giebt, mich in der Welt unsterblich zu machen, hänge gleichwohl nicht so daran, daß ich nicht, um die Begierde Euer Majestät zu befriedigen, mich desselben zu berauben entschließen könnte. Indes mit dieser Erklärung muß ich zugleich noch eine andere verbinden, welche sich auf die Bedingung bezieht, ohne welche ich es nicht wohl ablassen kann, — eine Bedingung, die Ihr freilich wohl nicht gut aufnehmen werdet. Euer Majestät wird daher wohl es genehm finden," fuhr der Inder fort, „wenn ich gestehe, daß ich dies Pferd nicht gekauft, sondern von dem Erfinder und Verfertiger es nur dadurch bekam, daß ich ihm meine einzige Tochter, die er verlangte, zur Ehe gab,

wobei er zugleich die Forderung an mich stellte, daß ich es nie verkaufen solle, sondern daß, wenn ich es je an einen anderen Besitzer abließe, dies nur durch einen Tausch, wie ich ihn für angemessen erachtete, stattfinden könne."

Der Inder wollte noch weiter sprechen, doch bei dem Worte Tausch unterbrach ihn der König von Persien dadurch, daß er sagte:

„Ich bin bereit, einen solchen Tausch, wie du ihn nur verlangen wirst, einzugehen. Du weißt, mein Reich ist groß und voll großer, mächtiger, wohlhabender und volkreicher Städte. Ich lasse dir nun die Wahl, dir eine derselben zu deinem vollen und unbeschränkten Besitz auf Lebenszeit auszusuchen."

Dieser Tausch schien dem ganzen persischen Hofe wahrhaft königlich; gleichwohl war er noch weit unter dem, den der Inder in Gedanken hatte. Bei ihm war es auf etwas weit Höheres abgesehen, und er antwortete dem König:

„Herr, ich bin Euer Majestät für das mir gemachte Anerbieten unendlich verbunden und ich kann Euch für Eure Großmut nicht genug danken. Gleichwohl bitte ich Euch, es nicht übel zu nehmen, wenn ich so dreist bin, Euch anzuzeigen, daß ich mein Pferd bloß dann zu Eurem Besitz ablassen kann, wenn ich von Eurer Hand Eure Prinzessin Tochter zur Gemahlin erhalte. Ich bin entschlossen, nur um diesen Preis mein Eigentumsrecht aufzugeben."

Die Hofleute, welche um den König von Persien herumstanden, konnten sich nicht enthalten, bei dieser überspannten Forderung des Inders ein lautes Gelächter aufzuschlagen. Indes der Prinz Firus Schach, der älteste Sohn des Königs und künftige Thronerbe, hörte ihn nur mit Unwillen an. Doch der König dachte ganz anders und glaubte die Prinzessin von Persien dem Inder aufopfern zu dürfen, um seine Neugier zu befriedigen. Gleichwohl schwankte er lange hin und her, ehe er sich zu dieser Wahl entschloß.

Der Prinz Firus Schach, welcher sah, daß sein königlicher Vater wegen der dem Inder zu erteilenden Antwort schwankte, fürchtete, er möchte die Forderung desselben bewilligen, — was er als den ärgsten Schimpf für die königliche Würde, für seine Schwester, und für seine eigene Person betrachtete. Er nahm also das Wort und sagte, ihm zuvorkommend:

„Herr, Euer Majestät verzeihe, wenn ich frage, ob es

möglich ist, daß Ihr auch nur einen Augenblick Euch wegen der abschlägigen Antwort bedenket, welche auf diese unverschämte Forderung eines nichtswürdigen Menschen und Taschenspielers zu erteilen ist, und daß Ihr ihm auch nur einen Augenblick Frist gestattet, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, er werde mit einem der mächtigsten Fürsten der Erde in eine solche Verbindung treten können. Ich bitte Euch, doch zu überlegen, was Ihr nicht bloß Euch selber, sondern auch Eurem Stande und dem hohen Range Eurer Ahnen schuldig seid."

„Mein Sohn," erwiderte der König von Persien, „ich nehme dir deine Erinnerung gar nicht übel, und weiß dir vielmehr vielen Dank für den Eifer, den du bezeigst, deine Abkunft in demselben Glanze zu erhalten, wie sie bisher gewesen ist, doch du überlegst nicht genug die Vortrefflichkeit dieses Pferdes, noch auch, daß der Inder, der mir diesen Weg zur Erlangung desselben vorschlägt, wofern ich ihn zurückweise, denselben Vorschlag anderswo machen wird, wo man sich über diesen Punkt vielleicht hinwegsetzt. Ich würde dann in Verzweiflung sein, wenn ein anderer Fürst sich rühmen könnte, er habe mich an Großmut übertroffen und mich des Ruhmes beraubt, das Pferd zu besitzen, welches ich für die einzigste und bewundernswürdigste Sache halte, die es auf der Welt giebt. Gleichwohl will ich nicht sagen, daß ich ihm diese Forderung zu bewilligen gedenke. Vielleicht ist er noch nicht mit sich selber eins über seine überspannten Ansprüche, und wenn er nur erst meine Tochter, die Prinzessin, aus dem Spiele läßt, so will ich gern jedes andere Abkommen mit ihm treffen, das er nur wünschen mag. Doch bevor ich in diesem Handel den äußersten Schritt thue, wäre es mir lieb, wenn du das Pferd besichtigtest und selber einen Versuch damit machtest, damit du mir dann deine Ansicht hierüber sagen könntest. Ich zweifle nicht, daß er dir es erlauben wird."

Da man natürlicherweise das hofft, was man wünscht, so war der Inder, welcher aus dem angehörten Gespräch mutmaßen zu können glaubte, daß der König von Persien nicht ganz abgeneigt sei, ihn für Überlassung des Pferdes in seine Familienverbindung aufzunehmen, und daß der Prinz, anstatt, wie er bisher hatte merken lassen, ihm entgegen zu sein, ihm vielleicht sogar sehr günstig werden könnte, weit entfernt, sich dem Wunsche des König zu widersetzen, ja er bezeigte sogar Freude darüber, und zum Zeichen, daß er mit Vergnügen darein willige, kam er dem Prinzen zuvor, indem er dem

Pferde sich näherte, um ihm aufsteigen zu helfen und ihm sodann die nötige Anweisung zu geben, um es gut lenken zu können.

Der Prinz Firus Schach stieg indes mit bewundernswürdiger Gewandtheit und ohne Beihilfe des Inders auf das Pferd hinauf, und kaum hatte er den Fuß in beiden Steigbügeln befestigt, als er auch schon, ohne erst auf die Anweisung des Inders zu warten, den Wirbel ganz ebenso herumdrehte, wie er es zuvor von jenem gesehen hatte. Augenblicklich führte ihn nun das Pferd mit der Schnelligkeit eines Pfeiles empor, der vom stärksten und gewandtesten Bogenschützen emporgeschossen ist, sodaß binnen wenigen Augenblicken der König, der ganze Hof und die ganze zahlreiche Versammlung ihn aus dem Gesicht verlor.

Weder das Pferd noch der Prinz waren mehr in der Luft zu erblicken, und der König von Persien strengte seine Augen vergeblich an, um ihn noch zu entdecken, als der Inder über das, was soeben vorgegangen, beunruhigt, sich vor dem Throne niederwarf und den König nötigte, die Augen auf ihn zu richten und seiner Rede einige Aufmerksamkeit zu schenken, die er mit folgenden Worten begann:

„Herr, Euer Majestät hat selber gesehen, daß der Prinz mir, vermöge seiner Schnelligkeit, gar nicht Zeit gelassen hat, ihm die nötige Anleitung zu geben, um mein Pferd regieren zu können. Nachdem er mir zugesehen, wollte er zeigen, daß er meiner Belehrung nicht weiter bedürfe, um fortzureiten und sich in die Luft zu erheben; allein er weiß nicht, daß ich ihm Anleitung geben wollte, wie er das Pferd umlenken und mit ihm wieder auf denselben Fleck zurückkehren könne, von wo er ausgeritten ist. Ich bitte daher Euer Majestät um die Gnade, mich nicht für das verantwortlich zu machen, was etwa seiner Person zustoßen mag. Ihr seid zu gerecht und billig, als daß Ihr das Unglück, das unvermutet etwa sich ereignen könnte, mir zurechnen solltet."

Die Äußerungen des Inders betrübten den König von Persien, welcher wohl einsah, daß die Gefahr, worin sein Sohn schwebte, unvermeidlich sei, wenn es wirklich noch ein Geheimnis dabei gäbe, um das Pferd zur Umkehr zu zwingen, und zwar ein ganz verschiedenes von dem, wodurch es zum Aufschwung in die Luft gebracht werden könne. Er fragte ihn daher, warum er ihn nicht in dem Augenblick zurückgerufen, als er ihn fortreiten sah.

„Herr," antwortete der Inder, „Euer Majestät war selber Zeuge von der reißenden Schnelligkeit, womit das Pferd und der Prinz davonflog; die Bestürzung, die mich ergriff und noch ergriffen hat, raubte mir anfangs den Gebrauch der Sprache, und als ich sie wieder erhielt, war er schon so weit entfernt, daß er meine Stimme nicht mehr gehört haben würde, und hätte er sie auch gehört, so würde er doch das Pferd nicht haben umlenken können, da er das Geheimnis nicht wußte und auch nicht so viel Geduld hatte, um es von mir zu lernen. Indes, Herr," fuhr er fort, „es steht zu hoffen, daß der Prinz in der Verlegenheit vielleicht den anderen Wirbel bemerken und durch Umdrehung desselben bewirken wird, daß das Pferd sogleich emporzusteigen aufhört und sich nach der Erde zu herabsenkt, sodaß er es dann mit dem Zügel lenken und sich auf jeden beliebigen Ort niederlassen kann."

Ungeachtet dieser ganz richtigen Schlußfolgerung des Inders erwiderte der König von Persien voll Unruhe über die augenscheinliche Gefahr seines Sohnes: „Gesetzt auch, wiewohl die Sache noch sehr unsicher ist, daß mein Sohn den anderen Wirbel bemerken und davon den erwähnten Gebrauch machen sollte, so könnte ja aber das Pferd, anstatt sich auf die Erde niederzulassen, auf Felsen herabfallen oder sich mit ihm in den tiefsten Abgrund des Meeres stürzen."

„Herr," nahm hierauf der Inder wieder das Wort, „von dieser Besorgnis kann ich Euer Majestät durch die Versicherung befreien, daß das Pferd über die Meere setzt, ohne je hinein zu fallen, und daß es seinen Reiter stets dahin trägt, wohin er zu gelangen willens ist, und Euer Majestät kann versichert sein, daß, wofern nur der Prinz den anderen schon erwähnten Wirbel bemerkt, das Pferd ihn bloß dahin tragen wird, wohin er will, und es ist nicht zu glauben, daß er sich anderswohin begeben wird als an einen Ort, wo er Hilfe finden und sich zu erkennen geben kann."

Auf diese Worte des Inders antwortete der König von Persien: „Wie dem auch sein mag, ich kann den Versicherungen, die du mir giebst, nicht trauen, sondern dein Kopf soll mir für das Leben meines Sohnes haften, wofern ich binnen drei Monaten ihn nicht gesund und lebend zurückkehren sehe oder sichere Nachricht vernehme, daß er noch am Leben ist."

Er befahl nun, daß man sich seiner Person versichern und ihn in ein enges Gefängnis verschließen solle, worauf er sich

in seinen Palast zurückbegab, voll Betrübnis darüber, daß das Nurusfest, welches in ganz Persien so feierlich ist, für ihn und seinen Hof so traurig geendet habe.

Der Prinz Firus Schach war unterdes, wie schon gesagt, mit Blitzesschnelle in die Luft emporgeführt worden, und sah sich binnen einer Stunde so hoch erhoben, daß er auf der Erde nichts mehr zu unterscheiden vermochte, und daß ihm die Berge, Ebenen und Thäler ineinander zu verlaufen schienen. Jetzt dachte er erst daran, nach demselben Orte wieder zurückzukehren, von welchem er ausgeritten war. Um dies zu bewerkstelligen, glaubte er bloß denselben Wirbel nach der verkehrten Seite umdrehen und zugleich den Zügel umlenken zu dürfen; doch wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß das Pferd ihn dessenungeachtet immer höher trug. Er drehte den Wirbel hin und her, doch alles war fruchtlos. Nun erkannte er den großen Fehler, den er dadurch begangen, daß er sich nicht, bevor er das Pferd bestiegen, von dem Inder die nötige Anweisung zur Lenkung desselben hatte geben lassen. Zugleich übersah er die Größe der Gefahr, worin er schwebte, doch diese Einsicht raubte ihm keineswegs seine Besinnung. Vielmehr sammelte er sich jetzt, und nahm so viel als möglich seinen ganzen Verstand zusammen, untersuchte aufmerksam den Kopf und den Hals des Pferdes, und entdeckte bei dieser Gelegenheit neben dem rechten Ohre des Pferdes einen anderen kleineren und minder in die Augen fallenden Wirbel. Er drehte diesen Wirbel, und augenblicklich bemerkte er, daß es sich in derselben Linie, in welcher es emporgestiegen war, jedoch minder schnell zur Erde herabsenkte.

An der Stelle des Erdbodens, über welcher der Prinz Firus Schach in senkrechter Linie schwebte, war es bereits seit einer halben Stunde Nacht, als er den Wirbel am Pferde drehte. Sowie nun das Pferd sich herabsenkte, ging auch für ihn allmählich die Sonne unter, bis er sich mitten in der Dunkelheit der Nacht befand, sodaß, anstatt sich nach Bequemlichkeit einen Ort zum Absteigen aussuchen zu können, er den Zügel auf den Nacken des Pferdes legte und sich geduldig vollends zur Erde hinabtragen ließ, obwohl nicht ohne Besorgnis, ob die Stelle, wo er ankommen würde, eine bewohnte Gegend, eine Wüste, ein Fluß oder das Meer sein würde.

Endlich hielt das Pferd an und stellte sich auf den Boden auf. Es war schon über Mitternacht hinaus. Der Prinz

Firus Schach stieg nun ab, war jedoch sehr schwach; denn er hatte seit dem Morgen des verflossenen Tages, wo er mit seinem königlichen Vater, um den festlichen Schauspielen beizuwohnen, aus dem Palast gegangen war, nichts zu sich genommen. Das erste, was er in der nächtlichen Dunkelheit that, war, daß er den Ort kennen zu lernen suchte, wo er sich befände, und da fand sich denn, daß er auf dem stufenförmigen Dache eines prächtigen Palastes stand, welches mit einem marmornen Geländer rings eingefaßt war. Indem er die Terrasse oben untersuchte, entdeckte er eine Treppe, auf welcher man vom Palaste herabsteigen konnte; die Thür dazu war nicht verschlossen, sondern halb offen.

Jeder andere als der Prinz Firus Schach würde es vielleicht nicht gewagt haben, in das tiefe Dunkel, welches auf dieser Treppe herrschte, hinabzusteigen, abgesehen von der Ungewißheit, worin er schwebte, ob er da Freunde oder Feinde finden würde. Indes diese Rücksicht konnte ihn nicht zurückhalten.

„Ich komme ja nicht, um jemand hier etwas zuleide zu thun," sprach er bei sich selbst, „und offenbar werden diejenigen, die auf mich zuerst sehen, und keine Waffen in meiner Hand erblicken werden, wenigstens so menschlich sein, mich zuvor anzuhören, ehe sie nach meinem Leben trachten."

Er öffnete die Thür noch weiter, ohne Geräusch zu machen, und stieg dann ebenso vorsichtig herunter, um nur ja keinen Fehltritt zu thun, dessen Geräusch irgend jemand hätte aus dem Schlafe wecken können. Dies gelang ihm denn auch, und an der einen Stelle der Treppe fand er eine offene Thür, die in einen Saal ging, worin Licht war.

Der Prinz Firus Schach blieb an der Thür stehen, und indem er horchte, hörte er Leute, die im tiefsten Schlummer lagen, laut schnarchen. Er trat einige Schritt weit in den Saal hinein, und sah beim Schein einer Laterne, daß die Schlafenden sämtlich schwarze Verschnittene waren, deren jeder einen blanken Säbel neben sich hatte, woraus er schloß, daß es die Wache in dem Vorzimmer einer Königin oder Prinzessin sein müsse, welche Vermutung, wie sich nachher fand, auch ganz richtig war.

Das Zimmer, worin die Prinzessin schlief, lag gleich hinter dem Saale, wie man aus dem hellen Lichtschimmer abnehmen konnte, der aus jenem durch einen Thürvorhang von leichtem Seidenstoff hervordrang.

Der Prinz Firus Schach näherte sich ganz leise dem Thürvorhang, ohne die Verschnittenen aufzuwecken, öffnete ihn, und als er hereingetreten war, wandte er, ohne sich bei Betrachtung der Pracht des Zimmers, die wahrhaft königlich war, ihn aber in seiner damaligen Lage wenig rührte, im mindesten aufzuhalten, seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas, das ihn weit mehr interessierte. Er sah nämlich darin mehrere Betten stehen, und zwar ein einziges auf der mit Teppichen belegten Erhöhung des Zimmers, die übrigen unten auf dem Fußboden des Gemachs. In den letzteren schliefen Kammerfrauen der Prinzessin, um ihr Gesellschaft zu leisten und ihr bei ihren verschiedenen Bedürfnissen hilfreiche Hand zu leisten, in dem ersteren schlief die Prinzessin.

Bei dieser Unterscheidung konnte der Prinz Firus Schach sich nicht weiter in der Wahl irren, die er zu treffen hatte, wenn er sich an die Prinzessin selber wenden wollte. Er näherte sich nun ihrem Bette, ohne sie oder eine von ihren Kammerfrauen zu wecken. Als er nahe genug war, da erblickte er eine so seltene und überraschende Schönheit, daß er gleich beim ersten Anblick davon bezaubert wurde.

„O Himmel," rief er in seinem Herzen aus, „hat mich mein Schicksal bloß darum hierher geführt, damit ich meine Freiheit einbüßen soll, die ich so lange und bis diesen Augenblick mir bewahrt habe! Muß ich mich nicht auf eine unvermeidliche Sklaverei gefaßt machen, sobald sie die Augen aufschlägt, — wofern nämlich diese Augen, wie sich erwarten läßt, diesem Verein der seltensten Reize und Schönheiten, den höchsten Glanz und die höchste Vollendung geben! Gleichwohl muß ich mich dazu entschließen, weil ich jetzt nicht mehr zurückgehen kann, ohne mein eigener Mörder zu werden, und weil es die Notwendigkeit nun einmal so gefügt hat."

Nach diesen Betrachtungen ließ sich der Prinz Firus auf seine beiden Kniee nieder, faßte den äußersten Rand des herabhängenden Hemdärmels der Prinzessin, aus welchem ein schön gerundeter, schneeweißer Arm hervorblickte und zupfte sie ganz leise

Die Prinzessin schlug die Augen auf, und in der ersten Überraschung, einen wohlgebildeten, wohlgekleideten und anstandsvollen Mann vor ihrem Bett zu erblicken, blieb sie eine Weile ganz bestürzt, ohne indes irgend ein Zeichen des Schreckens oder des Entsetzens von sich zu geben.

Der Prinz benutzte diesen günstigen Augenblick, neigte sein

Haupt fast bis auf den Fußteppich hinab und sagte, als er es wieder emporhob:

„Verehrungswürdigste Prinzessin, vermittelst eines höchst seltsamen, ja des wundersamsten Abenteuers, das sich nur denken läßt, sehet Ihr hier zu Euren Füßen flehend einen Prinzen, und zwar den Sohn des Königs von Persien, der sich noch gestern früh bei seinem königlichen Vater mitten unter den Lustbarkeiten eines feierlichen Festes befand, und der sich jetzt in diesem Augenblicke in einem unbekannten Lande befindet, wo er in Lebensgefahr schwebt, wofern Ihr nicht die Güte und Großmut habt, ihm Euren Beistand und Euren Schutz zu gewähren. Ich flehe um diesen Euren Schutz, verehrungswürdige Prinzessin, in dem Vertrauen, daß Ihr mir ihn nicht versagen werdet. Es ist unmöglich, daß mit so viel Schönheit, Reiz und Majestät eine grausame Gesinnung gepaart sein könnte."

Die Prinzessin, an welche sich der Prinz Firus Schach zu seinem großen Glück gewendet hatte, war die Prinzessin von Bengalen, die älteste Tochter des Königs dieses Reiches, der ihr diesen Palast nicht weit von seiner Hauptstadt hatte erbauen lassen, wo sie zuweilen hinkam, um die Annehmlichkeiten des Landlebens zu genießen. Nachdem sie ihn mit all der Güte, die er nur irgend wünschen konnte, angehört hatte, antwortete sie ihm mit demselben Wohlwollen:

„Prinz, beruhigt Euch; Ihr befindet Euch nicht in einem Barbarenlande. Gastfreundlichkeit, Menschenfreundlichkeit und Gesittung sind in dem Königreich Bengalen nicht minder einheimisch als in Persien. Übrigens bewillige ich Euch nicht etwa bloß den verlangten Schutz, sondern Ihr habt ihn bereits in diesem Palaste, ja im ganzen Reiche gefunden; wie Ihr mir hierin glauben und Euch auf mein Wort verlassen könnt."

Der Prinz von Persien wollte der Prinzessin für die Güte und Gnade, die sie ihm erwiesen, danken und hatte sich bereits tief vor ihr verneigt, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte:

„Wie groß auch meine Neugier ist, von Euch zu erfahren, durch welches Wunder Ihr in so kurzer Zeit von der Hauptstadt Persiens bis hierher gekommen, und durch welche Zauberei Ihr so insgeheim bis vor mein Bett habt gelangen und die Wachsamkeit meiner Leibwache habt täuschen können, so werdet Ihr gleichwohl der Speise und der Nahrung sehr bedürftig

sein, und da ich Euch ganz wie einen willkommenen Gast betrachte, so will ich lieber bis morgen früh warten und für jetzt meinen Frauen befehlen, Euch eins von meinen Zimmern anzuweisen, Euch darin zu bewirten und Euch darin so lange ausruhen zu lassen, bis Ihr imstande sein werdet, meine Neugier zu befriedigen."

Die Frauen der Prinzessin, die bei den ersten Worten, die der Prinz Firus Schach zu ihrer Gebieterin sprach, aufgewacht waren, und ihn zu ihrer großen Verwunderung zu Häupten des Bettes der Prinzessin erblickten, indem sie gar nicht begreifen konnten, wie er habe dahin kommen können, ohne sie oder die Verschnittenen im Schlafe zu stören — diese Frauen, sag' ich, hatten kaum die Willensmeinung der Prinzessin vernommen, als sie sich eiligst ankleideten und sich augenblicklich zur Vollziehung der ihnen gegebenen Befehle anschickten. Jede von ihnen nahm eine von den vielen Wachskerzen, welche das Zimmer der Prinzessin erhellten, und nachdem der Prinz ehrerbietigst Abschied genommen, gingen sie vor ihm her und führten ihn in ein sehr schönes Gemach, wo die einen ihm eine Lagerstätte bereiteten, während die anderen in die Küche und in die Speisekammer gingen.

Obwohl es zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde war, so ließen doch die Frauen der Prinzessin von Bengalen den Prinzen Firus Schach nicht lange warten. Sie trugen ihm verschiedene Arten von Speisen in reichlichem Überflusse auf; er wählte sich nach Belieben aus, und als er so viel als hinlänglich war, um seinen Hunger zu stillen, gegessen hatte, trugen sie die Speisen wieder ab, und ließen ihn allein, um sich schlafen legen zu können, nachdem sie ihm mehrere Schränke gezeigt hatten, worin er alles, was er irgend bedürfe, vorrätig finden würde.

Die Prinzessin von Bengalen, die von der reizenden Schönheit, dem Verstand, der Artigkeit und den liebenswürdigen Manieren des Prinzen von Persien, die sie in der kurzen Unterredung mit ihm bemerkt hatte, ganz eingenommen war, hatte noch nicht einschlafen können, als ihre Frauen wieder in ihr Zimmer zurückkehrten, um sich zu legen. Sie fragte dieselben, ob sie die gehörige Sorge für ihn getragen, ob sie ihn befriedigt verlassen hätten, ob ihm noch irgend etwas mangelte, und vor allen Dingen, was sie von ihm dächten.

Die Frauen, nachdem sie die ersten Punkte beantwortet hatten, erwiderten auf die letzte Frage:

„Prinzessin, wir wissen nicht, was Ihr selber von ihm denken möget. Was uns betrifft, so würden wir Euch sehr glücklich preisen, wenn der König, Euer Vater, Euch einen so liebenswürdigen Prinzen zum Gemahl gäbe. Am ganzen Hofe von Bengalen giebt es keinen einzigen, der mit ihm verglichen werden könnte, und wir glauben nicht, daß es in den benachbarten Ländern einen geben möchte, der Eurer würdiger wäre."

Diese schmeichelhaften Äußerungen mißfielen der Prinzessin von Bengalen nicht, indes, da sie ihre Gesinnungen nicht an den Tag legen wollte, so gebot sie ihnen Stillschweigen.

„Ihr seid alberne Schwätzerinnen," sagte sie zu ihnen, „legt euch wieder nieder und laßt mich ebenfalls wieder einschlafen."

Am folgenden Morgen war das erste, was die Prinzessin nach ihrem Erwachen that, daß sie sich an ihren Putztisch setzte. Sie hatte bisher noch nie so große Sorgfalt auf ihren Kopfschmuck und Putz verwandt, und noch nie hatten ihre Frauen so viel Geduld nötig gehabt, um ein und dieselbe Sache wiederholt zu machen, bis sie damit zufrieden war.

„Ich habe, wie ich wohl bemerken konnte, dem Prinzen von Persien in meinem Nachtkleide nicht mißfallen," sagte sie bei sich selbst, „wie wird er sich erst wundern, wenn er mich in meinem vollen Staate sehen wird."

Sie legte nun einen Kopfschmuck von den größten Brillanten, desgleichen ein Halsband, Armbänder und einen Gürtel von eben denselben Edelsteinen an — alles Stücke von unschätzbarem Werte. Das Kleid, welches sie anzog, war von dem reichsten indischen Stoffe, wie man ihn nur für Könige, Prinzen und Prinzessinnen verfertigt, und von einer Farbe, welche ihre Reize vollends auf das vorteilhafteste erhöhte. Nachdem sie noch ihren Spiegel wiederholt zu Rate gezogen und ihre Frauen einzeln befragt hatte, ob ihr irgend etwas zu ihrem vollständigen Putze fehle, ließ sie sich erkundigen, ob der Prinz von Persien schon wach sei, und da sie nicht zweifelte, daß er sich ihr vorzustellen wünschen würde, so ließ sie ihm melden, daß sie selber kommen würde, und daß sie ihre Gründe habe, um so zu handeln.

Der Prinz von Persien, der so tief in den Tag hinein geschlafen hatte, als ihm vom Nachtschlaf entzogen worden war, und der sich von seiner beschwerlichen Reise vollkommen

erholt hatte, war soeben mit dem Ankleiden fertig, als er den Morgengruß der Prinzessin durch eine ihrer Frauen empfing.

Der Prinz ließ der Kammerfrau gar nicht erst Zeit, ihm das mitzuteilen, was sie an ihn auszurichten hatte, sondern fragte sie sogleich, ob die Prinzessin ihm wohl erlauben wolle, ihr seine Aufwartung zu machen und ihr seine Ehrerbietung an den Tag zu legen. Doch als die Kammerfrau ihren Auftrag ausgerichtet hatte, erwiderte er:

„Die Prinzessin darf bloß befehlen, und ich bin bloß hier, um ihre Befehle zu vollziehen."

Die Prinzessin von Bengalen hatte kaum erfahren, daß der Prinz von Persien sie erwarte, als sie ihm auch schon ihren Besuch abstattete. Nach den ersten gegenseitigen Begrüßungen, nachdem nämlich der Prinz seinerseits tausendmal um Entschuldigung gebeten, daß er sie im ersten Schlaf gestört habe, die Prinzessin dagegen ihn gefragt hatte, wie er die Nacht zugebracht und wie er sich befinde, setzte sich die Prinzessin auf das Sofa, und der Prinz ebenfalls, jedoch in einer ehrerbietigen Ferne von ihr.

Die Prinzessin nahm nun das Wort und sagte: „Prinz, ich hätte Euch in dem Zimmer empfangen können, worin Ihr mich diese Nacht schlafen sahet; doch da der Aufseher meiner Verschnittenen dorthin freien Zutritt hat, in dieses Zimmer aber bloß mit meiner Erlaubnis kommen darf, so habe ich aus ungeduldiger Neugier, um von Euch das seltsame Abenteuer zu erfahren, welches mir das Glück Eurer Bekanntschaft verschafft hat, vorgezogen, zu Euch zu kommen, als an einen Ort, wo uns beide niemand leicht stören wird. Erweiset mir also, ich beschwöre Euch darum, die Gefälligkeit, um die ich Euch bitte."

Um der Prinzessin von Bengalen zu willfahren, begann nun der Prinz Firus Schach seine Erzählung mit dem feierlichen und alljährigen Nurusfeste in Persien und mit den merkwürdigen Schauspielen, die den Hof von Persien und fast die ganze Stadt Schiras ergötzt hatten; sodann kam er auf das Zauberpferd, welches er ihr beschrieb. Die Erzählung von den Wundern, welche der darauf sitzende Inder vor einer so glänzenden Versammlung gezeigt hatte, überzeugte die Prinzessin, daß man sich in dieser Art auf der Welt nichts Erstaunenswürdigeres denken könne.

„Prinzessin," fuhr hierauf der Prinz von Persien fort,

„Ihr könnt leicht erachten, daß mein königlicher Vater, der keine Ausgabe scheute, um seine Schatzkammer mit den seltensten und merkwürdigsten Sachen, die nur irgend zu seiner Kenntnis gelangen, zu bereichern, von dem lebhaftesten Verlangen entflammt werden mußte, ein Pferd dieser Art dazu zu bekommen. Dies war denn auch der Fall, und er fragte ohne Bedenken den Inder, wie hoch er es biete.

Die Antwort des Inders war höchst überspannt. Er sagte nämlich, er habe das Pferd nicht gekauft, sondern es bloß durch Tausch für seine einzige Tochter erhalten, und da er sich nur unter einer ähnlichen Bedingung desselben entäußern könne, so könne er es ihm nur dann abtreten, wenn er ihm erlaube, die Prinzessin, meine Schwester, zu heiraten.

Die sämtlichen Hofleute, welche den Thron des Königs, meines Vaters, umgaben, lachten laut auf, als sie diesen überspannten Vorschlag vernahmen, und ich insbesondere empfand einen so heftigen Unwillen darüber, daß ich ihn nicht verhehlen konnte, und zwar um so weniger, da ich bemerkte, daß mein Vater wegen der zu erteilenden Antwort zweifelhaft war. Ich glaubte wirklich schon den Augenblick vor mir zu sehen, wo er ihm das, was er wünschte, gewähren würde, wenn ich ihm nicht lebhaft den Nachteil vorstellte, der daraus für seinen Ruhm erwachsen würde. Meine Gegenvorstellungen waren indes nicht imstande, ihn ganz von dem Gedanken abzubringen, meine Schwester, die Prinzessin, einem so verächtlichen Menschen aufzuopfern. Er glaubte, ich würde vielleicht auf seine Ansicht noch eingehen, wenn ich mich nur, wie er, davon überzeugen könnte, wie unschätzbar das Pferd wegen seiner ganz einzigen Eigenschaft sei. Aus dieser Rücksicht wünschte er, daß ich es in Augenschein nehmen, es besteigen und selber einen Versuch damit machen möchte.

Meinem Vater zu gefallen, stieg ich auf das Pferd und sobald ich darauf war, so machte ich es ganz so, wie ich es den Inder hatte machen sehen, um sich mit dem Pferde emporzuschwingen, ohne weiter mir irgend eine Anweisung von ihm geben zu lassen, und augenblicklich ward ich in die Lüfte mit einer Schnelligkeit emporgeführt, die weit größer war als die eines Pfeiles, der von dem stärksten und geübtesten Bogenschützen emporgeschnellt wird.

Binnen kurzer Zeit war ich so weit von der Erde entfernt, daß ich keinen Gegenstand mehr zu unterscheiden vermochte, und es kam mir vor, als wäre ich schon so nahe am

Himmelsgewölbe, daß ich bereits fürchtete, ich würde mir den Kopf daran zerstoßen.

Bei der reißend schnellen Bewegung, womit ich emporgeführt wurde, war ich lange Zeit wie außer mir und außer stande, auf die gegenwärtige Gefahr zu achten, welcher ich in mehr als einer Hinsicht ausgesetzt war. Ich wollte den Wirbel, den ich anfangs gedreht, wieder rückwärts drehen, aber ich sah davon nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte. Das Pferd fuhr noch immer fort, mich zum Himmel emporzutragen und mich so immer mehr von der Erde zu entfernen. Ich bemerkte endlich einen anderen Wirbel und drehte ihn und das Pferd begann nun, anstatt noch mehr zu steigen, sich zur Erde herabzusenken, und da ich mich sehr bald im Dunkel der Nacht befand, und es unmöglich war, das Pferd so zu lenken, daß es mich an einen Ort niedersetzte, wo für mich keine Gefahr vorhanden war, so hielt ich den Zügel ganz locker und stellte mein Schicksal ganz dem Willen Gottes anheim.

Das Pferd erreichte endlich den Boden, ich stieg ab, untersuchte den Ort und befand mich auf dem Stufendache dieses Palastes. Ich bemerkte die Thür zu einer Treppe, welche halb offen stand, ich stieg ohne Geräusch hinab und eine offene Thür mit einem matten Lichtschimmer war vor mir. Ich steckte den Kopf hinein und da ich schlafende Verschnittene darin sah und dahinter ein helles Licht, welches durch einen Thürvorhang schimmerte, so gab mir die dringende Not, worin ich mich befand, ungeachtet der unvermeidlichen Gefahr, die mir bevorstand, wenn die Verschnittenen erwachten, die Kühnheit, ich möchte sagen die Verwegenheit ein, ganz leise vorwärts zu gehen und den Thürvorhang zu öffnen.

Es ist nicht nötig, Prinzessin, Euch noch das übrige zu erzählen; Ihr wißt es ja selber. Es bleibt mir bloß noch übrig, Euch für Eure Großmut zu danken und Euch zu bitten, mir anzuzeigen, wodurch ich Euch meine Erkenntlichkeit für eine so große Wohlthat dergestalt an den Tag legen kann, daß Ihr damit zufrieden seid. Da ich dem Völkerrechte zufolge ohnehin bereits Euer Sklave bin, und da ich Euch also meine Person nicht mehr anbieten kann, so bleibt mir nur noch mein Herz anzubieten übrig. Doch was sage ich? mein Herz gehört mir ja nicht mehr, Ihr habt mir es bereits durch Eure bezaubernden Reize entrissen, und anstatt es von Euch zurückzuverlangen, überlasse ich es Euch mit Freuden. Erlaubt

mir daher, Euch zu erklären, daß ich Euch ebensosehr für die Gebieterin meines Herzens als meines Willens anerkenne."

Diese letzten Worte sprach der Prinz mit einem Ton und mit einer Miene, welche die Prinzessin von Bengalen über die Wirkung, welche ihre Reize hervorgebracht, keinen Augenblick in Zweifel ließen. Sie nahm übrigens an der Erklärung des Prinzen, als zu übereilt, keinen Anstoß, und die Röte, die ihr darüber ins Gesicht stieg, machte sie in den Augen des Prinzen nur noch schöner und liebenswürdiger.

Als der Prinz von Persien seine Rede geendigt hatte, nahm die Prinzessin von Bengalen das Wort und sprach:

„Prinz, wenn Ihr mir einerseits durch Erzählung der seltsamen und wunderbaren Dinge, die ich soeben vernommen, viel Vergnügen gemacht habt, so konnte ich anderseits nicht ohne Entsetzen Euch in der höchsten Region der Luft schwebend denken, und obwohl ich so glücklich bin, Euch gesund und lebend vor mir zu sehen, so habe ich doch nicht eher zu zittern aufgehört, als bis Ihr mir erzähltet, daß das Pferd des Inders Euch so glücklicherweise auf das Terrassendach meines Palastes niedergesetzt habe. Dasselbe konnte ja eben so gut an tausend anderen Orten geschehen; indes ich freue mich, daß der Zufall mir den Vorzug und die Gelegenheit gegeben hat, Euch kennen zu lernen. Derselbe Zufall hätte Euch leicht anderswohin führen können, allein nirgends würdet Ihr lieber und gerner gesehen sein als hier.

Darum, mein Prinz, würde ich mich für sehr empfindlich beleidigt halten müssen, wenn ich glauben könnte, daß Ihr den Gedanken, als wäret Ihr mein Sklave, im Ernst geäußert hättet, und wenn ich ihn nicht viel mehr Eurer Höflichkeit als Eurer inneren aufrichtigen Gesinnung zuschreiben müßte. Die Aufnahme, die Ihr gestern bei mir fandet, wird Euch hinlänglich gezeigt haben, daß Ihr hier eben so frei seid als mitten am Hofe von Persien.

Was Euer Herz betrifft," fuhr die Prinzessin von Bengalen in einem Tone fort, worin eben nichts Zurückweisendes lag, „so bin ich überzeugt, daß Ihr nicht bis jetzt gewartet haben werdet, um darüber zu verfügen, und daß Eure Wahl gewiß nur auf eine solche Prinzessin gefallen ist, die es verdient; es würde mir daher sehr leid thun, wenn ich Euch Anlaß geben sollte, eine Untreue an ihr zu begehen."

Der Prinz Firus Schach wollte der Prinzessin beteuern, daß er mit noch freiem Herzen von Persien hierher gekommen sei; allein in dem Augenblick, wo er das Wort nehmen wollte, meldete eine von den Frauen der Prinzessin, daß das Mittagsessen aufgetragen sei.

Diese Unterbrechung befreite den Prinzen und die Prinzessin von einer Erklärung, die beide auf gleiche Weise in Verlegenheit gesetzt haben würde, und der sie doch nicht weiter bedurften. Die Prinzessin von Bengalen war nämlich von der Aufrichtigkeit des Prinzen von Persien vollkommen überzeugt, und was den Prinzen betrifft, so schloß er, obwohl die Prinzessin sich nicht weiter erklärt hatte, dennoch aus ihren Worten und aus dem geneigten Wesen, womit sie ihn angehört hatte, daß er alle Ursache habe, mit seinem Glück zufrieden zu sein.

Da die Kammerfrau der Prinzessin bereits den Thürvorhang offen hielt, so sagte die Prinzessin von Bengalen, indem sie aufstand, zu dem Prinzen von Persien, der dasselbe that: sie pflege sonst nicht so frühzeitig zu Mittag zu speisen, indes, da sie befürchte, daß man ihm gestern eine sehr schlechte Abendmahlzeit vorgesetzt, so habe sie das Mittagsessen früher als gewöhnlich auftragen lassen. Mit diesen Worten führte sie ihn in einen prächtigen Saal, wo die Tafel gedeckt und mit einer Fülle der trefflichsten Speisen besetzt war. Sie setzten sich zur Tafel, und sobald sie Platz genommen hatten, begannen die Sklavinnen der Prinzessin, die in großer Zahl alle sehr schön und reich gekleidet da standen, ein anmutiges Konzert von Singstimmen und Instrumenten, das die ganze Mahlzeit über dauerte.

Da das Konzert sehr mild und sanft und überhaupt so ausgeführt wurde, daß es den Prinzen und die Prinzessin nicht weiter an der Unterhaltung hinderte, so ging ein großer Teil der Zeit damit hin, daß die Prinzessin dem Prinzen vorlegte und ihn zum Essen aufforderte, während anderseits der Prinz der Prinzessin immer das Beste vorzulegen suchte, um ihr in Worten und Manieren zuvorzukommen, welches ihm denn neue Artigkeiten und Verbindlichkeiten von seiten der Prinzessin zuzog, und in diesem gegenseitigen Austausch von Artigkeiten und Aufmerksamkeiten machte die Liebe nach beiden Seiten hin größere Fortschritte, als es bei einer absichtlichen Zusammenkunft unter vier Augen der Fall gewesen sein würde.

Endlich standen beide von der Tafel auf. Die Prinzessin führte den Prinzen von Persien in ein großes, prächtig gebautes, mit Gold und Himmelblau symmetrisch verziertes und reich ausgeschmücktes Gemach. Sie setzten sich darin aufs Sofa, welches eine sehr anmutige Aussicht nach dem Garten des Palastes hatte, den der Prinz Firus Schach um der mannigfaltigen Blumen, Gebüsche und Bäume willen bewunderte, die von den in Persien gewöhnlichen ganz verschieden waren und ihnen an Schönheit nichts nachgaben.

„Prinzessin," sagte der Prinz, „ich glaubte sonst, es gäbe auf der Welt nirgends außer in Persien prächtige Paläste und bewundernswürdige Gärten, die der Majestät von Königen würdig wären, indes ich sehe, daß überall, wo große Könige sind, sie sich Wohnungen zu erbauen wissen, die ihrer Größe und Macht angemessen sind, und wenn auch in der Bauart derselben und in anderen Nebensachen einige Verschiedenheit obwaltet, so sind sie doch in der Größe und in der Pracht einander ähnlich."

„Prinz," erwiderte die Prinzessin von Bengalen, „da ich von den Palästen Persiens keinen Begriff habe, so kann ich auch nicht über Eure Vergleichung derselben mit dem meinigen urteilen und Euch meine Ansicht darüber sagen, allein wie aufrichtig Ihr auch immer sein möget, so kann ich mich doch kaum überreden, daß diese Vergleichung ganz richtig ist. Erlaubet mir daher zu glauben, daß Eure Höflichkeit einen großen Anteil daran hat. Gleichwohl will ich meinen Palast vor Euch nicht gerade verachten, denn Ihr habt einen zu guten Geschmack, als daß Ihr nicht ein richtiges Urteil darüber fällen solltet; allein ich versichere Euch, daß ich ihn nur höchst mittelmäßig finde, wenn ich ihn mit dem Palaste des Königs, meines Vaters, vergleiche, welcher diesen hier an Größe, Schönheit und Reichtum weit übertrifft. Ihr selbst mögt mir sagen, was Ihr davon denkt, wenn Ihr denselben gesehen haben werdet. Denn da der Zufall Euch einmal in die Hauptstadt dieses Reiches geführt hat, zweifle ich nicht, daß Ihr nicht auch den König, meinen Vater, gern sehen und begrüßen möchtet, damit er Euch die Ehre erweiset, die einem Prinzen von Eurem Range und Verdienst gebühret."

Indem die Prinzessin in dem Prinzen von Persien die Neugier rege machte, den Königspalast von Bengalen zu sehen und darin den König, ihren Vater, zu begrüßen, so hoffte sie, daß, wenn es ihr gelänge, ihr Vater beim Anblick eines so

wohlgebildeten, klugen, vollkommenen und mit den vorzüglichsten Eigenschaften ausgestatteten Prinzen sich vielleicht entschließen würde, ihm eine Heiratsverbindung anzutragen und ihm sie selber zur Gemahlin vorzuschlagen; und da sie außerdem überzeugt war, daß sie dem Prinzen von Persien nicht gleichgiltig sei und daß dieser eine solche Verbindung nicht ablehnen würde, so hoffte sie auf diesem Wege zum Ziel ihrer Wünsche zu gelangen und dabei zugleich jenen Wohlanstand zu beobachten, der einer Prinzessin, die in allem ganz von dem Willen ihres königlichen Vaters abhängig erscheinen wollte, zu beobachten geziemt. Doch der Prinz von Persien antwortete ihr über diesen Punkt nicht ganz so, wie sie es erwartet hatte.

„Prinzessin," erwiderte er, „Eurer Versicherung zufolge zweifle ich keinen Augenblick, daß der Palast des Königs von Bengalen den Vorzug vor dem Eurigen verdient. Was Euren Vorschlag betrifft, daß ich Eurem königlichen Vater meine Aufwartung machen solle, so würde ich mir nicht bloß ein Vergnügen, sondern selbst eine große Ehre daraus machen, ihn in Ausführung zu bringen. Indes, Prinzessin, ihr möget hierin selber entscheiden. Würdet Ihr mir wohl raten, vor der Majestät eines so großen Fürsten wie ein bloßer Abenteurer ohne Gefolge und die für meinen Stand erforderliche Begleitung zu erscheinen?"

„Prinz," antwortete die Prinzessin, „das darf Euch keine Unruhe machen, Ihr dürft hier bloß wollen, und es wird Euch nicht an Gelde fehlen, um Euch ein so großes Gefolge anzuschaffen als Euch beliebt; ich selbst will es Euch herbeischaffen. Wir haben hier Kaufleute von Eurer Nation in sehr großer Anzahl, und Ihr dürft bloß bestimmen, wie viel Euch erforderlich scheint, um Euch einen sehr anständigen Hofstaat zu bilden."

Der Prinz Firus Schach erriet die Absicht der Prinzessin von Bengalen, und der sichtbare Beweis, den sie ihm von ihrer Liebe gab, erhöhte die Leidenschaft, die er bereits für sie gefaßt hatte; indes, wie heftig diese auch war, so ließ sie ihn doch nicht seine Pflicht vergessen. Er antwortete ihr also ohne Bedenken:

„Prinzessin, ich würde Euer höfliches Anerbieten, wofür ich Euch nicht genug danken kann, herzlich gern annehmen, wofern sich die Unruhe, worin sich mein königlicher Vater wegen meiner Entfernung befinden muß, mich nicht daran durchaus hinderte. Ich würde der Güte und Zärtlichkeit, die

er stets gegen mich bewiesen, unwürdig sein, wenn ich nicht sogleich zurückkehrte und mich zu ihm begäbe, um seine Unruhe zu stillen. Ich kenne ihn und bin überzeugt, daß, während ich das Glück gehabt, die Unterhaltung mit einer so liebenswürdigen Prinzessin zu genießen, er in die tödlichste Betrübnis versenkt ist und jede Hoffnung, mich wiederzusehen, aufgegeben hat. Ich hoffe, Ihr werdet so gerecht sein, von mir zu glauben, daß ich nicht wohl, ohne undankbar und strafbar zu sein, es aufschieben kann, ihm durch meine Wiedererscheinung das Leben wiederzugeben, welches ein längerer Aufschub meiner Rückkehr ihm leicht für immer rauben könnte.

Nachdem dies geschehen sein wird, Prinzessin," fuhr der Prinz von Persien fort, „und Ihr mich dann noch für würdig achtet, um nach dem Glück einer Verbindung mit Euch streben zu können, so werde ich, da mein Vater mich stets versichert hat, er werde mich in der Wahl einer Gemahlin nie zwingen, ohne Mühe von ihm die Erlaubnis erhalten, hierher zurückzukehren, nicht als Unbekannter, sondern als Prinz, und in seinem Namen den König von Bengalen zu bitten, durch eine Heiratsverbindung zwischen uns ein Bündnis mit ihm zu schließen. Ich bin überzeugt, daß er selber den ersten Schritt dazu thun wird, sobald ich ihm die Großmut gemeldet haben werde, womit Ihr mich bei meinem Unfall aufgenommen habt."

Bei der Art und Weise, womit sich der Prinz von Persien hierüber erklärte, war die Prinzessin von Bengalen zu vernünftig, um noch weiter in ihn zu dringen, daß er sich dem Könige von Bengalen zeigen oder irgend etwas, das seiner Ehre und Pflicht zuwiderliefe, thun möchte, allein sie war wegen seiner baldigen Abreise, die er vor hatte, sehr bekümmert, und sie fürchtete, daß, wenn er sobald wieder von ihr Abschied nähme, er, anstatt sein ihr gethanes Versprechen zu halten, es vielmehr, sobald er sie nicht mehr sähe, gänzlich vergessen würde. Um ihn davon abzubringen, sagte sie zu ihm:

„Prinz, indem ich Euch den Vorschlag machte, Euch in die gehörige Verfassung zu setzen, um den König, meinen Vater sehen und sprechen zu können, war es nicht meine Absicht, einer so begründeten Einwendung, als Ihr mir soeben machtet, und die ich nicht voraussehen konnte, zu widersprechen. Ich würde mich selber an dem Vergehen mitschuldig machen, das Ihr dann begehen würdet, wofern ich auch nur den geringsten Gedanken daran gehabt hätte; indes ich kann es nicht

bewilligen, daß ihr sobald schon an Eure Rückreise denket, wie es doch der Fall zu sein scheint. Erweiset mir auf meine Bitte wenigstens den Gefallen, Euch noch so viel Frist zu gestatten, um Euch hier umsehen zu können, und da einmal mein Glücksstern gewollt hat, daß Ihr gerade in das Königreich Bengalen und nicht mitten in eine Wüste oder auf den Gipfel eines steilen Gebirges, von wo kein Hinabweg möglich, gelangt seid, so fordere ich Euch auf, Euch doch wenigstens hier so lange aufzuhalten, um von hier einige umständlichere Nachrichten an den persischen Hof zurückzubringen."

Diese Äußerungen der Prinzessin von Bengalen bezweckten weiter nichts, als daß der Prinz Firus dadurch, daß er sich etwas länger in ihrer Umgebung aufhielte, allmählich für ihre Reize noch leidenschaftlicher eingenommen würde. Sie hoffte zugleich, daß dadurch sein brennendes Verlangen, nach Persien zurückzukehren, sich etwas abkühlen und er sich zuletzt entschließen würde, öffentlich zu erscheinen, und sich dem Könige von Bengalen vorzustellen. Der Prinz von Persien konnte nach dem günstigen Empfang und der Aufnahme, die er bei ihr gefunden, ihr nicht füglich die Gefälligkeit, die sie von ihm verlangte, abschlagen. Er war so artig, ihr dies zu bewilligen, und die Prinzessin dachte von nun an bloß darauf, ihm seinen Aufenthalt durch alle nur erdenklichen Vergnügungen so angenehm als möglich zu machen.

Mehrere Tage nacheinander gab es nun nichts als Feste, Bälle, Konzerte, glänzende Gastmahle oder köstliche Zwischenmahlzeiten, oder Jagden im Tiergarten des Schlosses, worin es alle Arten von Rotwild, Hirsche, Hinden, Damhirsche, Rehböcke und dergleichen in Bengalen einheimische Tiere gab, deren Jagd gefahrlos war, und der Prinzessin besonders zusagte.

Am Schluß jeder Jagd pflegten der Prinz und die Prinzessin an irgend einer Stelle des Tiergartens zusammenzutreffen, wo man für sie einen großen Teppich mit Polsterkissen ausbreitete, damit sie desto bequemer sitzen konnten. Während sie nun hier ihre Lebensgeister erfrischten, und sich von der heftigen Anstrengung, die sie gehabt, wieder zu erholen suchten, unterhielten sie sich über allerlei Gegenstände. Vor allen Dingen suchte die Prinzessin geflissentlich das Gespräch auf die Größe, die Macht, die Reichtümer und die Regierung Persiens hinzulenken, damit sie von den Äußerungen des Prinzen ihrerseits Anlaß nehmen könnte, mit ihm von

dem Königreich Bengalen und dessen Vorzügen zu sprechen, und dadurch ihn zu einem längeren Verweilen darin zu bewegen; allein es erfolgte gerade das Gegenteil von dem, was sie sich vorgesetzt hatte.

Der Prinz von Persien machte ihr wirklich ohne alle Übertreibung eine so vorteilhafte Schilderung von der Größe des persischen Reiches, von dessen Pracht und Überfluß, von dessen Kriegsmacht und Land- und Seehandel bis in die entferntesten und unbekanntesten Länder, und von der Menge der großen Städte darin, die fast eben so bevölkert waren als seine Residenzstadt, wo er selber vollständig eingerichtete Paläste besaß, die er je nach den verschiedenen Jahreszeiten bewohnen, und somit eines ewigen Frühlings genießen konnte, daß die Prinzessin, noch ehe er seine Schilderung geendigt hatte, das Königreich Bengalen als dem persischen Reiche weit nachstehend betrachtete. Dies ging soweit, daß, als er nach Endigung seiner Erzählung sie um eine Schilderung der Vorzüge des Reiches von Bengalen bat, sie sich erst nach inständigen Bitten von seiten des Prinzen dazu entschließen konnte.

Die Prinzessin erfüllte also dem Prinzen diesen Wunsch, allein, indem sie mehrere entschiedene Vorzüge, die das Königreich Bengalen vor dem persischen Reiche offenbar voraus hatte, in Schatten zu stellen suchte, ließ sie ihn so deutlich ihre Neigung merken, ihn dahin zu begleiten, daß er wohl abnehmen konnte, sie würde schon bei dem ersten Antrage, den er ihr in dieser Hinsicht machen würde, sogleich einwilligen. Indes er hielt es nicht für angemessen, dies früher zu thun, als bis er aus Gefälligkeit so lange bei ihr gewesen sein würde, daß sie nicht wohl ohne das größte Unrecht zu begehen, ihn noch länger bei sich festhalten oder hindern konnte, seiner unerläßlichen Pflicht Genüge zu leisten und sich zu seinem königlichen Vater zurück zu begeben.

Zwei volle Monate hindurch überließ sich der Prinz Firus Schach ganz dem Willen der Prinzessin von Bengalen, indem er bei allen Lustbarkeiten erschien, die sie nur irgend ersann und ihm zu Ehren geben mochte, als hätte er hinfort nichts weiter zu thun, als mit ihr auf diese Weise sein Leben hinzubringen. Sobald indes diese Zeitfrist verstrichen war, erklärte er ihr ganz ernsthaft, daß er schon zu lange seine Pflicht versäumt habe, und sie nunmehr um die Erlaubnis bitten müsse, dieselbe erfüllen zu dürfen, indem er ihr noch-

mals das Versprechen wiederholte, daß er unverzüglich, und zwar in einem ihrer und seiner würdigen Aufzuge, wiederkommen und bei dem König von Bengalen um ihre Hand anhalten würde.

„Prinzessin," fügte der Prinz hinzu, „meine Worte mögen Euch vielleicht Verdacht erregen, und auf meine Bitte um die erwähnte Erlaubnis mögt Ihr mich vielleicht schon in die Reihe jener treulosen Liebenden gestellt haben, die den Gegenstand ihrer Liebe vergessen, sobald sie von ihm entfernt sind; indes zum Beweise der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu einer so liebenswürdigen Prinzessin als Ihr seid, die mich, wie ich nicht mehr zweifeln darf, wieder liebt, würde ich es wagen, um die Erlaubnis zu bitten, Euch mitnehmen zu dürfen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß Ihr mein Begehren als eine Beleidigung aufnehmen könntet."

Da der Prinz Firus Schach bemerkte, daß die Prinzessin bei diesen letzten Worten errötete und ohne das mindeste Zeichen von Unwillen bei sich hin und her schwankte, welchen Entschluß sie fassen sollte, so fuhr er fort:

„Prinzessin, was die Einwilligung des Königs, meines Vaters, und den Empfang, womit er Euch in seine Familienverbindung aufnehmen wird, anbetrifft, so kann ich Euch vollkommen darüber beruhigen. Was aber den König von Bengalen betrifft, so müßte er nach alle den Beweisen von Zärtlichkeit, Freundschaft und Achtung, die er Euch stets erwiesen und noch erweiset, ein ganz anderer sein als Ihr mir ihn geschildert habt, das heißt, er müßte ein Feind Eurer Ruhe und Eures Glückes sein, wenn er die Gesandtschaft, die mein königlicher Vater an ihn senden wird, um seine Genehmigung zu unserer Vermählung zu erhalten, nicht wohlwollend aufnehmen sollte."

Die Prinzessin von Bengalen antwortete auf diese Äußerung des Prinzen weiter nichts; doch ihr Stillschweigen und ihre zur Erde gesenkten Augen verrieten deutlicher als jede Erklärung, daß sie keine Abneigung dagegen habe, ihn nach Persien zu begleiten, und daß sie darein willige. Die einzige Schwierigkeit, die sie noch an der Sache zu finden schien, bestand darin, daß der Prinz von Persien noch nicht genug geübt sei, um das Pferd lenken zu können, und daß sie fürchtete, mit ihm wieder in dieselbe Verlegenheit zu geraten, als die war, da er allein den Versuch gemacht hatte. Indes der Prinz Firus Schach wußte ihr so gut diese Furcht

zu benehmen, indem er sie überzeugte, daß sie sich ihm ganz anvertrauen und daß er seit dem letzten Vorfalle es mit dem Inder selber in Lenkung des Pferdes aufnehmen könne, daß sie von nun an bloß darauf dachte, mit ihm so geheime Maßregeln für ihre Abreise zu treffen, daß niemand von ihrem Plane das mindeste ahnen könnte.

Es gelang, und schon am folgenden Morgen kurz vor Tagesanbruch, während ihr ganzer Palast noch im tiefsten Schlafe lag, begab sie sich mit dem Prinzen auf die Terrasse, und dieser wendete das Pferd nach der Gegend von Persien hin und stellte es so, daß die Prinzessin sich mit Leichtigkeit auf das Hinterkreuz desselben setzen konnte. So stieg er zuerst hinauf, und nachdem die Prinzessin zu größerer Sicherheit seine Hand angefaßt, und sich mit aller Bequemlichkeit hinter ihn gesetzt und ihm angezeigt hatte, daß er jetzt aufbrechen könnte, drehte er denselben Wirbel, den er vormals in der Hauptstadt von Persien herumgedreht, und das Pferd führte sie in die Lüfte empor.

Das Pferd eilte mit der gewohnten Schnelligkeit, und der Prinz Firus Schach lenkte es so, daß er etwa binnen drittehalb Stunden die Hauptstadt Persiens erblickte. Er stieg weder auf dem großen Platze, von wo er abgegangen war, noch in dem Palaste des Sultans, sondern in einem Lustschlosse ab, das nicht weit von der Stadt entfernt war. Hier führte er die Prinzessin in das schönste Zimmer, und sagte ihr, daß er, um ihr die gebührenden Ehrenbezeugungen zu verschaffen, den Sultan, seinen Vater, von ihrer Ankunft benachrichtigen gehen, und daß sie ihn nach kurzer Frist wiedersehen würde, unterdes aber gebe er dem Kastellan des Schlosses, der zugegen war, Befehl, es ihr an keiner Sache, die sie irgend bedürfen würde, fehlen zu lassen.

Nachdem der Prinz die Prinzessin in ihrem Zimmer verlassen hatte, befahl er dem Kastellan, ihm ein Pferd satteln zu lassen. Das Pferd wurde ihm herbeigeführt, er schwang sich hinauf, und nachdem er den Kastellan zur Prinzessin zurückgeschickt hatte, mit dem Befehl, ihr vor allen Dingen aufs schleunigste Frühstück vorsetzen zu lassen, ritt er von dannen. Unterwegs und in den Straßen der Stadt, durch die er reiten mußte, um nach dem Palaste zu gelangen, wurde er von dem Volke, das seit seinem Verschwinden bereits verzweifelt hatte, ihn je wiederzusehen, und dessen Traurigkeit sich jetzt in Freude verwandelte, mit lautem Beifallsruf begrüßt.

Der Sultan, sein Vater, hielt eben eine öffentliche Sitzung, als er in der Mitte der ganzen Ratsversammlung, die so wie der Sultan seit jenem Tage seines Verschwindens Trauer angelegt hatte, plötzlich erschien. Der Sultan umarmte ihn beim Empfange mit Thränen der Freude und der Zärtlichkeit, und fragte ihn neugierig, was aus dem Pferde des Inders geworden sei.

Die Frage veranlaßte den Prinzen, dem Sultan, seinem Vater, die Verlegenheit und Gefahr, worin er sich befunden, als ihn das Pferd in die Lüfte geführt hatte, zu erzählen, ferner, wie er sich aus derselben gezogen, und sodann in das Schloß der Prinzessin von Bengalen gelangt sei, welche gute Aufnahme er daselbst gefunden, aus welchem Grunde er sich länger, als ihm geziemte, bei ihr aufgehalten, wie gefällig sie sich gegen ihn bewiesen und wie sie sich zuletzt sogar von ihm habe bewegen lassen, ihn nach Persien zu begleiten, nachdem sie ihm ihre Hand versprochen.

„Und, Herr," so schloß der Prinz seinen Bericht, „nachdem ich ihr ebenfalls versprochen, daß Ihr mir Eure Einwilligung nicht versagen würdet, habe ich sie auf dem Pferde des Inders mit hierher gebracht. Sie wartet in einem der Lustschlösser Eurer Majestät, wo ich sie gelassen habe, bloß auf die Nachricht, daß mein ihr gegebenes Versprechen kein leeres gewesen."

Bei diesen Worten warf sich der Prinz vor dem Sultan, seinem Vater, nieder, um ihn zu erweichen; doch dieser hielt ihn davon zurück, umarmte ihn nochmals und sagte:

„Mein Sohn, ich genehmige nicht bloß deine Vermählung mit der Prinzessin von Bengalen, sondern ich will ihr auch sogar persönlich meinen Besuch abstatten, sie in meinen Palast hierher führen und noch heute die Hochzeit feiern."

Nachdem der Sultan wegen seines Besuchs, den er der Prinzessin von Bengalen abstatten wollte, die nötigen Befehle erlassen, befahl er sofort, daß man die Trauerkleider ablegen und die öffentlichen Lustbarkeiten durch den Klang von Pauken, Trompeten und Trommeln und anderer kriegerischer Musik beginnen sollte, zugleich befahl er, den Inder aus dem Gefängnis herauszulassen und vor ihn zu führen.

Der Inder ward herbeigeführt und ihm vorgestellt. Der Sultan sagte zu ihm:

„Ich hatte mich deiner Person versichern lassen, damit

dein Leben, obwohl dies Opfer weder meinem Zorn noch meiner Betrübnis genügt haben würde, mir für das Leben meines Sohnes Bürgschaft leisten möchte. Danke Gott dafür, daß ich ihn jetzt wiedergefunden habe. Geh, nimm dein Pferd wieder, und laß dich nie mehr vor mir blicken."

Als der Inder sich von dem Angesicht des Sultans entfernt und von denen, die ihn aus dem Gefängnis gelassen, erfahren hatte, daß der Prinz Firus Schach zurückgekehrt und die Prinzessin auf seinem Zauberpferde mitgebracht habe, ferner an welchem Orte er abgestiegen und sie zurückgelassen, und daß der Sultan bereits Anstalten träfe, sie abzuholen und sie nach seinem Palaste zu führen, säumte er nicht, ihm und dem Prinzen zuvorzukommen. Er begab sich eiligst und ohne Zeit zu verlieren nach dem Lustschlosse, wendete sich an den Kastellan und sagte ihm, er käme im Namen des Sultans und des Prinzen von Persien, um die Prinzessin von Bengalen hinter sich aufs Pferd zu nehmen und sie durch die Luft zu dem Sultan zu führen, der — wie er versicherte — auf dem Platze vor seinem Palaste sie erwartete, um sie zu empfangen und seinem Hofe und der Stadt Schiras dies Schauspiel zu geben.

Der Inder war dem Kastellan nicht unbekannt, welcher wußte, daß der Sultan ihn hatte verhaften lassen, und der Kastellan machte um so weniger Schwierigkeit, seinen Worten Glauben beizumessen, da er ihn in Freiheit sah. Er stellte sich nun der Prinzessin von Bengalen vor, und diese hatte kaum vernommen, daß er insbesondere im Namen des Prinzen käme, als sie auch schon einwilligte, den Wunsch des Prinzen — wie sie glaubte — zu erfüllen.

Der Inder freute sich innerlich über die Leichtigkeit, womit ihm die Ausführung seines boshaften Planes gelang, stieg aufs Pferd, hob die Prinzessin mit Hilfe des Kastellans hinter sich auf dasselbe, drehte den Wirbel und sogleich führte das Pferd ihn und die Prinzessin hoch in die Lüfte empor.

In demselben Augenblick kam der Sultan von Persien in Begleitung seines ganzen Hofes aus seinem Palast, um sich nach dem Lustschlosse zu begeben, und der Prinz von Persien eilte soeben voraus, um die Prinzessin von Bengalen auf den Empfang vorzubereiten, als der Inder absichtlich mit seiner Beute über die Stadt hinschwebte, um gleichsam dem Sultan und dem Prinzen Trotz zu bieten und sich für die ungerechte Behandlung, die er erlitten, zu rächen.

Als der Sultan von Persien den Entführer bemerkte, den er bald erkannte, so machte er mit um so größerer Bestürzung Halt, da es unmöglich war, jenen für die entsetzliche Beschimpfung, die er ihm so vor aller Augen anthat, irgend zu züchtigen. Er stieß nebst seinen Hofleuten und allen denen, welche Zeugen einer so ausgezeichneten Unverschämtheit und einer so beispiellosen Bosheit waren, tausend Verwünschungen gegen ihn aus. Doch der Inder ließ durch diese Schmähungen, deren dumpfer Laut bis zu ihm hinauf drang, sich nicht im mindesten rühren, sondern setzte seine Reise fort, während der Sultan von Persien in seinen Palast zurückkehrte, voll der tödlichsten Kränkung darüber, daß er eine so abscheuliche Beleidigung erleiden und den Urheber derselben zu bestrafen außer stande sein sollte.

Indes wie groß war erst die Betrübnis des Prinzen Firus Schach, als er mit eigenen Augen, ohne es im geringsten hindern zu können, sehen mußte, wie der Inder ihm die Prinzessin von Bengalen entführte, die er so leidenschaftlich liebte, daß er nicht mehr ohne sie zu leben vermochte. Bei diesem Anblick, auf den er gar nicht gefaßt war, blieb er wie starr und unbeweglich. Doch ehe er noch überlegt hatte, ob er in die heftigsten Schmähworte gegen den Inder ausbrechen, oder das traurige Los der Prinzessin beklagen, oder sie um Verzeihung bitten solle wegen der zu wenigen Vorsicht, womit er für sie gesorgt, die sich ihm so ganz auf eine Weise hingegeben hatte, die ihre Liebe zu ihm genugsam bewies, — hatte das Pferd, welches die beiden mit unglaublicher Schnelligkeit davontrug, sie bereits seinen Augen entzogen. Was sollte er nun thun? Sollte er in den Palast des Sultans, seines Vaters, zurückkehren, sich in sein Zimmer verschließen, und sich in seine Betrübnis versenken, ohne einen Schritt zur Verfolgung des Entführers zu thun, um die Prinzessin aus seinen Händen zu befreien und ihn nach Gebühr zu bestrafen? Sein Edelsinn, seine Liebe, sein Mut ließen dies nicht zu, und er setzte also seinen Weg nach dem Lustschlosse fort.

Bei seiner Ankunft trat ihm der Kastellan, der seine Leichtgläubigkeit und daß ihn der Inder hintergangen, nunmehr einsah, mit Thränen in den Augen entgegen, warf sich ihm zu Füßen, klagte sich selber des Verbrechens an, das er begangen zu haben vermeinte, und verurteilte sich selber zum Tode, den er von der Hand des Prinzen erwartete.

„Steh auf," sagte der Prinz zu ihm, „nicht dir lege ich die Entführung der Prinzessin zur Last, sondern mir allein und meiner Einfalt. Geh jetzt ohne Zeit zu verlieren, und suche mir ein Derwischkleid, doch hüte dich, jemand zu sagen, daß es für mich ist."

Nicht weit von dem Lustschlosse lag ein Derwischkloster, dessen Scheich oder Oberer ein Freund des Kastellans war. Der Kastellan ging zu diesem, vertraute ihm fälschlicherweise, ein bedeutender Hofbeamter, dem er große Verbindlichkeiten schuldig, sei in Ungnade gefallen, und er wünsche ihm gern dazu behilflich zu sein, daß er sich dem Zorne des Sultans entziehen könne, und so bekam er denn ohne Schwierigkeit, was er wollte, und brachte dem Prinzen Firus Schach eine vollständige Derwischkleidung. Der Prinz legte sofort seine Kleidung ab und zog diese an. Nachdem er sich nun so verkleidet und für seine Ausgaben und Reisebedürfnisse sich mit einer Schachtel voll Perlen und Diamanten, die er eigentlich zu einem Geschenk für die Prinzessin von Bengalen bestimmt gehabt, versehen hatte, entfernte er sich bei Anbruch der Nacht aus dem Lustschlosse, ohne zu wissen, welchen Weg er einschlagen solle, doch fest entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis er seine Prinzessin gefunden hätte und sie wieder zurückbrächte.

Um indes wieder auf den Inder zurückzukommen, so lenkte dieser das Zauberpferd dergestalt, daß er noch an demselben Tage sehr zeitig in einem Gehölz nahe an der Hauptstadt des Königreichs Kaschmir anlangte. Da ihn hungerte und er vermutete, daß die Prinzessin von Bengalen wohl ein gleiches Bedürfnis empfinden möchte, so stieg er in diesem Gehölze ab und ließ die Prinzessin daselbst auf einem grünen Rasenplatze an einem sehr kühlen und silberhellen Bache.

Während der Abwesenheit des Inders hätte die Prinzessin von Bengalen, die sich in der Gewalt eines unwürdigen Entführers sah, dessen Gewaltthätigkeit sie fürchtete, sich gern geflüchtet und einen Zufluchtsort aufgesucht, doch da sie am Morgen bei ihrer Ankunft im Lustschlosse nur einen sehr leichten Imbiß zu sich genommen hatte, so fühlte sie sich, als sie ihren Plan ausführen wollte, so schwach, daß sie genötigt war, ihn aufzugeben und sich auf keine weitere Hilfe als auf ihren Mut zu verlassen, doch mit dem festen Entschlusse, lieber den Tod zu erleiden, als sich einer Untreue gegen den Prinzen von Persien schuldig zu machen. Darum ließ sie sich vom

Inder zum Essen nicht zweimal nötigen, sondern aß mit und bekam davon so viel Kraft, um dem Inder auf seine unverschämten Reden, die er am Schlusse der Mahlzeit zu führen anfing, mutig zu antworten. Da sie sah, daß der Inder nach einigen Drohungen sich anschickte, ihr Gewalt anzuthun, stand sie auf, um Widerstand zu leisten, und stieß ein heftiges Geschrei aus. Dies Geschrei lockte augenblicklich einen Trupp Reiter herbei, die sie und den Inder umringten.

Es war der Sultan des Königreichs Kaschmir, der, mit seinem Gefolge von der Jagd zurückkehrend, zum Glück für die Prinzessin gerade an diesem Orte vorüberritt, und der auf den vernommenen Lärm herbeigeeilt war. Er wandte sich an den Inder mit der Frage, wer er sei und was für Ansprüche er an die Schöne mache, die er da vor sich sähe. Der Inder antwortete unbesonnenerweise, es sei seine Frau, und der Streit, den er mit ihr habe, gehe niemand weiter etwas an.

Die Prinzessin, welche weder den Rang noch den Stand dessen kannte, der so zur glücklichen Stunde zu ihrer Befreiung erschien, strafte den Inder Lügen und sagte:

„Gnädiger Herr, wer Ihr auch sein möget, den der Himmel mir zu meiner Rettung sendet, habt Mitleid und glaubt diesem Betrüger nicht. Es ist ein abscheulicher Zauberer, der mich heute dem Prinzen von Persien, dem ich zur Gemahlin bestimmt war, geraubt, und mich auf diesem Zauberpferde, welches Ihr da sehet, hierher geführt hat."

Die Prinzessin von Bengalen bedurfte nicht erst vieler Worte, um den Sultan von Kaschmir zu überzeugen, daß sie die Wahrheit rede. Ihre Schönheit, die Würde ihres ganzen Wesens, ihre Thränen sprachen für sie; sie wollte noch weiter sprechen, allein der Sultan von Kaschmir, der über die Unverschämtheit des Inders mit Recht ergrimmte, ließ, ohne weiter auf sie zu hören, ihn auf der Stelle umbringen, und befahl, daß ihm der Kopf abgehauen werden solle. Dieser Befehl ward um so leichter vollzogen, da der Inder, der diesen Raub gleich bei seinem Heraustritt aus dem Gefängnis begangen, keine Verteidigungswaffen bei sich hatte.

Die Prinzessin von Bengalen war kaum von den Nachstellungen des Inders befreit, so geriet sie auch schon in andere, die für sie nicht minder betrübend waren. Der Sultan ließ ihr sogleich ein Pferd geben, führte sie nach seinem

Palast, räumte ihr darin das prachtvollste Zimmer nach dem seinigen ein, und gab ihr eine große Anzahl von Sklavinnen zur Bedienung, sowie auch Verschnittene zu ihrer Bewachung. Er führte sie in dieses Zimmer, und sagte daselbst zu ihr, ohne ihr Zeit zu lassen, ihm für diese großen Verpflichtungen zu danken:

„Prinzessin, ich zweifle nicht, daß Ihr Ruhe nötig haben werdet, ich lasse Euch daher jetzt ungestört, um sie zu genießen. Morgen werdet Ihr vielleicht eher imstande sein, mir das Nähere über Euer seltsames Abenteuer zu erzählen." Mit diesen Worten entfernte er sich.

Die Prinzessin von Bengalen hatte eine unaussprechliche Freude darüber, daß sie in so kurzer Zeit von den Nachstellungen eines Menschen befreit worden war, den sie nur mit Abscheu betrachten konnte, und sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, der Sultan werde seiner Großmut die Krone aufsetzen und sie dem Prinzen von Persien wieder zurücksenden, sobald sie ihm erzählt haben würde, inwiefern sie diesem angehöre, und ihn um diese Gnade gebeten haben würde. Allein es fehlte viel, daß diese ihre Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre.

Der König von Kaschmir hatte nämlich den Beschluß gefaßt, sich schon den folgenden Tag mit ihr zu vermählen, und hatte schon bei Tagesanbruch durch den Klang von Pauken, Trommeln, Trompeten und anderen, Fröhlichkeit erweckenden Instrumenten, die nicht bloß im Palast, sondern durch die ganze Stadt ertönten, den Anfang der Vermählungslustbarkeiten ankündigen lassen. Die Prinzessin von Bengalen erwachte von dem Lärm dieser rauschenden Musik, und schrieb die Ursache desselben eher jedem anderen als dem wirklichen Anlaß desselben zu. Doch als der Sultan von Kaschmir, welcher befohlen hatte, es ihm zu melden, sobald sie seinen Besuch anzunehmen imstande sein würde, kam und sie besuchte, und nachdem er sich nach ihrem Befinden erkundigt, ihr anzeigte, daß dieser Trompeten- und Paukenklang, den sie höre, die Feier ihrer Hochzeit verkünden sollte, und sie zugleich an derselben teilzunehmen bat, so war ihre Bestürzung so groß, daß sie in Ohnmacht fiel.

Die Frauen der Prinzessin, welche zugegen waren, eilten ihr zu Hilfe, und der Sultan selber bot alles auf, um sie wieder zum Leben zu bringen; doch sie blieb lange in diesem Zustande, ehe sie wieder zur Besinnung kam. Endlich kam

‚sie wieder zu sich, und um nun nicht ihr dem Prinzen Firus Schach gegebenes Wort brechen zu dürfen, noch auch in die Vermählung zu willigen, die der Sultan von Kaschmir, ohne sie erst zu fragen, beschlossen hatte, faßte sie den Entschluß, sich zu stellen, als wäre in der Ohnmacht ihr Verstand verwirrt worden. Sie fing nun an, in Gegenwart des Sultans die ungereimtesten Reden zu führen, ja sie stand sogar auf, um auf ihn loszustürzen, sodaß der Sultan durch diesen unangenehmen Zufall sehr überrascht und betrübt wurde. Da er sah, daß sie nicht wieder zu Verstande kam, ließ er sie mit ihren Frauen allein, denen er anempfahl, nicht von ihrer Seite zu weichen und die eifrigste Sorge für ihre Person zu tragen. Den ganzen Tag über ließ er sich sehr oft nach ihrem Befinden erkundigen, und jedesmal meldete man ihm entweder, es sei mit ihr noch immer beim Alten, oder das Übel habe zugenommen, anstatt abzunehmen. Das Übel schien am Abend sogar noch heftiger zu werden, als es am Tage gewesen war, und so konnte denn der Sultan diese Nacht nicht das Glück genießen, das er sich versprochen hatte.

Die Prinzessin von Bengalen fuhr mit ihren närrischen Reden und anderen Zeichen einer großen Geistesverwirrung nicht bloß den folgenden Tag fort, sondern auch die folgenden Tage ging es ebenso, bis endlich der Sultan von Kaschmir sich genötigt sah, die Ärzte seines Hofes zu versammeln, mit ihnen über diese Krankheit zu sprechen und sie zu fragen, ob sie nicht Mittel dagegen wüßten.

Die Ärzte erwiderten nach einer gemeinsamen Beratung einstimmig, es gebe mehrere Arten und Grade von dieser Krankheit, von denen einige ihrer Natur nach geheilt werden könnten, andere dagegen ganz unheilbar wären, und sie könnten nun nicht wissen, von welcher Art die Krankheit der Prinzessin von Bengalen sei, ohne sie zuvor gesehen zu haben. Der Sultan befahl daher den Verschnittenen, einen nach dem anderen, und zwar jeden nach seinem Range, in das Zimmer der Prinzessin einzuführen.

Die Prinzessin, welche dies vorausgesehen hatte und nun befürchtete, daß wenn sie die Ärzte sich nahe kommen und sich von ihnen an den Puls fühlen ließe, auch der Unerfahrenste zuletzt merken würde, daß sie völlig gesund und daß ihre Krankheit bloße Verstellung sei, that folgendes. Sobald einer zu ihr eintrat, geriet sie in eine so heftige Wut und Abneigung gegen denselben und that so, als wollte sie ihm, wenn er näher

käme, das Gesicht zerkratzen, daß auch nicht ein einziger sich dieser Gefahr auszusetzen wagte.

Einige von denen, die sich für geschickter als andere ausgaben und sich rühmten, Krankheiten beim bloßen Anblick beurteilen zu können, verordneten ihr gewisse Tränke, die sie ohne Schwierigkeit einnahm, da sie ja versichert war, es stände in ihrer Gewalt, sich so lange krank zu stellen, als sie Lust habe und es für nötig erachte, und daß diese Getränke ihr überdies nicht schaden könnten.

Als der Sultan von Kaschmir sah, daß die Ärzte seines Hofes in Hinsicht auf die Heilung der Prinzessin nichts ausgerichtet hatten, berief er die seiner Hauptstadt, deren Wissenschaft, Geschicklichkeit und Erfahrung keinen besseren Erfolg hatte. Endlich ließ er die Ärzte aus den übrigen Städten seines Reiches, und zwar diejenigen, welche in ihrem Fache die berühmtesten waren, zu sich berufen. Indes sie fanden bei der Prinzessin keine günstigere Aufnahme als die früheren, und alles, was sie verordneten, blieb ohne Erfolg. Zuletzt fertigte er in die Länder, Reiche und an die Höfe der benachbarten Fürsten Eilboten mit förmlichen Anfragen an die berühmtesten Ärzte ab, mit dem Versprechen, daß er diejenigen, die nach seiner Hauptstadt kommen wollten, reichlich bezahlen, und den, der die Kranke heilen würde, fürstlich belohnen werde.

Mehrere dieser Ärzte unternahmen wirklich die Reise, doch auch nicht ein einziger konnte sich rühmen, glücklicher gewesen zu sein als die Ärzte des Landes und des Hofes, und kein einziger konnte ihren Verstand wieder zurecht bringen, — weil dies überhaupt nicht von ihnen, noch auch von ihrer Kunst, sondern von dem Willen der Prinzessin selber abhing.

In dieser Zwischenzeit hatte der Prinz Firus Schach, als Derwisch verkleidet, mehrere Länder und deren Hauptstädte durchstreift, und zwar, abgesehen von den Beschwerden der Reise, mit um so betrübterem Herzen, da er nicht wußte, ob er nicht gerade eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen habe, als er sollte, um von dem gesuchten Gegenstande Nachricht zu erhalten.

Indem er fortwährend auf alle Neuigkeiten, die man sich in den Städten, durch welche er reiste, erzählte, aufmerksam war, gelangte er endlich in eine große Stadt Indiens, wo man sehr viel von einer Prinzessin von Bengalen sprach, die an demselben Tage, den der Sultan von Kaschmir zur Ver-

mählung mit ihr bestimmt gehabt, an ihrem Verstande verwirrt worden sei. Bei der Nennung der Prinzessin von Bengalen vermutete er sogleich, daß es diejenige sei, um derentwillen er diese Reise machte, und zwar um so mehr, da er am Hofe von Bengalen nie von einer anderen Prinzessin außer der seinigen, je das geringste gehört hatte. Im Vertrauen auf dies allgemein verbreitete Gerücht, nahm er seinen Weg nach dem Königreich Kaschmir und dessen Hauptstadt. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt kehrte er in einem Chan ein, wo er noch an demselben Tag die Geschichte der Prinzessin von Bengalen und das traurige, obwohl verdiente Ende des Inders erfuhr, der sie auf dem Zauberpferde entführt hatte — ein Umstand, der ihn nicht länger zweifeln ließ, daß es wirklich die Prinzessin sei, die er suchte, und daß folglich der Sultan umsonst sein Geld an die Ärzte verschwendet hatte, die sie nicht zu heilen vermochten.

Sobald der Prinz von Persien sich von allen einzelnen Umständen unterrichtet hatte, ließ er sich den folgenden Tag die Kleidung eines Arztes machen, und in dieser Kleidung und in dem langen Bart, den er sich unterdessen hatte wachsen lassen, ging er durch die Straßen und gab sich für einen Arzt aus. Voll Ungeduld, seine Prinzessin zu sehen, säumte er nicht, nach dem Palast des Sultans zu gehen, wo er mit einem der Hofbeamten zu sprechen verlangte. Man wies ihn an den Oberaufseher der Verschnittenen, zu welchem er sagte, man werde es ihm vielleicht als eine Keckheit auslegen, daß er als Arzt komme, und sich erbiete, mit der Heilung der Prinzessin noch einen Versuch zu machen, nachdem so viele vor ihm dies nicht imstande gewesen wären, indes er hoffe, vermöge gewisser eigentümlicher Mittel, die er kenne und bewährt gefunden habe, bei ihr jene Heilung zu bewirken, welche die früheren nicht hätten bewirken können. Der Oberaufseher der Verschnittenen sagte zu ihm, daß er sehr willkommen sei, und daß der Sultan ihn sehr gern sehen würde; und wenn es ihm gelänge, die frühere Gesundheit der Prinzessin wiederherzustellen, er eine Belohnung erwarten dürfe, die der Freigebigkeit des Sultans, seines Herrn, angemessen sein werde. „Wartet ein wenig," fuhr er fort; „ich werde augenblicklich wieder bei Euch sein."

Es war schon lange Zeit her, daß kein Arzt sich mehr angeboten hatte, und der Sultan von Kaschmir hatte zu seiner großen Betrübnis fast schon die Hoffnung verloren, die Prin-

zessin von Bengalen jemals wieder zu ihrer vorigen Gesundheit zurückkehren zu sehen, und zugleich auch die Hoffnung, ihr durch eine Verheiratung mit ihr den hohen Grad seiner Liebe an den Tag zu legen. Darum befahl er dem Oberhaupt seiner Trabanten, den angemeldeten Arzt schnell vor ihn zu führen.

Der Prinz von Persien wurde nun dem Sultan von Kaschmir in der Tracht und Verkleidung eines Arztes vorgestellt, und der Sultan ließ, ohne weiter mit unnützen Reden die Zeit zu verlieren, nachdem er ihm zuvor angezeigt hatte, daß die Prinzessin von Bengalen den Anblick keines Arztes ertragen könnte, ohne in eine heftige Wut zu gerathen, die ihr Übel nur noch vermehrte, ihn sofort in ein in der Höhe angebrachtes Gemach hinaufsteigen, von wo er sie durch ein Gitterfenster unbemerkt beobachten konnte.

Der Prinz Firus Schach stieg hinauf und erblickte seine liebenswürdige Prinzessin nachlässig dasitzend, indem sie mit Thränen in den Augen ein Lied sang, worin sie ihr unglückliches Los beklagte, welches sie für immer vielleicht ihres zärtlich geliebten Gegenstandes beraubt habe.

Der Prinz, von der traurigen Lage gerührt, worin er seine teure Prinzessin erblickte, bedurfte keiner anderen Kennzeichen, um einzusehen, daß ihre Krankheit bloß Verstellung sei und daß sie bloß aus Liebe zu ihm sich diesen grausamen Zwang auflege. Er stieg aus dem verborgenen Gemach wieder herab, meldete dem Sultan, von welcher Art die Krankheit der Prinzessin und daß sie gar nicht unheilbar sei, und sagte zugleich, daß er, wofern er ihre Heilung bewirken solle, durchaus mit ihr allein und unter vier Augen sprechen müsse; was übrigens ihre Anwandlungen beim Anblick eines jeden Arztes anbeträfe, so hoffe er, daß sie ihn günstig aufnehmen und anhören würde.

Der Sultan ließ die Thür, welche in das Zimmer der Prinzessin führte, öffnen, und der Prinz Firus Schach trat hinein. Sobald ihn die Prinzessin, die ihn für einen Arzt hielt, weil er eine solche Kleidung trug, erscheinen sah, stand sie wie eine Wütende auf, drohte ihm und überhäufte ihn mit Schmähungen. Dies hinderte ihn indes nicht, ihr näher zu treten, und als er nahe genug war, um sich ihr verständlich zu machen, so sagte er, da er doch bloß von ihr verstanden werden wollte, in leisem Tone und ganz ehrerbietig zu ihr:

„Prinzessin, ich bin kein Arzt; erkennet, ich bitte Euch

darum, in mir den Prinzen von Persien wieder, der zu Eurer Befreiung erscheint."

Beim Ton der Stimme und beim Anblick seiner Gesichtszüge, die sie ungeachtet des langen Bartes, den der Prinz sich hatte wachsen lassen, wiedererkannte, beruhigte sich die Prinzessin von Bengalen, und zeigte sogleich auf ihrem Gesicht die Freude, welche die unerwartete Erfüllung eines sehnlichen Wunsches hervorzubringen pflegt. Die freudige Überraschung machte sie eine Weile sprachlos, und gab dem Prinzen Gelegenheit, ihr die Verzweiflung zu schildern, worin er in jenem Augenblick versetzt worden, wo der Inder sie vor seinen Augen entführt hatte, ferner den Entschluß, den er gefaßt, alles im Stich zu lassen, um sie aufzusuchen, in welchem Winkel der Erde sie auch immer sein möchte, und nicht eher zu ruhen, als bis er sie gefunden und den Händen des Treulosen entrissen hätte, endlich, durch welchen Glückszufall er nach einer langweiligen und ermüdenden Reise sie zu seiner Freude im Palast des Sultans wiedergefunden. Als er seine Erzählung geendigt hatte, bat er die Prinzessin, ihn mit wenigen Worten davon zu unterrichten, was ihr von ihrer Entführung an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke alles begegnet sei, indem er sie versicherte, daß er diese Nachrichten haben müsse, wenn er die erforderlichen Maßregeln ergreifen solle, um sie nicht länger unter der Tyrannei des Sultans von Kaschmir zu lassen.

Die Prinzessin beeilte sich nun, dem Prinzen zu erzählen, wie sie durch den von der Jagd zurückkehrenden Sultan von Kaschmir aus der Gewalt des Inders befreit worden, wie grausam sie gleich den folgenden Tag durch des Sultans an sie gethane Erklärung behandelt worden sei, und wie schleunig er sich entschlossen habe, sie noch an demselben Tage zu heiraten, ohne zuvor, dem Anstande gemäß, sich um ihre Einwilligung beworben zu haben. Dieses gewaltsame und tyrannische Verfahren, fügte sie hinzu, habe ihr eine Ohnmacht zugezogen, nach welcher sie keinen besseren Ausweg vor sich gesehen, als den, welchen sie eingeschlagen, um sich dem Prinzen zu erhalten, dem sie ihr Herz und ihr Wort gegeben, und lieber zu sterben als sich einem Sultan hinzugeben, den sie nicht liebe, noch auch je lieben könne.

Der Prinz von Persien, dem die Prinzessin nichts weiter zu sagen brauchte, fragte sie, ob sie wohl wisse, was nach dem Tode des Inders aus dem Zauberpferde geworden sei.

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „welchen Befehl der Sultan hierüber erteilt haben mag, aber nach dem, was ich ihm darüber gesagt habe, läßt sich erwarten, daß er es nicht vernachlässigt haben wird."

Da der Prinz Firus Schach nicht zweifelte, daß der Sultan von Kaschmir das Pferd würde haben sorgfältig aufbewahren lassen, so teilte er der Prinzessin seinen Plan mit, daß er nämlich vermittelst des Pferdes sie wieder nach Persien zurückzuführen wünsche. Nachdem er mit ihr über die deshalb zu ergreifenden Maßregeln übereingekommen war und ihr anempfohlen hatte, daß sie anstatt wie bisher im bloßen Nachtkleide zu bleiben, sich den folgenden Tag völlig ankleiden solle, um dem Sultan, wenn er ihn zu ihr hereinführen würde, mit Artigkeit zu empfangen, ohne deshalb aber mit ihm das Geringste zu sprechen, entfernte sich der Prinz von Persien wieder.

Der Sultan von Kaschmir war höchst erfreut, als ihm der Prinz von Persien meldete, was er gleich bei seinem ersten Besuche für die allmähliche Wiederherstellung der Prinzessin von Bengalen gewirkt hatte. Als aber den folgenden Tag ihn die Prinzessin auf eine Art empfing, die ihn überzeugte, daß ihre Wiederherstellung wirklich so weit vorgerückt sei, als jener es ihm gesagt, so hielt er ihn für den ersten Arzt in der Welt.

Als er die Prinzessin nun in diesem Zustande sah, begnügte er sich, ihr an den Tag zu legen, wie sehr er sich freue, sie in einem Gemütszustande anzutreffen, der zu ihrer baldigen und völligen Wiederherstellung Hoffnung gebe, und nachdem er sie ermahnt hatte, ihrerseits zu den Bemühungen eines so geschickten Arztes mitzuwirken, um das, was er so schön begonnen, bald zur Vollendung zu bringen, und ihm zugleich ihr ganzes Vertrauen zu schenken, entfernte er sich wieder, ohne von ihr ein Wort der Erwiderung zu erwarten.

Der Prinz von Persien, welcher den Sultan von Kaschmir begleitet hatte, ging mit ihm aus dem Zimmer der Prinzessin und fragte ihn unter dem Gehen, ob er wohl sich unterstehen dürfe, die Frage zu thun, durch welches Abenteuer eine Prinzessin von Bengalen so fern von ihrem Vaterlande sich so ganz allein im Königreiche Kaschmir befinde; er that nämlich, als wüßte er es nicht, und als hätte ihm die Prinzessin nichts davon gesagt, auch fragte er überhaupt bloß darum, um das

Gespräch auf das Zauberpferd zu lenken, und aus seinem Munde zu erfahren, was aus demselben geworden sei.

Der Sultan von Kaschmir, der nicht ahnen konnte, aus welchem Grunde der Prinz von Persien diese Frage an ihn that, machte ihm kein Geheimnis daraus. Er sagte ungefähr dasselbe, was er schon von der Prinzessin gehört, und was das Zauberpferd anbelangte, so hatte er es als eine große Seltenheit, doch ohne zu wissen, wie es wohl zu brauchen sei, in seinen Schatz bringen lassen.

„Herr," — nahm jetzt der vermeintliche Arzt das Wort — „die Nachricht, welche ich soeben von Euer Majestät erhalten habe, giebt mir ein Mittel in die Hand, um die Heilung der Prinzessin zu vollenden. Da sie auf diesem Pferde hierher gekommen, und dieses Pferd bezaubert ist, so hat sie etwas von diesem Zauber angenommen, welches nunmehr bloß durch gewisse Räucherungen, die mir bekannt sind, vertrieben werden kann. Wenn Euer Majestät sich dieses Vergnügen machen und zugleich dem ganzen Hofe und den Bewohnern dieser Hauptstadt ein höchst überraschendes Schauspiel geben will, so lasset morgen das Pferd mitten auf dem Platz, der vor Eurem Palast ist, stellen und verlasset Euch im übrigen ganz auf mich. Ich verspreche, vor Euren Augen und vor der ganzen Versammlung binnen wenigen Augenblicken die Prinzessin von Bengalen so gesund an Geist und Körper zu machen, als sie es nur je in ihrem Leben gewesen ist, und damit die Sache auf eine so glänzende Weise vor sich gehe, als sich gebührt, so wäre es am besten, wenn die Prinzessin so prächtig als möglich gekleidet und mit den kostbarsten Juwelen Eurer Majestät geschmückt erschiene."

Der Sultan von Kaschmir würde in der That gern noch schwerere Opfer gebracht haben, als die waren, die der Prinz von Persien von ihm verlangte, um zu dem Genuß dessen zu gelangen, was er nun schon so nahe vor sich sah.

Den folgenden Tag ward daher das Zauberpferd auf seinen Befehl aus dem Schatze hervorgeholt und ganz früh auf den großen Platz vor dem Palast aufgestellt. Das Gerücht davon verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt, und da diese Vorbereitungen etwas ganz Außerordentliches ankündigten, was da vorgehen würde, so lief das Volk haufenweise aus allen Teilen der Stadt herbei. Die Leibwachen des Sultans waren rings aufgestellt, um Unordnungen zu

verhüten und um einen großen Raum rings um das Pferd her frei zu erhalten.

Der Sultan von Kaschmir erschien gleichfalls, und als er, umgeben von den bedeutendsten Großen und Beamten seines Hofes, auf einer erhöhten Bühne Platz genommen hatte, kam die Prinzessin von Bengalen in Begleitung aller ihrer Frauen, die ihr der Sultan beigegeben hatte, näherte sich dem Zauberpferde und stieg mit Hilfe ihrer Frauen auf dasselbe hinauf. Als sie sich auf dem Sattel festgesetzt, ihre Füße in beide Steigbügel gesteckt und den Zügel in die Hand genommen hatte, ließ der angebliche Arzt mehrere Räucherpfannen voll glühender Kohlen, die er hatte herbeibringen lassen, rings um das Pferd aufstellen, und in der Runde herumgehend warf er in eine jede derselben ein Gemisch des auserlesensten Räucherpulvers. Hierauf schien er ganz in sich gekehrt zu sein, und ging dann mit niedergesenkten Augen und die Hände auf die Brust gelegt, dreimal um das Pferd im Kreise herum, indem er that, als murmelte er gewisse Worte vor sich hin, und während nun von den Räucherpfannen insgesamt der dichteste und süßduftendste Rauch aufstieg, und die Prinzessin und das Pferd so einhüllte, daß man sie kaum selber sehen konnte, benutzte er den günstigen Augenblick, schwang sich behende hinter sie aufs Pferd, faßte den Wirbel an und drehte ihn, und während das Pferd sich mit ihnen in die Lüfte erhob, rief er mit lauter Stimme und so deutlich, daß der Sultan es vernehmen konnte, die Worte:

„Sultan von Kaschmir, wenn du künftig einmal Prinzessinnen, die deinen Schutz anflehen, heiraten willst, so unterlasse ja nicht, dich zuvor um ihr Jawort zu bewerben!"

Auf diese Weise also gelang es dem Prinzen von Persien die Prinzessin von Bengalen wiederzuerlangen und zu befreien. Er führte sie binnen kurzer Zeit und noch an demselben Tage nach der Hauptstadt Persiens zurück, wo er nicht im Lustschlosse, sondern in der Mitte des Palastes vor den Zimmern seines königlichen Vaters abstieg. Der König von Persien verschob nun die Feier der Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin von Bengalen nicht längere Zeit, als gerade zu den Vorkehrungen nötig war, wodurch er die Ceremonie noch glänzender machen und den innigen Anteil, den er selber daran nahm, mehr an den Tag legen wollte.

Sobald die Zahl der zu den Lustbarkeiten bestimmten Tage verflossen war, war die erste Sorge des Königs von Persien,

eine feierliche Gesandtschaft zu ernennen und an den König von Bengalen abzusenden, um ihm von allem, was vorgefallen, Bericht abzustatten, und um seine Einwilligung und Bestätigung der Verbindung einzuholen, in die er mit ihm durch diese Heirat getreten war. Der König von Bengalen aber, nachdem er von dem Hergange der ganzen Sache unterrichtet worden, machte sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, diese Bestätigung zu erteilen.

Geschichte
des Ali Baba und der vierzig Räuber.

In einer Stadt Persiens lebten zwei Brüder, von denen der eine Kassim, der andere Ali Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen hatte, und sie es gleichmäßig unter sich verteilt hatten, so sollte man denken, ihre äußere Lage hätte sich ziemlich gleich sein müssen. Doch der Zufall wollte es anders.

Kassim heiratete eine Frau, die bald nach ihrer Hochzeit Erbin eines sehr wohlversehenen Kaufladens, eines reich angefüllten Warenlagers und von liegenden Gründen wurde, die ihn auf einmal in Wohlstand versetzten und ihn zu einem der reichsten Kaufleute in der Stadt machten.

Ali Baba dagegen, der eine ebenso arme Frau als er selber war, geheiratet hatte, wohnte sehr armselig und hatte keinen anderen Erwerb, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, und sich und die Seinigen zu ernähren, als daß er in einen benachbarten Wald Holz fällen ging, und es auf drei Eseln, die sein einziges Besitztum waren, nach der Stadt führte und verkaufte.

Einst war Ali Baba ebenfalls wieder im Walde und hatte eben so viel Holz abgehauen, als zur Beladung seiner Esel hinlänglich war, als er von ferne eine gewaltige Staubwolke aufsteigen sah, welche sich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er sich soeben befand. Er gab genau darauf acht und konnte bald einen zahlreichen Trupp von Reitern unterscheiden, der in der besten Ordnung dahergeritten kam.

Obwohl in der Gegend nie von Räubern die Rede gewesen war, so kam doch Ali Baba auf den Gedanken, daß diese

Reiter dergleichen sein könnten, und ohne daran zu denken, was aus seinen Eseln werden würde, dachte er bloß auf Rettung seiner Person. Er stieg auf einen Baum, dessen Äste in geringer Höhe außerordentlich dicht belaubt waren, und setzte sich mitten auf denselben mit um so größerer Zuversicht hin, da er von da aus alles sehen konnte, ohne selber gesehen zu werden.

Die Reiter, welche sämtlich sehr groß, gewaltig, wohl bekleidet und wohl bewaffnet waren, näherten sich dem Felsen, wo sie von den Pferden stiegen, und Ali Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte ihren Mienen und ihrer Rüstung zufolge nicht mehr zweifeln, daß es wirklich Räuber wären. Er täuschte sich auch nicht. Es waren wirklich Räuber, die, ohne der Umgegend das mindeste zuleide zu thun, ihre Räubereien in weiter Ferne trieben, und da bloß ihre Zusammenkünfte hatten. Was er sie da thun sah, bestärkte ihn in dieser Meinung.

Jeder Reiter zäumte sein Pferd ab, band es an, warf ihm über den Kopf einen Sack voll Gerste, den er hinter sich auf dem Pferde gehabt hatte, und packte das Felleisen ab. Die meisten dieser Felleisen schienen Ali Baba so schwer zu sein, daß er schloß, sie müßten voll Gold und Silbergeld sein.

Der stattlichste unter ihnen, den Ali Baba für den Hauptmann der Räuber hielt, näherte sich mit seinem Felleisen beladen dem Felsen, der sich dicht neben dem großen Baume befand, worauf Ali Baba sich geflüchtet hatte, und nachdem er sich durch einige Sträucher den Weg gebahnt, sprach er die Worte: „Sesam, öffne dich!“ und zwar so laut, daß Ali Baba es hörte. Sobald der Räuberhauptmann sie ausgesprochen hatte, öffnete sich eine Thür, und nachdem er alle seine Leute vor sich her hatte durch dieselbe eintreten lassen, ging er ebenfalls hinein und die Pforte schloß sich.

Die Räuber blieben lange Zeit in dem Felsen, und Ali Baba, welcher fürchtete, daß einer von ihnen oder alle zusammen in dem Augenblick, wo er seinen Platz verließe, um sich zu retten, herauskommen könnten, war genötigt, auf dem Baume zu bleiben und geduldig zu warten. Gleichwohl geriet er in Versuchung, herunter zu steigen, sich zweier Pferde zu bemächtigen, eines zu besteigen, das andere am Zügel neben sich her zu führen, und die drei Esel vor sich hersagend die Stadt zu erreichen; allein die Unsicherheit des Ausganges dieses Unternehmens machte, daß er lieber das Sicherste wählte

Endlich öffnete sich die Thür wieder, die vierzig Räuber traten heraus, und zwar der Hauptmann, der zuletzt hineingegangen, kam jetzt zuerst heraus und ließ die übrigen an sich vorüberziehen. Ali Baba hörte, daß er die Worte sprach: „Sesam, schließe dich!“ worauf die Thür sich wieder schloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es wieder, band sein Felleisen wieder auf und schwang sich wieder hinauf. Als der Hauptmann endlich sah, daß sie alle zum Fortreiten bereit waren, setzte er sich an ihre Spitze und ritt mit ihnen denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren.

Ali Baba stieg nicht sogleich vom Baume herunter. „Sie könnten,“ sprach er bei sich selbst, „irgend etwas vergessen haben, das sie wieder umzukehren nötigte, und ich würde, wenn dieser Fall einträte, dann von ihnen ertappt werden.“ Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesicht verloren hatte, und stieg zur größeren Sicherheit erst lange nachher herunter. Da er sich die Worte behalten hatte, wodurch der Hauptmann der Räuber die Thür geöffnet und geschlossen hatte, so war er neugierig, zu versuchen, ob wohl diese Worte, wenn er sie ausspräche, dieselbe Wirkung haben würden. Er drängte sich daher durch das Gesträuch, und gewahrte bald die Thür, welche dahinter versteckt war; dann stellte er sich vor sie hin, sprach die Worte: „Sesam, öffne dich!“ und augenblicklich that sich die Thür angelweit auf.

Ali Baba hatte erwartet, einen dunklen und finsteren Ort zu erblicken, aber wie erstaunte er, als er einen sehr hellen, weiten und geräumigen erblickte, der von Menschenhänden in Form eines hohen Gewölbes, das oben vom Felsen herab durch eine angebrachte Öffnung sein Licht empfing, ausgehöhlt war. Er sah da große Mundvorräte, Ballen von reichen Kaufmannswaren in Haufen getürmt, Stoffe von Seide und Brokat, Tapeten von großem Wert, und besonders viele Gold- und Silbermünzen, die teils in Haufen aufgeschüttet, teils in ledernen Säcken oder Beuteln übereinander lagen. Beim Anblick aller dieser Dinge kam es ihm vor, als ob diese Felsenhöhle nicht bloß seit Jahren, sondern seit Jahrhunderten schon Räubern als Zufluchtsort gedient haben müsse.

Ali Baba schwankte nicht, welcher Entschluß hier zu fassen sei. Er trat in die Höhle, und kaum war er hinein, so schloß sie sich wieder; doch beunruhigte ihn das nicht; er wußte ja das Geheimnis, sie wieder zu öffnen. Er machte sich hier nicht an das Silbergeld, sondern an das gemünzte Gold, und

besonders an das, welches in Säcken war. Von diesen nahm er zu wiederholten Malen so viel, als er wegtragen konnte, und als hinreichend war, um seine drei Esel, welche sich unterdes zerstreut hatten, zu beladen. Als er sie wieder an den Felsen zusammengetrieben hatte, bepackte er sie mit den Säcken, und um diese etwas zu verstecken, belegte er sie oben mit Holz, sodaß niemand etwas davon gewahr werden konnte. Als er fertig war, stellte er sich vor die Thür, und kaum hatte er die Worte: „Sesam, schließe dich!" ausgesprochen. als sie sich auch wieder schloß; — sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selber geschlossen, und war jedesmal, wenn er herausgegangen war, offen geblieben.

Sobald dies geschehen war, nahm Ali Baba seinen Weg nach der Stadt zurück, und als er bei seiner Behausung anlangte, ließ er seine drei Esel in einen kleinen Hof treten und schloß die Thür hinter sich sorgfältig zu. Dann lud er das wenige Holz, das seinen Schatz bedeckte, ab, und trug die Säcke in sein Haus, die er vor seiner Frau, die auf dem Sofa saß, hinlegte und in Ordnung setzte.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und da sie fühlte, daß sie voll Geld wären, argwöhnte sie, ihr Mann habe sie gestohlen, sodaß, als er sie alle hereingetragen hatte, sie sich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen:

„Ali Baba, solltest du so elend gewesen sein, diese Säcke zu . . . ." Ali Baba unterbrach sie mit den Worten: „Ruhig, liebe Frau, mache dir keine Sorge darum; ich bin kein Dieb, es müßte denn etwa Diebstahl heißen, wenn man Räubern etwas nimmt. Du wirst aufhören, diese schlimme Meinung von mir zu hegen, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde."

Er schüttete die Säcke aus, sodaß daraus ein großer Haufen Goldes wurde, wovon seine Frau ganz geblendet wurde. Hierauf erzählte er ihr sein Abenteuer von Anfang bis zu Ende, und zuletzt befahl er ihr vor allen Dingen, die Sache als ein Geheimnis zu behandeln.

Als die Frau von ihrem Erstaunen sich etwas erholt hatte, freute sie sich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen zu teil geworden, und wollte das ganze Gold, das vor ihr aufgeschüttet war, Stück für Stück zählen.

„Liebe Frau," sagte Ali Baba zu ihr, „du bist nicht recht klug; was nimmst du dir da vor? Wann würdest du mit dem Zählen fertig werden? Ich werde eine Grube

machen, und es da hinein vergraben; denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Es wäre doch gut," erwiderte die Frau, „wenn wir wenigstens so ungefähr wüßten, wie viel es ist. Ich werde gehen, und mir in der Nachbarschaft ein kleines Maß borgen, und es damit messen, während du die Grube höhlen wirst."

„Liebe Frau," sagte darauf Ali Baba, „was du da thun willst, nützt zu gar nichts, und wenn du mir folgen wolltest, so würdest du es sein lassen. Indes thue, was du Lust hast; nur vergiß nicht, die Sache verschwiegen zu halten."

Um ihren Wunsch zu befriedigen, ging die Frau Ali Babas fort und zu ihrem Schwager Kassim, der nicht fern wohnte. Kassim war nicht zu Hause, und sie wendete sich daher an dessen Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maß zu leihen. Die Schwägerin fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wollte, und Ali Babas Frau bat sich ein kleines aus.

„Sehr gern," sagte die Schwägerin, „wartet nur ein wenig, ich werde es euch sogleich bringen."

Die Schwägerin suchte das Maß und fand es; da sie indes Ali Babas Armut kannte, so war sie neugierig, zu wissen, was für Getreide dessen Frau damit messen wolle, und ihr fiel ein, unten an das Maß unvermerkt etwas Talg zu kleben. Darauf kehrte sie zurück, überreichte Ali Babas Frau das Maß, und entschuldigte sich wegen ihres langen Wartenlassens damit, daß sie es erst mühsam habe suchen müssen.

Ali Babas Frau kehrte nach Hause zurück, setzte das Maß auf den Goldhaufen, füllte es an und schüttete es in einiger Entfernung davon auf das Sofa, bis alles gemessen war, und sie war mit der ansehnlichen Anzahl der Maße sehr zufrieden.

Während Ali Baba das Gold vergrub, trug seine Frau, um ihrer Schwägerin ihre Ordnung und Pünklichkeit zu zeigen, derselben das Maß zurück, doch ohne darauf acht zu haben, daß ein Goldstück unten daran klebte.

„Schwägerin," sagte sie zu ihr, indem sie es ihr zurückgab, „Ihr sehet daß ich Euer Maß nicht allzulange bei mir behalten habe; ich bin Euch sehr dafür verbunden, hier habt Ihr es wieder."

Ali Babas Frau hatte kaum den Rücken gekehrt, als Kassims Frau das Maß unten besah, und sie war nicht wenig erstaunt, als sie da ein Goldstück kleben fand. Augen-

blicklich bemächtigte sich ihres Herzens der Neid gegen ihre Schwester.

„Wie?" sagte sie; „Ali Baba hat so viel Gold, um es messen zu können? Und wo hat dieser Elende das Gold denn her?"

Kassim, ihr Mann, war nicht zu Hause, wie wir schon gesagt haben, sondern befand sich in seinem Laden, von woher er vor Abend nicht zurückkehren sollte. Die Zeit bis zu seiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, so groß war ihre Ungeduld, ihm eine Neuigkeit mitzuteilen, wovon er nicht minder überrascht sein mußte, als sie.

Bei Kassims Heimkehr sagte seine Frau zu ihm: „Kassim, du denkst ein reicher Mann zu sein, allein du irrst dich; Ali Baba ist unendlich reicher als du, er zählt sein Geld nicht etwa wie du, sondern mißt es mit Maßen."

Kassim verlangte eine Erklärung dieses Rätsels. Sie gab ihm dieselbe, indem sie ihm erzählte, auf welche geschickte Weise sie diese Entdeckung gemacht habe, zugleich zeigte sie ihm das Goldstück, das sie unten am Boden kleben gefunden hatte, und das so alt war, daß der Name des Fürsten, der darauf geprägt war, ihr gänzlich unbekannt war.

Anstatt an dem Glück, welches seinem Bruder begegnet sein könne, innigen Anteil zu nehmen, fühlte Kassim einen tödlichen Neid über dasselbe, und brachte fast die ganze Nacht schlaflos zu. Den folgenden Tag ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm. Da er seit seiner Verheiratung mit der reichen Witwe ihn gar nicht mehr als Bruder behandelte, und diesen Namen fast ganz vergessen zu haben schien, so redete er ihn mit folgenden Worten an:

„Ali Baba, du bist doch recht zurückhaltend in deinen Angelegenheiten; du spielst den Armen, den Elenden, den Bettler, und mißt das Gold mit Maßen."

„Lieber Bruder," antwortete Ali Baba, „ich weiß nicht, wovon du da mit mir sprichst; erkläre dich näher."

„Stelle dich nur nicht so ganz unwissend," erwiderte Kassim. Mit diesen Worten zeigte er ihm das Goldstück, welches seine Frau ihm in die Hände gegeben, und fragte: „Wie viel Stücke hast du von der Art wie dies hier, welches meine Frau unten an dem Maß klebend gefunden hat, welches die deinige gestern von ihr borgte?"

Aus dieser Rede sah Ali Baba, daß Kassim und dessen Frau durch den Eigensinn seiner Gattin bereits das erfahren

hatte, was er als ein tiefes Geheimnis bewahren zu müssen geglaubt hatte. Doch der Fehler war einmal gemacht, und ließ sich nicht wieder gut machen. Ohne seinem Bruder das geringste Zeichen von Staunen oder Verdruß zu geben, erzählte er ihm, durch welchen Zufall er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt habe, und an welchem Orte, und bot ihm, wenn er es recht geheim halten wolle, einen Anteil an diesem Schatze an.

„Den verlange ich ohnehin," antwortete Kassim mit stolzer Miene; „allein," fuhr er fort, „ich will auch noch ganz genau wissen, wo dieser Schatz liegt, ferner die näheren Merkmale und Kennzeichen, und wie ich wohl selber da hineinkommen könnte, wenn ich Lust hätte; sonst werde ich dich der Gerichtsbehörde anzeigen. Wenn du mir es verweigerst, so wirst du nicht nur nichts mehr zu hoffen haben, sondern du wirst auch das, was du dir genommen hast, verlieren, während ich dafür, daß ich dich anzeige, meinen Anteil davon bekommen werde."

Ali Baba gab mehr aus natürlicher Gutmütigkeit, als durch die übermütigen Drohungen seines grausamen Bruders eingeschüchtert, ihm vollständige Auskunft über alles, was er wünschte, und selbst über die Worte, deren er sich bedienen solle, um in die Felsengrotte hinein und wieder heraus zu kommen.

Kassim wollte von Ali Baba weiter nichts wissen. Er verließ ihn mit dem Entschlusse, ihm zuvorzukommen. In der Hoffnung, sich des Schatzes allein zu bemächtigen, brach er den folgenden Tag früh vor Tagesanbruch mit zehn Maulesseln auf, die mit großen Kasten bepackt waren, die er anzufüllen sich vornahm, mit dem Vorbehalte, bei einer zweiten Reise eine noch größere Anzahl mitzunehmen, nach Verhältnis der Ladungen, die er in der Felsenhöhle finden würde. Er schlägt den Weg ein, den Ali Baba ihm bezeichnete, gelangt bis in die Nähe des Felsens, erkennt die Merkmale und den Baum, auf welchem Ali Baba versteckt gewesen. Er sucht dann die Thür, findet sie, und spricht die Worte: „Sesam, öffne dich!" Die Thür öffnet sich, er tritt hinein, und sogleich schließt sie sich wieder. Bei Besichtigung der Grotte erstaunt er, darin weit mehr Reichtümer anzutreffen, als er nach der Erzählung Ali Babas vermutet hatte, und sein Erstaunen steigt in dem Maße, als er jede Sache einzeln besieht. Als ein geiziger Mann und Liebhaber von Re.ch-

tümern — dies war er wirklich — hätte er den ganzen Tag damit zugebracht, seine Augen an dem Anblick dieser Menge Goldes zu weiden, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er doch eigentlich gekommen sei, um Gold davon wegzunehmen und auf seine zehn Maulesel zu laden. Er nimmt daher eine Anzahl von Säcken davon hinweg, so viel er nur tragen kann, und indem er bis an die Thür kommt, um sie zu öffnen, und den Kopf voll von anderen Gedanken hat, findet sich's, daß er das erforderliche Wort vergessen hat, und anstatt Sesam sagte er: „Gerste, öffne dich!" Er wundert sich, als er sieht, daß die Thür, anstatt sich zu öffnen, verschlossen bleibt, er nennt mehrere andere Namen von Getreidearten, und die Thür öffnet sich noch immer nicht.

Auf diesen Zufall war Kassim nicht gefaßt. In der großen Gefahr, worin er sich erblickt, ergreift ihn Entsetzen, und je mehr er sich anstrengt, um sich an das Wort Sesam zu erinnern, desto mehr verwirrt er sein Gedächtnis, und bald ist dies Wort für ihn ganz so, als ob er es nie hätte nennen hören. Er wirft die Säcke, mit denen er sich beladen hat, zu Boden, er geht mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichtümer, von denen er sich umgeben sieht, rühren ihn nicht mehr. Doch lassen wir Kassim sein Schicksal beweinen, er verdient unser Mitleid nicht.

Die Räuber kehrten gegen den Mittag zu ihrer Grotte zurück. Als sie nicht mehr weit entfernt waren, und die mit Kasten beladenen Maulesel Kassims um den Felsen her erblickt hatten, so wurden sie wegen dieser neuen Erscheinung unruhig, sprengten mit verhängtem Zügel heran, und jagten die zehn Maulesel, welche Kassim anzubinden vergessen hatte, und die frei und frank weideten, in die Flucht, sodaß sie sich dahin und dorthin im Walde zerstreuten, und ihnen bald aus dem Gesicht entschwanden.

Die Räuber gaben sich nicht die Mühe, den Mauleseln nachzulaufen; es lag ihnen mehr daran, denjenigen aufzuspüren, dem sie gehörten. Während einige um den Felsen herum die Runde machten, um ihn aufzusuchen, stieg der Hauptmann nebst den übrigen vom Pferde, und ging mit blankem Säbel gerade auf die Thür los; er sprach die Worte, und die Thür öffnete sich.

Kassim, welcher mitten in der Grotte das Roßgetrappel hörte, zweifelte nicht mehr, daß die Räuber angekommen seien,

und daß sein Untergang vor der Thür sei. Indes entschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen, um ihren Händen zu entrinnen und sich zu retten, hielt er sich bereit, hinauszustürzen, sobald die Thür sich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Sesam, das ihm entfallen war, aussprechen und die Thür aufgehen, als er so ungestüm hinausstürmte, daß er den Räuberhauptmann zu Boden warf. Doch den anderen Räubern entschlüpfte er nicht, welche ebenfalls die blanken Säbel in der Hand hielten und ihm auf der Stelle das Leben nahmen.

Die erste Sorge der Räuber nach dieser Bestrafung war, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe der Thür die Säcke, welche Kassim angefangen hatte fortzutragen, um sie mitzunehmen und seine Maulesel damit zu beladen, und sie legten dieselben wieder auf ihren vorigen Platz, ohne die fehlenden zu bemerken, welche Ali Baba zuvor schon weggenommen hatte. Indem sie nun über diese Erscheinung gemeinschaftliche Beratung und Überlegung anstellten, begriffen sie wohl dies eine, wie Kassim habe aus der Grotte herauskommen können; allein wie er hineingekommen, konnten sie durchaus nicht begreifen. Es fiel ihnen wohl ein, daß er von oben heruntergestiegen sein könne; allein die Öffnung, durch welche das Licht einfiel, war so hoch, und der Gipfel des Felsens von außen so unzugänglich, daß sie einstimmig dies für etwas Unbegreifliches erklärten. Daß er durch die Thür hineingekommen sein könne, konnten sie nicht glauben, wenn er nicht wenigstens das Geheimnis, sie zu öffnen, gewußt habe; doch gerade dies, glaubten sie, besäße niemand außer ihnen.

Indes wie die Sache auch immer gekommen sein mochte, da es hier darauf ankam, ihre gemeinschaftlichen Reichtümer sicher zu stellen, so kamen sie überein, die Leiche Kassims in vier Teile zu teilen, und sie innerhalb der Grotte nicht weit von der Thür, zwei zur Linken und zwei zur Rechten, hinzuhängen, um jeden, der die Dreistigkeit haben würde, ein ähnliches Unternehmen zu wagen, davon abzuschrecken, während sie selber sich es vorbehielten, erst nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Verwesungsduft der Leiche sich gelegt haben würde, in die Felsenhöhle wieder zurückzukehren. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so vollführten sie ihn auch, und da sie nichts weiter zurückhielt, so verließen sie ihren Zufluchtsort, nachdem sie ihn wohl verschlossen, bestiegen wieder ihre Pferde, und durchstreiften die Ebene in der Richtung hin, wo die besuchtesten

Karawanenstraßen gingen, um die Karawanen anzugreifen und ihre gewohnten Räubereien zu treiben.

Unterdes war Kassims Frau in großer Unruhe, als sie es stockfinster werden und ihren Mann noch immer nicht wiederkommen sah. Voll Bekümmernis ging sie zu Ali Baba und sagte ihm: „Lieber Schwager, es wird Euch, denk' ich, nicht unbekannt sein, daß Euer Bruder Kassim in den Wald gegangen ist, und zu welchem Zweck. Er ist noch nicht zurück, und doch ist es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein mag."

Ali Baba hatte, dem letzten zwischen ihnen stattgehabten Gespräch zufolge, die Reise seines Bruders vermutet und hatte daher unterlassen, denselben Tag in den Wald zu gehen, um ihm keinen Anlaß zu Argwohn zu geben. Ohne ihr irgend einen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Mann, wenn er noch lebte, hätte beleidigen können, sagte er zu ihr, sie sollte sich deshalb nur noch keinen Kummer machen, Kassim habe offenbar es für angemessen erachtet, erst spät in der Nacht nach der Stadt zurückzukehren.

Kassims Frau glaubte dies gleichfalls, und zwar um so leichter, da sie überlegte, wie viel ihrem Manne daran liegen müsse, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte also wieder nach Hause zurück und wartete geduldig bis um Mitternacht. Aber nach diesem verdoppelte sich ihre Betrübnis und wurde für sie um so peinlicher, da sie dieselbe nicht äußern, noch auch sich durch Schreien und Weinen Erleichterung verschaffen konnte, da der Anlaß, wie sie wohl einsah, der Nachbarschaft ein Geheimnis bleiben mußte. Nun erst, wo ihr Fehler nicht mehr wieder gutzumachen war, gereute sie ihre tolle Neugier, daß sie aus einem sträflichen Neide in die häuslichen Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerin hatte eindringen wollen. Sie brachte die Nacht unter Thränen zu, und bei Tagesanbruch lief sie wieder zu den beiden hin und meldete ihnen mehr durch Thränen als durch Worte, warum sie zu ihnen komme.

Ali Baba wartete nicht erst, bis seine Schwägerin ihn bat, daß er hingehen und nachsehen möchte, was aus Kassim geworden sei; sondern er machte sich auf der Stelle mit seinen drei Eseln auf und begab sich in den Wald, nachdem er ihr zuvor anempfohlen hatte, ihre Betrübnis zu mäßigen. Als er sich dem Felsen näherte, ohne unterwegs weder seinen Bruder noch die zehn Maulesel angetroffen zu haben, wunderte

er sich über das Blut, welches dicht am Eingang vergossen war und nahm dies für eine üble Vorbedeutung. Er trat dann vor die Thür, sprach die Worte und sie öffnete sich. Der traurige Anblick der geviertteilten Leiche seines Bruders überraschte ihn gleich beim Eintritt. Er schwankte nicht lange über den Entschluß, den er hier fassen müsse, um ihm, ungeachtet seiner unbrüderlichen Gesinnung, die letzte Ehre zu erzeigen. In der Höhle fand sich allerlei Zeug, um darein die Vierteile seines Bruders in zwei verschiedene Ballen zu packen, womit er einen seiner Esel belud, und oben darüber Holz, damit es niemand merke. Die beiden anderen Esel bepackte er unverzüglich mit Säcken voll Gold, und oben darüber Holz, wie das erste Mal, und sobald er fertig war und der Pforte befohlen hatte, sich zu schließen, nahm er wieder seinen Weg nach der Stadt zurück. Doch war er so vorsichtig, am Eingange des Waldes so lange zu warten, daß er nicht vor Anbruch der Nacht die Stadt erreichte. Bei seiner Heimkunft ließ er nur die zwei mit Gold beladenen Esel in sein Haus eintreten, den dritten führte er, nachdem er seiner Frau das Geschäft des Abladens überlassen und ihr mit wenigen Worten das Schicksal Kassims mitgeteilt hatte, zu seiner Schwägerin.

Ali Baba klopfte an die Thür, und diese wurde durch eine gewisse Morgiane geöffnet. Diese Morgiane war eine gewandte, erfahrene und erfinderische Sklavin, die bei den schwierigsten Angelegenheiten zu gebrauchen war, und Ali Baba kannte sie als eine solche. Als er daher in den Hof eingetreten war und das Holz nebst den beiden Päckchen von den Eseln abgeladen hatte, nahm er Morgiane beiseite und sagte zu ihr: „Morgiane, das erste, was ich von dir verlange, ist eine unverbrüchliche Verschwiegenheit, du wirst bald sehen, wie viel deiner Gebieterin und mir daran liegen muß. In diesen zwei Ballen ist die Leiche deines Herrn enthalten; es kommt nun darauf an, sie zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre. Laß mich zuvörderst mit deiner Gebieterin reden, und sei aufmerksam auf das, was ich dir sagen werde."

Morgiane meldete es ihrer Gebieterin und Ali Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, ward eingelassen.

„Nun, Schwager," fragte ihn die Schwägerin voll Ungeduld, „was für Nachricht bringt Ihr mir von meinem Manne? Auf Eurem Gesicht lese ich eben nichts Tröstliches."

„Schwägerin," antwortete Ali Baba, „ich kann Euch nichts sagen, bevor Ihr mir nicht versprochen habt, mich von Anfang bis zu Ende anzuhören, ohne den Mund aufzuthun. Bei dem, was vorgefallen ist, muß Euch ebensosehr als mir daran liegen, um Eurer Ruhe und um Eures Wohles willen die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten."

„Ach," rief die Schwägerin halblaut aus, „diese Einleitung giebt mir zu erkennen, daß mein Mann nicht mehr am Leben ist; doch zugleich sehe ich auch die Notwendigkeit jener Verschwiegenheit ein, die Ihr von mir fordert. Ich muß mir denn also freilich Gewalt anthun; sprecht, ich werde hören."

Ali Baba erzählte seiner Schwägerin den ganzen Erfolg seiner Reise bis zu seiner Heimkehr mit der Leiche Kassims.

„Schwägerin," fügte er zuletzt hinzu, „Ihr habt nun also freilich hier großen Anlaß zur Betrübnis, und zwar um so mehr, je weniger Ihr es erwartet hattet. Diesem Unglück läßt sich nun nicht mehr abhelfen, doch, wenn irgend etwas Euch zu trösten imstande ist, so mache ich Euch den Antrag, durch eine Verheiratung mit mir das wenige Vermögen, das mir Gott beschert hat, mit dem Eurigen zu verbinden, wobei ich Euch die Versicherung gebe, daß meine Frau darüber gar nicht eifersüchtig sein wird und daß Ihr euch recht gut miteinander vertragen werdet. Gefällt Euch mein Vorschlag, so müssen wir vor allen Dingen darauf denken, so zu thun, als wäre mein Bruder eines natürlichen Todes gestorben — eine Sache, worin Ihr Euch, wie ich denke, auf Eure Sklavin Morgiane und mich verlassen könnt."

Welchen besseren Entschluß konnte Kassims Witwe fassen, als der war, den Ali Baba ihr vorschlug? Neben dem Vermögen, welches ihr durch den Tod ihres ersten Mannes zufiel, bekam sie einen zweiten Mann, der reicher war und noch reicher werden konnte. Sie lehnte also den Antrag gar nicht ab, sondern betrachtete ihn im Gegenteil als einen sehr vernünftigen Trostgrund. Indem sie ihre Thränen abtrocknete, welche bereits reichlich zu fließen begonnen hatten, und indem sie jenem durchdringenden Klagegeschrei, welches Frauen bei dem Verlust ihrer Männer zu erheben pflegen, Einhalt that, bewies sie dem Ali Baba hinlänglich, daß sie sein Anerbieten annähme.

In dieser Stimmung verließ Ali Baba die Witwe Kassims

und nachdem er Morgiane anempfohlen, ihre Rolle gut zu spielen, kehrte er mit seinem Esel nach Hause zurück.

Morgiane ging in demselben Augenblick ebenfalls fort und zu einem benachbarten Apotheker. Sie klopft an den Laden desselben, man öffnet, sie verlangt eine gewisse Art von Arzneitäfelchen, die in gefährlichen Krankheiten sehr heilsam sind. Der Apotheker giebt ihr einige für das Geld, welches sie ihm hingelegt hatte, und fragt sie, wer denn im Hause ihres Herrn krank sei.

„Ach," erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer, „es ist Kassim selber, mein guter Herr! Man kann aus seiner Krankheit nicht klug werden: er spricht nicht und mag nichts essen."

Mit diesen Worten nimmt sie die Arzneitäfelchen fort, von denen freilich Kassim keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Den folgenden Tag kommt Morgiane wieder zu demselben Apotheker und fordert mit Thränen in den Augen eine Essenz, die man Kranken nur in der äußersten Lebensgefahr einzugeben pflegt.

„Ach," sagt sie voll tiefer Betrübnis, als sie dieselbe aus den Händen des Apothekers empfängt, „ich fürchte sehr, daß dieses Mittel ebensowenig anschlagen wird als die Arzneitäfelchen! Ach, was für einen guten Herrn verliere ich!"

Als man nun auch noch von der anderen Seite den Ali Baba und seine Frau den ganzen Tag mit betrübtem Gesicht zu Kassims Hause hin und her laufen sah, so wunderte man sich um so weniger, als man des Abends das Jammergeschrei von Kassims Frau und besonders von Morgiane hörte, welches verkündigte, daß Kassim gestorben sei.

Den nächstfolgenden Tag sehr früh, als kaum der Morgen angebrochen, ging Morgiane, welche wußte, daß auf dem Platze da ein alter ehrlicher Schuhflicker zu finden sei, der alle Morgen seinen Laden zuerst und lange vor den anderen öffnete, aus dem Hause und suchte ihn auf. Bei dem ersten Gruß und der ersten Anrede drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand.

Der Schuhflicker, der in der ganzen Stadt unter dem Namen Baba Mustafa bekannt war und der zugleich von sehr fröhlicher Gemütsart und voll lustiger Einfälle war, sah das Stück an, und da er bemerkte, es sei Gold, so sagte er: „Ein schönes Handgeld! Was steht zu Befehl? Ich bin bereit, alles zu thun."

„Baba Mustafa," sagte Morgiane zu ihm, „nehmet alles Handwerkszeug, das zum Flicken nötig ist, mit Euch und kommt eilig mit mir; doch unter der Bedingung, daß ich Euch, wenn wir an dem und dem Orte sein werden, die Augen verbinden darf."

Bei diesen Worten stellte sich Baba Mustafa etwas schwierig.

„Ach," sagte er; „da soll ich Euch etwas thun, was wider Gewissen und Ehre ist!"

„Gott behüte," erwiderte Morgiane, indem sie ihm ein zweites Goldstück in die Hand drückte, „ich fordere nichts von Euch, was Ihr nicht in allen Ehren thun könntet. Kommt nur und fürchtet nichts."

Baba Mustafa ließ sich führen, und Morgiane, nachdem sie ihm an der bezeichneten Stelle ein Schnupftuch vor die Augen gebunden, führte ihn in das Haus ihres verstorbenen Herrn und nahm ihm das Schnupftuch erst in dem Zimmer ab, wo sie die Leiche aus den vier Stücken zusammengesetzt hatte. Als sie ihm das Schnupftuch abgenommen, sagte sie zu ihm: „Baba Mustafa, ich habe Euch hierher geführt, damit Ihr diese vier Stücke hier aneinander nähen sollt. Verliert keine Zeit, und wenn Ihr fertig seid, so werde ich Euch noch ein Goldstück geben."

Als Baba Mustafa fertig war, verband ihm Morgiane in demselben Zimmer wieder die Augen, und nachdem sie ihm das dritte Goldstück, das sie ihm versprochen, gegeben und ihm Verschwiegenheit anempfohlen hatte, führte sie ihn bis zu dem Orte zurück, wo sie ihm beim Herführen die Augen verbunden hatte, und von da ließ sie ihn, nachdem sie ihm das Schnupftuch wieder abgenommen, nach Hause zurückkehren, indem sie, soweit sie nur konnte, ihn mit den Augen verfolgte, um ihm die Neugier zu vertreiben, daß er nicht etwa hinter ihr herkommen und sie selber beobachten möchte.

Morgiane hatte heißes Wasser bereiten lassen, um Kassims Leiche zu waschen. So konnte denn Ali Baba, der soeben hereintrat, ihn waschen, mit Weihrauch durchräuchern und mit den gewöhnlichen Ceremonien ins Leichengewand hüllen. Zugleich brachte der Tischler den Sarg, den Ali Baba bereits bestellt hatte.

Damit der Tischler nichts merken möchte, nahm Morgiane den Sarg an der Thür in Empfang, und nachdem sie ihn bezahlt und den Tischler weggeschickt hatte, legte sie mit Ali Babas Bei-

hilfe die Leiche hinein. Sobald Ali Baba den Deckel darauf genagelt hatte, ging sie nach der Moschee und meldete, daß alles zur Beerdigung bereit sei. Die Leute der Moschee, die zum Waschen der Leichen bestimmt sind, boten ihre Dienste zu diesem Geschäft an; doch sie sagte ihnen, daß es schon geschehen sei.

Als Morgiane kaum zurück war, kam auch schon der Imam mit den übrigen Dienern der Moschee. Vier Nachbarn nahmen den Sarg auf ihre Schultern, und trugen ihn, hinter dem vorangehenden Imam, welcher fortwährend Gebete hersagte, dem Begräbnisplatze zu. Morgiane, als die Sklavin des Verstorbenen, folgte unter Thränen und mit entblößtem Haupte, während sie ein klägliches Geschrei erhob, sich heftig an die Brust schlug und sich die Haare ausraufte. Hinter ihr ging Ali Baba, begleitet von den Nachbarn, welche von Zeit zu Zeit und nach der Reihe die anderen Nachbarn, welche den Sarg trugen, ablösten, bis man allmählich den Begräbnisplatz erreicht hatte.

Was Kassims Frau betrifft, war diese zu Hause geblieben, um ihrer Betrübnis nachzuhängen und laut zu jammern, im Verein mit den Frauen der Nachbarschaft, die der bestehenden Sitte zufolge während der Begräbnisfeierlichkeit herbeigeeilt waren, um ihre Wehklagen, mit denen der Witwe vereinigend, das ganze Stadtviertel weit umher mit Trauer erfüllten.

Auf diese Art wurde Kassims trauriges Ende von Ali Baba, dessen Frau, Kassims Witwe und Morgiane verhehlt und verheimlicht, und zwar mit einer solchen Behutsamkeit, daß kein Mensch in der Stadt darüber etwas argwöhnte, geschweige denn etwas erfuhr.

Drei oder vier Tage nach der Beerdigung Kassims schaffte Ali Baba das wenige Gerät, das er besaß, nebst dem Golde, was er aus der Schatzhöhle der Räuber genommen, bei Nacht in das Haus der Witwe seines Bruders, um fortan da zu wohnen, wodurch er zugleich seine Verheiratung mit seiner Schwägerin zur öffentlichen Kunde brachte. Da diese Art von Heiraten in unserer Religion nicht ungewöhnlich sind, so wunderte sich auch niemand weiter darüber.

Was den Laden Kassims betrifft, so hatte Ali Baba einen Sohn, der seit einiger Zeit seine Lehrjahre bei einem anderen großen Kaufmann vollendet hatte, der ihm stets das beste Zeugnis wegen seiner Aufführung gegeben, — diesem

übergab er nun den Laden mit dem Versprechen, daß, wenn er sich fortwährend gut aufführte, er ihn mit der Zeit seinem Stande gemäß vorteilhaft verheirathen würde.

Wir wollen nun Ali Baba seines neu beginnenden Glückes genießen lassen und von den vierzig Räubern reden. Diese kehrten nach der bestimmten Frist in ihren waldigen Schlupfwinkel zurück; doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Leiche Kassims nicht mehr fanden, und ihr Erstaunen stieg, als sie die Verminderung ihrer Goldschätze bemerkten.

„Wir sind entdeckt und verloren, wenn wir uns hier nicht sehr in acht nehmen. Und wenn wir nicht schnell Maßregeln dagegen zu ergreifen suchen, so werden wir allmählich viel von jenen Reichtümern verlieren, welche von unseren Vorfahren und von uns selber mit so vieler Mühe und Beschwerde gesammelt wurden. Alles, was wir aus dem Schaden, der uns angerichtet worden, entnehmen können, ist, daß der Dieb, den wir ertappten, das Geheimnis die Thür zu öffnen, gewußt hat, und daß wir glücklicherweise in dem Augenblick dazu kamen, als er wieder herauszugehen im Begriff war. Aber er war es nicht allein, sondern noch ein anderer muß ebenfalls darum wissen. Die Fortschaffung seiner Leiche und die Verminderung unseres Schatzes sind die augenscheinlichsten Beweise davon. Und da es nun den Anschein hat, daß mehr als zwei Personen um das Geheimnis wüßten, so müssen wir, nachdem wir den ersten umgebracht, auch noch den anderen ebenfalls aus dem Wege räumen. Was sagt ihr dazu, brave Leute, seid ihr nicht derselben Meinung?"

Der Vorschlag des Hauptmanns ward von der ganzen Bande so vernünftig gefunden, daß sie ihn alle billigten und darüber eins wurden, man müsse vorderhand jede andere Unternehmung beiseite setzen, um sich bloß mit dieser beschäftigen zu können, und nicht eher davon abgehen, bis man den Zweck erreicht habe.

„Ich erwartete in der That nichts Geringeres von eurem Mut und eurer Tapferkeit," fuhr der Hauptmann jetzt fort, „doch vor allen Dingen muß einer von euch, der kühn, gewandt und unternehmend ist, ohne Waffen und in der Tracht eines Reisenden und Fremden nach der Stadt gehen und seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um auszumitteln, ob man da nicht von dem seltsamen Tode dessen spricht, den wir verdienterweise umgebracht haben, ferner, wer er gewesen sei und in welchem Hause er gewohnt habe. Dies zu wissen, ist uns

vor allen Dingen von Wichtigkeit, damit wir nichts thun, das wir jemals zu bereuen Ursache hätten, oder uns wohl gar in einem Lande verraten, worin wir seit so langer Zeit ungekannt gewesen, und es auch noch fernerhin um unseres eigenen Interesses willen zu bleiben suchen müssen. Indes um denjenigen von euch, der sich zu dieser Sendung erbieten wird, anzufeuern und zu verhindern, daß er uns nicht etwa täuscht, und uns statt eines wahrhaften Berichtes einen falschen, der unser aller Verderben nach sich ziehen könnte, abstattet, so frage ich euch, ob ihr es nicht für angemessen haltet, daß er sich in diesem Falle der Todesstrafe unterwerfe."

Ohne erst das Abstimmen der übrigen abzuwarten, sagte einer von den Räubern: „Ich unterwerfe mich dieser Bedingung und setze eine Ehre darein, durch Übernahme dieser Sendung mein Leben aufs Spiel zu setzen. Wenn es mir nicht gelingen sollte, so werdet ihr wenigstens glauben, daß ich es weder an gutem Willen noch an Mut für das gemeinsame Beste unseres Vereins habe mangeln lassen."

Dieser Räuber, nachdem er die größten Lobsprüche von dem Hauptmann und seinen Spießgesellen erhalten hatte, verkleidete sich so, daß ihn niemand dafür halten konnte, was er wirklich war. Bei seinem Abgange brach er des Nachts auf, und nahm seine Maßregeln so gut, daß er gerade um die Zeit, wo der Tag zu grauen anfängt, in der Stadt ankam. Er ging vor bis auf den großen Platz, wo er nur einen einzigen Laden offen sah, nämlich den des Baba Mustafa.

Baba Mustafa saß auf seinem Sessel, den Schusterriemen in der Hand, und bereit, in seinem Gewerbe zu arbeiten. Der Räuber redete ihn an, indem er ihm einen guten Morgen bot, und da er sein hohes Alter bemerkte, fügte er hinzu: „Guter Alter, Ihr fangt sehr früh an zu arbeiten; es ist nicht möglich, daß Ihr zu Eurer Arbeit bei Euren Jahren noch klar sehen könnt, und wenn es auch noch heller wäre, so zweifle ich dennoch, daß Eure Augen zum Flicken noch scharf genug sind."

„Wer Ihr auch immer sein möget," erwiderte Baba Mustafa, „Ihr müßt mich wahrscheinlich nicht kennen. So alt ich auch schon bin, so habe ich doch noch sehr gute Augen, und Ihr werdet daran nicht mehr zweifeln, wenn ich Euch sage, daß ich vor noch nicht gar langer Zeit einen Toten an einem Orte zusammengeflickt habe, wo es um nichts heller war, als es jetzt hier ist."

Der Räuber freute sich außerordentlich, daß er sich bei seiner Ankunft an einen Mann gewendet hatte, der ihm gleich von vornherein und ohne darum befragt zu sein, von selber darüber Auskunft gab, um dessentwillen er eigentlich hergekommen war.

„Einen Toten?" fragte er ganz verwundert; und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: „Wozu denn einen Toten zusammenflicken? Ihr habt offenbar sagen wollen, das Leichentuch, worin er eingehüllt war."

„Nein, nein!" erwiderte Baba Mustafa; „ich weiß recht gut, was ich habe sagen wollen. Ihr möchtet mich gern aushorchen, aber Ihr sollt nichts weiter erfahren."

Der Räuber bedurfte keiner Aufklärung weiter, um überzeugt zu sein, daß er denjenigen entdeckt habe, um dessentwillen er abgesandt war. Er zog daher ein Goldstück heraus, drückte es dem Baba Mustafa in die Hand, und sagte zu ihm:

„Ich bin gar nicht willens, in Euer Geheimnis einzudringen, obwohl ich Euch versichern kann, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, wenn Ihr mir es auch anvertrautet. Das einzige, um was ich Euch bitte, ist, daß Ihr so gefällig sein möget, mir das Haus zu bezeichnen, oder wohl selber mich bis dahin zu begleiten, wo Ihr die Leiche zusammengenäht habt."

„Wenn ich auch Lust hätte, Euch dieses Verlangen zu erfüllen," erwiderte Baba Mustafa, indem er Miene machte, ihm das Goldstück wieder zurückzugeben, „so versichere ich Euch gleichwohl, daß ich es nicht imstande sein würde; Ihr könnt mir es auf mein Wort glauben. Der Grund davon ist der, daß man mich bis an einen gewissen Ort führte, mir da die Augen verband, mich sodann bis in das Haus hineingeleitete, und mich von da, nach Vollendung meines Geschäfts, auf dieselbe Weise bis an denselben Ort wieder zurückführte. Ihr seht also, wie unmöglich es mir ist, Euch diesen Dienst zu erzeigen."

„Zum wenigsten," begann der Räuber von neuem, „müßt Ihr Euch doch ungefähr des Weges erinnern, den man Euch mit verbundenen Augen geführt hat. Kommt daher, ich bitte Euch, mit mir; ich werde Euch an derselben Stelle die Augen verbinden, und wir wollen dann miteinander denselben Weg und dieselben Kreuz- und Querwege gehen, die Ihr Euch damals gegangen zu sein erinnert; und da jede Mühe ihres Lohnes wert ist, so habt Ihr hier noch ein zweites Goldstück.

Kommt nun, und erzeigt mir den Gefallen, um welchen ich Euch bitte." Mit diesen Worten drückte er ihm abermals ein Goldstück in die Hand.

Die beiden Goldstücke reizten Baba Mustafa. Er betrachtete sie eine Zeitlang stillschweigend in seiner Hand, gleichsam als überlegte er, was er thun solle. Endlich zog er seinen Geldbeutel aus dem Busen, steckte sie hinein und sagte dann zu dem Räuber: „Ich kann Euch nicht dafür stehen, daß ich mich noch ganz genau auf den Weg erinnere, den man mich damals führte; doch, weil Ihr es einmal so wollt, wohlan, so werde ich mein Möglichstes thun, um mich darauf zu besinnen."

Baba Mustafa machte sich nun zum großen Vergnügen des Räubers auf, und ohne seinen Laden zu verschließen, worin er nichts Bedeutendes zu verlieren hatte, führte er den Räuber bis zu dem Orte hin, wo ihm Morgiane die Augen verbunden. Als sie auf der Selle angekommen waren, sagte Baba Mustafa: „Hier war es, wo man mir die Augen verband, und ich war gerade mit dem Gesicht nach der Seite hingekehrt wie jetzt." Der Räuber, der sein Schnupftuch schon in Bereitschaft hielt, befestigte es ihm vor den Augen und ging dann neben ihm her, teils ihn führend, teils sich von ihm führen lassend, bis er endlich stehen blieb.

„Mich dünkt," sagte nun Baba Mustafa, „daß ich nicht weiter damals gekommen bin." Und wirklich befand er sich vor Kassims Hause, worin jetzt Ali Baba wohnte. Der Räuber machte, bevor er ihm das Schnupftuch abnahm, schnell ein Zeichen mit Kreide an die Hausthür; sodann nahm er ihm das Tuch ab und fragte ihn, ob er wisse, wem dies Haus gehöre. Baba Mustafa antwortete, er gehöre nicht in dieses Viertel, und so könne er ihm auch nichts darüber sagen.

Da der Räuber sah, er könne von Baba Mustafa nichts weiter herausbringen, so dankte er ihm für seine Bemühung, und nachdem er ihn verlassen und in seinen Laden hatte zurückkehren lassen, nahm er wieder seinen Weg nach dem Walde zurück, in der Überzeugung, daß er da gut aufgenommen werden würde.

Kurze Zeit nachher, als der Räuber und Baba Mustafa sich getrennt hatten, kam Morgiane wegen irgend einer Verrichtung aus dem Hause Ali Babas heraus, und als sie wieder dahin zurückkehrte, bemerkte sie das Zeichen, welches der Räuber an

die Thür gemacht hatte. Sie blieb stehen und betrachtete es aufmerksam.

„Was soll dies Zeichen bedeuten?“ sprach sie bei sich selbst. „Will jemand meinem Herrn ein Leids zufügen oder hat man es bloß zum Scherz gemacht? Indes aus welcher Absicht man es auch immer gemacht haben mag,“ fuhr sie fort, „es ist gut, sich für jeden Fall sicher zu stellen.“

Sie nahm nun sogleich Kreide, und da die zwei oder drei vorhergehenden und dahinter folgenden Thüren fast ganz ebenso aussahen, so bezeichnete sie dieselben an eben der Stelle, und ging sodann in das Haus hinein, ohne weder ihrem Herrn noch ihrer Gebieterin das mindeste davon zu sagen.

Der Räuber setzte unterdes seinen Weg nach dem Walde fort, und kam sehr zeitig wieder bei der übrigen Gesellschaft an. Bei seiner Ankunft stattete er von dem glücklichen Erfolg seiner Sendung Bericht ab, indem er über die Maßen das Glück pries, welches er gehabt habe, daß er gleich anfangs den Mann gefunden, von dem er die Thatsache erfahren, nach welcher er sich hatte erkundigen sollen. Man hörte ihn mit Vergnügen an. Sodann nahm der Hauptmann das Wort, lobte seinen Eifer und sagte hierauf, zu der ganzen Bande sich wendend: „Kameraden, wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren; laßt uns bewaffnet aufbrechen, doch ohne daß man es uns anmerkt; und wenn wir dann einzeln einer nach dem anderen, um keinen Verdacht zu erwecken, in die Stadt eingedrungen sind, so möget ihr von den verschiedenen Seiten her auf dem großen Platze zusammentreffen, während ich mit unserem Kameraden, der uns soeben diese gute Nachricht gebracht hat, das Haus auszukundschaften suche, um danach die für uns zweckmäßigsten Maßregeln nehmen zu können.“

Die Rede des Hauptmanns ward mit lautem Beifall aufgenommen, und sie waren bald reisefertig. Sie zogen nun zu zweien und dreien von dannen, und da sie sich immer in gehörigen Entfernungen voneinander hielten, so gelangten sie, ohne Verdacht zu erregen, in die Stadt. Der Hauptmann und der, welcher erst diesen Morgen zurückgekehrt war, trafen zuletzt daselbst ein. Dieser führte den Hauptmann in die Straße, wo er das Haus Ali Babas mit Kreide bezeichnet hatte, und als er an der einen Hausthür war, welche von Morgiane weiß bezeichnet war, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte, dies sei die rechte. Doch als sie ihren Weg, um sich nicht verdächtig zu machen, ohne Aufenthalt

fortsetzten, und der Hauptmann bemerkte, daß die folgende Thür mit demselben Merkzeichen, und zwar an eben derselben Stelle, versehen war, machte er seinen Führer darauf aufmerksam und fragte ihn: ob es dies oder das vorige wäre? Der Führer wurde verwirrt, und wußte gar nicht zu antworten, besonders als er nebst dem Hauptmann sah, daß die vier oder fünf folgenden Thüren dasselbe Zeichen hatten. Er versicherte dem Hauptmann mit einem Schwure, daß er bloß eine einzige bezeichnet habe. „Ich weiß nicht," fuhr er fort, „wer die übrigen auf eine so ähnliche Weise bezeichnet haben mag; doch in dieser Verwirrung muß ich gestehen, daß ich dasjenige, welches ich bezeichnet habe, nicht mehr herausfinden kann."

Der Hauptmann, der seinen Plan vereitelt sah, begab sich nach dem großen Platze, wo er seinen Leuten durch den ersten besten, der ihm begegnete, sagen ließ, daß diesmal ihre Mühe vergebens und ihre ganze Reise fruchtlos unternommen worden sei, und daß jetzt kein anderer Entschluß zu fassen sei, als der, den Rückweg nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsorte anzutreten. Er selbst ging ihnen mit diesem Beispiel voran, und sie folgten ihm alle in derselben Ordnung, in welcher sie gekommen waren.

Als die Bande sich im Walde wieder versammelt hatte, setzte ihnen der Hauptmann die Gründe auseinander, um derentwillen er sie wieder hatte zurückkehren lassen. Sogleich wurde der Führer des Todes schuldig erklärt, und zwar einstimmig. Er selber erklärte sich für schuldig, indem er anerkannte, daß er hätte bessere Vorsichtsmaßregeln nehmen sollen, und somit reichte er gefaßt demjenigen seinen Hals dar, der ihm den Kopf vom Rumpfe trennen sollte.

Da um der Erhaltung der ganzen Bande willen sehr viel daran lag, daß der Streich, welcher ihr soeben gespielt worden war, nicht ungerächt bliebe, so trat ein anderer Räuber auf welcher versprach, daß es ihm besser gelingen würde als dem vorigen, und sich die Übertragung dieses Geschäfts als einen Vorzug ausbat. Die Sache wird genehmigt. Er macht sich nun auf, besticht den Baba Mustafa, so wie es der erste gethan, und Baba Mustafa führt ihn mit verbundenen Augen wiederum vor Ali Babas Haus. Er bezeichnete sofort dasselbe an einer minder bemerkbaren Stelle mit Rot, in der Meinung, er werde es dadurch um so sicherer von den weißbezeichneten unterscheiden können.

Doch bald darauf trat Morgiane aus dem Hause, ganz so wie den vorigen Tag, und bei ihrer Nachhausekunft entging das rote Merkzeichen ihren scharfsehenden Augen nicht. Sie stellte dieselben Betrachtungen an wie früher, und unterließ nicht, dasselbe Zeichen mit Rötel an die benachbarten Thüren, und zwar an dieselbe Stelle hin zu machen.

Der Räuber unterließ nicht, bei seiner Rückkehr in den Wald seine genommene Maßregel vor der ganzen Bande als eine untrügliche auszugeben, sodaß man das bezeichnete Haus jetzt gar nicht mehr verfehlen könne. Der Hauptmann und seine Leute glaubten mit ihm, daß die Sache nun durchaus gelingen müsse. Sie begaben sich daher in derselben Ordnung und mit derselben Sorgfalt wie früher, auch ganz ebenso bewaffnet, in die Stadt, um den Streich, den sie vorhatten, auszuführen, und der Hauptmann nebst dem Räuber ging gleich bei seiner Ankunft in die Straße Ali Babas, fand aber dieselbe Schwierigkeit wie das erste Mal. Der Hauptmann ward darüber erzürnt und der Räuber geriet in dieselbe Bestürzung wie derjenige, welcher zuvor denselben Auftrag gehabt.

So war denn der Hauptmann gezwungen, sich noch denselben Tag mit seinen Leuten zurückzuziehen, und zwar ebensowenig befriedigt als den vorigen Tag. Der Räuber unterzog sich, als Urheber dieses Mißgriffs, auf gleiche Weise der Strafe, welcher er sich freiwillig unterworfen hatte.

Der Hauptmann, welcher seine Bande um zwei brave Leute vermindert sah, fürchtete eine noch größere Verminderung, wenn er fortführe, bei Erkundigung nach Ali Babas Hause sich auf andere zu verlassen. Ihr Beispiel belehrte ihn, daß sie mehr zu kühnen Gewaltstreichen geeignet wären, als zu solchen Dingen, wo Kopf nötig. Er übernahm daher die Sache selber, ging nach der Stadt, und geleitet von Baba Mustafa, der ihm denselben Dienst leistete, wie den beiden vorigen Abgeordneten seiner Bande, gab er sich nicht erst damit ab, irgend ein Merkzeichen an Ali Babas Haus zu machen, sondern er besichtigte es genau, indem er es nicht bloß aufmerksam betrachtete, sondern auch verschiedenemal vorüberging, daß er es durchaus nicht mehr verfehlen konnte.

Der Räuberhauptmann kehrte nun, zufrieden mit seiner Reise und von allem, was er nur wünschte, unterrichtet, nach dem Walde zurück, und als er nun in die Felsenhöhle, wo die Räubertruppe ihn erwartete, eingetreten war, sprach er zu ihnen: „Kameraden, jetzt kann uns nichts mehr hindern, volle

Rache für den Schaden zu nehmen, der uns zugefügt worden ist; denn ich kenne nun mit Gewißheit das Haus des Strafbaren, auf den die Rache fallen muß. Unterwegs habe ich auf Mittel und Wege gedacht, dieselbe so geschickt zu vollziehen, daß niemand von unserem Zufluchtsorte, noch weniger von unserem Schatze Kunde erhält; denn dies ist das Ziel, das wir bei unserer Unternehmung im Auge behalten müssen, sonst könnte sie, anstatt zu nützen, sehr verderblich werden. Um dieses Ziel zu erreichen," fuhr der Hauptmann fort, „habe ich mir folgendes ausgesonnen. Wenn ich es euch werde auseinandergesetzt haben, und irgend einem von euch fällt ein noch besseres Auskunftsmittel ein, so mag er es uns mitteilen."

Nun erklärte er ihnen, wie er sich dabei zu benehmen gedenke, und als sie ihm alle ihren Beifall zu erkennen gegeben hatten, trug er ihnen auf, sich in die umliegenden Dörfer, Flecken und Städte zu verteilen, neunzehn Maulesel zu kaufen und achtunddreißig große Lederschläuche, um Öl darin fortzuschaffen, und zwar den einen voll, die anderen aber leer.

Binnen zwei bis drei Tagen hatten die Räuber alles beisammen. Da die leeren Schläuche an der Mündung für seinen Zweck etwas zu eng waren, so ließ der Hauptmann sie ein wenig weiter machen, und nachdem er in jeden Schlauch einen seiner Leute mit den nötigen Waffen hatte hineinkriechen lassen, und um des freien Athemholens willen bloß einen aufgetrennten Ritz offengelassen hatte, verschloß er sie so, daß es aussah, als wäre Öl darinnen, und um die Täuschung noch größer zu machen, befeuchtete er sie auswendig mit Öl, welches er aus dem vollen Schlauche nahm.

Nachdem die Sachen alle angeordnet und die siebenunddreißig Räuber, jeder in einem Schlauche steckend, nebst dem vollen Ölschlauche auf die Maulesel geladen worden waren, nahm der Hauptmann, als Führer derselben, um die festgesetzte Stunde seinen Weg nach der Stadt, und kam in der Abenddämmerung, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, wie er es sich vorgenommen hatte, daselbst an. Kaum war er angelangt, so ging er geradeswegs nach dem Hause Ali Babas in der Absicht, da anzuklopfen und sich da von der Gefälligkeit des Hausherrn ein Nachtlager für sich und seine Maulesel auszubitten. Er durfte nicht erst anklopfen, sondern fand Ali Baba schon an der Thür, der nach dem Abendessen die Abendkühlung genoß. Er ließ sogleich seine Maulesel halten, wendete

sich an Ali Baba und sagte zu ihm: „Herr, ich bringe das Oel, welches Ihr hier sehet, sehr weit her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, und weiß bei dieser späten Abendstunde nicht, wo ich ein Unterkommen finden soll. Wenn es Euch nicht etwa unbequem ist, so erzeigt mir die Gefälligkeit, mich für diese Nacht in Eurem Hause aufzunehmen; ich werde Euch dafür vielen Dank wissen."

Obwohl Ali Baba den Mann, der jetzt mit ihm sprach, bereits im Walde gesehen und sogar reden gehört hatte, so konnte er ihn doch unter dieser Verkleidung eines Ölhändlers unmöglich als den Hauptmann jener vierzig Räuber wiedererkennen.

„Seid schön willkommen," sagte er zu ihm, „tretet herein." Und mit diesen Worten machte er Platz, daß er mit seinen Mauleseln hineingehen konnte. Zugleich rief Ali Baba seinen Sklaven und befahl ihm, sobald die Maulesel abgepackt sein würden, sie nicht bloß unter Dach und Fach zu bringen, sondern ihnen auch noch Heu und Gerste zu reichen. Auch nahm er sich die Mühe, selbst in die Küche zu gehen und Morgiane zu befehlen, sie möge nur schnell für den neuangekommenen Gast ein gutes Abendbrot bereiten, und in einem Zimmer ein Bett für ihn aufschlagen.

Ali Baba that noch mehr, um seinen Gast aufs beste aufzunehmen. Als er nämlich sah, daß der Räuberhauptmann seine Maulesel abgepackt habe, daß diese ferner, wie er es befohlen, in den Stall geführt worden seien und daß er einen Ort suche, um die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, so ging er hin und faßte ihn bei der Hand, um ihn in den Saal hereinzuführen, in welchem er seine Besuche zu empfangen pflegte, indem er ihm sagte, daß er es nicht zugeben würde, daß er im Hofe übernachte. Der Räuberhauptmann machte indes die größten Entschuldigungen, dem Vorgeben nach, weil er nicht gern zur Last fallen wollte, in der That aber, um in Ausführung dessen, was er im Schilde führte, freieres Spiel zu haben, und gab erst auf die inständigsten Bitten dem höflichen Andringen Ali Babas nach.

Ali Baba begnügte sich nicht, dem, der ihm nach dem Leben trachtete, so lange Gesellschaft zu leisten, bis Morgiane ihm das Abendessen auftrug, sondern unterhielt sich auch noch fortwährend mit ihm über allerlei Dinge, von denen er glaubte, daß sie ihm Vergnügen machen könnten, und verließ ihn nicht eher, als bis er die Mahlzeit, womit er ihn bewirtete, verzehrt hatte.

„Ich überlasse dir nun die freie Wahl," fuhr er fort, „du darfst alles das, was du etwa verlangst, bloß sagen, in meinem ganzen Hause steht dir alles zu Diensten."

Der Räuberhauptmann stand mit Ali Baba zugleich auf und begleitete ihn bis an die Thür. Während nun Ali Baba in die Küche ging, um mit Morgiane zu reden, ging jener in den Hof, unter dem Vorwande, er wolle in den Stall sehen, ob es seinen Mauleseln an etwas fehle.

Nachdem Ali Baba von neuem Morgiane anempfohlen, für seinen Gast aufs beste zu sorgen und es ihm an nichts fehlen zu lassen, fügte er hinzu: „Morgiane, ich will dir zugleich noch sagen, daß ich morgen früh vor Tage ins Bad gehen will. Sorge daher, daß meine Badewäsche in Bereitschaft sei, übergieb sie an Abdallah — so hieß nämlich sein Sklave — und mache mir eine gute Fleischbrühe zurecht, damit ich sie bei meiner Rückkehr zu mir nehmen kann."

Nachdem er ihr diese Befehle gegeben hatte, ging er zu Bette.

Der Räuberhauptmann indes gab beim Herausgehen aus dem Stalle seinen Leuten Befehl, was sie thun sollten. Vom ersten Schlauche an bis zum letzten sagte er zu einem jeden: „Wenn ich aus meinem Schlafgemach kleine Steinchen herabwerfen werde, so unterlasset nicht, mit dem Messer, das ihr bei euch habt, den Schlauch von oben bis unten aufzuschneiden und aus der Öffnung herauszukriechen; ich werde dann schon bald bei euch sein."

Das Messer, wovon er sprach, war für diesen Zweck eigens dazu gespitzt und geschliffen.

Nachdem dies geschehen war, kehrte er zurück, und sobald er an der Küchenthür sich zeigte, nahm Morgiane ein Licht und führte ihn nach dem Zimmer, das für ihn eingerichtet war, worin sie ihn dann allein ließ, nachdem sie ihn gefragt hatte, ob er noch etwas bedürfe. Um keinen Argwohn zu erregen, löschte er bald darauf das Licht aus, und legte sich ganz angekleidet nieder, um gleich nach dem ersten Schlafe wieder aufstehen zu können.

Morgiane vergaß nicht Ali Babas Befehle. Sie legte seine Badewäsche zurecht, übergab sie an Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war, und setzte den Topf zu der Fleischbrühe ans Feuer. Während sie nun den Topf abschäumte, löschte plötzlich die Lampe aus. Es war gerade kein Oel mehr im Hause, auch waren zufällig keine Lichtkerzen vorrätig.

Was war nun hier zu thun? Sie mußte durchaus hell sehen, um den Topf abschäumen zu können. Sie entdeckte ihre Verlegenheit dem Abdallah.

„Da ist freilich guter Rat teuer!" erwiderte Abdallah, „doch geh nur und hole dir Öl aus einem jener Schläuche, die da im Hofe liegen."

Morgiane dankte dem Abdallah für diesen Rat, und während er sich neben Ali Babas Gemach legte, um ihn ins Bad begleiten zu können, nahm sie den Ölkrug und ging in den Hof. Als sie sich dem ersten besten Schlauche näherte, fragte der Räuber, welcher darin steckte, ganz leise: „Ist es Zeit?"

Obwohl der Räuber ganz leise gesprochen hatte, so wurde doch Morgiane über diese Stimme sehr stutzig, und zwar um so eher, da der Räuberhauptmann, sobald er seinen Mauleseln die Last abgeladen, nicht bloß diesen Schlauch, sondern auch alle übrigen geöffnet hatte, um seinen Leuten frische Luft zu verschaffen, die ohnehin darin eine sehr üble Lage hatten, obwohl sie freilich wohl etwas Atem holen konnten.

Jede andere Sklavin als Morgiane — obwohl sie freilich selber nicht wenig überrascht war, in einem Schlauche, woraus sie Öl holen wollte, einen Menschen anzutreffen, — hätte darüber einen Lärm angefangen, der viel Unheil hätte anrichten können. Doch Morgiane war über dergleichen hinweg. Sie bemerkte augenblicklich, wie viel hier darauf ankomme, die Sache geheim zu halten, ferner die dringende Gefahr, worin Ali Baba und seine Familie und sie selber schwebte, und die Notwendigkeit, so schnell als möglich und ohne viel Geräusch Maßregeln dagegen zu ergreifen, und ihr fähiger Kopf zeigte ihr bald die Mittel und Wege dazu. Sie besann sich also augenblicklich, und ohne irgend einen Schrecken blicken zu lassen, antwortete sie, als ob sie der Räuberhauptmann wäre, auf die Frage mit den Worten: „Noch nicht; aber bald!" Darauf näherte sie sich dem folgenden Schlauche. Dieselbe Frage erfolgte wieder, und so fort bis zum letzten, der voll Öl war, und auf jede Frage gab sie immer dieselbe Antwort.

Morgiane erfuhr dadurch, daß ihr Herr Ali Baba, anstatt, wie er glaubte, einen bloßen Ölhändler bei sich aufzunehmen, achtunddreißig Räuber nebst ihrem Hauptmann, dem verkleideten Kaufmann, in seinem Hause beherberge. Sie füllte also geschwind ihren Krug mit Öl, das sie aus dem

letzten Schlauche nahm. Darauf kehrte sie in die Küche zurück, wo sie zuerst Öl in die Lampe goß und sie wieder anzündete, und dann einen großen Kessel nahm, mit diesem in den Hof zurückging und ihn aus dem Schlauche ganz mit Öl füllte. Sodann trug sie ihn wieder zurück, setzte ihn über das Feuer, und legte Stammholz darunter, weil sie, je eher das Öl ins Sieden kam, desto eher auch ihren Entwurf für das gemeinsame Wohl des Hauses, der keinen Aufschub litt, auszuführen vermochte. Endlich war das Öl im Sieden. Sie nahm nun den Kessel, und goß in jeden Schlauch, vom ersten bis zum letzten, so viel siedendes Öl als hinreichend war, um sie zu ersticken und zu töten, welches denn auch wirklich der Fall war.

Nachdem Morgiane diesen Streich, der ihres Mutes würdig war, ebenso geräuschlos, als sie ihn entworfen, ausgeführt hatte, kehrte sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück und verschloß sie. Dann löschte sie das große Feuer aus, das sie angezündet hatte, und ließ bloß so viel übrig, als nötig war, um den Topf mit Fleischbrühe für Ali Baba zu kochen. Zuletzt blies sie auch die Lampe aus und verhielt sich ganz still, in der Absicht, nicht eher zu Bett zu gehen, als bis sie durch ein Küchenfenster, das nach dem Hause hinausging, so weit die Dunkelheit der Nacht es gestattete, beobachtet haben würde, was etwa vorgehen möchte.

Morgiane hatte noch nicht eine Viertelstunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte. Er steht auf öffnet das Fenster, sieht hinaus, und da er nirgends mehr Licht, sondern im Hause überall die tiefste Ruhe und Stille herrschen sieht, so giebt er das Zeichen, indem er kleine Steine hinunterwirft, von denen mehrere, wie er aus dem Schalle hören konnte, auf die ledernen Schläuche fielen. Er horcht, bemerkt und hört aber nichts, woraus er etwa schließen könnte, daß seine Leute sich in Bewegung setzten. Dies beunruhigt ihn, er wirft zum zweiten- und drittenmal kleine Steinchen hinunter; sie fallen auf die Schläuche, doch keiner von den Räubern giebt das geringste Lebenszeichen von sich. Da er den Grund davon nicht begreifen kann, so steigt er voll Unruhe, doch mit so wenig Geräusch als möglich, in den Hof hinunter, nähert sich dem ersten Schlauche, und als er eben den Räuber fragen will, ob er schlafe, nimmt er einen Geruch von heißem Öl und von Verbranntem wahr, der aus dem Schlauche emporsteigt, woraus er denn abnehmen kann, daß sein Plan, Ali

Baba umzubringen, das Haus desselben zu plündern, und das seiner Gesellschaft geraubte Gold womöglich wieder mit fortzunehmen, fehlgeschlagen sei. Von da geht er nun zum folgenden Schlauche und so fort bis zum letzten, und er findet durchaus, daß alle seine Leute dasselbe Loos getroffen hat. Die Verminderung des Öls in dem vollen Ölschlauche zeigte ihm übrigens, welcher Mittel und Wege man sich bedient hatte, um ihn des Beistandes, den er sich von ihnen versprochen, zu berauben. In der Verzweiflung über den mißlungenen Streich brach er durch die Thür, welche aus dem Hofe in den Garten Ali Babas führte, und so flüchtete er, indem er über die Zwischenmauern hinwegsprang, von einem Garten zum anderen.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und den Räuberhauptmann, nachdem sie eine Weile gewartet, nicht mehr wiederkommen sah, so zweifelte sie nicht mehr, welchen Entschluß er gefaßt haben möge, da die Hausthür doppelt verschlossen war. Zufrieden und erfreut, daß ihr die Rettung des ganzen Hauses so gut gelungen war, legte sie sich endlich zu Bett und schlief ein.

Ali Baba stand unterdes vor Tage auf und ging, von seinem Sklaven begleitet, ins Bad, ohne von der entsetzlichen Begebenheit, die während der Nacht in seinem Hause vorgefallen, das geringste zu wissen, weil Morgiane aus guten Gründen es nicht für angemessen erachtet hatte, ihn zu wecken, indem sie im Augenblick der Gefahr keine Zeit zu verlieren gehabt, und nach Abwendung derselben seine Ruhe zu stören für zwecklos gehalten hatte.

Als Ali Baba aus dem Bade in sein Zimmer zurückkam, war die Sonne bereits aufgegangen. Er wunderte sich, daß die Ölschläuche noch auf ihrer Stelle lagen, und daß der Kaufmann sie mit seinen Eseln noch nicht auf den Markt geführt hatte, und fragte deshalb Morgiane, die ihm die Thür öffnete und alles so stehen und liegen gelassen hatte, um ihm den vollständigen Anblick zu verschaffen und ihm um so mehr deutlich machen zu können, was sie für seine Lebensrettung gethan habe.

„Mein guter Herr!“ antwortete ihm Morgiane, „Gott erhalte Euch und Euer ganzes Haus! Ihr werdet das, was Ihr zu wissen wünschet, um so besser einsehen, wenn Ihr das, was ich Euch zeigen will, in Augenschein genommen haben werdet. Bemühet Euch jetzt nur mit mir zu kommen.“

Ali Baba folgte Morgiane. Sobald diese die Thür verschlossen hatte, führte sie ihn zum ersten Schlauche und sagte: „Da sehet einmal in diesen Schlauch hinein, und sehet zu, ob es Öl darin giebt!“

Ali Baba blickte hinein, und als er einen Mann in dem Schlauche gewahrte, fuhr er mit einem lauten Schrei erschrocken zurück.

„Fürchtet nichts,“ sagte Morgiane zu ihm, „der Mann, den Ihr da sehet, wird Euch nichts zuleide thun; er hat wohl manches gethan, doch jetzt ist er nicht mehr imstande, weder Euch noch irgend jemand etwas zu thun; er ist tot.“

„Morgiane,“ rief Ali Baba, „was soll das bedeuten, was du mir zeigst? Erkläre es mir.“

„Ich werde es Euch erklären,“ erwiderte Morgiane; „doch mäßiget Eure Verwunderung, und macht nicht die Neugier der Nachbarn auf einen Gegenstand rege, den Euer eigenes Interesse geheim zu halten erfordert. Doch besehet Euch zuvor die anderen Schläuche.“

Ali Baba sah in die anderen Schläuche nach der Reihe hinein, von dem ersten bis zum letzten, worin Öl war, das aber augenscheinlich vermindert war. Als er dies gethan hatte, blieb er starr und unbeweglich stehen, indem er seine Augen bald auf die Schläuche, bald auf Morgiane richtete, und zwar ohne ein Wort zu reden, so groß war sein Erstaunen. Endlich bekam er gleichsam die Sprache wieder und fragte: „Was ist denn nun aber aus dem Kaufmann geworden?“

„Der Kaufmann,“ erwiderte Morgiane, „ist ebensowenig ein Kaufmann als ich es bin. Ich werde Euch erzählen, wer er ist und was aus ihm geworden. Doch Ihr werdet die ganze Geschichte bequemer auf Eurem Zimmer hören, denn es ist nachgerade Zeit, daß Ihr jetzt nach dem Bade um Eurer Gesundheit willen eine gute Fleischbrühe zu Euch nehmt.“

Während Ali Baba sich in sein Zimmer begab, holte Morgiane die Fleischbrühe aus der Küche, und reichte sie ihm; doch Ali Baba sagte, bevor er sie zu sich nahm:

„Fange nur immer an, meine Ungeduld zu befriedigen, und erzähle mir eine so seltsame Geschichte mit allen einzelnen Umständen.“

Morgiane fing daher, um Ali Baba zu gehorchen, folgendermaßen an:

„Herr, gestern abend, als Ihr bereits zu Bette gegangen waret, setzte ich, wie Ihr mir befohlen, Eure Badewäsche in Stand und übergab sie an Abdallah. Hierauf setzte ich den Topf mit Fleischbrühe ans Feuer, und während ich diese schäumte, erlosch plötzlich aus Mangel an Öl die Lampe. Ich fand auch nicht einen Tropfen mehr im Kruge; ich suchte daher einige Enden Licht, fand aber auch kein einziges. Abdallah, der meine Verlegenheit bemerkte, erinnerte mich an die Ölschläuche im Hofe, wofür er sie nämlich hielt, wie denn auch ich und Ihr selber dies geglaubt habt. Ich nahm also den Ölkrug und lief zu dem nächsten Schlauche, doch als ich nahe daran war, kam eine Stimme aus demselben, die mich fragte: „Ist es Zeit?“ Ich erschrak nicht, sondern merkte auf der Stelle die Bosheit des angeblichen Kaufmanns, und antwortete ohne Zögern: „Noch nicht, aber bald!“ Ich trat zum folgenden Schlauche, und eine andere Stimme that an mich dieselbe Frage, und ich gab dieselbe Antwort. So ging ich denn von einem Schlauche zum anderen, immer dieselbe Frage und dieselbe Antwort, und erst im letzten Schlauche fand ich Öl, womit ich meinen Krug anfüllte. Als ich nun überlegte, daß sich mitten in Eurem Hofe siebenunddreißig Räuber befänden, die bloß auf das Zeichen oder den Befehl ihres Anführers warteten, — den Ihr für einen Kaufmann gehalten, und so gut habt aufgenommen — und die im Begriff waren, das ganze Haus anzuzünden, so verlor ich keine Zeit, sondern trug den Krug zurück, zündete die Lampe an, und nahm den größten Küchenkessel und füllte ihn mit Öl an. Diesen setzte ich dann über das Feuer, und als er im Sieden war, so goß ich in jeden Schlauch, worin ein Räuber steckte, so viel als hinlänglich war, um sie zu hindern, den verderblichen Plan auszuführen, um dessentwillen sie gekommen waren. Nachdem nun die Sache ein solches Ende genommen, wie ich mir es ausgedacht hatte, kehrte ich in die Küche zurück, löschte die Lampe aus, und bevor ich zu Bett ging, fing ich an, durchs Fenster ganz ruhig zu beobachten, welchen Entschluß der vermeintliche Ölhändler nehmen würde. Nach einer Weile hörte ich, daß er zum Zeichen kleine Steine aus dem Fenster warf, welche auf die Schläuche herabfielen. Er warf dergleichen zum zweiten- und drittenmal, und da er nichts sich regen und bewegen hörte, kam er herunter, und ich sah ihn von einem Schlauche zum anderen gehen, worauf ich ihn wegen der Dunkelheit der Nacht aus dem Gesicht verlor. Ich

gab noch einige Zeit acht und da ich ihn nicht wieder zurückkommen sah, so zweifelte ich nicht, daß er aus Verzweiflung über das Mißlingen durch den Garten entflohen sei. In der Überzeugung, daß das Haus nunmehr ganz sicher sei, legte ich mich zu Bette."

„Dies ist nun," fügte Morgiane am Schlusse hinzu, „die Geschichte, um die Ihr mich befragt habt, und ich bin überzeugt, daß dies alles die Folge einer Beobachtung ist, die ich vor zwei oder drei Tagen gemacht habe, und die ich Euch nicht erst mitteilen zu dürfen glaubte. Als ich das eine Mal sehr früh von einem Gange in die Stadt zurückkam, bemerkte ich, daß die Thür nach der Straße weiß bezeichnet war, und den Tag darauf bemerkte ich ein rotes Zeichen. Ohne zu wissen, zu welchem Zwecke dies geschehen sei, bezeichnete ich jedesmal zwei bis drei Hausthüren unserer Nachbarn, sowohl vor als hinter uns in der Reihe, ebenso und an derselben Stelle. Wenn Ihr nun dies mit dem, was geschehen, zusammenhaltet, so werdet Ihr finden, daß dies alles durch jene Räuber im Walde angezettelt worden ist, deren Zahl indes — ohne daß ich begreifen kann, wie — um zwei verringert worden ist. Wie dem aber auch sein mag, so sind ihrer höchstens nur noch drei davon übrig. Übrigens beweist dies alles, daß sie Euch den Untergang geschworen hatten, und daß es gut wäre, wenn Ihr Euch so lange als nur einer derselben am Leben ist, in acht nähmet. Was mich betrifft, so werde ich nichts unterlassen, um meiner Pflicht gemäß für die Erhaltung Eures Lebens zu wachen."

Als Morgiane ausgeredet hatte, sagte Ali Baba, durchdrungen von der höchsten Dankbarkeit gegen sie:

„Ich will nicht eher sterben, als bis ich dich nach Verdienst belohnt habe. Ich verdanke dir das Leben, und um dir gleich vorläufig ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu geben, so schenke ich dir von nun an die Freiheit, bis ich das, was ich mir vorgenommen, werde ausführen können. Übrigens bin ich wie du der Überzeugung, daß die vierzig Räuber mir diese Falle gelegt haben. Gott hat mich durch deine Hand von ihnen befreit, und ich hoffe, daß er auch fernerhin mich vor ihrer Bosheit bewahren, sie vollends von meinem Haupte abwenden, und die Welt von ihren Nachstellungen und von dieser verruchten Brut befreien wird. Was wir jetzt zu thun haben, ist, die Leichen dieser Pest des menschlichen Geschlechts unverzüglich und so insgeheim zu beerdigen, daß niemand von

ihrem Schicksal das mindeste ahnen kann, und daran will ich jetzt mit Abdallah arbeiten."

Der Garten Ali Babas war sehr lang und hinten von hohen Bäumen begrenzt. Ohne zu säumen, ging er nun mit seinem Sklaven unter diese Bäume, um da eine lange und breite Grube zu machen, nach Verhältnis der Leichen, die in dieselbe hineinkommen sollten. Der Boden war leicht aufzugraben, und sie wurden binnen kurzer Zeit fertig. Sie zogen nun die Leichen aus den Lederschläuchen heraus, legten die Waffen, womit die Räuber ausgerüstet gewesen, beiseite, schleppten dann die Leichen an das Ende des Gartens, legten sie nach der Reihe in die Grube, und nachdem sie die aufgewühlte Erde darüber hingeschüttet, zerstreuten sie die übrige Erde in die Runde umher, so daß das Erdreich wieder so gleichmäßig wurde wie zuvor. Ali Baba ließ nun die Ölschläuche und die Waffen sorgfältig verbergen, die Maulesel dagegen, die er gerade nicht brauchen konnte, schickte er zu verschiedenen Malen auf den Markt, wo er sie durch seinen Sklaven verkaufen ließ.

Während Ali Baba alle diese Maßregeln nahm, um das Mittel und den Weg, wodurch er reich geworden, der Kunde der Leute zu entziehen, war der Räuberhauptmann mit unbeschreiblichem Ärger in den Wald zurückgekehrt, und in der heftigen Bewegung oder vielmehr in der Bestürzung über den unglücklichen und widrigen Erfolg war er in die Felsenhöhle hineingetreten, ohne unterwegs irgend einen Entschluß in Hinsicht dessen fassen zu können, was er gegen Ali Baba thun oder nicht thun sollte. Die Einsamkeit dieses düsteren Aufenthaltsortes dünkte ihm entsetzlich.

„Brave Leute," rief er aus, „Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und Anstrengungen, wo seid ihr? Was kann ich thun ohne euch? Also bloß darum hatte ich euch versammelt und mir auserlesen, um euch auf einmal durch ein so unseliges und eures Mutes so unwürdiges Loos umkommen zu sehen? Ich würde euch minder betrauern, wenn ihr als tapfere Männer mit dem Säbel in der Faust gefallen wäret. Wann werde ich je wieder eine solche Schar von handfesten Leuten wie ihr waret, zusammenbringen können? Und wenn ich es auch wollte, würde ich es wohl unternehmen können, ohne diese Menge von Gold, Silber und Reichtümern denjenigen zur Beute werden zu lassen, der sich schon mit einem Theile derselben bereichert hat? Ich kann und darf

nicht daran denken, bevor ich ihm nicht das Leben genommen habe. Was ich mit einem so mächtigen Beistande nicht auszuführen vermochte, werde ich jetzt allein vollbringen, und wenn ich nun dafür gesorgt haben werde, daß der Schatz nicht mehr der Plünderung ausgesetzt ist, so werde ich darauf hinarbeiten, daß es nach mir ihm weder an einem Nachfolger noch an einem Herrn mangeln, und daß er sich bis auf die spätesten Nachkommen erhalten und vermehren soll."

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, war er nicht weiter verlegen um die Mittel, ihn auszuführen. Voll Hoffnung und Seelenruhe schlief er nun ein und brachte die Nacht ruhig zu.

Als er den folgenden Morgen, wie er sich vorgenommen, sehr früh aufgestanden war, legte er seinem Plan gemäß ein sehr stattliches Kleid an und ging nach der Stadt, wo er in einem Chan einkehrte. Da er erwartete, daß das, was in Ali Babas Hause vorgegangen, Aufsehen gemacht haben könne, so fragte er den Aufseher des Chans gelegentlich im Gespräch, ob es etwas Neues in der Stadt gäbe, worauf aber der Aufseher eher von jeder anderen Sache sprach, als von der, die er zu wissen wünschte. Er schloß daraus, daß Ali Baba bloß darum ein Geheimnis aus der Sache mache, weil er nicht haben wolle, daß seine Kunde von dem Schatze und dem Mittel, ihn zu öffnen, sich weiter verbreiten möchte, und weil er wohl wisse, daß man ihm bloß um dieser Ursache willen nach dem Leben trachte. Dies feuerte ihn noch mehr an, sich seiner auf dieselbe geheime Weise zu entledigen.

Der Räuberhauptmann schaffte sich ein Pferd an, welches er dazu brauchte, um mehrere Gattungen reicher Seidenstoffe und feiner Schleiertücher in seine Wohnung zu führen, indem er mehrere Reisen in den Wald machte, und zwar mit der nötigen Vorsicht, um den Ort zu verhehlen, wo er sie herholte. Als er von diesen Waren so viel aufgehäuft hatte, als ihm hinlänglich schien, so suchte er, um sie abzusetzen, sich einen Laden. Er fand auch einen, und nachdem er ihn von dem Besitzer desselben gemietet hatte, so staffierte er ihn aus und bezog ihn. Ihm gegenüber befand sich der Laden, der ehemals Kassim gehört hatte, und gegenwärtig seit kurzer Zeit von Ali Babas Sohne in Besitz genommen war.

Der Räuberhauptmann, welcher den Namen Kodjah Hussain angenommen, unterließ als neuer Ankömmling nicht, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, die seine Nachbarn waren, alle mögliche Höflichkeit zu erzeigen. Indes da der Sohn Ali Babas noch

jung, wohlgebildet, und nicht ohne Geist war, und da er mit ihm öfter als mit anderen Kaufleuten zu sprechen Gelegenheit hatte, so hatte er sehr bald mit ihm Freundschaft geschlossen. Ja er suchte sogar seinen Umgang bald noch mehr und noch eifriger, als er drei bis vier Tage nach seiner neuen Einrichtung den Ali Baba wiedererkannt hatte, der seinen Sohn zu besuchen kam, wie er es wohl von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, und er nach Ali Babas Weggange von dem Sohne erfahren hatte, es sei sein Vater. Jetzt verdoppelte er seine Gefälligkeit gegen ihn, liebkoste ihn, machte ihm kleine Geschenke, ja er bewirtete ihn sogar, und ließ ihn mehrmals bei sich mitspeisen.

Ali Babas Sohn wollte dem Kodjah Hussain nicht so viele Verbindlichkeit schuldig bleiben, ohne ihm ein gleiches zu erwidern. Indes er wohnte sehr eng, und war nicht so bequem eingerichtet, wie jener, um ihn so bewirten zu können, als er es wünschte. Er sprach daher einst mit seinem Vater Ali Baba darüber, und äußerte, es würde wohl nicht schicklich sein, wenn er länger so bliebe, ohne sich dem Kodjah Hussain für seine Höflichkeiten erkenntlich zu beweisen.

Ali Baba nahm mit Vergnügen die Bewirtung auf sich.

„Mein Sohn," sagte er, „morgen ist Freitag. Da dies nun ein Tag ist, wo die großen Kaufleute, wie Kodjah Hussain und du selber, ihre Laden geschlossen halten, so mache des Nachmittags mit ihm einen Spaziergang, und richte es auf dem Rückwege so ein, daß du ihn an meiner Wohnung vorbeiführst und ihn hereinnötigst. Es ist besser, die Sache macht sich so, als daß du ihn förmlich einladest. Ich werde jetzt Morgiane befehlen, eine Abendmahlzeit zuzurichten, und dieselbe in Bereitschaft zu halten."

Freitags fanden sich Ali Babas Sohn und Hussain des Nachmittags an dem Orte ein, wo sie sich hinbestellt hatten, und machten ihren Spaziergang miteinander. Auf dem Rückwege suchte Ali Babas Sohn den Hussain durch die Straße zu führen, wo sein Vater wohnte, und als sie dicht an der Hausthür waren, hielt er ihn an, klopfte und sagte: „Dies ist das Haus meines Vaters, welcher auf meine Äußerungen über die Freundschaft, die Ihr mir beweist, mir aufgetragen hat, ihm die Ehre Eurer Bekanntschaft zu verschaffen. Ich bitte Euch demnach, auch diese Gefälligkeit noch zu denen, die Ihr mir bisher erwiesen habt, hinzuzufügen."

Obwohl nun Kodjah Hussain zu dem Ziele gelangt war,

wonach er strebte, nämlich Eintritt in Ali Babas Haus zu erhalten und ihn umzubringen, ohne das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, so unterließ er doch nicht, Entschuldigungen zu machen und sich zu stellen, als wolle er von dem Sohne Abschied nehmen; doch da soeben der Sklave Ali Babas öffnete, so faßte ihn der Sohn mit Artigkeit bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewissermaßen, mit ihm hereinzutreten.

Ali Baba empfing den Kodjah Hussain so freundlich und so gut, als er es nur wünschen konnte. Er dankte ihm für die Güte, die er seinem Sohn bewiesen. „Die Verbindlichkeit, die er Euch dafür schuldig ist und die ich Euch selber dafür schuldig bin," fuhr er fort, „ist um so größer, da er noch ein junger Mensch und ohne Weltkenntnis ist, zu dessen Bildung mitzuwirken Ihr so gütig seid."

Kodjah Hussain erwiderte Ali Babas Höflichkeiten durch ähnliche, indem er ihn versicherte, daß, wenn sein Sohn auch noch nicht die Erfahrung mancher Greise erworben habe, so habe er doch einen sehr gesunden Verstand, der bei ihm die Erfahrung vieler anderen Menschen verträte.

Nach einem kurzen Gespräch über andere gleichgiltige Gegenstände wollte Hussain Abschied nehmen; doch Ali Baba ließ ihn nicht fort.

„Herr," sagte er zu ihm, „wohin wollt Ihr gehen. Ich bitte Euch, mir die Ehre zu erzeigen, ein Abendbrot bei mir einzunehmen. Das Mahl, womit ich Euch zu bewirten gedenke, ist freilich nicht so glänzend, als Ihr es verdientet, doch, wie es auch immer sein mag, ich hoffe, daß Ihr es eben so gutherzig aufnehmen werdet, als ich es Euch gebe."

„Herr Ali Baba," erwiderte Kodjah Hussain, „ich bin von Eurer guten Gesinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich mir es von Euch ausbitte, es nicht übel zu nehmen, wenn ich mich entferne, ohne Euer höfliches Anerbieten anzunehmen, so bitte ich Euch, zu glauben, daß dies weder aus Geringschätzung noch aus Unhöflichkeit geschieht, sondern weil ich einen besonderen Grund dazu habe, den Ihr selber billigen würdet, wenn er Euch bekannt wäre."

„Und was kann dies für ein Grund sein?" fiel hier Ali Baba ein; „darf man Euch wohl danach fragen?"

„Ich kann es Euch sagen," antwortete Kodjah Hussain; „darum, weil ich weder Fleisch noch Zugemüse esse, worin

irgend Salz ist. Ihr könnt nun selbst ermessen, welche Rolle ich bei Eurer Tafel spielen würde."

„Wenn Ihr bloß diesen Grund habt," fuhr Ali Baba dringender fort, „so soll er mich gewiß nicht der Ehre berauben, Euch diesen Abend bei Tische zu haben, außer Ihr hättet etwas anderes vor. Erstens ist in dem Brote, das in meinem Hause gespeist wird, kein Salz; und was das Fleisch und die Zugemüse und Brühen betrifft, so verspreche ich Euch, daß in dem, was Euch heute vorgesetzt werden wird, ebenfalls kein Salz sein soll; ich werde sogleich die nötigen Befehle dazu geben. Erweiset mir daher die Gefälligkeit zu bleiben, ich werde binnen einem Augenblicke wieder bei Euch sein."

Ali Baba ging in die Küche und befahl Morgiane, in das Fleisch, welches sie heute auftragen würde, kein Salz zu thun, und außer den Nebengerichten, die er bei ihr bestellt habe, schnell noch zwei bis drei andere zu bereiten, worin kein Salz wäre.

Morgiane, die soeben aufzutragen im Begriff war, konnte nicht umhin, ihre Unzufriedenheit über diesen neuen Befehl an den Tag zu legen und sich deshalb dem Ali Baba zu erklären.

„Wer ist denn," fragte sie, „dieser eigensinnige Mensch, der kein Salz essen mag? Euer Abendessen wird nicht mehr so gut sein, wenn ich es später auftrage."

„Werde nur nicht böse, Morgiane," sagte hierauf Ali Baba, „es ist ein sehr wackerer Mann; und thue du nur, was ich dir sage."

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen. Sie war neugierig, den Mann kennen zu lernen, der kein Salz äße. Als sie fertig war, und Abdallah den Tisch gedeckt hatte, half sie ihm die Speisen hereintragen. Indem sie den Hussain ansah, erkannte sie in ihm, ungeachtet seiner Verkleidung, sogleich den Räuberhauptmann, und indem sie ihn aufmerksam ins Auge faßte, bemerkte sie, daß er einen Dolch unter dem Kleide versteckt trage.

„Ich wundere mich jetzt nicht mehr," sagte sie bei sich selber, „daß dieser Schurke kein Salz mit meinem Herrn essen will; er ist sein ärgster Feind, und will ihn umbringen, doch ich werde es schon zu hintertreiben wissen."

Sobald Morgiane mit Abdallah das Auftragen besorgt hatte, benutzte sie die Zeit, während sie aßen, um die nötigen Vorbereitungen zur Ausführung eines der kühnsten Streiche zu

treffen, und sie war gerade damit fertig, als Abdallah ihr meldete, daß es jetzt Zeit sei, die Früchte aufzutragen. Sie brachte die Früchte und trug sie auf, sobald Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Hierauf setzte sie neben Ali Baba ein kleines Tischchen, worauf sie den Wein mit drei Schalen stellte, und beim Herausgehen zog sie den Abdallah mit sich fort, als wollte sie mit ihm auf den Abend essen und ihrem Herrn, der bestehenden Sitte zufolge, volle Freiheit lassen, sich mit seinem Gaste zu unterhalten, sich angenehm die Zeit zu vertreiben, und ihn zum Trinken zu nötigen.

Jetzt glaubte Hussain, oder vielmehr der verkleidete Räuberhauptmann, es sei der günstige Augenblick da, um Ali Baba umzubringen.

„Ich will jetzt," sprach er bei sich selbst, „Vater und Sohn berauscht machen. Der Sohn, dem ich gern das Leben schenken will, wird mich nicht hindern, seinem Vater den Dolch ins Herz zu stoßen, und ich werde mich dann, wie ich schon früher einmal gethan, durch den Garten flüchten, während die Köchin und der Sklave noch über ihrem Abendessen oder in der Küche eingeschlafen sind."

Doch Morgiane, welche die Absicht des angeblichen Kodjah Hussain erraten hatte, ließ ihm nicht Zeit, seinen boshaften Plan auszuführen. Anstatt auf den Abend zu essen, zog sie ein sehr niedliches Tänzerinkleid an, wählte einen passenden Kopfputz dazu, legte sich einen Gürtel von vergoldetem Silber um und befestigte daran einen Dolch, dessen Scheide und Heft von demselben Metall waren; daneben legte sie eine sehr schöne Maske über ihr Gesicht. Als sie sich nun so verkleidet hatte, sagte sie zu Abdallah:

„Abdallah, nimm deine Schellentrommel und laß uns hineingehen, um dem Gaste unseres Herrn und Freunde seines Sohnes jene Unterhaltung zu verschaffen, die wir ihm bisweilen zu machen pflegen."

Abdallah nahm seine Handtrommel, fing, vor Morgiane hergehend, darauf zu spielen an und trat so in den Saal. Morgiane trat nach ihm herein und machte eine tiefe Verbeugung, und zwar auf eine so ungezwungene und Aufsehen erregende Weise, als bitte sie um Erlaubnis, ihre Geschicklichkeit zeigen zu dürfen.

Als Abdallah sah, daß Ali Baba sprechen wollte, so hörte er auf, die Schellentrommel zu schlagen.

„Nur herein, Morgiane, nur herein," sagte Ali Baba

„Hussain soll einmal sehen, was du kannst, und er mag uns nachher sagen, wie er darüber urteilt. Wenigstens werdet Ihr nicht denken, Herr," sagte er, zu Kodjah Hussain sich wendend, „daß ich mich, um Euch diese Belustigung zu gewähren, in große Unkosten gesteckt habe. Ich habe das alles zu Hause, und Ihr sehet, daß das mein Sklave und meine Köchin und Ausgeberin ist, die mir dies Vergnügen machen. Ich hoffe, es wird Euch nicht unangenehm sein."

Kodjah Hussain war gar nicht darauf gefaßt, daß Ali Baba auf die Abendmahlzeit diese Belustigung folgen lassen würde. Er fing nun an zu fürchten, daß er die Gelegenheit, die er soeben gefunden zu haben glaubte, nicht weiter würde benutzen können. Für diesen Fall tröstete er sich mit der Hoffnung, daß er wohl noch einmal eine andere finden würde, wenn er fortführe, mit Vater und Sohn Freundschaft zu halten. Deshalb nun — obwohl er es freilich lieber gesehen haben würde, wenn Ali Baba ihn mit dieser Belustigung verschont hätte — stellte er sich gleichwohl, als wüßte er ihm vielen Dank dafür, und war zugleich so artig, ihn zu versichern, daß alles, was ihm irgend Vergnügen mache, unfehlbar auch ihm selber dergleichen gewähren müsse.

Als Abdallah sah, daß Ali Baba und Hussain zu reden aufgehört hatten, fing er wieder an, seine Schellentrommel zu schlagen und sang mit eigener Stimme ein Tanzlied dazu. Morgiane, die auch den geübtesten Tänzerinnen nichts nachgab, tanzte auf eine Weise, welche auch bei jeder anderen Gesellschaft, als die gegenwärtige war — in welcher bloß der angebliche Hussain ihr wenig Aufmerksamkeit schenkte — Bewunderung erregt haben würde.

Nachdem sie mehrere Tänze mit derselben Kraft und Anmut getanzt hatte, zog sie endlich den Dolch, und tanzte, diesen in der Hand haltend, einen neuen, worin sie sich selbst übertraf, sowohl durch die mannigfachen Figuren, als durch die leichten Bewegungen, die kühnen Luftsprünge und durch die wunderbaren Wendungen und Stellungen, die sie dabei vornahm, indem sie bald den Dolch wie zum Stoße ausstreckte, bald wieder that, als bohrte sie ihn in ihre eigene Brust.

Als sie sich endlich außer Atem getanzt hatte, entriß sie mit der linken Hand die Schellentrommel den Händen Abdallahs, und den Dolch in der Rechten haltend, reichte sie die Schellentrommel von der hohlen Seite dem Ali Baba,

nach der Art der Tänzer und Tänzerinnen, die ein Gewerbe aus ihrer Kunst machen und auf diese Weise die Freigebigkeit ihrer Zuschauer ansprechen.

Ali Baba warf in Morgianes Schellentrommel ein Goldstück, Morgiane wendete sich hierauf an Ali Babas Sohn, und dieser folgte dem Beispiel seines Vaters. Hussain, welcher sah, daß sie auch zu ihm kommen würde, hatte schon den Beutel aus seinem Busen gezogen, um ihr ein Geschenk zu machen und griff mit der Hand in denselben; als plötzlich Morgiane mit einem Mut, der ihrer bisher bewiesenen Festigkeit und Entschlossenheit würdig war, ihm den Dolch so tief ins Herz bohrte, daß er davon starb.

Ali Baba und sein Sohn stießen voll Schrecken über diese Handlung einen lauten Schrei aus.

„Ach, Unglückliche," rief Ali Baba, „was hast du gethan? Willst du mich und meine Familie zu Grunde richten?"

„Nicht um Euch zu Grunde zu richten," erwiderte Morgiane, „sondern um Euch zu retten, habe ich es gethan."

Nun öffnete sie Hussains Kleid, zeigte ihrem Herrn den Dolch, womit jener bewaffnet war, und sagte: „Da sehet einmal, mit welchem kühnen Feinde Ihr zu thun hattet, und fasset ihn nur ja gut ins Auge, Ihr werdet in ihm den angeblichen Ölhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber wiedererkennen. Ist es Euch nicht aufgefallen, daß er kein Salz mit Euch essen wollte? Verlangt Ihr noch mehr Beweise, um Euch von seinem verderblichen Anschlage zu überzeugen? Noch ehe ich ihn gesehen, hatte ich schon Argwohn geschöpft, von dem Augenblick an, wo Ihr mir anzeigtet, daß Ihr den und den Gast hättet. Ich sah ihn dann selber, und Ihr sehet nun, daß mein Verdacht nicht unbegründet gewesen ist."

Ali Baba, welcher die neue Verbindlichkeit, welche er Morgiane für die abermalige Rettung seines Lebens schuldig war, anerkannte, umarmte sie und sagte:

„Morgiane, ich habe dir die Freiheit geschenkt und dir sodann versprochen, daß meine Erkenntlichkeit es nicht dabei bewenden lassen würde, und daß ich bald auch noch das Letzte an dir thun würde. Dieser Augenblick ist nun da, und ich mache dich hiermit zu meiner Schwiegertochter."

Hierauf wendete er sich an seinen Sohn und sagte: „Mein Sohn, ich denke, du bist ein zu guter Sohn, als daß du es befremdlich finden könntest, daß ich dir Morgiane zur Frau

gebe, ohne dich zuvor gefragt zu haben. Du bist ihr nicht weniger Dank als ich schuldig. Du siehst, daß Hussain deine Freundschaft bloß gesucht hatte, um mit desto gewisserem Erfolg mir meuchlerischerweise das Leben zu rauben, und wenn es ihm gelungen wäre, so darfst du nicht zweifeln, daß er dich ebenfalls seiner Rache zum Opfer gebracht haben würde. Überlege ferner, daß, indem du Morgiane heiratest, du in ihr die Stütze der Deinigen bis an das Ende deines Lebens besitzen wirst."

Der Sohn, anstatt die mindeste Unzufriedenheit zu äußern, versicherte, daß er zu dieser Verheiratung nicht bloß aus Gehorsam gegen seinen Vater, sondern auch aus eigener Neigung seine Zustimmung gäbe.

Man dachte nun in Ali Babas Hause darauf, die Leiche des Hauptmanns neben den übrigen Räubern zu begraben, und dies geschah so insgeheim, daß die Sache erst nach langen Jahren herauskam, als niemand mehr am Leben war, der bei dem Bekanntwerden dieser denkwürdigen Geschichte persönlich interessiert gewesen wäre.

Wenige Tage nachher feierte Ali Baba die Hochzeit seines Sohnes, und Morgianes mit vielem Glanze und durch ein prächtiges Gastmahl, welches von Tänzen, Schauspielen und den gewöhnlichen Lustbarkeiten begleitet war. Er hatte das Vergnügen, zu sehen, daß seine Freunde und Nachbarn, die dazu eingeladen waren, und die zwar nicht die eigentlichen Beweggründe zu dieser Heirat, wohl aber von sonst her die guten und schönen Eigenschaften Morgianes kannten, sie ganz laut wegen ihrer edlen Gesinnungen und ihres guten Herzens lobten.

Nach der Heirat hütete sich Ali Baba, welcher seit jener Abholung der Leiche seines Bruders Kassim und des Goldes sich aus Furcht vor den Räubern enthalten hatte, in die Felsengrotte zurückzukehren, auch noch ferner davor, obwohl neununddreißig Räuber mit Inbegriff des Hauptmanns tot waren, weil er vermutete, daß die beiden anderen, deren Schicksal ihm nicht bekannt geworden, noch am Leben wären.

Indes als er nach Verlauf eines Jahres gesehen hatte, daß nichts gegen seine Ruhe unternommen worden war, so befiel ihn die Neugier, eine Reise dahin zu machen, wobei er denn freilich die nötigen Vorsichtsmaßregeln für seine Sicherheit nahm. Er setzte sich zu Pferde, und als er bei der Grotte anlangte, hielt er es für ein gutes Vorzeichen, daß

er weder Spuren von Menschen noch von Pferden bemerkte. Er stieg ab, band sein Pferd an, trat vor die Thür und sprach die Worte: „Sesam, öffne dich!“ die er noch nicht vergessen hatte. Die Thür öffnete sich, er ging hinein, und aus dem Zustande, worin er alles in der Grotte fand, konnte er annehmen, daß seit jener Zeit ungefähr, wo der angebliche Kodjah Hussain seinen Laden in der Stadt eröffnet hatte, niemand darin gewesen, und daß die Bande von vierzig Räubern seitdem gänzlich zerstreut und ausgerottet worden sei. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß er der einzige sei, der um das Geheimnis, die Schatzhöhle zu öffnen, wisse, und daß er über den darin befindlichen Schatz frei schalten könne. Er hatte sich mit einem Felleisen versehen; dies füllte er nun so weit mit Gold an, als sein Pferd nur zu tragen vermochte, und kehrte sodann in die Stadt zurück.

Seitdem lebten Ali Baba und sein Sohn, den er nach der Felsengrotte führte, und dem er das Geheimnis, sie zu öffnen, lehrte, desgleichen ihre Nachkommen, auf die sie dies Geheimnis vererbten, durch weise Benutzung ihres Glückes in hohem Glanze, und geehrt von den ersten Männern der Stadt.

Geschichte Asems und der Geisterkönigin.

Es lebte einst in der Stadt Balsora ein junger Mann Namens Asem, welcher das Färberhandwerk trieb. Ungeachtet er sehr in Ruf war durch die geschmackvolle Wahl seiner Farben, sowie durch die Schönheit seiner Gestalt und die Anmut seines Geistes, so war er doch nicht reich, und ernährte von dem Ertrage seiner Arbeit noch seine alte Mutter, die bei ihm wohnte. Unterdessen verschaffte seine Liebenswürdigkeit und seine Geschicklichkeit ihm täglich Zuspruch, und er hätte durch sein Gewerbe sein Glück machen können, wenn das Schicksal ihn nicht zu anderen Abenteuern berufen hätte.

Eines Tages, als er bei seiner gewöhnlichen Arbeit beschäftigt war, sah er einen reichgekleideten Fremden in seine Werkstatt treten, welcher bei seinem Anblicke ausrief: „Wie, ein junger Mann von Eurer Bildung und so wie Ihr mit Geist begabt, kann sich einem solchen Handwerke hingeben?“

„Ich schäme mich nicht,“ sprach Asem, „meines ehrlichen Gewerbes, und ich weiß meine Wünsche zu beschränken.“

„Wenn indessen," fuhr der Fremde fort, „sich Euch ein Mittel darböte, schnell Euer Glück zu machen, würdet Ihr Euch weigern, es zu benutzen?"

„Nein, wenn es mein Gewissen nicht beschwerte, so würde es mir die höchste Freude sein, meiner Mutter einige Annehmlichkeiten zu verschaffen, und meine Studien fortzusetzen, welche zu unterbrechen mein Handwerk mich gezwungen hat."

„Mein Sohn," sprach hierauf der Greis mit falscher Freundlichkeit, „Eure Wünsche sollen erfüllt werden. Ihr habt Euren Vater verloren, ich will ihn Euch ersetzen; von diesem Augenblicke nehme ich Euch als meinen Sohn an. Ich verstehe die kostbare Kunst, die schlechtesten Metalle in Gold zu verwandeln, und ich kann in einem Augenblick Euer Glück machen. Seid morgen früh bei guter Zeit in Eurem Laden; ich werde auch hinkommen."

Mit diesen Worten nahm der Fremde Abschied von Asem und verließ ihn ganz verwundert über das, was er soeben gehört hatte.

Die Worte des Greises hatten die Neugier und den Ehrgeiz des jungen Mannes aufs höchste gereizt: er schließt alsbald seinen Laden, und das Herz voller Freude, eilt er hin, seiner Mutter zu verkündigen, was ihm soeben begegnet ist.

„Mein Sohn," sprach die gute Frau zu ihm, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, „nimm dich wohl in acht, ich fürchte, hinter der Höflichkeit dieses Fremden steckt irgend eine Arglist; beobachte ihn aufmerksam; in meinem Alter kennt man die Bosheit des menschlichen Geschlechts: bleib, mein Sohn, in deinem bescheidenen aber glücklichen Stande. Bist du nicht reich genug, da du unsere Bedürfnisse bestreiten kannst?"

Asem war betroffen über den guten Rat seiner Mutter, und versprach ihr, auf seiner Hut zu sein. Sie aßen ruhig zu Abend und legten sich zu Bette. Aber Asem konnte nicht einschlafen, er erwartete mit Ungeduld den Anbruch des Tages als das Zeichen des Stelldicheins.

Mit dem Anbruche des Tages lief er nach seinem Laden, voll Ungeduld, seinen neuen Freund wiederzusehen. Dieser ließ nicht auf sich warten, sondern stellte sich auch bald ein, mit einem Schmelztiegel in der Hand. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen hieß der Fremde den jungen Mann Feuer anzünden. Er fragte ihn, ob er nicht etwas geringes Metall, sei es Eisen, oder Blei, oder dergleichen, hätte. Asem

fand einen alten kupfernen Topf, sie brachen ihn in Stücke und thaten ihn in den Tiegel. Hierauf nahm der Alchimist seinen Turban ab, faltete ihn auseinander und nahm daraus ein wenig gelbes Pulver, welches er auf das Kupfer warf, und einige geheimnisvolle Worte dabei aussprach. Nach kurzer Zeit nahm er es wieder vom Feuer, ließ den erstaunten Asem eine Barre des reinsten Goldes sehen, und forderte ihn auf, sie zu einem Wechsler zu tragen.

„Seid Ihr jetzt überzeugt von meiner Kunst?" sprach triumphierend der Alchimist. Und als Asem ihn um die Mitteilung seines Geheimnisses bat, sagte er zu ihm: „Heute abend will ich mit Euch essen, und wenn wir allein sind, Euer Verlangen erfüllen."

Sie gingen auf der Stelle nach Hause. Asem zeigte seiner Mutter die Goldbarre, welche er hatte machen sehen, und bat sie, den Abend bei einer ihrer Nachbarinnen zuzubringen, damit er mit seinem Gaste allein bliebe, und bereitete das Abendessen so prächtig als ihm möglich war. Die Mutter, durch den Augenschein überzeugt, machte keine Bemerkung darüber und fügte sich dem Verlangen ihres Sohnes.

Als sie weg war, begann das Abendessen. Asem that sich höchst gütlich, mit dem ganzen Gelüst eines armen Mannes, welcher soeben sein Glück gemacht hat. Ein so guter Muselmann er war, so trank er doch viel Wein, ein Getränk, woran er nicht gewöhnt war, und bald war er völlig berauscht.

Als der boshafte Greis seinen Wirt in diesem Zustande sah, benutzte er diesen Augenblick, ein Schlafpulver in Asems Schale zu thun, welcher sie leerte, ohne es zu bemerken. Kaum hatte er getrunken, so sank er auf sein Kissen zurück, vom tiefsten Schlaf überwältigt.

Dies war der von dem falschen Zauberer erwartete Augenblick: er wirft ihn in einen langen Kasten, verschließt diesen, nimmt den Schlüssel zu sich, und ruft die Träger, welche er bestellt hatte, sich bereit zu halten. Diese bemächtigen sich des Kastens und tragen ihn vor dem Betrüger her. Er wird an Bord eines Schiffes gebracht, welches bereit ist, unter Segel zu gehen; man lichtet die Anker und sie stechen in See.

Als Asems Mutter am Abend nach Hause kam, und weder ihren Sohn noch seinen Gast wiederfand, zweifelte sie nicht mehr an dem Unglück ihres Sohnes und an der Verworfenheit des Menschen, gegen welchen sie ihm so sehr empfohlen hatte auf seiner Hut zu sein. Verzweiflungsvoll riß sie sich die

Haare aus und klagte das Schicksal und die Unvorsichtigkeit ihres Sohnes und die Grausamkeit desjenigen an, welcher ihn ihr entrissen hatte. Die Nachbarn, welche auf ihr Geschrei herbeiliefen, waren erstaunt über das, was sie von ihr vernahmen; vergeblich suchten sie ihr Trost einzusprechen; sie ließ in ihrem Hofe einen Grabstein errichten, und beweinte Nacht und Tag ihren Verlust, ohne Nahrung zu sich nehmen zu wollen.

Unterdessen schiffte der treulose Entführer mit gutem Winde dahin. Er war einer der Ghebern oder Feueranbeter und dabei ein geschickter Magier. Jedes Jahr kam er nach Chorasan, um durch seine glänzenden Versprechungen einen jungen Muselmann zu bethören, und wenn er sich dessen zu seinem Zwecke bedient und sich die zur Alchimie nötigen Sachen verschafft hatte, so tötete er ihn, aus Furcht, daß sein Geheimnis verraten würde.

Zwei Tage nach ihrer Abfahrt hielt es Bharam (so hieß der Gheber) für rätlich, sein Schlachtopfer mit seiner bejammernswürdigen Lage bekannt zu machen; er öffnet den Kasten, welchen er vorsorglich in sein Gemach hatte setzen lassen, und träufelte eine gewisse Flüssigkeit in Asems Nasenlöcher. Dieser niest, reibt sich die Augen, und blickt verwundert um sich her; bald enthüllen der Anblick des Magiers und die Bewegung des Schiffes ihm sein Unglück; er gewahrt, daß er in die Schlingen eines Bösewichts gefallen ist, vor welchem seine Mutter ihn vergeblich gewarnt hatte. Und jetzt sprach er mit der Unterwerfung eines in den Willen des Schicksals ergebenen Muselmannes folgende Verse des Korans aus:

„Es giebt keine andere Zuflucht als bei Gott, von welchem wir hergekommen, und zu welchem wir wieder zurückkehren sollen.

Großer Gott! würdige auch mich auf den Weg des Heiles zu führen, auf den Weg derer, die du beschirmest und die dich nicht beleidigt haben."

Hierauf wandte er sich zu dem Greise und sprach zu ihm mit großer Sanftmut: „Was macht Ihr doch, mein Vater? Ihr hattet mir Vergnügen und Reichtümer versprochen, ist es nun dies, was Ihr mich hoffen ließet?"

„Ungläubiger Hund, Hund von Muselmann!" antwortete der Magier ihm, „du sollst nur von meiner Hand sterben und mein Vergnügen soll es sein, deine Qual zu verlängern;

schon neununddreißig deiner Brüder sind unter meinen Streichen gefallen: du sollst der vierzigste sein. Doch giebt es ein Mittel, dich zu retten; schwöre den Islamismus ab, und bete das heilige Feuer an, welches ich verehre, und ich nehme dich als meinen Sohn an, und überliefere dir meine Geheimnisse."

„Möge der Himmel dich und deinen Glauben verderben!" antwortete Asem, indem er wie ein Rasender aufsprang. „Bei Mahomed, nimmer will ich, um mich von einigen nichtigen Gefahren dieser Welt zu retten, abtrünnig werden und auf die Freuden Verzicht leisten, welche Gott den wahren Gläubigen verheißt."

„Elender!" erwiderte sogleich der Zauberer, welcher sich nicht mehr halten konnte, „ich will schon diesen hohen Ton herunterstimmen und diese Beharrlichkeit erschüttern."

So spricht er, ruft seinen Sklaven, und während sie Asem auf dem Fußboden des Gemaches ausgestreckt halten, peitscht er ihn mit verdoppelten Schlägen mit einer scharfgespitzten Geißel und bedeckt ihn mit blutigen Wunden; aber der junge mutvolle Mann trotzte seiner Anstrengung und verspottete seine Wut. Der Gheber, von der Anstrengung erschöpft, hält endlich inne, er läßt sein Schlachtopfer mit schweren Ketten belasten und befiehlt seinen Sklaven, ihn in den untersten Schiffsraum zu werfen, bei Wasser und Brot, so viel als nötig, sein Leben zu fristen.

Asems Mut war nicht besiegt, er wurde durch sein Vertrauen auf Gott aufrecht erhalten, sowie durch seine Hoffnung, noch das Ende seiner Qualen zu erleben, welche sich jeden Tag erneuten; denn der alte Magier kam alle Morgen, um ihn alle Martern erdulden zu lassen, welche er nur erdenken konnte.

Eines Tages erhob sich ein wütender Sturm; die Wogen schleuderten das Schiff bis an die Wolken empor und drohten, es in Stücke zu schlagen. Die Schiffsmannschaft fiel glücklicherweise darauf, den Zorn des Himmels und den ihnen drohenden Sturm der Behandlung zuzuschreiben, welche Bharam den Asem erleiden ließ; sie gebot ihm, seinen Gefangenen loszulassen, und da er nicht sogleich gehorchte, so ergriffen sie die Sklaven, welche die Schergen seiner Grausamkeit waren und warfen sie über Bord, und drohten zugleich dem Herrn dasselbe Schicksal, wenn er nicht auf der Stelle den armen Jüngling in Freiheit setzte.

Bharam mußte sich wohl oder übel dazu verstehen; man zwang ihn sogar, sich auf die Knie zu werfen, und sein Schlachtopfer um Verzeihung zu bitten. Der alte Magier gedachte ihn aber wohl alle diese Demütigungen teuer bezahlen zu lassen.

Der Sturm legte sich, und während der ganzen übrigen Fahrt wurde Asem gut behandelt und kam wieder etwas ins Leben zurück. Sein Entführer bezeigte ihm alle Aufmerksamkeit, und bemühte sich, ihn die zuvor angethane Mißhandlung vergessen zu machen.

Endlich erblickte man das Land; der Magier stieg aus mit Asem, dessen Vertrauen er fast wieder gewonnen hatte, und sagte ihm, er ginge in das Land, wo Gold zu finden wäre. Er befahl dem Schiffshauptmann, sie einen Monat an dieser Küste zu erwarten, und schritt eine Strecke in das Innere des Landes.

Als er sich hier mit Asem allein sah, zog er unter seinem Kleide eine kleine Trommel mit zwei Stöcken hervor und wirbelte einen Marsch, und alsbald erhob sich ein wütender Sturm in der Wüste. Eine Staubsäule bildete sich, und Asem war erschrocken, wurde aber angenehm überrascht, als die Staubwolke verschwand und drei Kamele daraus hervortraten; das eine war mit allen zu einer Reise nötigen Vorräten beladen; die beiden anderen, reich aufgeschirrten, schienen ihre Reiter zu erwarten. Bharam bat Asem, das eine zu besteigen, und bestieg das andere, und so ritten sie mit wunderbarer Schnelligkeit dahin.

Sie sahen acht Tage lang nichts Merkwürdiges; am neunten erblickte Asem etwas sehr Glänzendes am Gesichtskreise; sie näherten sich, und er konnte nun den reichen Bau eines überall von Gold und Edelsteinen glänzenden Schlosses unterscheiden, und die Gegend umher erschien unabsehlich mit den reizendsten Gebüschen bedeckt. Sobald der alte Magier, der auf dieses Schauspiel nicht acht gegeben hatte, es erblickte, lenkte er sein Kamel um, und begab sich mit aller Geschwindigkeit desselben auf die Flucht. Asem wäre gern auf dem Wege nach diesem Palast geblieben, aber das Kamel, welches er ritt, folgte seinem Gefährten, trotz aller seiner Anstrengungen und wollte nicht eher still stehen, als bis Bharam in ein Gehölz eingedrungen war, wo er sich etwas mehr in Sicherheit glaubte. Hier antwortete er auf Asems Fragen, das Schloß, welches er gesehen, wäre von bösen Geistern, seinen Feinden

bewohnt, deren Geschichte er ihm noch eines Tages zu erzählen versprach.

Sie begaben sich wieder auf den Weg, und nach Verlauf einiger Tage fragte Bharam seinen Gefährten, ob er nichts am Gesichtskreise erblicke.

„Ich sehe," antwortete dieser, „eine sehr schwarze Wolkenkette, welche von Osten nach Westen zieht."

„Das sind keine Wolken," sagte Bharam, „sondern sehr hohe Berge, welche man das Wolken-Gebirge nennt. Ihr Gipfel ist das Ziel unserer Reise, und mit deiner Hilfe wollen wir beide reicher nach unserem Schiffe zurückkehren als alle Könige der Welt; aber zu diesem Zwecke mußt du allen meinen Befehlen gehorchen."

Asem versprach es ihm, aber ihn schauderte innerlich, wenn er an die neununddreißig Schlachtopfer des Ghebers und an die Mißhandlung gedachte, welche er selber in dem Schiffe von ihm erfahren hatte. Es gereute ihn sehr, dasselbe verlassen zu haben; aber es war jetzt zu spät, umzukehren. Er befahl sich von neuem der Vorsehung, und bemühte sich, so viel er vermochte, seine Unruhe zu verbergen.

Bharam überhäufte ihn mit Liebkosungen; sie reisten noch vier Tage, nach deren Verlauf sie sich am Fuße der schwarzen Berge befanden. Aber sie waren noch nicht am Ziele; denn ein ungeheurer Abgrund, in welchen die Wand des Gebirges sich steilrecht hinabsenkte, und eine breite Kluft hemmten das weitere Vordringen, und die Höhe des Gebirges verbreitete tiefe Dunkelheit über alle Gegenstände umher.

Sie stiegen ab und ließen ihre Kamele weiden. Der Magier zog aus dem Vorrate drei Brote und einen kleinen Wasserschlauch hervor und zündete ein Feuer an, hierauf tötete er das kleinste der Kamele, weidete es aus und wusch das Innere des Leichnams rein aus. Dann sprach er zu Asem:

„Mein Sohn, jetzt ist der Augenblick gekommen, unsere Arbeiten zu beendigen; dazu bedarf's nur noch, daß du in das Innere dieses Tieres kriechest; ich werde die Haut wieder zunähen, aber ein Loch lassen, durch welches du Atem holen kannst. Ein ungeheurer Rock wird herbeikommen, das Tier mit seinen Klauen packen, und es auf den Gipfel des Berges tragen. Sobald du spürst, daß er dich dort niedergelegt hat, so eile, durch deinen Dolch die Haut des Kamels aufzuschlitzen; dein plötzlicher Anblick wird den Vogel in dei

Flucht jagen; alsdann fülle ohne Zeitverlust den Sack, welchen ich dir gebe, mit dem schwarzen Staube, welchen du auf dem Berge finden wirst, knüpfe ihn an das eine Ende des Seiles, welches ich dir auch mitgebe, und laß ihn herunter; worauf du selber herabsteigen kannst und wir uns wieder auf den Weg machen wollen."

Asem war genötigt, sich dem Willen seines Gebieters zu unterwerfen; er ließ sich also in den Leichnam des Kamels vernähen. In diesem war er einige Stunden, als, zufolge der Vorhersagung des Zauberers, einer der ungeheuren Vögel, welche auf dem Gipfel des Gebirges wohnten, es mit seinen Klauen packte und auf den höchsten Berggipfel emportrug.

Der junge Muselmann befolgte die empfangene Weisung; er erschreckte den Vogel, stieg von dem Baume, füllte den Sack mit dem schwarzen Staube und näherte sich der senkrechten Felswand, an deren Fuße der alte Gheber ihn erwartete.

Als dieser ihn erblickte, bezeigte er ihm seine Zufriedenheit und ermunterte ihn: „Komm, mein Vielgeliebter!" rief er ihm, „unser Glück ist gemacht, und du bist es, dem ich es verdanke. Binde den Sack an das Seil, welches du hast, und laß ihn zu mir hernieder; danach knüpfe das Seil fest um einen der Bäume, die neben dir stehen und gleite selber daran zu mir herunter."

Asem band ohne Mißtrauen den Sack an und ließ ihn bis auf den Boden nieder. Aber kaum hatte Bharam das Seil ergriffen, als er mit all seiner Kraft daran zog, um Asem damit herabzureißen, der kein anderes Mittel sah, den Tod zu vermeiden, als das Seil fahren zu lassen. Dadurch rettete er sich und der Magier rief ihm zu:

„Hund von Muselmann, du sollst jetzt die Demütigungen büßen, welche du mir zugezogen hast, freue dich nun, und gehe hin und suche die Leichname deiner Genossen, welche in diesem Gebirge liegen, wo ich sie gelassen habe, wie dich."

Und als Asem sein Mitleid anflehte, fuhr er fort:

„Gott verhüte, daß ich ein solcher Narr sei, einen Menschen mit mir zu nehmen, der mein Geheimnis verraten könnte."

Mit diesen Worten bestieg er sein Kamel und überließ Asem der grimmigsten Verzweiflung. Der arme junge Mann verfolgte mit den Augen seinen treulosen Gefährten, so weit er konnte; als er ihn aber aus dem Gesicht verloren hatte, sank er bewußtlos zu Boden. Er blieb in diesem Zustande

einige Stunden, nach deren Verlauf der Hunger und die Liebe zum Leben ihn wieder zu sich selber brachten. Er stand wieder auf, richtete sein Gebet an den Schöpfer, und aß eins der kleinen Brote, welche er mitgebracht hatte. Dieses schlechte Mahl stärkte ihn etwas. Er suchte nun auf allen Seiten nach einem Ausgange, aber vergebens. Darüber kam die Nacht, und die Furcht vor den wilden Tieren und die Gefahr, in irgend eine Schlucht zu stürzen, zwangen ihn, abzulassen, und einen Baum zu besteigen, auf welchem er, erschöpft von Anstrengungen, einschlief.

Er hatte einen fürchterlichen Traum und schwitzte große Tropfen, als er, durch die Beängstigung aufgeschreckt, dicht an seiner Brust den aufgesperrten Rachen und die funkelnden Augen einer ungeheuren Schlange erblickte, welche schon im voraus die Lust, ihn zu verschlingen, zu schmecken schien. Der Schreck erstarrte ihn; die Schlange, vermutlich um eine bequemere Stellung einzunehmen, machte eine Bewegung und drehte den Kopf weg: da ergriff Asem, dessen Entsetzen aufs höchste gestiegen war, seinen Dolch und stieß ihn der Schlange kräftig in den Kopf: das Ungeheuer stürzte auf der Stelle nieder.

Asem konnte die übrige Nacht nicht mehr schlafen; mit Anbruch des Tages stieg er von dem Baume, und jetzt erst konnte er die Größe des Ungeheuers erkennen, welches er getötet hatte. Dieses, mit dem Dolch im Kopfe, lebte noch, aber seine Augen waren geschlossen, und es war Asem leicht, es vollends zu töten. Was ihm den Untergang drohte, ward nun das Mittel zu seiner Rettung. Die Größe der Schlange brachte ihn auf den Gedanken, ihr den Balg abzustreifen und daraus lange Riemen zu schneiden, vermittelst welcher er sich herablassen könnte, und so das ihm entrissene Seil zu ersetzen.

Er machte sich sogleich eifrig ans Werk, und kam damit zustande.

Nach einigen Versuchen glitt er an dieser aus dem Schlangenbalge gemachten Leine hinab, und gelangte endlich nicht ohne große Mühe an den Fuß dieses Gebirges, in welchem er schon sein Grab gefunden zu haben glaubte.

Dankbar gegen die Vorsehung, warf er sich mit dem Gesicht zur Erde, sagte sein Fatha her, und flehte um den Beistand des Propheten in den Gefahren, welche ihm noch zustoßen möchten.

Er wanderte fort, bis es Abend ward, und nährte sich

von den Früchten, welche die Bäume der Wälder ihm darboten, durch welche er kam. Bald erkannte er seinen Weg wieder, und verfolgte ihn bis zum neunten Tage.

Jetzt erblickte er am Ende einer prächtigen Einfahrt denselben Palast, welchen der Gheber so sorgfältig vermieden hatte. Indem er sich demselben näherte, betrachtete er den wundervollen Bau; goldene Säulen trugen eine Vorhalle von azurfarbigem Erz und über die Bäume, welche zahllose Vögel mit ihrem lieblichen Gesang erfüllten, sah man das Dach eines unermeßlichen und prächtigen Palastes emporsteigen. Asem war anfangs unschlüssig, ob er hineingehen und um Aufnahme bitten sollte, oder nicht. Bharam hatte ihm gesagt, daß böse Geister in dieser Gegend herrschten; aber bedenkend, daß ihm nichts Ärgeres begegnen könnte, als was er schon überstanden hatte, wagte er sich weiter hinein. Er schritt über einen ganz mit köstlichem Marmor gepflasterten prachtvollen Vorhof. Von da gelangte er in einen Saal von bewundernswürdigem Reichtum und sah hier zwei Fräulein, welche Schach spielten.

Sobald sie ihn erblickten, rief die eine aus: „Ah! meine Schwester, das ist wahrscheinlich der unglückliche junge Mann, der vor einigen Tagen mit dem Zauberer Bharam hier vorübergeritten ist."

„Er ist es selber," sprach Asem, indem er sich ihr zu Füßen warf und sie um Zuflucht bat.

„Ihr dürft nicht erst bitten," antwortete sie ihm; „wir würden Euch schon längst bei uns in diesem Palast haben, wenn Ihr nicht bei diesem alten Gheber gewesen wäret. Seit der frühesten Jugend hat der Vater uns beide in dieses entfernte Schloß versetzt, welches für Geister erbaut ist; uns liegt die Besorgung der Zimmer ob, und es wird uns freuen, wenn Ihr uns bei dieser Arbeit helfen wollt: wir wollen Euch wie unseren Bruder behandeln."

Der junge Mann nahm dieses Anerbieten mit Vergnügen an. Er hatte beinahe gar nichts zu thun, und fragte sich jeden Tag, wozu dieses Schloß wohl eigentlich dienen möchte. Er lebte mit den beiden Schwestern in dem besten Einverständnis, und seine Freundschaft für sie wuchs mit jedem Tage.

Es geschah indessen, daß man ihn zu gewissen Zeiten sich in ein Zimmer verbergen ließ, aus welchem er nicht sehen konnte, was im Schlosse vorging.

Eines Tages kam es ihm in den Sinn, dem Gebote der

beiden Schwestern nicht zu gehorchen, und sich in ein Gebüsch zu schleichen. Wie groß war da sein Erstaunen, als er mitten in dem Wasserbecken des Gartens mehrere junge Mädchen, schön wie die Huris, sich im Bade vergnügen sah. Asem bemerkte darunter besonders eine, von welcher er auf der Stelle bezaubert wurde. Er wartete, bis sie ihr Bad vollendet hatten; danach sah er sie sich mit einem leichten Gewande bekleiden und in den Lüften verschwinden.

Der ungetreue Aufseher bediente sich mehrmals eben derselben List, um die Reize seiner schönen Unbekannten zu betrachten. Aber die beiden Schwestern, die nichts von seinem Verstecke wußten, gewahrten mit Kummer, daß er unvermerkt hinschwand. Es kam endlich dahin, daß für sein Leben zu fürchten war: jetzt, von seinen Freundinnen gedrängt, bekannte er sein Vergehen, und wie die Liebe ihn dafür bestraft hätte. Sie stellten ihm die Thorheit dieser Leidenschaft vor, wie unsinnig es für einen Sterblichen wäre, auf eine der Schwestern der Geisterkönigin, zu deren Vergnügungsorten dieses Schloß gehörte, sein Auge zu werfen. Zugleich sagten sie ihm, daß die Unterthanen dieser Königin sämtlich weiblichen Geschlechts wären, die nur zuweilen von männlichen Geistern besucht würden, denen sie aber alle Knaben gleich nach der Geburt zusendeten. Asem aber erklärte, daß er unvermeidlich ins Grab sinken müßte, wenn er nicht zu dem Besitze der schönen Unbekannten gelangte. Als sie nun sahen, daß ihr Kranker nicht anders zu heilen wäre, so trösteten ihn die beiden Schwestern, welche ihn herzlich lieb hatten, und entdeckten ihm, daß die ganze Kraft dieser jungen Fräulein an ihre Gewänder gebunden wäre, und wenn es ihm gelänge, das Gewand derjenigen, die er liebte, zu entwenden, er sie dadurch nötigen würde, in dem Schlosse zu bleiben. Der Liebesieche genas augenblicks durch diese Worte; er gedachte wohl bei dem nächsten Besuche der Schwestern der Geisterkönigin den Gürtel zu erhaschen.

Die Gelegenheit dazu säumte nicht, sich darzubieten; die jungen Nymphen entkleideten sich, und der verliebte Muselmann sprang nach dem Gewande seiner Schönen und schwenkte es in die Luft. Die übrigen stürzten erschrocken und im Gedränge nach ihren Kleidern und entflohen mit lautem Geschrei. Die eine von ihnen, welche gefangen zurückblieb, begann bitterlich ihre Eltern und ihre Heimat zu beweinen: aber nichts konnte den Vogelsteller bewegen, seine reizende Beute

wieder fahren zu lassen; er bemühte sich, durch seine Aufmerksamkeit und Höflichkeit sein gewaltthätiges Betragen zu entschuldigen.

Durchdrungen von dem Gedanken der Gefangenschaft, welche ihr bevorstand, und von dem Verlust ihrer Verwandten und Freunde, stieß sie die zärtlichsten Bemühungen Asems und seiner Freundinnen zurück. Sie bewogen sie jedoch endlich, sich in den Palast führen zu lassen, wo Asem sich zurückzog und seine Angebetete dem Schutze der liebenswürdigen Herrin des Palastes überließ, welche mit Hilfe ihrer Schwester allmählich einen besänftigenden Einfluß auf die junge Gefangene ausübte. Diese konnte bei der Zärtlichkeit, welche man ihr bezeigte, nicht länger gleichgiltig bleiben. Die Liebenswürdigkeit und äußere Anmut Asems vollendeten, ihm ihre Zuneigung zu gewinnen; bald empfand sie für ihn die zärtlichste Liebe, und nach Verlauf einiger Monate war er der Gatte der schönen Prinzessin von den fliegenden Inseln. Prächtige Feste wurden zur Feier dieser Hochzeit veranstaltet, und die freundliche Sorgfalt der beiden Schwestern erhöhte noch das Glück dieses seligen Paares.

Indessen wurde die Glückseligkeit Asems manchmal durch das Andenken an seine Mutter getrübt; er konnte endlich dem Verlangen, sie wiederzusehen, nicht länger widerstehen, und bat seine Beschützerin um die Erlaubnis sie verlassen und mit seiner Gattin in sein Geburtsland heimkehren zu dürfen. Die Prinzessinnen, obwohl betrübt über diese Bitte, konnten jedoch nicht umhin, seine kindliche Liebe zu bewundern, und bestimmten selbst den Tag seiner Abreise.

Als die Stunde der Abreise gekommen war, schlugen die Prinzessinnen auf eine Zaubertrommel, und in demselben Augenblick standen mehrere Kamele, mit Geschenken aller Art beladen, vor den Thoren des Palastes, samt einem zahlreichen Gefolge von Sklaven für Asem und seine Gemahlin. Er ließ sie in eine zierliche und bequeme Sänfte steigen, und bestieg selber ein reich aufgeschirrtes Kamel. Beim Abschied von seinen großmütigen Wohlthäterinnen vergoß er Thränen und versprach, sie eines Tages wieder zu besuchen.

Endlich reisten sie ab; bei ihrer Ankunft an der Küste fanden sie ein segelfertiges Schiff, und ein günstiger Wind brachte sie in kurzer Zeit nach Balsora, wo Asem das Glück hatte, seine Mutter wiederzufinden.

Nichts vermöchte die Freude zu schildern, welche sie

empfand, als sie ihren geliebten und so lange verloren geglaubten Sohn wiedersah; sie umarmte mit Entzücken ihre Schwiegertochter, die ihr von bezaubernder Schönheit erschien; und ihre Hände gen Himmel streckend, dankte sie Gott für die Glückseligkeit, welche er ihr in ihrem Alter aufbewahrt hatte.

Überschüttet von den Gaben der Liebe und des Glückes war Asem damals einer der reichsten und glücklichsten Einwohner von Balsora. Zwei liebliche Söhne machten seine Glückseligkeit vollkommen, und drei Jahre waren schnell verflogen, seitdem er den Palast der beiden Schwestern verlassen hatte.

Endlich erinnerte er sich des ihnen gegebenen Versprechens, sie zu besuchen, machte alle Anstalten zu seiner Reise, und nachdem er seiner Gattin lebewohl gesagt, gab er ihr Zaubergewand seiner Mutter in Verwahrung mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht zuzulassen, daß sie es anzöge, aus Furcht, daß etwa eine unwiderstehliche Anwandlung sie verleite, nach ihrer Heimat zu fliegen; denn er hatte oft bemerkt, daß sie, obwohl sie sich vollkommen glücklich bei ihm befand, dennoch Sehnsucht fühlte, die Ihrigen wiederzusehen. Nachdem Asem von seiner Mutter alle erwünschten Versprechungen erhalten hatte, reiste er unverzüglich ab.

Seine Fahrt war glücklich, er fand beim Aussteigen an der Küste Kamele, welche ihn erwarteten; denn die Prinzessinnen, welche in der Zauberkunst sehr erfahren waren, hatten im voraus Kunde von seiner Ankunft und sich beeilt, ihm alles entgegen zu schicken, was zu seiner schleunigen Überkunft nach dem Palast nötig war. Sie empfingen ihn aufs zärtlichste, und die ganze Zeit, welche er bei ihnen blieb, wurde in Freudenfesten zugebracht.

Einige Tage nach Asems Abreise bat seine Gattin ihre Pflegemutter um die Erlaubnis, in die öffentlichen Bäder zu gehen. Die alte Frau gewährte es gern, und begleitete ihre Schwiegertochter in die Bäder, welche die vornehmsten Frauen der Stadt zu besuchen pflegten, wie die vom Hofe des Kalifen Harun al Raschid, welcher sich damals zu Balsora aufhielt.

Als sie dort ankamen, befanden sich mehrere Frauen aus dem Gefolge der Sultanin Sobeide im Bade. Sobald diese Asems Gattin erblickten, wurden sie von ihrer übernatürlichen Schönheit geblendet, und hörten nicht eher auf, sie zu bewundern, als bis sie das Bad wieder verließ. Einige sogar, die sich an dem Vergnügen ihres Anblicks nicht sättigen konnten,

folgten ihr bis nach Hause und kamen erst spät in den Palast zurück.

Als Sobeide sie kommen sah, gab sie ihr Mißvergnügen über ein so langes Ausbleiben zu erkennen, und wollte durchaus die Ursache davon wissen. Als sie nun eine so begeisterte Lobrede auf die Schönheit der Gattin Asems hörte, ward sie äußerst begierig, diese zu sehen; und am folgenden Tage ließ sie die Mutter Asems zu sich entbieten, welche, durch einen solchen Befehl beunruhigt, sich zitternd zu der Sultanin begab.

Sobald sie vor ihr erschien, warf sie sich nieder und küßte ihre Füße. „Steh auf, Mutter Asems," sagte Sobeide zu ihr, „und fürchte nichts. Ich habe deine Schwiegertochter als ein solches Wunder von Schönheit rühmen gehört, daß ich sie zu sehen verlange, und ich befehle dir, sie mir vorzuführen."

Die Mutter Asems wagte nicht, den Befehlen der Sultanin zu widersprechen, verneigte ehrfurchtsvoll ihr Haupt, und nachdem sie versprochen hatte zu gehorchen, küßte sie die Hand der Fürstin, und eilte nach Hause.

„Die Sultanin Sobeide will dich sehen," sagte sie zu ihrer Schwiegertochter, „beeile dich zu ihr zu gehen."

Die Gattin Asems, entzückt über diese Neuigkeit, schmückte sich auf der Stelle mit ihren reichsten Kleidern, und in Begleitung ihrer beiden Kinder und ihrer Schwiegermutter, begab sie sich nach dem Palast.

Als sie eintrat, richteten sich alle Blicke auf sie. Die Sultanin saß unbeweglich vor Erstaunen, und geblendet von so vielen Reizen, rief sie aus:

„In welchem Lande ist eine so himmlische Schönheit geschaffen worden?"

Sie lud sie freundlich ein, sich neben sie zu setzen, und befahl Erfrischungen für sie zu bringen. Sie überhäufte sie mit Lobeserhebungen, und bat sie, ihre Geschichte zu erzählen; welche ihr Erstaunen noch vermehrte.

„Fürstin," sprach die Gattin Asems zu ihr, „da Ihr mich schon in diesen Kleidern schön zu finden würdigt, was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr mich in meinem eigentümlichen Gewande sähet. Wenn Ihr Eure Neugier befriedigen wollt, so befehlt meiner Schwiegermutter, mir mein Luftkleid zu geben; sie wird nicht wagen, es Euch abzuschlagen, und es wird Euch vielleicht ein wundersames Schauspiel gewähren."

Sobeide, die nichts lieber wünschte, befahl auf der Stelle der Mutter Asems, hinzugehen und das Zauberkleid zu holen. Bei diesen fürchterlichen Worten zitterte die Alte, indem sie an das Versprechen dachte, welches sie ihrem Sohne gegeben hatte, aber sie wagte nicht, Einwendungen dagegen zu machen, ging traurig nach Hause und brachte das verhängnisvolle Gewand.

Nachdem Sobeide es lange aufmerksam betrachtet, und die Art, wie dieser leichte Stoff gewoben war, bewundert hatte, übergab sie es der Gattin Asems, deren Augen vor Freude funkelten.

Sobald sie das Gewand in ihrer Gewalt hatte, eilte sie sich damit zu bekleiden, dann schritt sie plötzlich in den Hof des Palastes hinab, nahm ihre beiden Kinder in die Arme, und ehe man noch daran denken konnte, sie zurückzuhalten, schwang sie sich mit ihnen vor den erstaunten Blicken der Sultanin und ihres ganzen Gefolges in die Lüfte. Als sie so hoch gestiegen, daß es nicht mehr möglich war, sie zu erreichen, rief sie herab:

„Lebet wohl, liebe Mutter, ich trage es Euch auf, meinen Gemahl zu trösten; sagt ihm, daß ich nie aufhören werde, ihn zu lieben, daß aber die Sehnsucht, die Meinigen wiederzusehen, mich zwingt, ihn zu verlassen; wenn er mich so sehr liebt, daß er nicht ohne mich leben kann, so soll er mich auf den Inseln Waak al Waak wieder suchen."

Mit diesen Worten flog sie dahin, verlor sich in die Wolken, zeigte sich noch einen Augenblick und entschwand endlich aller Augen.

Als Asems Mutter sie aus dem Gesicht verloren hatte, bemächtigte die Verzweiflung sich ihrer; sie konnte den Schmerz, der sie durchdrang, nicht verleugnen, und klagte die Sultanin als die Urheberin ihres Unglücks an.

Sobeide, selber von Leid und Schmerz ergriffen, vermochte nicht die Dreistigkeit zu züchtigen, mit welcher die alte Frau zu ihr gesprochen hatte; sie zog sich in das Innere des Harems zurück, und in Traurigkeit versunken, bereute sie schmerzlich ihre Neugier.

Während diese Dinge in Balsora vorgingen, gedachte Asem mitten unter der zärtlichen und liebevollen Bewirtung an seine Gattin und sehnte sich nach ihr heim. Er beschleunigte seine Abreise, und nachdem er den Schwestern lebewohl gesagt hatte, kehrte er nach Balsora zurück.

Als er nach Hause kam, fand er seine Mutter allein in bitteren Thränen.

„Was ist vorgefallen?“ rief er aus. „O meine Mutter, wo ist meine Frau, wo sind meine Kinder?“

Bei dieser peinlichen Frage verdoppelten sich die Thränen der alten Frau, und nichts vermöchte die Verzweiflung Asems zu schildern, als er den schmerzlichen Verlust vernahm, welchen er erlitten hatte; ein furchtbarer Wahnsinn bemächtigte sich seiner und beraubte ihn für einen Augenblick des Bewußtseins seines Unglücks.

Als er wieder zu sich gekommen war, wollte er wissen, was seine Frau beim Abschied gesagt; und sobald seine Mutter ihm ihre letzten Worte wiederholt hatte, faßte er auf der Stelle den Entschluß, seine Frau und seine Kinder aufzusuchen, und sollte er ihretwegen auch die ganze Erde durchlaufen. Vergeblich stellte man ihm vor, die Entfernung der Inseln Waak al Waak von Balsora wäre so groß, daß man nicht weniger als hundertundfünfzig Jahre bedürfe, um die Reise dahin zu vollenden, er bestand hartnäckig auf seinem Vorsatz, und nichts konnte ihn davon abwendig machen.

Nachdem er Allah gebeten, seine Unternehmung zu segnen und seine Mutter während seiner Abwesenheit in Obhut zu nehmen, schied er von ihr, und ruhte sich weder Nacht noch Tag, bis er wieder zum Palast der Schwestern gelangt war.

Diese waren sehr verwundert, ihn wieder zu sehen; und als sie die Flucht seiner Gattin und seinen Entschluß vernommen hatten, nach den Inseln Waak al Waak zu reisen, riefen sie alle zugleich aus, daß dieser Vorsatz unausführbar, weil keinem Menschen so langes Leben vergönnt wäre, um das Ziel dieser Reise zu erreichen.

„Das verschlägt nichts,“ erwiederte Asem, „will der Himmel mich wieder mit meiner Gattin vereinigen, so wird er auch wohl wissen, mich zu ihr gelangen zu lassen; hat er aber das Gegenteil verhängt, so sterbe ich doch mit dem Troste, daß ich mein ganzes übriges Leben daran gesetzt habe, sie wiederzusuchen.“

Die Schwestern, in Verzweiflung über diesen Entschluß, wiederholten noch mehrere Tage hindurch ihre Bitten, von einer so gefährlichen Unternehmung abzustehen; aber er blieb unerschütterlich. Die Prinzessinnen wurden durch seine Zärtlichkeit für seine Gattin und Kinder innig gerührt und gingen miteinander zu Rate.

Sie hatten zwei Oheime, der eine hieß Abd al Kuddus, der andere Abd al Süllyb, und beide wohnten drei Monatreisen von ihnen entfernt. Indem sie sich nun über die Mittel berieten, um Asem bei seiner Reise zu helfen, gedachten sie an diese beiden Oheime, welche zwei mächtige Geister waren, und sie gaben Asem ein Empfehlungsschreiben an sie, folgenden Inhalts:

„Der Überbringer dieses Schreibens ist unser trauter Freund Asem von Balsora; wenn ihr ihm Mittel verschaffen könnet, nach den Inseln Waak al Waak zu gelangen, so thut es aus Liebe zu euren Nichten, die euch lieben und verehren. Wenn aber das, was wir bitten, unmöglich ist, so verhindert ihn, seine Reise fortzusetzen, damit er nicht in sein Verderben renne. In diesem Augenblicke läßt seine überschwengliche Liebe zu seiner Gattin und seinen Kindern ihn noch alle unsere Ratschläge verwerfen; aber wir hoffen, ihr werdet später mehr Einfluß auf ihn haben, oder ihm werde durch euch Sicherheit zu teil werden."

Diesen Brief gaben sie Asem, und nachdem sie ihn mit Wünschen und Segnungen überhäuft hatten, ließen sie ihn abreisen und begleiteten ihn mit den Augen, so lange sie ihn nur erblicken konnten.

Nach einer mühseligen Reise von mehreren Monaten befand er sich auf einem fruchtbaren Gefilde; die Natur war hier so reich und überschwenglich, daß er sich einen Augenblick in dem irdischen Paradiese wähnte. In einiger Entfernung erblickte er ein sehr schönes Gebäude und ging darauf zu. Ein ehrwürdiger Greis saß unter einer zierlichen Säulenhalle; seine Blicke wendeten sich voll Neugier auf den Fremdling, der sich ihm nahte, und mit Freundlichkeit erwiderte er den Gruß desselben. Eingenommen durch das edle Aussehen Asems, lud er ihn ein, sich zu setzen, und nach einem leichten Mahle erkundigte er sich nach der Absicht seines Besuches.

Dieser Greis war Abd al Kuddus, Oheim der Prinzessinnen; sobald er den Namen seiner Nichten und ihre besondere Teilnahme für diesen Fremdling vernommen hatte, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit: er las den Brief, welchen Asem ihm überbrachte, mehrmals hintereinander, und nachdem er lange nachgedacht hatte, sprach er zu ihm:

„Ich beschwöre dich, mein Sohn, verzichte auf dein Vorhaben, und wage nicht dein Leben an eine Unternehmung, welche von keinem glücklichen Erfolge gekrönt sein kann. Die

Reise, welche du vor hast, ist mit zahllosen Gefahren verbunden; sie geht durch dürre, mit wilden Tieren bevölkerte Wüsten; das unbebaute, ausgetrocknete Land bringt keine Früchte hervor, und vergeblich würdest du, vor Durst verschmachtend, dich zu erfrischen suchen, keine wohlthätige Quelle würde sich deinen trostlosen Blicken darbieten. Gesetzt auch, es gelänge dir, alle diese Gefahren zu überwinden, doch würdest du noch weit von dem Ziele deiner Wünsche entfernt sein, weil deine ganze übrige Lebenszeit nicht hinreichen würde, um ans Ziel deiner Reise zu gelangen, welche hundertundfünfzig Jahre erfordert. Laß also ab, mein Sohn, in dein Verderben zu rennen und kehre nach Hause zurück."

Aber vergeblich bemühte sich Abd al Kuddus, Asems Entschluß wankend zu machen; dieser mochte nichts hören, und nachdem er sich hinlänglich ausgeruht hatte, wollte er am dritten Tage wieder abreisen.

Als der Greis versichert war, daß nichts ihn von seinem Vorhaben abbringen konnte, zündete er ein Feuer an, verbrannte Räucherwerk darin, und nachdem er einige geheimnisvolle Worte ausgesprochen hatte, erschien plötzlich ein Geist von mürrischem Ansehen.

„Warum hast du mich gerufen?" fragte er den Greis; „soll ich diesen Hügel, der deinen Palast trägt, aufheben und ihn über das Gebirge Kaf hinwegschleudern?"

„Nein, Gott sei Dank," erwiderte Abd al Kuddus, „ich bedarf deiner Dienste zu einer anderen Arbeit. Ich verlange, daß du diesen jungen Mann zu meinem Bruder Abd al Süllyb bringest."

Obgleich der Weg dahin sehr weit war, war doch der Geist bereitwillig, ergriff Asem mit seiner rechten Hand, setzte ihn auf seine Schulter, schwang sich mit ihm in die Lüfte, und am Sonnenuntergang senkte er sich mit ihm vor Abd al Süllybs Wohnung nieder.

Sobald sie angekommen waren, grüßte der Riese ihn ehrfurchtsvoll, machte ihm das Verlangen seines Bruders Abd al Kuddus kund, und Asem nahte sich und überreichte ihm den Brief der Prinzessinnen, seiner Nichten. Seine Verwunderung war ebenso groß wie die seines Bruders, als er Asems Geschichte vernahm und sein ausschweifendes Vorhaben, bis zu den Inseln Waak al Waak zu reisen. Es fehlte wenig, daß er nicht in Zorn gegen ihn geriet, als er seine Hartnäckigkeit sah und wie wenig er auf seine Warnungen zu

achten schien. Indessen besänftigten Asems Verzweiflung und der Strom von Thränen, die er vergoß, den Zorn Abd al Süllybs, der, von Mitleid gerührt, im Grunde seines Herzens beschloß, sich Asems anzunehmen und ihn so viel als möglich vor den Gefahren zu beschützen, denen er entgegenging. Er rief also zehn Geister, die auf der Stelle erschienen; und nachdem er sie höflich eingeladen hatte, sich zu setzen, erzählte er ihnen Asems ganze Geschichte und fragte sie dann, was sie davon dächten.

„Das ist eine wunderbare Geschichte," riefen sie aus, „und sehr kühn ist das Unternehmen dieses jungen Mannes; nichtsdestoweniger wollen wir thun, was Ihr verlanget, Herr, und in einem Augenblick Euren Schützling von Gebirge zu Gebirge, von Wüsten zu Wüsten tragen, bis an die Grenzen unseres Gebietes; dort müssen wir ihn verlassen, denn es ist uns nicht erlaubt, weiter zu gehen, und wir wagen es nicht, den Fuß in das Reich der Geister zu setzen, welche mächtiger sind als wir und deren Zorn wir fürchten."

„Ich nehme euer Anerbieten mit Dank an," rief Asem aus, „und wenn es euch gefällig ist, so wollen wir ohne längeren Verzug abreisen, denn meine Zeit ist kostbar."

Asem nahm also Abschied von Abd al Süllyb, und die zehn Geister ergriffen ihn, setzten ihn auf ihre Schwingen, und nach Verlauf eines Tages und einer Nacht erreichten sie ein Land, Namens Kafoor. Hier war das Ziel ihrer Reise, und da sie Asem nicht weiter nützlich sein konnten, so wünschten sie ihm glückliche Reise, flogen zurück und entschwanden seinem Gesicht.

Asem, nachdem er ein heißes Gebet zum Himmel gesandt hatte, setzte seinen Weg fort; er wanderte zehn Tage lang, ohne einem einzigen menschlichen Geschöpfe zu begegnen. Endlich erblickte er drei Männer, die vom heftigsten Zorn erhitzt zu sein schienen, als wenn sie einander das Leben nehmen wollten. Asem war im Begriff, sich ihnen zu nähern, um sie zu trennen, als die drei Kämpfer ihn erblickten und alle zugleich ausriefen:

„Dieser junge Mann soll der Schiedsrichter unseres Streites sein."

Als er hierauf näher trat, fragten sie ihn, ob er ihr Schiedsrichter sein wollte. Und nachdem Asem ihren Antrag angenommen hatte, zeigten sie ihm eine Kappe, eine Trommel und einen Ball und sprachen zu ihm:

„Wir sind drei Brüder, die von ihren Eltern dieses Erbteil bekommen haben; da sie aber vor ihrem Tode nicht zu erkennen gegeben, welches Stück jeder von uns haben soll, so hat sich ein hitziger Streit darüber erhoben; drum seid unser Schiedsrichter und teilet einem jeden sein Loos zu, wir schwören, uns bei Eurer Entscheidung zu beruhigen."

Asem war sehr verwundert, und ihm kamen diese drei Dinge so armselig vor, daß sie ihm alle zusammen nicht einen halben Dinar wert zu sein schienen.

„Saget mir doch," sprach er zu den drei Brüdern, „welchen Wert jedes dieser drei Stücke haben kann; denn bis jetzt möchte ich nicht das geringste dafür geben."

„Herr Ohm," riefen sie aus, „jedes dieser drei Stücke hat eine eigentümliche Kraft, welche für sich allein alle Schätze der Erde aufwiegt, und wenn Ihr erst ihren ganzen Wert kennet, so werdet Ihr ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Geruhet also, uns anzuhören."

„Diese Kappe," sprach der Älteste, „hat die Kraft, unsichtbar zu machen. Es giebt also nichts, was ihren Besitzer hindern könnte, zu dem höchsten Glücke zu gelangen. Wenn er sie auf seinen Kopf setzt, so kann er überall eintreten, denn weder die Menschen noch selbst die Geister vermögen ihn zu sehen; er kann sich alles zueignen, was ihm gefällt; er kann in die Gemächer der Könige und der Minister eindringen, ihre ehrgeizigen Entwürfe vereiteln, ihre Schändlichkeiten entschleiern und ihre geheimsten Intriguen belauschen. Wenn Reichtümer der Gegenstand seiner Wünsche sind, so kann er in dem königlichen Schatze wühlen; und wenn die Rache ein Bedürfnis seines Herzens ist, so kann er, ohne Strafe zu befürchten, seinen Feind des Lebens berauben."

Asem hörte aufmerksam die Erzählung aller Vorteile, welche von dieser kostbaren Kappe zu ziehen waren und gedachte bei sich selber, daß sie niemand so zu statten kommen könnte, wie ihm; „vielleicht," sprach er bei sich selber, „wird diese Wunderkappe mich meine Gattin wiederfinden lassen." Hierauf wandte er sich zu den drei Brüdern und sprach:

„Jetzt, da ich von dem Werte dieser sonderbaren Kappe überzeugt bin, so saget mir nun auch den Wert dieser kupfernen Trommel."

„Der Besitzer dieses Kleinods," fuhr der zweite Bruder fort, „wenn er auch in der gefährlichsten Lage wäre, wird augenblicklich daraus befreit, sobald er auf die Charaktere

schlägt, welche in dies Kupfer eingegraben sind: die ganze Kraft der Trommel ist in diesen Zauberssprüchen enthalten, welche von dem großen Salomo geschrieben sind. Alle Geister stehen demjenigen zu Gebote, der diese Wundertrommel besitzt; sobald er sie rührt, sind alle bereit, seine Befehle zu vollziehen, so schwierig sie auch sein mögen; und alles das durch die Kraft der Zauberworte unseres großen Königs Salomo, Davids Sohnes."

„Diese Trommel ist in der That für mich gemacht," sprach Asem bei sich selber, „und ich bedarf ihrer viel mehr, als diese drei Männer; sie wird mich gegen die Gefahren beschützen, welchen ich auf den Inseln Waak al Waak entgegengehe; sie wird mir meine Frau und Kinder wiederfinden helfen, und mich gegen Anfälle meiner bekannten und unbekannten Feinde in Sicherheit setzen."

„Auch das ist sehr gut," sprach er zu dem zweiten Bruder, welcher ihm die Trommel so gepriesen hatte; „laßt jetzt sehen, was es mit dem hölzernen Balle für eine Bewandtnis hat."

„Herr," fuhr der dritte Bruder fort, „wer diesen Ball besitzt, findet in ihm bewundernswürdige Kräfte. Er vermag jemand in einem Augenblicke von einem Ende der Erde nach dem anderen zu versetzen; er vollendet in zwei Tagen einen Weg von zweihundert Jahren. Man darf ihm nur den Ort andeuten, wohin man gebracht sein will, sogleich bewegt er sich und durchfliegt den Zwischenraum so schnell wie ein Sturmwind, und reißt den Wünschenden leicht mit sich fort."

Als der dritte Bruder also seine Rede geendigt hatte, beschloß Asem, sich den Ball, sowie die beiden anderen Stücke zuzueignen.

„Es ist nicht genug," sprach er zu ihnen, „daß ihr mir die Kräfte dieser drei Dinge erzählt, ich muß auch Beweise von euren Worten haben. Sonst kann ich nicht euer Schiedsrichter sein."

„Ihr habt recht," riefen die drei Männer aus; „versuchet also ihre Kräfte, so wie es Euch beliebt, und möge Gott Euch in Euren Unternehmungen beschirmen!"

Asem setzte nun die Kappe auf den Kopf, knüpfte die Trommel an seinen Gürtel, warf den Ball auf den Boden und sprach den Ort aus, wohin er wollte, und der folgsame Ball rollte sogleich fort und durchflog mit ihm den Raum mit Windesschnelle.

Als die drei Brüder den Asem mit ihrem Erbteile so rasch dahin fahren sahen, rannten sie ihm nach, und schrien: „Ihr habt jetzt den gewünschten Versuch gemacht, seid Ihr nicht zufrieden? Es ist genug, haltet doch an, haltet!“

Aber vergeblich schrien sie aus allen ihren Kräften, Asem war schon zehn Tagereisen weit von ihnen.

Sein Fahrzeug hielt endlich vor dem Thore eines weitläufigen Gebäudes. Asem stieg aus seinem Schifflein, ergriff seine Trommel, und legte die Finger auf die Zaubercharaktere. Er war im Begriff, sie zu schlagen, als eine Stimme sich hören ließ und folgende Worte aussprach:

„Du hast gesiegt, Asem, du hast einen Teil der Schwierigkeiten überwunden, welche dir entgegenstanden; dennoch kannst du das Ziel deiner Wünsche nicht eher völlig erreichen, als nach einer langen Reihe von Gefahren und Prüfungen; verbirg sorgfältig deinen Ball, denn du bist jetzt in dem Gebiete der bösen Geister.“

Asem befolgte den Rat dieser Stimme, nahm seinen Ball und verbarg ihn unter seinen Kleidern; hierauf blickte er voll Unruhe umher und rief aus: „Wer bist du?“

„Ich bin,“ antwortete die Stimme, „einer der Geister, welche dir durch die Kraft der Trommel dienstbar sind; ich wache unabläßig für deine Sicherheit; die übrigen Geister, meine Genossen, werden nicht eher erscheinen, als bis die Gefahr es erheischt. Setze deine Fahrt fort, denn du bist noch drei Jahrreisen von den Inseln Waak al Waak entfernt.“

Asem verlor nicht den Mut; und nach einem kurzen Gebet begab er sich wieder auf den Weg, und gelangte endlich in eine von Schlangen, Drachen und wilden Tieren wimmelnde Wüste. Erschüttert von diesem furchtbaren Anblick schlug er leicht auf seine Trommel: „Was ist dies für ein Land?“ fragte er.

„Es ist das Land der Drachen,“ antwortete die Stimme. „Sei auf deiner Hut und verweile nicht in diesem gefahrvollen Lande, wie ermüdet du dich auch fühlst. Die Geister dieser Gegend sind die grimmigsten aller, und ihre furchtbaren Höhlen sind von wilden Tieren erfüllt.“

Hierauf ließ die Stimme sich nicht weiter hören, und Asem, dem es nicht rätlich dünkte, hier der Gefahr zu trotzen, nahm seine Kappe, setzte sie auf den Kopf und durchschritt so die grauenhafte Wüste, ohne Gefahr, von einem ihrer scheuß-

lichen Bewohner angefallen zu werden, deren entsetzliches Gebrüll ihn gleichwohl ein wenig bange machte.

Er erreichte endlich das Ufer des Meeres, und erblickte in der Ferne die Inseln Waak al Waak, deren brennendrote Gebirge wie die von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten Wolken erschienen. Ihr erster Anblick erfüllte ihn mit Staunen und Furcht; doch faßte er sich bald wieder, und sprach bei sich selber:

„Warum fürchte ich mich so? Da Gott mich gewürdigt hat, mich bis hierher zu geleiten, so wird er mich auch ferner zu beschützen wissen, wenn es sein Wille ist."

Er pflückte hierauf einige Früchte und aß sie, und nachdem er sich erfrischt und ein Gebet gesprochen hatte, legte er sich auf den Rasen nieder und schlief fest bis zum nächsten Morgen.

Sobald der Tag anbrach, schlug Asem leise auf die Trommel: „Was willst du?" fragte ihn der Geist.

„Dich um die Mittel befragen, über dieses weite Meer nach den Inseln zu gelangen," antwortete Asem.

„Das vermagst du nicht," fuhr die Stimme fort, „ohne die Stimme eines ehrwürdigen Weisen, welcher eine Einsiedelei am Fuße des Gebirges bewohnt, welches du in der Ferne siehst. Sie liegt eine Tagereise weit: bediene dich deines Balles, er wird dich binnen einer halben Stunde hinführen. Verschweig dem Greise nichts von deinen Abenteuern; denn er allein kann dir das Mittel angeben, über dieses Meer zu gelangen."

Asem setzte seinen Ball in Bewegung und wurde alsbald nach der Wohnung des Einsiedlers geführt. Er klopfte leise an die Thür, welche sich sogleich aufthat. Asem trat ein, er wurde aufs gastfreundlichste von dem Greise aufgenommen und bat ihn um ein Mittel, über das Meer zu gelangen.

„Was bewegt dich, mein Sohn," fragte der Greis, „eine so schwierige Reise zu unternehmen?"

„Mein Vater," antwortete der junge Mann, „laßt Euch für jetzt daran genügen, daß ich die glühendste Sehnsucht hege, nach jenen Inseln zu gelangen, und in dieser Absicht aus einem weit entlegenen Lande hergekommen bin."

Der Weise stellte sich bei diesen Worten vor Asem hin, öffnete ein großes Buch, und las ganz leise einige Stellen daraus. Von Zeit zu Zeit warf er auf den jungen Mann einen Blick des Erstaunens, und endlich rief er aus:

„Großer Gott, welche Mühseligkeiten und grausame Prüfungen sind diesem Unglücklichen aufbehalten!"

„Mein Sohn," antwortete der Greis, „ich will dir das Mittel angeben, jene Inseln zu erreichen, weil deine Sehnsucht dahin so groß ist; aber ich verhehle dir nicht, daß du den Gegenstand deiner Nachforschungen nicht eher erlangen wirst, als bis du noch viel Mühsal überstanden hast. Jetzt, mein Sohn, erzähle mir noch umständlich deine Geschichte."

Als er diese vernommen hatte, sprach er zu ihm: „Gott wird vergönnen, daß dir diese Unternehmung gelingt, wie gefahrvoll sie auch sei. Morgen, mein Sohn, wollen wir nach jenen Bergen reisen, und sollst du dieses wundervolle Meer überfahren."

Mit Anbruch des Tages machte der Einsiedler sich mit Asem auf den Weg; und nachdem sie eine steile Anhöhe mit Mühe überstiegen hatten, gelangten sie an ein Gebäude, welches einer Festung ähnlich sah. Sie traten in einen Hof, in dessen Mitte ein riesengroßes Erzbild stand; mehrere Röhren gingen davon aus und ergossen sich in ein weites Marmorbecken. Dieses Wunder war ein Werk der Geister.

Der Einsiedler warf einiges Räucherwerk hinein, und sprach einige für Asem unverständliche Worte aus. Kaum hatte er seine Beschwörungen beendigt, als die Wolken sich schwärzten, ein heftiger Sturm sich erhob, bleiche Blitze die Wolken zerrissen, und Donnerschläge in dem ganzen Gebirge wiederhallten.

Asem, lebhaft erschüttert, betrachtete schweigend, was um ihn vorging, der Sturm machte jedoch weniger Eindruck auf sein Gemüt, als das Geheul und das entsetzliche Getöse, welches sich mitten in dem Becken hören ließ, das alsbald mit schäumenden Wogen bedeckt war. Das Ungewitter besänftigte sich endlich, das Getöse schwieg, und der Greis wandte sich zu Asem mit den Worten:

„Geh jetzt hinaus und betrachte das Meer, welches dir undurchschiffbar erschien."

Asem stieg wieder auf den Gipfel des Berges und blickte neugierig nach dem Meere hin; sein Erstaunen konnte nicht größer sein, als er nicht die geringste Spur mehr von demselben erblickte. Vergeblich suchte er noch ein Überbleibsel dieses Meeres, dessen Unermeßlichkeit ihn zuvor so erschreckt hatte.

„Fahre fort, mein Sohn," sprach der Weise zu ihm, „dein

Vertrauen auf Gott allein zu setzen, und verfolge das Ziel deiner Reise."

Mit diesen Worten verschwand der Einsiedler vor Asems Blicken. Asem setzte nun seinen Weg fort, und erreichte endlich die Inseln Waak al Waak. Bezaubernd erschien ihm dieses Land; üppige Wiesen und schattige Bäume boten sich seinen Blicken dar; er wandelte lange durch reizende Gebüsche, deren Schweigen nur durch den wohllautenden Gesang der Vögel unterbrochen wurde. Es war eben Sonnenaufgang, und unter den Wundern, welche er hier erblickte, war auch ein Baum, ähnlich einer Thränenweide, an welchem, anstatt der Früchte, schöne Jungfrauen hingen, die ausriefen: „Gepriesen sei Gott, unser Schöpfer und Urheber der Inseln Waak al Waak!" Damit tropften sie von dem Baume und erstarben.

Beim Anblicke dieses Wunders ward Asem ganz verwirrt und er rief aus: „Beim Himmel, dies ist eine wundervolle Erscheinung!"

Als er sich wieder erholt hatte, wandelte er fürder durch die Haine, und bewunderte die Werke des Allmächtigen bis Sonnenuntergang; da setzte er sich nieder, um auszuruhen.

Eine alte Frau kam endlich auf ihn zu; verwundert über den Anblick eines Mannes, fragte sie ihn, woher er käme und was er wollte. „Habt Vertrauen zu mir," sprach sie zu ihm, „ich werde alles thun, was von mir abhängt, um Euch zu befriedigen."

Asem, durch so verbindliche Worte ermuntert, erzählte der Alten einen Teil seiner Geschichte und den Beweggrund seiner Reise. Sie schien innig gerührt von seinen Worten; und nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht hatte, versprach sie ihm behilflich zu sein, um zu seiner Gattin zu gelangen, welche Gefahr auch damit verknüpft wäre.

Beide kamen endlich an das Thor der Hauptstadt, und die Alte benutzte die Dunkelheit der Nacht, Asem hineinzuführen, und verbarg ihn in ihrem eigenen Hause. Sie empfahl ihm ausdrücklich, es nicht zu verlassen, denn der bloße Anblick eines Mannes könnte das ganze Land in Aufruhr bringen, und das weibliche Volk in Unruhe versetzen.

Asem, erfreut, endlich das Ziel seiner mühseligen Reise erreicht zu haben, versprach der Alten alles was sie wollte, und mit hoffnungerfülltem Herzen dankte er dem Himmel, und flehte ihn an, noch seinen höchsten Wunsch zu gewähren und ihn wieder mit seiner Gattin und seinen Kindern zu vereinigen.

Die Alte bereitete für Asem ein Nachtessen, welches er vortrefflich fand, obwohl die Speisen dieses Landes ganz verschieden waren von denen, an welche er gewöhnt war. Er legte sich hierauf nieder, und schlief mit ruhigem Herzen, was ihm endlich höchst nötig war, und erwachte am folgenden Morgen erst sehr spät.

Als er die Augen aufschlug, erblickte er die Alte, welche am Fuße seines Bettes saß: „Mein Sohn," sprach sie zu ihm, „ich muß dir sagen, daß deine Gattin seit ihrer Trennung von dir viel Leiden erduldet hat; niemand kann dir besser von ihr Nachricht geben, als ich, weil ich die Amme der Königin und aller ihrer Schwestern bin. Ich bin oft Zeuge der schmerzlichen Reue gewesen, welche sie bei dem Gedanken empfindet, daß sie sich mutwillig von dir getrennt hat, und ich habe mich bemüht, ihren Kummer zu lindern."

Asem vergoß bei diesen Worten wehmütige Thränen; die Alte konnte ihn nur durch das Versprechen trösten, ihn bald zu der Prinzessin zu bringen.

Nachdem sie Asem von allen Trübsalen seiner Gattin seit ihrer Heimkehr nach der Insel unterrichtet hatte, verließ sie ihn, und begab sich nach dem Palast, wo sie die Königin mit ihren Schwestern in Beratung über das Schicksal der Gattin Asems traf, der sie es noch nicht hatte verzeihen können, daß sie einen vom Menschengeschlecht geheiratet hatte. Der Beschluß ihrer Beratung war, sie qualvoll töten zu lassen, um mit ihrem Blute die ihrem erlauchten Geschlecht angethane Schmach abzuwaschen.

Sobald die Alte hereintrat, erhoben sich die Königin und ihre Schwestern ehrfurchtsvoll, und luden sie ein, sich zu setzen.

„Was habt ihr für das Schicksal eurer unglücklichen Schwester entschieden?" fragte sie die Königin.

„Angesehen," antwortete die Königin, „daß sie eine Mißheirat eingegangen, indem sie ihre Hand einem Wesen gereicht hat, welches nicht zum Geistergeschlecht gehört; daß diese Entehrung auf uns zurückfällt, und daß unser Geschlecht uns mit Recht deshalb verachten würde, so haben wir beschlossen, daß sie ohne Hoffnung auf Erbarmen umkommen soll."

„Ihr Tod wird auf euer Haupt zurückfallen," rief die Amme aus; „denn es ist uns nicht erlaubt, einen bloßen Fehltritt durch ein so entsetzliches Verbrechen zu bestrafen, Uebrigens bitte ich euch um die einzige Gnade, sie noch einmal sehen zu dürfen."

Nach Bewilligung dieser Erlaubnis führte man die Alte sogleich in das Gefängnis der unglücklichen Prinzessin, welche sie bleich und in Thränen gebadet antraf; ihre Kinder spielten um sie her und bemühten sich, durch ihre unschuldige Fröhlichkeit und ihre süßen Liebkosungen die traurigen Gedanken der Mutter zu zerstreuen. Ihre Amme weinte anfangs mit ihr, umarmte sie zärtlich, und nachdem sie sie ermahnt hatte, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen, suchte sie ihr Hoffnung zu geben, daß ihre Leiden vielleicht bald beendigt sein würden.

„Teure Amme," rief die Prinzessin aus, „deine zärtlichen Worte sind immer für mich ein lindernder Balsam gewesen; aber ich weiß nicht, warum sie gerade heute mehr Kraft haben, als gewöhnlich; ich fühle zum erstenmal einen Strahl der Hoffnung bis auf den Grund meiner Seele dringen."

„Es ist ein Vorgefühl des Glückes, welches der Himmel dir sendet, meine Tochter," fuhr die Amme fort. „Tröste dich, dein Gatte ist nach unzähligen Gefahren endlich bis in dieses Land gelangt; er ist gegenwärtig in meiner eigenen Wohnung und binnen kurzer Zeit wird er bei dir sein!"

Die Freude, welche in diesem Augenblicke die arme Gefangene durchdrang, wäre ihr fast tödlich geworden; aber nachdem die Alte sie einige kräftige Wohlgerüche hatte einatmen lassen, kam sie wieder zu sich, und schickte die ersten Worte, welche sie auszusprechen vermochte, dankbar gen Himmel.

Als die Amme sie ganz wiederhergestellt sah, umarmte sie sie zärtlich und verließ sie, um zu Asem zurückzukehren. Nachdem sie diesem alles erzählt hatte, was zwischen der Königin und ihren Schwestern vorgegangen war, riet sie ihm, seine Gattin so schleunig als möglich zu entführen.

Asem, außer sich, vergoß Thränen des Schmerzes und der Wuth, als er die Erzählung von der Grausamkeit der Königin hörte, und brannte vor Ungeduld, mit der Vielgeliebten seines Herzens wieder vereinigt zu sein.

Als die Nacht gekommen war, führte die Amme ihn an den Fuß des Turmes, worin die Prinzessin eingesperrt war, und nachdem sie ihm alle nötigen Weisungen gegeben, befahl sie ihn dem heiligen Propheten, und verließ ihn eilig.

Asem brachte die übrige Nacht in Gebeten zu, und als er die Morgenröte erblickte, setzte er seine Kappe auf den Kopf, und ward allen Augen unsichtbar. Die Königin erschien alsbald im Gefolge mehrerer Sklavinnen; sie öffnete die Thür

des Gefängnisses, und Asem, der sich unter ihr Gefolge gemischt hatte, ging mit ihr hinein, ohne von jemand gesehen zu werden.

Mit Mühe hielt er die Gefühle des Schmerzes und der Liebe zurück, welche ihn beim Eintritt in diese traurige Wohnung bestürmten, er drückte sich in einen Winkel des Gefängnisses und war Zeuge der unwürdigen Behandlung, welche die Königin ihrer unglücklichen Schwester widerfahren ließ. Nachdem sie sie auf die grausamste Weise verhöhnt hatte, deutete sie ihr an, sich auf den Tod vorzubereiten, und befahl ihren Sklavinnen, sie mit ihren schönen Haaren an einen der Pfeiler des Gefängnisses zu binden.

„Haltet ein, erbarmungslose Henkersknechte, und fürchtet die Rache des Himmels!" rief Asem aus, unvermögend, länger den glühenden Zorn zurückzuhalten, der ihn ergriffen hatte.

Die Königin, erschrocken über die drohende Stimme, welche sich hatte hören lassen, blickte furchtsam um sich her und floh, von ihren Sklavinnen gefolgt, schleunig von hinnen; indes die Prinzessin, welche die Stimme ihres Gatten erkannt hatte, ihre beiden Hände auf ihre Brust legte und ihre schönen Augen zum Himmel emporhob, um ihm für die unerhoffte Hilfe zu danken. Sobald die Königin das Gefängnis verlassen hatte, nahm Asem die unsichtbar machende Kappe ab, und flog in die Arme seiner Gattin.

„Grausame," sprach er zu ihr, „so belohntest du so viel Zärtlichkeit, so viel Liebe?"

„Ach!" antwortete die Prinzessin, „erinnere mich nicht an ein Vergehen, welches ich schon tausendmal bereut habe, und wofür ich so lange und so gerecht bestraft worden bin! Verzeih mir, teurer Gatte," fügte sie hinzu, indem sie sich zu seinen Füßen warf, „und vergiß das Unrecht, welches ich allein mir unaufhörlich vorwerfen muß."

Asem, erweicht, hob sie auf und drückte sie an sein Herz, zugleich mit seinen geliebten Kindern; und als die ersten Entzückungen ihrer Freude gestillt waren, beschäftigten sich alle beide mit den Mitteln, aus diesem ungastlichen Lande zu entfliehen.

Gegen Abend öffneten sich die Thüren des Gefängnisses; Asem setzte seine Kappe wieder auf, und setzte sich unsichtbar in einen Winkel des Turmes. Die Schließerin trat herein, und brachte der Prinzessin ihren gewöhnlichen Unterhalt; und da sie in derselben Kammer zu schlafen pflegte, so aß sie bei ihr zum Abend und schlief endlich fest ein.

Asem benutzte eine so günstige Gelegenheit, näherte sich leise der grimmigen Schließerin, und nachdem er das Schlüsselbund, welches sie an ihrem Gürtel trug, abgelöst hatte, öffnete er behutsam die Thür des Turmes, und zog eilig seine Gattin und seine Kinder aus dieser trübseligen Wohnung, in welcher er die Schließerin selber verschloß. Sie machten sich eilig hinweg, und obwohl mit ihren beiden Kindern beschwert, wanderten sie dennoch die ganze Nacht hindurch mit solcher Schnelligkeit, daß sie bei Sonnenaufgang schon weit von der Stadt waren.

Als die Königin die Flucht ihrer Schwester wahrnahm, geriet sie in unbeschreiblichen Zorn; sie rief alle Geister ihrer Bekanntschaft zu Hilfe, die sich auch beeiferten, ihr zu gehorchen; und alsbald erhob sie sich mit einem zahllosen Heere zur Verfolgung der Flüchtigen, ganz entschlossen, sie in Stücke zu hauen.

Asem, auf der Flucht, war ganz erstaunt, als er sich umsah, und hinter sich eine dicke Staubwolke erblickte; er wurde von Schrecken ergriffen, als er das ungeheuere Heer der Königin erkannte; schon hörte er das Kriegsgeschrei, unterschied die Fahnen, und bei dem Blinken der feindlichen Lanzen vermochte er weder an Verteidigung zu denken, noch schnell genug zu entfliehen. Was konnte ihm auch sein Mut gegen ein so mächtiges Heer helfen? Er ergiff also seine Trommel, und ließ sie gewaltig ertönen, sodaß auf der Stelle Legionen von Geistern die Ebene erfüllten, in einem Augenblick in Schlachtordnung geschart standen, und kühnlich dem Heere der Königin entgegenzogen. Hierauf erhob sich der furchtbarste Kampf, den man noch bis auf diesen Tag gesehen hatte, denn es waren nicht Menschen, sondern alle Geister der Erde, die gegeneinander fochten. Die Streiter Asems errangen endlich den Sieg, und die Königin wurde mit ihrem Gefolge gefangen.

Als Asems Gattin ihre Schwester in einer so demütigen Lage sah, beeilte sie sich, sie zu trösten, warf sich ihrem Gemahl zu Füßen, und bat für die Königin um Gnade. Asem beteuerte, er dächte an keine Rache, behandelte sie mit der ehrerbietigsten Schonung, und versprach ihr, all ihr Unrecht zu vergessen, wenn sie ihrer Schwester ihre ganze Zärtlichkeit wiederschenken wollte.

Die Königin von Waak al Waak, innig gerührt durch ein so großmütiges Verfahren, fühlte in ihrer tiefsten Seele

Vorwürfe aufsteigen; sie stürzte ihrer Schwester in die Arme, und bat sie, ihre ungerechte und grausame Behandlung zu vergessen.

Von Stund an wurde der Friede geschlossen, Freudenfeste wurden in beiden Lagern angestellt, und währten mehrere Tage hindurch.

Die Königin von Waak al Waak sagte endlich ihrer Schwester und ihrem Schwager lebewohl, und nach zärtlichen Umarmungen trennten sich die sieglosen und sieghaften Geisterscharen, vollkommen zufrieden miteinander.

Asem und die Seinigen nahmen nun ihren Weg nach der Wohnung Abd al Süllybs, wo sie mit Hilfe der Geister und des Balls in wenigen Tagen anlangten.

Der Greis empfing sie freundlich, und bewirtete sie mehrere Tage mit großer Pracht. Die Erzählung von Asems Fahrten ergötzte ihn sehr, und vor allen machte die Geschichte von der Kappe, der Trommel und dem Ball ihm großes Vergnügen. Asem glaubte, in der Folge dieser drei Stücke nicht mehr zu bedürfen, und bat Abd al Süllyb, die Kappe zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Der Greis empfing sie mit Vergnügen, und machte ihm Gegengeschenke von sehr hohem Werte.

Die beiden Gatten setzten ihren Weg fort, und hielten nicht eher an, als bei der Wohnung Abd al Kuddus, welcher sie eben so gastlich aufnahm wie sein Bruder; die Erzählung von Asems wunderbaren Abenteuern ergötzte ihn nicht minder; mit Freuden nahm er die ihm gebotene Zaubertrommel an, und versprach, sie stets zu seinen Diensten bereit zu halten, wenn er ihrer noch jemals bedürfen sollte.

Als Asem sich dem Palast der Schwestern näherte, sah er sie schon ihm entgegenkommen; ihre zärtliche Besorgnis hatte ihnen seit seiner Abreise nach den Inseln Waak al Waak keinen Augenblick Ruhe gelassen. Bei seinem Wiedersehen brachen sie in freudiges Entzücken aus, und im Triumph führten sie beide Gatten in ihren Palast, wo prachtvolle Feste sie erwarteten.

Asem hatte alle Mühe von der Welt, seine liebenswürdigen Beschützerinnen und ihren reizenden Wohnort zu verlassen. Hier war es, wo er seine Vielgeliebte zuerst gesehen und sie geheiratet hatte, und die Erinnerungen seiner Liebe und seines Glückes verliehen diesem Orte einen Zauber, welchen er nirgendwo anders finden konnte.

Man mußte sich endlich jedoch trennen; der Zauberball wurde den Schwestern dargeboten, welche sich vornahmen, davon Gebrauch zu machen, um manchmal Asem und seine Gattin zu besuchen; damit wurde das letzte Lebewohl gesagt.

Sie reisten nun ohne Aufenthalt bis Balsora. Nichts vermöchte die Freude auszudrücken, welche die Mutter Asems beim Wiedersehen ihres Sohnes empfand, den sie schon verloren glaubte und so lange beweinte. Die Wirkung dieser Freude war so groß, daß sie, die vom unaufhörlichen Weinen erblindet war, in einem Augenblicke geheilt wurde, und ihr Gesicht wieder erhielt, welches alle Anstrengungen der Kunst ihr nicht wiederzugeben vermocht hatten.

Dieses Ereignis wurde als ein großes Wunder angesehen: das Gerücht davon kam auch zu den Ohren des Kalifen Harun al Raschyd, welcher, neugierig nach der Bekanntschaft so ungewöhnlicher Leute, wie Asem und die Prinzessin von Waak al Waak, hinsandte und sie bewillkommnen ließ, wie schon die ganze Stadt gethan hatte. Zugleich ließ er Asem entbieten, vor ihm zu erscheinen, und seine Gattin zu der Fürstin Sobeide zu führen, welche vor Verlangen brannte, sie wiederzusehen.

Asem gehorchte; als er vor Harun trat, verneigte er sich ehrfurchtsvoll, und nachdem der Fürst einen seiner Schreiber hatte hereinkommen lassen, begann Asem seine Geschichte; und seine Erzählung verwunderte den Kalifen dermaßen, daß er den Erzähler mehrmals unterbrach, und dem Schreiber befahl, ja nichts auszulassen, und keinen Umstand dieser wunderbaren Abenteuer zu verändern.

Geschichte des Ali Dschohary.

Ali Dschohary hatte von seinen Voreltern das Amt eines Oberaufsehers bei dem Kalifen von Bagdad überkommen, und er verwandte einen großen Teil der unermeßlichen Reichtümer, welche dieses Amt ihm verschaffte, zu Wohlthaten, welche ihm die Achtung aller Bewohner der Hauptstadt und des Kalifen selber erwarben.

Da Ali Dschohary bei herannahendem Alter war und nur einen Sohn hatte, auf dessen Erziehung er alle seine Sorgfalt verwandte, so benutzte er das Wohlwollen seines Herrn, und bat ihn um die Erlaubnis, seinen Dienst zu verlassen. Der Kalif

nahm keinen Anstand, ihm diese Gnade zu bewilligen, und vermehrte zugleich durch neue Geschenke die unermeßlichen Reichtümer seines Oberaufsehers.

Ali begab sich mit seiner Familie nach Damask, und ließ in dieser Stadt einen prächtigen Palast erbauen, umgeben mit herrlichen Gärten und am Ufer eines Flusses gelegen. Zu gleicher Zeit ließ er Karawanserein, Moscheen und Hospitäler für die durch Ausschweifungen Erkrankten erbauen; denn so heilsam ist die Luft von Damask, daß die jungen Leute hier ohne Arzneimittel genesen, während die Greise hier ihre Gesundheit erhalten.

Nachdem der Oberaufseher des Kalifen seine Bauten vollendet hatte, war er darauf bedacht, für seinen Sohn, welchen er nun für alt genug hielt, sich zu verheiraten, eine Gattin auszuwählen, und vermählte ihn mit seiner Nichte, einer jungen Waise, welche er von Kindheit her aufgezogen hatte.

Die beiden jungen Leute liebten einander so vollkommen, daß man von ihnen sagen konnte: „Es ist nur Eine Seele in zwei verschiedenen Leibern." Aber ein bejammernswürdiger Zufall versetzte dieses Haus bald in Betrübnis: die junge Frau ward krank, und vergeblich berief man von allen Seiten die geschicktesten Männer der Heilkunde; sie schien vielmehr unter den verschiedenen angewandten Mitteln zu erliegen.

Es lebte damals zu Kufah ein sehr gelehrter Emir, welcher sich die Lehren des weisen Lokman angeeignet hatte, und die ganze Beredsamkeit des Haryry besaß. Er hatte die Schönheiten von Damask so sehr rühmen gehört, daß er beschloß, diese Stadt zu besuchen. Als er sich ihr nahte, ward er bezaubert von dem reizenden Anblicke der Gärten und der zahllosen Bäche, welche darin eine ewige Kühlung unterhielten. Seine Ohren umtönte ein Konzert von Vögeln, welche dem Ewigen zu danken schienen, daß er einen so anmutigen Aufenthalt für sie geschaffen hatte. Entzückt von diesem Schauspiel rief er aus:

„Mohammed hatte wohl recht, seinen Jüngern die Eroberung dieser Stadt zu empfehlen; denn die vier Flüsse welche sie bewässern, sind das geringste ihrer Ähnlichkeit mit dem Paradiese." Der Emir bezog in Damask einen Palast, welcher auf Befehl des Kalifen für ihn in Bereitschaft gesetzt war. Da sein Ruf ihm in dieser Stadt vorangegangen war, so wurde Ali Dschohary auch bald von seiner Ankunft unterrichtet. Sogleich ließ er zwei Maultiere satteln, füllte einen Korb mit prächtigen Stoffen und köstlichen Kleinodien, und begab sich mit seinem Sohne nach dem Palast des Fürsten.

Der Emir von Kufah war schon von den Großen der Stadt umgeben, welche ihm ihre Huldigung darzubringen kamen. Er empfing sie sehr freundlich, lud sie zum Kaffee ein, und bezeugte dem Sohne Ali Dschoharys die lebhafteste Teilnahme; und als er die auf seinem Gesicht verbreitete Traurigkeit wahrnahm, fragte er ihn nach der Ursache seines Kummers. Ali Dschohary erzählte ihm die Krankheit seiner Nichte, und der Emir war so gerührt von seinem Unglück, daß er ohne Aufschub, in Begleitung aller Gegenwärtigen, sich nach dem Bette der Kranken begab.

Er befühlte ihr den Puls, und erkannte bald, daß hier keine Hoffnung mehr war; aber ohne seine Befürchtung zu äußern, begnügte er sich, einen tiefen Seufzer auszustoßen. Der junge Mann, der diesen nur zu wohl verstand, sank auf der Stelle in Ohnmacht. Sein Vater fragte den Emir dringend, was er von dem Zustande seiner Nichte dächte.

„Leider," antwortete dieser ihm, „ist ihre Krankheit unheilbar; beruhigt jedoch Euren Sohn, weil nichts ohne den Willen Gottes geschehen kann. Es giebt zwar noch ein Mittel, seine Gattin zu retten, aber die Anwendung desselben scheint mir sehr schwierig."

„Sechs Monatreisen jenseits des Kaukasus," fuhr er fort „in den von jenen Geistern bewohnten Gegenden, welche sich gegen Salomo empörten, wächst ein Kraut, dessen Kräfte mir dieser Prophet offenbart hat, und welches alle Krankheiten der Menschen zu heilen vermag. Diese Pflanze heißt das Vogelkraut, und sie wächst auf einer Insel, um welche die bösen Geister strenge Wacht halten. Indessen hat Euer Sohn zu seiner Gattin eine so innige Liebe, daß er vielleicht nicht fürchtet, sein Leben zu wagen, um das ihrige zu retten; und übrigens hat er schon so viel gute Werke gethan, daß Gott ihn ohne Zweifel gegen die Angriffe der bösen Geister in Schutz nehmen wird."

Hierauf erweckte er vermittelst eines Riechfläschchens, welches er bei sich trug, wieder die Lebensgeister des Sohnes Alis, und sprach dabei: „Kommet wieder zu Euch, junger Mann, und bemühet Euch, mit Ehrfurcht den Willen des Allmächtigen und Allbarmherzigen anzuerkennen; bemühet Euch, durch Eure Entsagung die siebzig Houris zu gewinnen, welche unser heiliger Prophet uns verheißt."

„Ach," antwortete der junge Mann, „was saget Ihr mir jetzt von den Houris! Das ist, als wenn Ihr einem Armen, der Euch um ein Glas Wasser anspricht, antwortet: ‚Du

kannst dich bald in den Flüssen des Paradieses erfrischen;' oder wie jener Rabbiner, welcher, einen abtrünnigen Juden zu trösten, den der Kadi von Bagdad zum Galgen verdammt hatte, ihm eine glänzende Beschreibung des Festes machte, welches Isaak und Jakob ihm bereiten. Ein über die Redseligkeit des Rabbiners ungeduldiger Soldat stieß ihn in den Tigris, mit den Worten: ‚Wohlan, guter Freund, geh voran, um die Becher zum Feste auszuspülen.'"

„Seid nicht untröstlich," fuhr der Emir fort, „versuchet, das Vogelkraut zu gewinnen; ich übernehme es zu verhindern, daß die Kranke während Eurer Abwesenheit sterbe, und will Euch alle nötigen Anweisungen zur Erleichterung Eurer Reise geben."

Der Sohn Ali Dschoharys dankte ihm für seine Güte, und bezeugte ihm sein Verlangen, sich baldigst auf den Weg zu begeben. Als der alte Oberaufseher den Entschluß seines Sohnes sah, zerschmolz er in Thränen; er stellte ihm alle die Gefahren vor, welchen er sich aussetzte, ohne irgend einen Anschein des Erfolgs; aber vergebens bemühte er sich, durch die Schilderung der Besorgnisse, denen er selber preisgegeben sein würde, die Standhaftigkeit des jungen Mannes zu erschüttern.

Der Emir beruhigte ihn in dieser Hinsicht „Nehmet," sprach er zu ihm, „hier dieses Baumwollen-Korn, und pflanzet es in Euren Garten, und pfleget sorgfältig des Strauches, welchen es hervortreiben wird; so lange er gedeihet, könnt Ihr über den Zustand Eures Sohnes ruhig sein; wenn er aber vertrocknet, so scheint seine aufgesprungene Samenkapsel Euch zu sagen: Spinne meine Baumwolle zum Leichentuche für deinen Sohn."

Nachdem er dem jungen Manne die nötigen Anweisungen zu seiner Reise durch die Tatarei und China gegeben hatte, nahm der Emir Abschied von Ali Dschohary und kehrte nach seinem Palast zurück.

Alis Sohn säumte nicht, sich auf den Weg zu machen. Er reiste Nacht und Tag, kam an die Grenzen von China, und erreichte bald die Hauptstadt dieses Reiches. Er durchwanderte ruhig diese Stadt, als man ihn, zu seinem Unglück, für einen Muselmann erkannte. Da die Religion des wahren Propheten in China verboten ist, so ergriff man den Sohn Ali Dschoharys, und warf ihn in ein finsteres Loch, um ihn zum Schlachtopfer für die Götzen des Landes aufzubewahren. Hier erwartete der unglückliche Gefangene nun in Wehklagen den unseligen Tag des Opfers, als der Ratschluß Gottes,

welcher zur Rettung derjenigen, welchen er wohl will, sich oft ihrer eigenen Feinde bedient, ihn aus der Verlegenheit zog.

Ein chinesischer Herr, welcher die Stadt Damask kennen zu lernen wünschte, hatte sich als Derwisch verkleidet und sich dort lange aufgehalten. Er wohnte gerade in einem der von dem Ali Dschohary erbauten Karawanserein, und da er fleißig die Moscheen besuchte, so hatten die Predigten der Scheiche, und die Handlungen der Barmherzigkeit, welche er die Muselmänner ausüben sah, ihn von der Vortrefflichkeit des Islamismus überzeugt, und er hatte beschlossen, die Wallfahrt nach Mekka zu machen. Der wohlthätige Ali Dschohary hatte ihn in den Stand gesetzt, sich nach dieser Stadt zu begeben, wo er die Kaaba verehrte; und nachdem er den Brunnen Sem-Sem und das Grab des heiligen Propheten zu Medina besucht hatte, war er in seine Heimat zurückgekehrt.

Er betrat die Stadt in demselben Augenblick, als der Sohn Alis geopfert werden sollte; er fragte, wer das Schlachtopfer wäre, welches man zum Tode bestimmt hätte, und geriet in den äußersten Unmut, als er vernahm, es wäre ein Fremdling aus Damask, der Sohn des Ali Dschohary. Er wäre beinahe in Ohnmacht gesunken, hatte aber noch Kraft genug, seine Bewegung zu verbergen; und nachdem er die nötigen Erkundigungen über den Ort, wo der Sohn Alis eingesperrt war, eingezogen hatte, ging er auf das nächste Feld hinaus. Dort schlug er Feuer an, verbrannte Räucherwerk darin, und nachdem er gewisse Worte ausgesprochen hatte, verwandelte er sich in einen Vogel.

So nahm er seinen Flug nach der Stadt, zu dem Gefängnisse, drang durch die Eisengitter der Fenster und nahm hierauf seine natürliche Gestalt wieder an: nun stieg er eine Treppe von sechshundertvierzig Stufen hinab, kam so zu dem Sohne Ali Dschoharys, und warf sich in seine Arme.

Aber in der Eile, mit welcher er daher geflogen war, hatte er vergessen, das Feuer auszulöschen, worin er das Räucherwerck verbrannt hatte. Der Oberpriester des Götzentempels kam gerade an dem Orte vorbei, wo diese Zauberei vorgegangen, fand das noch rauchende Feuer, und da er selbst der Zauberei kundig war, so benutzte er die Mittel, welche dieser günstige Umstand ihm darbot, selber eine Verschwörung anzustellen, vermittelst welcher er nun erfuhr, was vorging.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, lief er nach dem Gefängnisse, und benachrichtigte den Kerkermeister von dem Versuche, welcher gemacht würde, seinen Gefangenen in Frei-

heit zu setzen; und jener nahm seine Maßregeln so gut, daß weder der eine noch der andere entkommen konnte.

Der Oberpriester begnügte sich nicht damit, seinen Feind also gefangen zu haben; er hatte noch die Grausamkeit, einen Schergen zu bestellen, welcher beiden täglich dreimal die Bastonnade geben mußte. Diese Mißhandlung, und der Verdruß, so überlistet zu sein, hatten den neuen Gefangenen in so tiefe Schwermut versenkt, daß sein Gefährte genötigt war, ihm Trost zu geben.

„Lasset ab, das Schicksal anzuklagen," sprach er zu ihm, „und vertrauet auf den wahren Gott; wenn Ihr ihn anrufet, so wird er nicht unterlassen, Euch aus den Händen Eurer Feinde zu befreien."

Unterdessen rückte der Tag des Opfers heran, und ihre Unruhe verdoppelte sich, als zufällig der Neubekehrte, indem er seine Tasche durchsuchte, einen sehr kostbaren Smaragd fand, welchen er bei sich führte. Der Anblick dieses Kleinods erregte seinen Unwillen: „Verfluchter Stein," rief er aus, indem er ihn heftig zu Boden warf, „wozu kannst du mir jetzt dienen, und welchen Wert hast du noch für mich? Ich würde dich gern für ein Stück Eisen vom geringsten Wert hingeben."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein glänzendes Licht das Gefängnis erhellte, und eine Donnerstimme sich hören ließ. Der Sohn Ali Dschoharys sank vor Schrecken in Ohnmacht.

„Was ist dein Begehr?" fragte der Geist den chinesischen Herrn. „Es giebt nichts, was ich nicht zum Lohne für den Dienst thäte, welchen du mir eben geleistet hast; vernimm, ich bin einer der gegen Salomo empörten Geister, welcher mich, zur Strafe meines Ungehorsams, in diesen sternkräftigen Smaragd eingeschlossen hatte; du hast mich, indem du ihn zerschmettert, aus meinem Gefängnis befreiet, ich will für den wichtigen mir geleisteten Dienst erkenntlich sein."

„Wohlan," erwiderte der Gefangene, „so begehre ich denselben Dienst von dir: hilf uns aus diesem höllischen Loche, und räche mich an dem Elenden, welcher uns verfolgt."

In einem Augenblick hatte der Geist den Oberpriester ins Gefängnis geführt und mit den Ketten belastet, von welchen er die beiden Freunde befreit hatte; er faßte sie hierauf in seine Arme, die Erde öffnete sich unter ihren Füßen und sie befanden sich plötzlich in einem prächtigen Palast, dessen Glanz nicht seinesgleichen hatte; denn er war von Edelsteinen erbaut,

ruhete auf Säulen von Smaragd, und war von weiten Gärten umgeben, welche denen des Paradieses von Schedad glichen.

Geblendet von diesem Anblicke, fragte der Sohn Ali Dschoharys den Geist, wem diese prächtigen Besitzungen gehörten.

„Dieser Palast," antwortet der Geist, „ist einer der Paläste Salomos; an diesem Ort wohnt meine Herrin, und wie sehr man auch die Schönheiten von Damask rühmt, ihr werdet sehen, daß diejenige, welche ich euch zeigen werde, sie alle übertrifft."

Diese Worte erregten lebhaft die Neugier des Sohnes Ali Dschoharys. Man führte sie beide in einen prächtigen Badesaal, wo vierundzwanzig weiße Sklaven und Sklavinnen sie mit aller Aufmerksamkeit bedienten. Von hier traten sie in einen Saal, wo ein glänzendes Mahl bereit stand; vier Springbrunnen, mit duftenden Blumen umgeben, verbreiteten darin eine köstliche Kühlung.

Aber alle diese Pracht konnte den Sohn Alis nicht von der tiefen Unruhe befreien, welche ihn um seine Gattin erfüllte: vergebens ließ man vor ihm eine Menge junger Sklavinnen erscheinen, deren Schönheit die der Houris übertraf; er blieb bei allen ihren Reizen unbeweglich.

Der Geist fragte ihn um die Ursache seiner Betrübnis. „Ach," antwortete er ihm, „ich habe meine Familie in tiefstem Schmerz versunken daheim gelassen; meine geliebte Gattin ist dem Tode nahe, und stirbt unfehlbar, wenn es mir nicht gelingt, das Vogelkraut zu gewinnen; und ich weiß nicht, wie ich dazu gelangen soll."

„Hüte dich wohl, mein Sohn," erwiderte ihm der Geist, „eine so gefährliche Unternehmung zu versuchen; das Kraut, welches du holen sollst, ist in der Gewalt der gegen Salomo empörten Geister, welche sich desselben bemächtigt haben, und dein Tod wäre unvermeidlich."

Was aber der Geist auch sagen mochte, es gelang ihm nicht, den Entschluß des jungen Mannes zu ändern, und als er ihn so unerschütterlich sah, so gab er ihm alle Anweisungen, welche, wie er glaubte, ihm nützlich sein konnten, und ließ ihn abreisen.

Der junge Reisende stieg zu Pferde und folgte einem Knäuel, welches sein Wirt ihm gegeben hatte, und welches, stets vor ihm dahin rollend, ihn an den Ort seiner Bestimmung bringen sollte.

Er kam endlich an einen großen Wald, und das Knäuel stand am Eingange einer tiefen Höhle still, deren Finsternis abschreckend war. Der Sohn Ali Dschoharys stieg vom Pferde,

und: nachdem er es an einen Baum gebunden hatte, drang er in das Innere der Höhle; er gelangte endlich an ein großes Feuer, welchem ein altes Weib gegenüber saß, deren Finger die Gestalt einer Gabel hatten, und deren Nägel so groß waren wie Austernschalen des Roten Meeres: sie drehte einen ungeheueren Bratspieß, an welchem drei Männer steckten.

Bei diesem greulichen Anblick wäre der Sohn Ali Dschoharys fast in Ohnmacht gefallen; aber er fühlte, daß er schon zu weit vorwärts wäre, um sich zurückziehen zu können. „Wehe!“ rief er, „mein elender Wirt hat mich betrogen, aber ich muß mich mit Mut waffnen.“

Sein Schreck war nicht von langer Dauer; denn weit entfernt, ihn übel zu empfangen, lächelte die Alte so freundlich als sie konnte: „Tritt näher, schöner junger Mann,“ redete sie ihn an; „sei willkommen; in Wahrheit, seit den dreitausend Jahren, die ich lebe, habe ich keinen so wohlgebildeten Sterblichen gesehen, als dich; ohne Zweifel hat mein Enkel dich nach unserer Wohnung gewiesen. Wart einen Augenblick, mein Vater wird gleich wiederkommen, und du kannst von ihm die Weisungen erhalten, welche dir nützlich sein werden.“

In der That sah der Sohn Ali Dschoharys bald darauf einen Geist eintreten, dessen Gestalt entsetzlich war. Aber weit entfernt, feindliche Gesinnungen zu zeigen, lobte der Vater seine Tochter, daß sie den jungen Mann so gastfreundlich aufgenommen, sobald sie erkannt, wer ihn hergeschickt hatte; er fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise, und als er ihn vernommen hatte, fuhr er fort:

„Es thut mir leid um Euch, daß Ihr eine so schwierige Aufgabe unternommen habt; denn wir können Euch dabei nicht nützlich sein, weil wir mit den Geistern im Kriege sind, welchen die Bewachung des Vogelkrautes aufgetragen ist.“

Nach einem ziemlich kurzen Aufenthalte nahm der junge Mann Abschied von seinen Wirten, und fragte sie nach dem Wege, welchen er nehmen müßte; nachdem er von ihnen die nötigen Weisungen erhalten hatte, machte er sich auf den Weg, ungeachtet aller ihrer Vorstellungen, um ihm sein Unternehmen auszureden.

Nach einigen ununterbrochenen Tagereisen gelangte er in ein schönes Thal, nicht weit von dem Orte, wo das köstliche Vogelkraut sein mußte, welches er so lange Zeit her suchte. Er hatte großes Verlangen, sich bald im Besitze desselben zu sehen; aber die Müdigkeit und die Pflichten der Religion nötigten ihn, sich mit Geduld zu waffnen. Nachdem er seine

Abwaschungen und Gebete verrichtet hatte, nahm der junge Reisende etwas Nahrung zu sich und streckte sich am Fuße des Baumes hin, welcher ihm die Mittel zu seiner Mahlzeit hergegeben hatte. Obwohl höchst ermüdet von einer so langen und beschwerlichen Reise, hatte er jedoch einen unruhigen Schlaf: tausend Traumbilder, eins immer schrecklicher als das andere, bestürmten seine aufgeregte Einbildungskraft. Bald wähnte er, bei dem Leichenbegängnisse seiner Gattin gegenwärtig zu sein, bald sah er sich nahe daran, von einem Riesen gefressen zu werden, und vermischte seine Wehklagen mit denen der Schlachtopfer, welche er bluten gesehen hatte, und die er noch zu hören wähnte. Aber ein furchtbarer Donnerschlag befreite ihn von diesen eingebildeten Gefahren, um ihm andere ebenso furchtbare und viel wahrhaftere vor Augen zu stellen.

Als er die Augen aufschlug, wurde er geblendet von den zuckenden Blitzen, welche ihm eine zahllose Menge von Geistern und Gespenstern sichtbar machten, deren durchdringendes Geschrei den unverzagtesten Mut erschüttert haben würde. Ein in der Luft verbreiteter Schwefelgeruch ließ ihn fürchten, daß der Wetterstrahl nahe bei ihm niedergefahren wäre; und wirklich, als er mit der Hand nach seinem Turban faßte, fand er, daß ihm nichts davon übrig blieb als die Kappe, und er sah, beim Leuchten der Blitze, sein Pferd zu Boden gestreckt; das unglückliche Schicksal dieses treuen Gefährten aller seiner Reisen betrübte ihn noch mehr als alle die Gefahren, von denen er bedroht war.

Er warf sich über die Leiche dieses armen Tieres hin, drückte dessen Kopf in seine Arme, und begann zu wehklagen: „Meine schöne Freundin," redete er es an, „meine treue Freundin, meine Gazelle! du, das einzige an meinen Leiden teilnehmende Wesen, muß ich dich in dem Augenblicke verlieren, wo wir dem Ziele unserer Mühseligkeiten so nahe sind? Ach! du blickst mich nicht mehr an, dein Augenlid hat deinen glänzenden Augenstern verdeckt; ich werde dich also nie mehr auf unsere fetten Wiesen führen!" Seufzer, mit einem Thränenstrom vermischt, verhinderten ihn, fortzufahren, und der Name Damask erstarb auf seinen zitternden Lippen.

Indessen bemühte er sich, seinen Schmerz zu überwinden; er ergriff seinen Säbel, der am Sattel seines Pferdes befestigt war, und schritt nach der gefährlichen Gegend hin. Je näher er kam, desto stärker wurde das Geschrei der Geister und die Donnerschläge: die Erde bebte unter seinen Füßen, und er schritt in dieser tiefen Finsternis nur beim Leuchten der Blitze

vorwärts; sie dienten ihm auch, den Baum zu erkennen, an dessen Zweigen der Käfig aufgehängt war, von welchem die Geister ihm gesagt hatten. Er streckte die Hand danach aus, als ein schmerzliches Gestöhn in sein Ohr drang: er wähnt, die Stimme des ihm befreundeten Geistes zu erkennen und dreht den Kopf um, und in demselben Augenblick haut ein Säbelhieb ihn in vier Stücke.

Wir haben die Eltern dieses Unglücklichen lange in Trauer über die Abwesenheit ihres Sohnes und die Krankheit ihrer Nichte verlassen. Sie hatten keinen anderen Trost als die kleine Baumwollenstaude, welche sie nicht versäumten jeden Morgen mit ihren Thränen zu befeuchten; ihr einziges Vergnügen war, das schöne Grün der Blätter dieser Staude zu betrachten und sorgfältig zu untersuchen, ob seine Samenkapsel noch immer hübsch rot wäre. Sie zersprang denselben Tag, als der Unglückliche umkam, und die Blätter des Strauches verwelkten. Der Vater und die Mutter, die, nach ihrer Gewohnheit, sehr früh aufgestanden waren, um ihn zu begießen, gerieten in Verzweiflung, als sie ihn in diesem Zustande sahen; ihr Wehgeschrei erweckte das ganze Haus; und der Emir von Kufah, der aus Gefälligkeit bei ihnen geblieben, war nicht der letzte, ihnen beizuspringen.

Es gereute ihn nun sehr, hierher gekommen zu sein, und besonders, dem jungen Manne einen so unseligen und für die Kranke jetzt so unnützen Rat gegeben zu haben. Indessen wollte man dieser das Unglück, welches ihren Gatten betroffen hatte, verbergen, und machte, ohne ihr Wissen, alle Anstalten zu einem prächtigen Leichenbegängnisse. Die Trauersängerinnen und Klageweiber, welche gewöhnlich die Leichen begleiten, übertrafen bei dieser Gelegenheit sich selbst; ihr durchdringendes Geschrei und ihre Klagegesänge hätten die Herzen der Unempfindlichsten gerührt. Die Armen, die herbeikamen, empfingen überflüssige Almosen, ohne daß man sich erkundigte, aus welchem Lande sie her wären. Alle bedeutenden Personen von Damask wurden eingeladen und bildeten ein glänzendes Gefolge bei diesem Leichengepränge. Die Armen, welche weinend und sich die Haare ausraufend nachfolgten, boten ein weniger glänzendes, aber für das Andenken des Sohnes Ali Dschoharys viel rührenderes Schauspiel dar. Der Vater und die Mutter blieben dreißig Tage lang in der tiefsten Eingezogenheit, und nahmen nicht mehr Nahrung zu sich, als nötig war, um nicht Hungers zu sterben.

Unterdessen langweilte es den in dem Palast Salomos

zurückgebliebenen Derwisch, seinen Gefährten zu erwarten; er machte also einige zauberische Vorrichtungen, um zu erfahren, was aus ihm geworden wäre. Wie groß war seine Verzweiflung, als er das bejammernswürdige Ende seines Freundes vernahm! Weil er sich nicht mehr schmeicheln konnte, ihm nützlich zu sein, bat er den Geist, ihn nach Damask zu bringen. Dieser faßte ihn in seine Arme, und in einem Augenblicke sahen sich beide an die Thore von Damask versetzt; hierauf verschwand der Geist, und der Derwisch trat in die Stadt.

Sein erster Gang war nach der Mujé-Moschee, wo die Ulemas, die Kadis, die Fakire und alle durch ihre Frömmigkeit ausgezeichneten Personen sich im Gebete befanden; ihre Andacht und die auf ihrem Antlitz ausgedrückte Traurigkeit verkündigten genugsam, daß sie für jemand bäten, den sie innig betrauerten.

Der Derwisch vernahm bald, daß man die Leichenfeier des Sohnes Ali Dschoharys beging, dessen Leichnam man gleichwohl nicht hatte. „Wie ist es möglich," rief der Derwisch aus, „daß man hier schon diese unglückliche Neuigkeit weiß? Ich wollte nicht zu ihnen gehen, aus Furcht, sie ihnen unwillkürlich kundzuthun. Ja, es giebt hier ein Geheimnis, welches ich nicht begreife: ich muß versuchen, es zu erforschen."

Ohne sich länger aufzuhalten, lief er nach dem Hause seines alten Wirtes: ihre Wiedererkennung war, obwohl stumm, doch nicht minder rührend: indem sie einander anblickten, entstürzte ein Thränenstrom ihren Augen; kaum hatten sie die Kraft, sich gegenseitig den Bart zu küssen. Zuletzt sank der unglückliche Vater seinem Freunde ohnmächtig in die Arme. Dieser fragte nun, wie man jenen Unfall hier so bald hatte erfahren können. Ein Sklave erzählte ihm die Geschichte von der Baumwollenstaude, welche bei der Abreise des jungen Mannes gepflanzt worden; und es war kein Grund vorhanden, an der Wahrheit des Vorganges zu zweifeln.

Der Derwisch ging in den Garten, um die verhängnisvolle Baumwollenstaude zu sehen; aber man hatte sie schon ausgerissen. Sogleich rief er den ihm dienstbaren Geist, welcher auf der Stelle erschien: „Du mußt mir Mittel verschaffen," sprach er, „meinen Wirt zu trösten."

„Mein Gebieter," antwortete ihm dieser, „ich möchte Euch gern dienen; Ihr kennt meinen Eifer und meine Bereitwilligkeit; aber was ist mit einem gevierteilten Manne anzufangen? Ich will mich bemühen, die Stücke zu sammeln und sie Euch bringen,

damit man ihm wirklich die Ehre des Leichenbegängnisses erweisen kann. Das ist alles, was ich für Euch zu thun vermag; wenigstens wird seine Seele das den wahren Muselmännern verheißene Glück genießen."

Der Geist begab sich zu seinem Rock, und befahl ihm, die Stücke von dem Leichnam des Sohnes Ali Dschoharys herbeizubringen. Der Vogel flog hin, und kam mit dieser kostbaren Bürde zurück. Der Sklave legte die Stücke zusammen und rieb sie mit einer von Salomo selber bereiteten Salbe; hierauf wusch er den Leichnam mit Wasser aus dem Brunnen des Lebens.

Vierundzwanzig Stunden nach dieser Verrichtung schien der junge Mann wieder zu atmen, sein Herz schlug wieder, und bald war er geheilt und wohlauf. Der Geist riet ihm nun, zu seinen Eltern heimzukehren. Bei diesen Worten erinnerte er sich der Absicht seiner Reise: er bat den Derwisch inständig, ihn wieder nach dem Orte zu bringen, wo man seinen Leichnam gesammelt hatte, und schwur, ganz allein dahin zurückzukehren, wenn er ihm diese Bitte abschlüge. Nachdem der Derwisch vergeblich versucht hatte, ihm diese Unternehmung auszureden, wollte er ihm wenigstens die Gefahren der Reise ersparen; er befahl also dem Rock, ihn nach der Grünen Insel zu bringen, und trennte sich mit zärtlichem Lebewohl von ihm; denn er wagte nicht zu hoffen, daß er dieses heldenmütige Opfer der Gattenliebe nochmals wiedersehen würde.

Als der junge Mann die vorige Umgebung wieder erkannte, erinnerte er sich auch des Unglücks, welches ihn getroffen hatte; die Vorstellung davon drohte ihm selbst mit einer Ohnmacht; aber sein Mut belebte sich wieder, als er an seine junge kranke Gattin dachte, deren Herstellung von dem Erfolge dieser Unternehmung abhing. „Ich muß," sprach er, „es durchsetzen, weil sie sterben muß, wenn ich ohne dieses Kraut heimkomme; oder wenn ich dabei erliege, und welches Schicksal mir auch bestimmt sein mag, so will ich doch lieber hier meinen Tod finden, als meine junge Gattin sterben und ihre auf mich gerichteten brechenden Augen mir meine Feigherzigkeit vorwerfen sehen." Kurz, die Liebe siegte über die Furcht; aber bevor er zur Beendigung seiner Unternehmung schritt, wollte er sich der Pflichten seiner Religion entledigen.

Er war im Begriff, seine Abwaschungen, in Ermangelung des Wassers, mit Sand zu verrichten, als zwei Adler ihm

Wasser in einem großen Gefäße brachten; sie legten ein kleines in der Asche gebackenes Brot daneben, und flogen dann wieder davon, ohne daß der mutige Waller sehen konnte, nach welcher Seite sie entschwunden waren. Indessen verrichtete er seine Gebete, nahm etwas Nahrung zu sich, und versuchte seinen Säbel an einigen umherstehenden Bäumen.

Kaum hatte er den Säbel aus der Scheide gezogen, als er ein noch entsetzlicheres Schauspiel denn zuvor sah: dicke Finsternis vertrieb die Helligkeit des Tages; der Donner und die schlängelnden Blitze unterbrachen von Zeit zu Zeit diese furchtbare Dunkelheit; der in seiner ganzen Wut losgelassene Sturm beugte die Gipfel dieser riesengroßen Bäume, welche mehr als einmal die Wolken in ihrem Laufe gestört hatten. Der unaufhörlich erschütterte Boden schien sich auf allen Seiten zu öffnen, und spie jeden Augenblick Ströme von Rauch und Flammen aus. In der Ferne hörte man das furchtbare Rauschen eines sturmbewegten Meeres, das eben die Grenzen übersteigen zu wollen schien, welche der Allerhöchste ihm vorschrieb, als seine allmächtige Hand es über die Erdkugel ausgoß.

Der Sohn Ali Dschoharys hatte Zeit gehabt, sich auf alle diese Prüfungen vorzubereiten; sein Mut blieb unerschüttert: er schritt furchtlos auf den Käfig zu, band ihn los, ungeachtet der von allen Seiten blitzenden Säbel. Hierauf sprach er zu dem in dem Käfig eingesperrten Geistervogel: „Du bist jetzt in meiner Gewalt und mußt mir anzeigen, wo ich das Vogelkraut finde; hierauf mußt du mich nach Damask bringen: dann erst kann ich dir die Freiheit bewilligen; aber bei dem geringsten Zeichen von Treulosigkeit ist dein Tod entschieden."

Der schlaue Vogel ging alle Bedingungen ein, aber bevor er ihm bestimmt den Ort des köstlichen Krautes nachwies, forderte er den jungen Mann auf, die Schätze zu schauen, welche die Geister in diesen Gegenden bewachten. „Könntest du in ihren tiefsten Schlupfwinkel eindringen, ohne das Merkwürdigste sehen zu wollen, was er enthält?" sprach er zu ihm; „vielleicht findest du darin einen Talisman, welchen der Geisterfürst dir mitzunehmen erlaubt."

Alle diese Vorspiegelungen versuchten den jungen Mann; aber er antwortete, er wolle sich mit nichts anderem befassen, bis er sich im Besitze des gedachten Krautes sähe; und mit dem Vogel in seiner rechten Hand lief er hin, es zu pflücken.

Hierauf begann der Vogel wieder seine Lockungen, und versuchte, seinen Herrn durch die Beschreibung aller der Kleinode zu verleiten, welche sich in dem Schatze befänden. „Du

wirst darin eine Schachtel sehen, welche Gott selber unserem Vater Adam gab, als dieser noch seine anfängliche Weisheit besaß: diese Schachtel enthält ein bewundernswürdiges genaues Abbild des Weltsystems; die durch verschiedenartige Edelsteine von ungeheurer Größe vorgestellten Planeten bewegen sich hier ebenso regelmäßig wie am Himmel; bei genauer Betrachtung dieses Wunderwerks kannst du genau die Bewegungen der Gestirne, ihre verderblichen und günstigen Verbindungen erkennen. Nachdem ich sie dir vollständig erklärt habe, will ich dich an den Rand eines goldenen Beckens führen, welches ein Abfluß aus einem der Flüsse des Paradieses ist; in dessen Mitte wirst du einen wunderbaren Springbrunnen sehen, welcher das Lebenswasser bis an die Wolken spritzt: wenn du davon trinkst, wirst du unsterblich sein wie wir. Dann führe ich dich noch . . .; aber was verliere ich hier die Zeit damit, dir die Gegenstände zu beschreiben, welche du selber sehen kannst? Würdige mich nur einiges Vertrauens auf meine Verheißungen."

Der Sohn Ali Dschoharys hätte sich beinahe überreden lassen; er näherte sich schon dem Orte, welcher den Schatz verwahrte; aber plötzlich stellte sich das Bild seiner kranken Gattin vor seine Seele; er trat wieder zurück, indem er stets den Vogel beim Halse festhielt, und verlangte, daß er ihn sogleich nach Damask zurückbrächte.

Als der Geist nun wohl sah, daß dieses das einzige Mittel war, seine Freiheit wieder zu erlangen, gehorchte er auf der Stelle; der junge Mann bestieg seinen Rücken, und in wenigen Stunden befanden sie sich mitten in einem Garten der Hauptstadt von Syrien.

Der Herr dieses Gartens, verwundert über diesen neuen Besuch, lief herzu, um unsere Reisenden zu sehen: wie groß war seine Überraschung, als er den Sohn seines verehrten Nachbarn Ali Dschohary erkannte! Er wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, und sprach zu ihm: „Welch seltsames Fuhrwerk bringt Euch hierher? Wie, seid Ihr noch auf der Welt, da alle Eure Verwandten Euch schon in jener Welt wähnen? Ihr kommt auch wohl aus dieser her, nach dem Wege zu urteilen, auf welchem Ihr hier angelangt seid. Wir haben schon Eure Leichenfeier begangen. Nehmet bald einige Tassen Sorbet und Kaffee, denn Ihr scheint mir sehr ermüdet; danach erzählet mir Eure Abenteuer, welche ich sehr neugierig bin, zu hören."

„Scheich!" antwortete ihm der Reisende, „so erschöpft ich

bin, möchte ich doch lieber von Euch Nachricht von meiner Gattin und von meinen Eltern vernehmen, als mich ausruhen und erfrischen. Habet die Güte, mich nach dem väterlichen Hause zu führen."

Während er so sprach, öffnete sich unwillkürlich seine Hand, und der Vogel benutzte diese Gelegenheit, so leise zu entschlüpfen und sich emporzuschwingen, daß die beiden Freunde es nicht gewahrten; und ohne sich die Mühe zu geben, ihn zu suchen, eilten sie nach dem Hause Ali Dschoharys, wo alle Bewohner in die tiefste Traurigkeit versunken waren.

Eine Sklavin, die zum Zeitvertreib aus dem Fenster schaute, erkannte von ferne ihren jungen Herrn mit ihrem Nachbar, und sogleich rief sie aus: „Unser junger Herr ist wieder da! Da kommt er; ich habe ihn gesehen!"

Alle hielten sie für verrückt, und der Geist ergriff schon die Peitsche, um ihr Stillschweigen aufzuerlegen, als man auf einmal an die Thür klopfen hörte. Der erste, der eintrat, als man öffnete, war unser junger Reisender: seine Erscheinung brachte die überraschendste Wirkung in Ali Dschoharys Hause hervor, welches jetzt jener Stadt glich, wo alle Leute in unbewegliche Bildsäulen verwandelt worden waren.

Auf dieses äußerste Erstaunen folgte ebenso große Freude; jeder drückte sie auf seine Weise aus: einige weinten vor Rührung, andere stießen ein lautes Jubelgeschrei aus, liefen durch das ganze Haus und wiederholten den Namen des Neuangekommenen.

Der Vater und die Mutter, in tiefer Zurückgezogenheit im Harem, verwundert über diesen plötzlichen Lärm, traten hervor, um die Ursache desselben zu wissen, in demselben Augenblick, als die alte Amme ihres Sohnes herbeikam, um ihnen seine Ankunft zu verkünden. Dieser folgte ihr auf den Fuß, und zu gleicher Zeit stürzte er sich in die Arme seiner Eltern. Diese Überraschung hätte der Mutter, die mehrmals in Ohnmacht fiel, beinahe das Leben gekostet.

Als die ersten Ausbrüche der Freude beinahe beschwichtigt waren, dachte man auf Mittel, den jungen Mann gemächlich bei der Kranken einzuführen. Der Vater übernahm es, die Zusammenkunft vorzubereiten: die ersten Augenblicke waren gänzlich der Liebe und Freundschaft geweiht; und der junge Mann entriß sich nur den Armen seiner jungen Gattin, um in die Arme des Derwisches zu fliegen, welcher in diesem Augenblicke aus der Moschee zurückkam, und in die des Emirs, welcher Ali Dschoharys Haus nicht verlassen hatte.

Er übergab diesem Gelehrten das köstliche Vogelkraut, welcher alsbald daraus einen heilsamen Trank bereitete. Aber als er ihn darbrachte, weigerte sich die junge Frau, ihn einzunehmen, mit den Worten, daß schon die Ankunft ihres Gatten sie geheilt hätte; und dieser mußte seine Bitten und Liebkosungen mit den ernsten Ermahnungen des Emirs vereinigen, um sie zu bewegen.

Sobald die Kranke die dritte Schale von diesem Tranke geleert hatte, richtete sie sich auf von ihrem Lager, um Gott für ihre schleunige Genesung Dank zu sagen. Sie bat hierauf ihren Gatten, der ganzen Familie seine Abenteuer zu erzählen: „damit ich," sagte sie, „das Vergnügen habe, aus deinem Munde die Mühseligkeiten zu vernehmen, welchen du für diejenige getrotzt und sie überstanden hast, die fortan nicht mehr ohne dich leben will.

Der junge Reisende begann nun auf bescheidene Weise den zusammengedrängten Bericht seiner Abenteuer, und der Derwisch fügte alle die Thaten hinzu, welche er nicht zu erzählen gewagt hatte.

Diese wunderbare Geschichte war lange Zeit der Gegenstand der Unterhaltung für alle Müßigen der Stadt Damask.

Ali Dschohary feierte die unverhoffte Heimkehr seines Sohnes durch prächtige Feste. Alle Neugierigen fragten ihn nach der Geschichte seiner Reisen, und wenn er den Mund aufthat, so kam sein Nachbar ihm wohl oder übel zuvor und diente ihm zum Ausleger.

Als mit dem Ende der Feste auch die überläftigen Neugierigen verschwunden waren, fing die Familie wieder ihre alte Lebensweise an, und der Derwisch vermehrte die Zahl ihrer glücklichen Mitglieder.

Dieses Glück wurde indessen durch den Tod Ali Dschoharys und seiner Gattin getrübt; es konnte nicht fehlen, daß die heftigen Leiden, und die nicht minder lebhafte Freude, welche sie abwechselnd erfahren hatten, in einem Alter, wo die wankende Gesundheit dem ersten Anfall erliegt, ihr Ende beschleunigten; aber sie hatten den Trost, im Schoße der sie herzlich liebenden Ihrigen zu sterben: ihre brechenden Augen ruhten auf ihren Kindern und Freunden.

Halle a. S. Druck von Otto Hendel.
Holzfreies Papier von Berth. Siegismund in Leipzig.

109752

ROTANOX
oczyszczanie
VIII 2011

KD.15069
nr inw. 19040